image not available

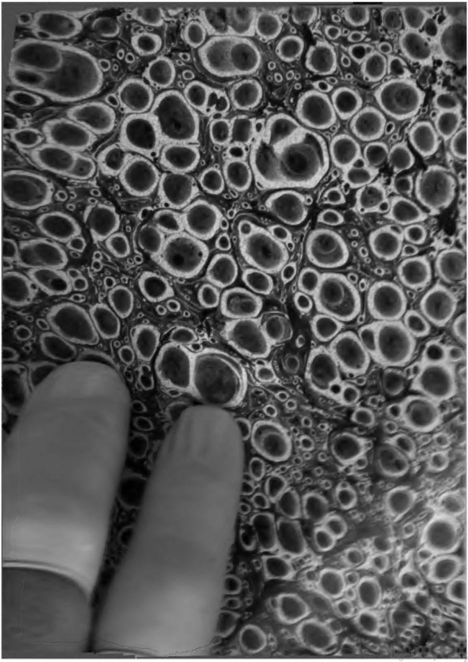
49552
6.3.5
(1-2)

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

THE
BEQUEST OF
RUTH FISCHE

Digitized by Google



Digitized by Google

Lord 700.

Digitized by Google

LUDWIG BÖRNE

geb. in Frankfurt a/M den 22. Mai 1786.
gest. in Paris den 12 Februar 1837.

Digitized by Google

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe.

Erſter Theil.

Stuttgart.

Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.

1840.

Digitized by Google

.6,3,5 (1-2)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
AUG 23 1965

Digitized by Google

I.

Dramaturgiſche Blätter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Iſidor und Olga, Trauerſpiel von Raupach	1
Der Lorbeerkranz, Schauſpiel von Ziegler	10
Saul; tragédie par Soumet	17
Die Ahnfrau, Trauerſpiel von Grillparzer	23
Der Spieler, Schauſpiel von Iffland	30
Die Veſtalin, Oper von Spontini	33
Eliſe von Valberg, Schauſpiel von Iffland	36
Der Bergſturz, Oper von Weigl	39
Der Schutzgeiſt, eine dramatiſche Legende von Kotzebue	41
Don Carlos. von Schiller	43
Saul, Melodrama	48
Die Feinde, Trauerſpiel von Houwald	50
Die Huſſiten vor Naumburg, Schauſpiel von Kotzebue	61
Die gefährliche Nachbarſchaft, Luſtſpiel von Kotzebue	63
Der Leuchtthurm, Drama von Houwald	65
Die beiden Gutsherren, Luſtſpiel von Julius v. Voß	82
Der verbannte Amor, Luſtſpiel von Kotzebue	93
Die Entdeckung, Luſtſpiel von A. v. Steigenteſch	96
Der Jude, Schauſpiel von Cumberland	98
Die Schweizerfamilie, Oper v. Weigl.	103
Correggio, von Oehlenſchläger	105
Agnes van der Lille, Schauſpiel von Frau v. Weißenthurn	109
Pierre de Portugal, tragédie par Arnault	114
Die Soldaten, Schauſpiel von Arreſto	121
Das Käthchen von Heilbronn, von Kleiſt	124
Verlegenheit und Liſt, Luſtſpiel von Kotzebue	130
Der alte Bürger-Capitain, Luſtſpiel	132
Thomas Aniello, von Freſenius	136
Cardenio und Celinde, Trauerſpiel von Immermann	140
Die eiferſüchtige Frau, Luſtſpiel von Kotzebue	151

Digitized by Google

Seite
Marianne, Trauerſpiel von Gotter 153
Beſchämte Eiferſucht, Luſtſpiel von Frau v. Weiſſenthurn 156
Die Entführung aus dem Serail, Oper von Mozart 162
L'école des Vieillards, comédie par Delavigne 164
Johann, Herzog von Finnland, Schauſpiel von Johanna Weiſſenthurn 169
Der Wollmarkt, Luſtſpiel von Clauren 171
Das Trauerſpiel in Tyrol, von Immermann 182
Die Familie Anglade, Schauſpiel von Freiherrn v. Thumb 210
Emilia Galotti, von Leſſing 212
Das Taſchenbuch, Drama von Kotzebue 221
Der Tagsbefehl, Drama von Töpfer 224
Die deutſche Hausfrau, Schauſpiel von Kotzebue 230
Das Kind der Liebe, Schauſpiel von Kotzebue 232
Lilla, Oper von Martin 236
Der Vorpoſten, Schauſpiel von Clauren 239
Die Großmuth des Scipio, Oper von Romberg 241
Nachtigall und Rabe, Oper von Weigl 243
Die Heimkehr, Trauerſpiel von Houwald 246
Das Nachtlager in Granada, Schauſpiel von Kind 255
Graf von Eſſex, Trauerſpiel von Banks 257
Der Findling, Luſtſpiel von Conteſſa 259
Ueber den Charakter des Wilhelm Tell 261
Der Hausdoktor, Luſtſpiel von Ziegler 270
Le Corrupteur, comédie par Lemercier 274
Maria Stuart, Trauerſpiel von Schiller 280
Unſer Verkehr, Poſſe 286
Tancred, Oper von Roſſini 294
Der Sammtrock, Luſtſpiel von Kotzebue 296
Sappho, Trauerſpiel von Grillparzer 298
Henriette Sonntag in Frankfurt 310
Der Taubſtumme, oder der Abbé de l'Epee 324
Die Waiſe und der Mörder, Drama von Caſtelli 326
Das Bild, Trauerſpiel von Houwald 329
Nachtrag zu vorſtehender Kritik 354
Abällino, der große Bandit, Trauerſpiel von Zſchokke 271
Die Braut, Luſtſpiel von Körner 373
Hamlet, von Shakſpeare 374

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Von den unwichtigſten oder den ſcherzhafteſten Dingen wollte ich mit Ernſt und breiter Würde ſprechen; aber von meinen Schriften ernſthaft reden — nein, das kann ich nicht. Herr Campe, der ſie ſich angeeignet, ſprach ſogar von einer Geſammtausgabe meiner Werke. Wie würde ich mich ſchämen, wenn er je ſo etwas drucken ließe! Ich habe keine Werke geſchrieben, ich habe nur meine Feder verſucht auf dieſem, auf jenem Papiere; jetzt ſollen die Blätter geſammelt, auf einander gelegt werden, und der Buchbinder ſoll ſie zu Büchern machen — das iſt Alles. Zu dem Alten wird einiges Neue kommen; doch wer nach ſo vielen Jahren das Alte nicht vergeſſen, für den behielt es einen Werth, und wer es vergeſſen, dem iſt Alles neu. Ich habe hundert und zwanzig Bogen zu liefern verſprochen. Hundert und zwanzig

Bogen! Guter Gott, hat denn Voltaire ſo viel Geiſt? Aber zum Glück iſt in dem Druckvertrage von dem Geiſte meiner Schriften gar nicht die Rede, und ich war ſehr froh, als er unterſchrieben war und unwiderruflich geworden.

Es iſt ſo ſchwer, Beſcheidenheit zu erkünſteln, und mir zumal, dem Kunſtfertigkeit ganz mangelt, würde es nie gelingen. Und doch brauchte ich ſie oder ihren Schein, die Leſer zu begütigen. Möchten ſie meiner Aufrichtigkeit nur Eines glauben. Es iſt nicht meine Schuld, wenn alte Reden ſich zum zweitenmale hören laſſen, es iſt die meiner Freunde, ich habe ihnen lange widerſtanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geſchrieben, aber für das, was ich nicht geſchrieben, verdiene ich ſie gewiß. Ich war älter als dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechſelbank geſetzt; ſeitdem ſind zehn Jahre vorübergegangen; ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich that es nicht, ich kam ſpät und kehrte ſelten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die Andern, dann wäre meine Sammlung voller geworden, und ſie wäre jetzt, gleich einem Wolkenbruche, auf dich armen Leſer herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge geſcholten, ſie haben mir Unrecht gethan. Ich habe nicht vermeiden können, Manches zu lernen, und über das, was ich wußte, mochte ich nicht reden. Wo ich unwiſſend war, nur da hatte ich Trieb, mich auszuſprechen, da war ich frei. Ich ſuchte immer meinen eigenen Weg, wenn auch vorherſehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen.

Traf ich aber dort mit den Beſſeren zuſammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut, mit ihnen zu wandern oder mich führen zu laſſen. So habe ich mühſam erfunden, was ich leichter hätte finden können, ſo verlor ich Zeit, und der Leſer gewann ſie. Doch das war es nicht allein, warum ich ſo ſchweigſam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geiſtes, eine, und dieſe zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beſchien, was jede Nacht bedeckte, dieſes zu beſprechen hatte ich Luſt und Muth, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutſcher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die Alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch iſt es ſo unglaublich, daß ich oft an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und ſpräche: Du durfteſt, ermuntere dich, Freund, du haſt geträumt — ich ſtriche mit der Hand über die Stirne und ſagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer geſagt, ich glaubte es. Was ich geſchrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgeſagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich ſelbſt. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das iſt recht ſchlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftſteller bin. Der wahre Schriftſteller ſoll thun wie ein Künſtler. Seine Gedanken, ſeine Empfindungen, hat er ſie dargeſtellt, muß er

ſie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß ſie ſachlich machen. Ach, die böſe *Sachdenklichkeit*, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben ſoll. Es muß wohl etwas Schönes ſeyn um die Kunſt. Die Fürſten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben ſie. Aber ſie ſind ſo gerecht, die Kunſtkenner, daß mich oft ſchaudert. Nicht *was* die Kunſt darſtelle, es kümmert ſie nur, *wie* ſie es darſtelle. Ein Froſch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meiſter, ein Chriſtus — das gilt ihnen alle gleich; ja ſie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn ſie nur gut gemalt. So bin ich nicht, ſo war ich nie. Ich habe nur immer Gott geſucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunſt, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die *göttliche* Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und ſo habe ich über Geſchichten, Menſchen und Bücher geurtheilt und ſo mag es wohl geſchehen ſeyn, daß ich manches gute und ſchöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeiſter ſchlecht und häßlich fand.

Ich ſuchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es ſchon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verſtehen, und man verſteht nur eine gut; wer mit dem Herzen ſpricht, iſt Allen verſtändlich, ſpricht Muſik, in der ſich Jeder vernimmt, *ſich*, und eine leiſe Antwort hört auf jede leiſe Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Uebelwollende es mit Schadenfreude ausgeſprochen: ich könnte kein Buch ſchreiben. Aber habe ich denn eines geſchrieben? Und was iſt's! Ein Buch iſt Wein im Faße, ein Blatt Wein in der Flaſche — wenn Wein iſt hier und dort; wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen, wer leſen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher ſey jetzt die Zeit zu eilig und beſchäftigt — die Welt iſt auf Reiſen.

Geht nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünſche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch ſtill und beſcheiden auf der Schwelle des Muſentempels ſaßet, zufrieden mit dem kleinſten Almoſen des Beifalls, da waren euch viele hold, da waret ihr froh und ſorgenlos. Jetzt ſchreitet ihr mit Stolz und Geräuſch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfangen nach eurer Würde. Ich ſage nicht, wie üblich, daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde — ich ſage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich, mir iſt ſehr bange — nicht vor dem Urtheile, aber mir iſt bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobſucht der Schriftſteller befiele, und der Krampf der Ehre meine gute, breite Bruſt zuſammenzöge — es wäre ſchrecklich!

Habe ich geſagt, ich wollte nicht mit breiter Würde von meinen Schriften reden? Ach, was ſind die Vorſätze des Menſchen! Ich glaube, daß ich es doch gethan.

Hannover, im November 1828.

Vorrede.

Deutſchlands kritiſche Nacht war gekommen, die Wärter ſaßen kopfſchüttelnd am Bette, alte Baſen machten bedenkliche Runzeln und die Lichter wurden nicht mehr geputzt. Da richtete ſich der Kranke plötzlich auf, ſaß ganz gerade, blickte umher und fragte: „wo bin ich?“ — „In Ihrer alten Wohnung, bei den lieben Ihrigen“ — antwortete der Arzt, freundlich und vergnügt, und machte eine ſiegreiche Miene. Ein wohlthätiger Schweiß war ausgebrochen, die Fieberphantaſieen hatten aufgehört, der gute alte Puls war gleich wieder da, und die Geſundheit kehrte mit ſchnellern Schritten zurück, als ſie ſich entfernt hatte. Noch einige Tage blieb der Geneſende ſchwach; aber er lächelte ſelig, alles war ihm recht, er war alles zufrieden. Noch einige Tage, und Vetter Michel ſtand wieder auf den Beinen, ſchnitt ſich zwölf Dutzend neue Federn,

und aß Abends ſeinen Katoffelſalat. Noch einige Tage, und das Teſtament, in der Furcht des Todes geſchrieben, wurde hervorgeſucht und zerriſſen; es ſollte alles beim Alten bleiben. Noch einige Tage, und der Krankenwärter kam glückwünſchend und erinnerte an den neuen blauen Rock, den ihm der Kranke verſprochen hatte, wenn er wieder aufkäme. Der Geſunde lachte den guten Mann aus und ſagte: im Fieber mag ich wohl viel dummes Zeug geſprochen und verſprochen haben.... Ach! es war eine ſchöne Zeit. Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maaß des Körpers und des Glaubens — aber ich habe den Franzoſen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizeiſtelle eines rheiniſchen Bundesſtaates war ich, ohne Stuhl und Styl zu wechleln, zur Polizeiſtelle eines deutſchen Bundesſtaates gekommen. Früher hatte ich gehorſame, eilfertige Briefe nach allen Poſtwinden geſchrieben, um arme deutſche Jungen, die ſich verſteckt hatten, weil man ſie als widerſpenſtige Conſcribirte verfolgte, zu erſpähen, und den franzöſiſchen Metzgerknechten auszuliefern. Jetzt ſchrieb ich noch gehorſamere, noch eilfertigere Briefe, um alte Deutſche

mit pedantiſchen Herzen, die immer noch Liebe und Bewunderung für Napoleon zeigten, als Verräther feſtzuhalten und deutſchen Metzgerhunden zur Bewachung zu übergeben. Einmal fing man einen ſolchen Spion, und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgeſetzten zwingen, ſich bis auf das Hemd auszukleiden, um nachzuſehen, ob er ſich nicht die drei Farben tatowirt hätte. Ich fand nichts, ſah, daß Alles gut war, und Deutſchland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abſchied und das war auch gut. Ich trieb Privat-Patriotismus und gab eine Zeitſchrift heraus: Die Wage. Ach Himmel! An Gewichten fehlte es mir nicht, aber ich hatte nichts zu wiegen. Das Volk auf dem Markte that nichts und machte keine Geſchäfte, und das Völkchen in den höhern Räumen handelte mit Luft und Wind und andern imponderablen Stoffen. Ich war in ſehr großer Verlegenheit. Das Journal war angekündigt, der Druck hatte ſchon begonnen, die Abonnements-Gelder waren ſchon ein- und ausgezogen, und ich wußte noch nicht, wie ich mein Verſprechen erfüllen und das Verſprochene voll machen ſollte. Da rieth mir ein freiwilliger Jäger, der ſein Leben lieb gewonnen und, um

es fortzuſetzen, Komödiant geworden war, ich ſolle über das Theater ſchreiben. Der Rath war gut und ich befolgte ihn. Ich ſetzte die wohlweiſe Perücke auf, und ſprach Recht in den wichtigſten und hitzigſten Steithändeln der deutſchen Bürger — in Komödien-Sachen. Wie ein Geſchworener urtheilte ich nach Gefühl und Gewiſſen; um die Geſetze bekümmerte ich mich, ja ich kannte ſie gar nicht. Was Ariſtoteles, Leſſing, Schlegel, Tiek, Müllner und Andere der dramatiſchen Kunſt befohlen oder verboten, war mir ganz fremd. Ich war ein Natur-Kritiker, in dem Sinne, wie man einen Bauer vor zwanzig Jahren — ich glaube, er hieß Maus — der Gedichte machte, einen Natur-Dichter genannt hatte. Die Katze Kritik ging damals ſehr ſchonend um mit jener Maus, zog ihre Krallen ein und liebkoſte ſie. Eine gleiche Nachſicht fand ich auch, wahrſcheinlich aus gleichem Grunde: weil man eine gewiſſe bäuerliche Natürlichkeit an mir bemerkt. Die Menſchen ſind gar nicht ſo ſchlimm, als man gewöhnlich glaubt. Sie laſſen jedem gern ſeine Meinung, häßlich oder ſchön, wenn er nur feſt darin ſteckt, wie in ſeiner Haut; verſteckt man ſich aber hinter einer

Meinung, dann ziehen die Leute mißtrauiſch den Vorhang weg, um zu ſehen, wer dahinter iſt. Meine Kritiken fanden vielen Beifall, ſogar Kotzebue lobte mich. Wie wüthend war ich über Sand, als er mir meinen lieben guten Kotzebue umgebracht, der mich gelobt hatte. Es war Hamlet, der Polonius erſtach, Rattengift — dummes Volk!

So ſind dieſe dramaturgiſchen Blätter entſtanden, die ich jetzt, geſammelt und vermehrt, den Leſern vorlege. Möchten ſie größere Freude daran haben, als ich ſelbſt dabei gefunden. Ich beklage verlorne Zeit und fruchtloſe oder übel verwendete Mühe. Der Kritiker befördert ſo wenig die ſchöne Kunſt, als der Scharfrichter die Tugend befördert. Beide ſchrecken nur von Vergehungen ab, beide beſtrafen ſie nur. Ich fange an zu glauben, daß die armen Bühnendichter doch Recht haben mögen, wenn ſie ihre Recenſenten Freudeſtörer ſchelten. Wir ſind wirklich garſtige Raupen, die Blatt nach Blatt abfreſſen, bis vom Buche nichts mehr übrig bleibt, als der Deckel und die Rechnung des Buchhändlers. Ehe die Schlange Kritik mich verführte, war ich unſchuldig, wie der Menſch im Paradieſe; ich konnte über

einen Iffland'ſchen Hofrath, wenn er tugendhaft war, weinen wie ein Bürgermädchen, und über Bären und närriſche Pudeln gleich einem Wiener lachen. Da aß ich vom Baume der Erkenntniß, lernte Gutes vom Böſen unterſcheiden, und meine Zufriedenheit war hin. Da kam ich mit einem Vergrößerungsglaſe in das Schauſpielhaus, und entdeckte häßliche Flecken und Unebenheiten, wo ich früher alles ſchön und glatt gefunden. Da fing ich die armen Leute zu plagen an, und mich am meiſten.

— Ein Kerl, der kritiſirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Heide,
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Es iſt wahr, ich hatte bei meinem dramaturgiſchen Beſtreben eine ſchönere und beſſere Abſicht, als die, einen armen Dichter zu kränken, den die Natur ſchon genug gekränkt hatte, und ſeine armen Bewunderer zu verſpotten. Aber ich blieb immer ein Thor, zu hoffen, das Feiertägliche werde wirken, wo das Wochentägliche nicht gewirkt, und zu vergeſſen, daß es Lehren gibt, die, wenn nöthig geworden, fruchtlos ſind. Ich ſah im

Schauſpiele das Spiegelbild des Lebens, und wenn mir das Bild nicht gefiel, ſchlug ich, und wenn es mich anwiderte, zerſchlug ich den Spiegel. Kindiſcher Zorn! In den Scherben ſah ich das Bild hundertmal. Ich war bald dahinter gekommen, daß die Deutſchen kein Theater haben, und einen Tag ſpäter, daß ſie keines haben können. Das Erſtere war mir gleichgültig — man kann ein ſehr edles, ein ſehr glückliches Volk ſeyn, ohne gutes Schauſpiel — aber das Andere betrübte mich. Dieſer Schmerz gab meinen Beurtheilungen eine Leidenſchaftlichkelt, die man mir zum Vorwurfe gemacht, weil man ſie mißverſtanden. „Sie ſind zu ſcharf" — ſagten mir oft Freunde, weil ſie dachten, ich hätte es auf einen Dichter, einen Schauſpieler abgeſehen. Guter Gott! Wäre der Dichter oder der Schauſpieler mein Sohn geweſen, ich hätte ganz ſo von ihm geſprochen, wie von dem Fremden, ſo wenig dachte ich daran, einem Wehe zu thun. Es war oft komiſch, wenn junge Leute, die Reſpekt vor mir hatten, im Theater oder nach demſelben, auf meine Worte horchten, was ich urtheilte von dem neuen Stücke, ob ich es für gut oder ſchlecht erklärte. Wahrhaftig, ich hatte

beim zweiten Akte, den erſten, wenn der Vorhang fiel, alles vergeſſen, und ich erinnerte mich gar nicht, ob das Stück gut oder ſchlecht war. Aber am folgenden Tage kam immer etwas, das mich daran erinnerte: Das Stück mußte ſchlecht geweſen ſeyn, und da ſetzte ich mich hin und beurtheilte es, und tadelte die Zeitung des Morgens im Comödienzettel des Abends, die Natur in der Kunſt. Ich ſchlug den Sack und meinte den Eſel. Das franzöſiſche Schauſpiel, das klaſſiſche zumal, iſt mir weit mehr zuwider, als das deutſche; aber nur, wenn ich es leſe, nicht, wenn ich im Lande es darſtellen ſehe. Dann gewahre ich bald, daß die Gebrechen des franzöſiſchen Dramas, die der Franzoſen, die ihrer Nationalität ſind: die Gebrechen des deutſchen Dramas aber zeugen von der Unnationalität der Deutſchen, und das iſt zum Verzweifeln, das iſt keine bloſe Comödie. Ein Volk, das nur der Pferch zum Volke macht, das, außer demſelben, den Wolf fürchtet und den Hund verehrt, und wenn ein Gewitter kommt, die Köpfe zuſammenſteckt und geduldig über ſich herdonnern läßt; ein Volk, das beim Jahresſchluſſe der Geſchichte gar nicht mitgerechnet wird, ja, das ſich ſelbſt

nicht zählt, wo es ſelbſt die Rechnung macht, — ein ſolches Volk mag recht gut, recht wollig, ganz brauchbar für das Haus ſeyn; aber es wird kein Drama haben, es wird in jedem fremden Drama nur der Chor ſeyn, der weiſe Betrachtungen anſtellt, es wird nie ſelbſt ein Held ſeyn.

Alle unſere dramatiſchen Dichter, die ſchlechten, die guten und die beſten, haben das Nationelle der Unnationalität, den Charakter der Charakterloſigkeit. Unſer ſtilles, beſcheidenes, verſchämtes Weſen, unſere Tugend hinter dem Ofen und unſere Scheinſchlechtigkeit im öffentlichen Leben, unſere bürgerliche Unmündigkeit und unſer großes Maul am Schreibtiſche — alles dieſes vereint, ſteht der Entwickelung der dramatiſchen Kunſt mächtig im Wege. Reden heißt uns handeln, und ſchweigen groß handeln. Die Sculptur kam in der chriſtlichen Zeit durch die Entwöhnung, nackte Geſtalten zu ſehen, herunter, und die Ungewohnheit, nackte Charakter zu ſehen, läßt die dramatiſche Kunſt in Deutſchland nicht aufkommen. Zwar verſetzt ſich der Deutſche leicht in jedes neue Verhältniß, in jede fremde Empfindung; aber dieſe Leichtigkeit wird durch die andere, ſich aus jeder Lage

zu verſetzen, wieder zu nichte gemacht. Der Deutſche reflectirt über Alles, ſieht Alles aus der Vogelperſpective, und iſt darum nie in der Mitte der Sache. So iſt er erhaben über den Scherz, handhabt ihn und iſt nie ſcherzhaft. Den Punkt, den ſich Archimedes wünſchte, hat er gefunden, und er ſollte wünſchen, daß er ihn verlöre. Und tritt der Deutſche in ein fremdes Verhältniß ein, dann geſchieht es als Gaſt, er iſt beſcheiden und verlegen, und thut nicht wie zu Hauſe darin. Der Deutſche hat Alles und iſt Nichts, und die dramatiſchen Charaktere ſeiner Schauſpiele haben darum nur, was ſie ſeyn ſollten. Im Luſtſpiele, wenn ja einmal die Dummheit aufhört und der Witz erſcheint, ſehen wir den Geiſt, aber nicht den Charakter des Witzes; wir ſehen witzige Geiſter, aber keine witzige Charaktere. Die Perſonen haben Witz und ſind nicht witzig. Bezeichnend für dieſe Gattung der Fehlerhaftigkeit iſt Raupach, ein Mann von Geiſt, Geſchmack und ſchöner Darſtellung. Alle ſeine komiſchen Perſonen machen ſich über ſich ſelbſt luſtig, greifen dadurch in das Recht des Zuſchauers ein und rauben dieſem alle Luſt. Sein Eiferſüchtiger in „Laßt die Todten ruhen,“ ſein Shakſpeare's-Narr in „Kritik und Antikritik,“

perſiſliren ihren eigenen Charakter; der eine verſpottet die Eiferſucht, der andere die Shakſpeare-Manie. Sie tragen die Maske ihres Charakters, verſtellen ihre Stimme, ſind aber nicht, was ſie ſcheinen. Ich habe, ſoviel ich mich erinnere, in den Kritiken dieſer Sammlung noch andere Bemerkungen über die Unbedeutendheit des deutſchen Luſtſpiels, und die Schuld daran, gemacht, und ich will hier darauf hinweiſen.

Hat das Luſtſpiel keine Luſt, iſt das Trauerſpiel dafür um ſo weniger trauriger. Man braucht ein doppeltes Maß von Thränen, eines für die Leidenden im Gedichte, ein anderes für den leidenden Dichter ſelbſt. Der arme Tragödiſt, ein geplagter Schulmeiſter, auf deſſen Bänken naſeweiſe Könige und wilde Völker ſitzen, und der die Ruthe gebrauchen ſoll für beide, bekommt ſie öfter, als er ſie austheilt. Er iſt furchtſam, verſteckt ſich hinter die Tugend, ſagt, nicht er gebiete, ſondern ſie, nicht er ſey ſtreng, ſondern ſie, und man möge ihm nichts übel deuten. Im Hauſe haben wir Muth, der Deutſche hält etwas auf ſein Hausrecht; da ſind wir im Stande, wie der Geiger Miller in Kabale und Liebe, ſogar einem Präſidenten mit dem Hinauswerfen zu drohen. Aber vor der Thüre,

wo die Polizei beginnt, wenn die Dekoration einen Palaſt, eine Straße, einen Markt vorſtellt, da ſind wir ängſtlich und blöde, ſehnen uns nach der warmen Stube, nach den gemüthlichen Pantoffeln zurück, und dichten wir Tragödien in dieſer weinerlichen Stimmung, wird ein lyriſches Gedudel, ein Papa Tell, ein empfindſamer Tyroler, ein operlicher Beliſar daraus. Im Leben und im Drama kommt es darauf an, Recht zu behalten; dem ehrlichen Deutſchen aber liegt daran, Recht zu haben, und darum haben ſeine Helden alle Recht, und die Geſchlagenen immer Unrecht. Unſer Haus-Herz, unſere Provinzial-Empfindung verdirbt die Kunſt. Dem tragiſchen Dichter ergeht es, wie dem Schweizerſoldaten. Er ſteht mitten im tragiſchen Schrecken, der Sturm der Schlacht tobt wild, Waffen klirren, Wunden ächzen, das Leben ſteigt im Preiſe, der Tod wird wohlfeil, der Augenblick gebietet, der Muth über den Augenblick, die Flamme der Begeiſterung erwärmt ſelbſt den kalten Feigling, der Held kämpft, wie ein Löwe — da, horch! — da ſummt einer den Kuhreigen; der Held ſteht ſtille, es wird ihm ſchwabbelig, ſeine Augen tröpfeln, er läßt den Arm ſinken, wirft das Schwert hin, deſertirt,

vergißt Ehre, Pflicht, Ruhm, Alles, läuft in die Heimath zurück, ſetzt ſich hinter den Ofen und weint unaufhörlich. Da ſitzt der Held, ſtatt zu ſtreiten, warm im Herzen des Dichters — warm, weil er ſich warm gelaufen; denn was iſt ein deutſches Herz? — eine gefrorene Schweiz, nichts mehr.

Den armen Reſt nimmt eine ſchamloſe Cenſur hinweg. War nicht Grillparzer's jungfräuliche Muſe ſchön und hold? Nun ſeht, ſeht! Man hat ſie der ehrloſeſten Mißhandlung preisgegeben, in der Wachtſtube der Polizei wurde ſie geſchmäht und geſchändet, und jetzt ſchleicht ſie bleich und mit verweinten Augen umher, daß einem das Herz vor Mitleid ſpringen möchte. Sagt nicht: ſo ſchlimm iſt es nicht überall; doch, doch, ſo ſchlimm iſt es überall. Nicht die Cenſur, die das Drucken verbietet, die andere iſt die verderblichſte, die uns am Schreiben hindert; und das thut ſie im ganzen Lande. Wir werden cenſirt geboren, unſere Ammenmilch iſt cenſirt. Ein Deutſcher könnte fünzig Jahre Groß-Inquiſitor ſeyn, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber ſetzt ihn auf eine menſchenleere Inſel, wo er ſein eigener König iſt, und er ſchreibt nicht frei.

Er würde immer fürchten, irgend ein Schwachkopf auf einer der Inſeln im ſtillen Ocean könnte ſich an eines ſeiner harten Worte ſtoßen, und würde ſie darum alle mit weichem Wulſte umgeben. Wir ſind ſo ſehr gewöhnt, vorſichtig zu ſeyn, daß uns die Vorſicht zu thieriſchem Inſtinkte geworden und wir ſie gar nicht mehr brauchen. Dem Deutſchen iſt ganz unbekannt, wie viel der Menſch an Wahrheit, Grobheit und Satyre, ohne zu ſterben, ertragen kann. Er weiß noch weniger, daß der Menſch gar nicht daran ſtirbt, ſondern vielmehr ſtärker und geſünder davon wird. Selbſt verwöhnt und verzärtelt, verwöhnt und verzärtelt er auch die Kinder ſeines Geiſtes. Er windelt ſie gegen die Luft bis zum Halſe ein, und ſie liegen da, wie die Aegyptiſchen Mumien, regungs-los und bedeckt mit Hieroglyphen. Darum iſt auch kein Leben, darum herrſcht auch das Fratzige und Räthſel-hafte in allen dramatiſchen Gedichten. Der Dichter will nicht gedeutet ſeyn, er nimmt ſeine Urbilder nicht aus der Wirklichkeit. Sie verſpotten die Thorheiten des vori-gen Jahrhunderts, züchtigen die Verbrechen des vorigen Jahrtauſends, und wenn nicht ein Bräutigam aus Merіko, oder ein Vetter aus Liſſabon kommt, wiſſen

ſie nichts Neues aufzutreiben. Sie kennen die Natur, und kennen den Menſchen nicht. Eine Laune machen ſie zur Leidenſchaft, den Rauſch der Leidenſchaft zur perennirenden Empfindung, Empfindungen zu Gedanken und unfruchtbare Gedanken laſſen ſie Handlungen gebären. Unmögliche, mißgeſtaltete Ungeheuer von Geſchichten laſ- ſen ſie geſchehen, und ſie vergeſſen, daß, wenn im Leben auch das Unwahrſcheinlichſte zuweilen wirklich wird, es doch auf der Bühne nie geſchehen darf. Und gelingt es ja einmal einem dramatiſchen Dichter, das wirkliche, gelebte Leben ſchön und wahr darzuſtellen, läugnet er es ab, opfert ſeinen Künſtlerruhm ſeiner Ruhe auf, und ſagt:

Bemüht euch nicht, im Buche der Geſchichte
Der Quelle meines Liedes nachzuſpüren;
Die Wirklichkeit taugt ſelten zum Gedichte.

Es ſey Alles erfunden, Alles gelogen, er habe an Nichts dabei gedacht, das Stoffloſe ſey der ächte Stoff für ein Drama, und an Nichts zu denken, das ſey die rechte Art, eine Tragödie zu ſchreiben! denn

Was niemals war, das iſt zu allen Zeiten.

Mit dem franzöſiſchen Drama hat die Kritik freilich auch ihre große Noth und Langeweile; aber der Zuſchauer nie. Iſt es kein Trauerſpiel, iſt es kein Luſtſpiel, ſo iſt es doch wenigſtens eine Zeitung von den Ereigniſſen des Tages, an denen Jeder Theil nimmt. Man weint oder lacht, pfeift oder klatſcht, man macht Lärm und hat ſeine Freude daran. Wenn aber dem deutſchen Drama der Kunſtwerth mangelt, mangelt ihm Alles. Nur der einzige Kotzebue hat den Verſtand gehabt, ſeinen Schauſpielen, die ſich alle gleichen, wenigſtens den Kalendernamen des Tages zu geben, und er hat damit gewirkt. Es iſt ganz zum verzweifeln, daß der Deutſche mit der Temperatur der Jahrszeiten nie im Einklange ſteht. Im Winter geht ſeine Seele nackt, im Sommer trägt ſie einen Pelz. Im Kriege iſt er politiſch und ſpricht nicht von Politik, während dem Frieden theilt er die Welt aus. Er ſchreibt Bücher über den Haushalt der Athener; um den Haushalt der Oeſtreicher, welchen er ſein Geld anvertraut, bekümmert er ſich nicht. Eine Berliner Akademie hält am Geburtstage des großen Friederichs eine Vorleſung über die Infiniteſimalrechnung, und es wäre doch wahrhaftig zeitgemäßer, wohlthätiger

und patriotiſcher, zur Feier eines ſolchen Tages eine Vorleſung über den deutſchen Fürſtenbund zu halten. Engländer und Franzoſen walzen mit der Zeit, der Deutſche tanzt einen Mennet mit ihr. Sie ſind ſich immer entgegen, der Chapeau ſteht oben, die Dame unten; ſie entfernen ſich von einander und ſehen ſich dabei ſchief an, und wenn ſie ſich begegnen, reichen ſie ſich die Hände, aber mehr zum Adieu, als zum Willkommen. Will ja einmal ein Deutſcher der Zeit die Hand küſſen, benimmt er ſich ſo ungeſchickt dabei, daß alle Welt lachen muß. Einer That die Farbe der Empfindung geben, das vermögen ſie nicht. Dem Zechbruder Leſſing errichten ſie ein Spital, und für den heiligen Bonifacius in Fuld werden ſie wahrſcheinlich ein Schauſpielhaus bauen. Luther zum Andenken — Luther und ein Andenken! Es kommt noch dazu, daß ſie dem lieben Gott eines ſetzen — wollten ſie vor mehreren Jahren in Eisleben eine Art Findelhaus gründen, und Göthe ſollte in ſeiner Vaterſtadt einen Tempel der Veſta haben; er war ſchon in Kupfer geſtochen. Können die dramatiſchen Dichter beſſer ſeyn? Und wären ſie es, und ſpielten ſie aus dem Tone der Zeit, es würde nichts

helfen. In Tyrol iſt Immermanns Trauerſpiel von Tyrol, wie uns Heine erzählt, ſelbſt zum Leſen verboten. Iſt ganz recht; die Tyroler könnten das Jodeln darüber verlernen und die guten Wiener hätten ein Vergnügen weniger. Kein Schauſpieldirector denkt daran, unter den Tauſenden von Stücken eines zu wählen, das für den Tag paßt. Doch ja, in den erſten Wintertagen ſpielen ſie überall den Graf Benjowsky, weil eine Schnee-Dekoration darin vorkommt. Das iſt aber auch die ganze Huldigung, die man dem Geiſte der Zeit bringt, Das Volk iſt nicht beſſer. Denkt denn Einer bei Raupachs Rafaele an die Griechen? Neulich war ich ein Narr. Ich ſah Leſſings Minna von Barnhelm aufführen. Darin ſagt der Wachtmeiſter Werner: „Unſere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Chriſten wären.“ Varna war gerade an die Ruſſen übergegangen, und ich dachte: Jetzt geht der Lärm los!.. O, mein Gott! kein Goldfingerchen hat ſich gerührt. Ja es war ſtiller als vorher; es ſchien, als hätte der Athem des ganzen Hauſes gefürchtet, irgend eine Theilnahme zu verrathen. Dieſes geſchah

freilich in Hannover; aber Hannover iſt nur der Titel des Landes; ganz Deutſchland iſt hannövriſch. Der Teufel mag Comödien ſchreiben für ſolche Menſchen.

Ich wollte, daß ich auch ſagen könnte: wer mag vor ſolchen Menſchen ſpielen! Aber, warum nicht gut ſpielen? Das Drama ſey, wie es wolle, der Zuſchauer ſey, wie er wolle, gut ſpielen iſt immer möglich, und wird immer empfunden und mit Dank aufgenommen. Vielleicht kann man den niederen Stand der deutſchen Schauſpielkunſt erklären, aber zu entſchuldigen iſt er gewiß nicht. Und wenn man die zwanzig guten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die Deutſchland vielleicht hat, verſammelte und ſie auf einer Bühne, im nämlichen Stücke, auftreten ließe, es würde doch nicht gut geſpielt werden. Jeder bekümmert ſich nur um ſeine Rolle, Keiner um das Ganze, Keiner um die Rolle des Mitſpielenden. Warum ſind die Orcheſter gewöhnlich gut, ob zwar deren Mitglieder gewiß nicht alle Künſtler ſind, die fühlen und verſtehen, was ſie vortragen? Es kommt daher, weil ſie in Ordnung gehalten werden, weil ſie aus einem Takte, einem Tone ſpielen. Könnte man die Schauſpieler nicht auf gleiche Weiſe leiten?

Könnte man ihnen nicht Ton, Takt, Temperatur vorſchreiben? Könnte nicht der Regiſſeur hinter den Couliſſen mit einem Stäbchen kommandiren und das Zeichen geben, wenn geſchrieen oder geliſpelt, langſam oder geſchwind geſprochen, wenn der Kopf hängen oder ſich gerade halten, der rechte oder der linke Arm ſich bewegen ſoll? Die Schauſpieler verſtehen gewöhnlich das Stück und ihre Rolle nicht. Gebt ihnen Shakſpeare's Hamlet, und ſie machen aus Hamlet einen Helden, aus dem Könige einen Schuft, aus Polonius einen Einfaltspinſel und Ophelia zur Schwärmerin. Man ſollte bei jedem Theater einen Dramaturgen anſtellen, der jedes neue Stück und die einzelnen Rollen darin den Schauſpielern kritiſch erläuterte. Die Beſſern unter ihnen würden dadurch belehrt und ausgebildet, und bei denen von minderer Faſſungskraft wenigſtens das gewonnen werden, daß ſie den Bau und Zuſammenhang des neuen Stücks, daß ſie es räumlich kennen lernten. Das wäre ſchon Vortheil genug. Man hat mir von Schauſpielern erzählt, die ſchon zwanzig Jahre in einem Stücke aufgetreten ſind, ohne deſſen Ausgang zu kennen, weil ſie lange vor demſelben abzutreten haben, und ſie immer,

die Zeit nicht zu verlieren, gleich in das Weinhaus gingen... Warum keine Theaterſchule?.. Doch das würde uns hier zu weit ablenken.

Ich habe auch einige Bemerkungen über ſchauſpieleriſche Darſtellungen — jedoch ohne Namen zu wiederholen — aus alten Blättern, in dieſe Sammlung aufgenommen. Es geſchah der Buße wegen; denn wahrlich, wenn ich an meine ehemaligen Beurtheilungen der Schauſpieler mich erinnere, möchte ich Aſche auf mein Haupt ſtreuen und meine Kleider zerreißen. Ich habe jenen guten Menſchen ſehr wehe gethan. Die Beurtheilungen bezogen ſich alle auf die Bühne meines Wohnorts. Ich war damals noch fremd in der Theaterwelt, ſah, daß ſchlecht geſpielt wurde, und dachte, das wäre unſerer Bühne eigenthümlich. Das Repertoire fand ich erbärmlich, und ich wähnte, das ſey allein bei uns ſo. Als ich aber auch andere Bühnen kennen gelernt, erfuhr ich, daß es nirgends beſſer ſey, ja an vielen Orten noch ſchlechter, als bei uns. Ich bitte darum die Herren und Damen, welchen ich einſt zu nahe getreten, herzlich um Verzeihung. Mein Urtheil war eine Art Kriegsgericht, es war ein Decimiren; ſie bekamen die

böſen Würfel, aber hundert andere waren ſchuldiger, als ſie.

Mit gutem Vorbedachte habe ich an die Spitze meiner geſammelten Schriften dieſe dramaturgiſchen Blätter geſtellt. Sie ſind ihre Fouriere, ſie ſollen ihnen Quartier machen. O! Ich ſehe es ſchon im Geiſte: man wird an das Fenſter laufen, wenn ich vorüber gehe, man wird vielleicht an manchem Orte mir die Pferde ausſpannen. Was kann man Schöneres, was kann man Glorreicheres t un, als über Theater ſprechen und ſchreiben? Wenn der Knabe die Schule verläßt, ſpricht und ſchreibt er von den Leiſtungen unſerer Schauſpieler; dann bekommt er die Toga, und der deutſche Bürger iſt fertig. Der Meſſager des Chambres, das Blatt der franzöſiſchen Regierung, hat am Schluſſe dieſes Jahres in ſeiner Ueberſicht der europäiſchen Politik unſeres Vaterlandes nicht mit einem Worte erwähnt. In dieſem Jahre ſoll das anders werden. Man wird von uns berichten: „In Deutſchland ſind im verfloſſenen Jahre zwei neue Bände Theaterkritiken erſchienen, und viele Dienſtjubilate ſind gefeiert worden.“ Vorigen Sommer im Bade, als mich mein Barbier

zum erſtenmale unter ſeinem Meſſer hatte, brachte mir der Kellner einen Brief; jener ſchielte nach der Adreſſe, und gleich fühlte ich das Blut an meinem Geſichte herabrieſeln. „Gott, Gott! — ſprach der Menſch — Sie haben den ſchönen Aufſatz von der Sonntag geſchrieben? Wir haben uns bald buckelig darüber gelacht.“ Vor Ueberraſchung und aus reiner Hochachtung hatte er mir einen Schnitt gegeben. Wäre ich gar der Vater der großen Sonntag geweſen und die Adreſſe hätte es ihm entdeckt, ich lebte nicht mehr, er hätte mir aus Ehrfurcht den Hals abgeſchnitten. Geht nun, geht! Ergötzt die Barbierer und die Barbierten und macht mir Ruhm.

Hannover, im Januar 1829.

☞ Die zwiſchen den beiden Zeichen • • eingeſchloſſenen Stellen der gegenwärtigen *dritten Ausgabe* der geſammelten Schriften ſind Ergänzungen, entnommen aus denſelben Aufſätzen des Verfaſſers, wie ſolche urſprünglich in verſchiedenen Zeitſchriften erſchienen.

I.

Die Leibeigenen,

oder

Iſidor und Olga.

Trauerſpiel von Raupach.

Ein Trauerſpiel ohne Böſewicht, ja ohne Bosheit — ein liebenswürdiges Trauerſpiel. Es gefällt mir ungemein, und ich würde es ſehr loben, wenn ich dürfte. Aber ein Kritiker iſt nur Richter, nicht Geſetzgeber; er darf nicht ſeiner Neigung folgen, nicht immer gut finden, was ihm gefällt, nicht loben, was er liebt. Die unerbittliche Dramaturgie fragt: wo iſt hier der Abſcheu, der Senf, der jede Tragödie würzen muß? Und es iſt wahr, in Iſidor und Olga findet man nicht eine abſcheuliche Seele. Der Dichter hat es gemacht, wie eine Mutter, die den böſen Tiſch ſchlägt, woran ſich ihr Kind geſtoßen. Aber der Tiſch iſt von Holz und unempfindlich, und der Staat iſt noch unempfindlicher als Holz. Der Held des Trauerſpiels iſt kein Weſen von Fleiſch und Blut, er iſt ein Geſpenſt, ein Prinzip, ein politiſches Prinzip. . . . Nun, wenn auch, was liegt daran? Duldet

ihr kein politiſches Drama, ſo nennt es eine dramatiſche Politik. Hätte Montesquieu ſeinen Geiſt der Geſetze, Machiavelli ſeinen Fürſten dramatiſirt, hätten ſie geſucht, ihre Leſer zu ergötzen, zugleich indem ſie ſie belehrten, wäre es dann nicht um ſo beſſer geweſen? Aber den Kunſtkennern, den Kunſtrichtern, dieſen gottloſen Chineſen, gilt nur die Form. Sie haben Geiſter und Körper in Stände und Kaſten gebracht, und der Kaſten gibt ſeinem Inhalte den Werth, und bezeichnet ihn. Gott hat ſeine Schublade, und der Teufel hat ſeine Schublade, und iſt nur der Teufel ein rechter Teufel, dann iſt er ihnen ſo lieb als Gott. Der Himmel, den ſie nicht kennen, mag ihnen vergeben, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Ich aber habe dies Alles nur geſagt, um Gleichgeſinnten zu zeigen, daß ich Gutes von Böſem wohl zu unterſcheiden weiß, und daß ich beſſer bin, als meine Kritik ſeyn wird.

Iſidor, ein Maler, war der natürliche Sohn eines Fürſten, ſeine Mutter eine Leibeigene. Er wurde von ſeinem Vater mit gleicher Sorgfalt, wie der ſpäter geborene Sohn aus geſetzlicher Ehe erzogen. Den alten Fürſten hatte der Tod erreicht, ehe er das Kind ſeiner Liebe frei erklärt, und ſo blieb Iſidor Leibeigener vor dem Geſetze. Doch hatte ihn der Vater, ſterbend, ſeinem Sohne und Erben empfohlen. Deſſen bedurfte es kaum. Der junge Fürſt Walodimir war ſeinem Bruder mit zärtlicher Liebe zugethan, und er hatte gelernt ihn als ſeinen ältern achten. Iſidor, als er

den Tod ſeines Vaters erfuhr, kehrte aus Italien, wo er der Kunſt gelebt, in die Heimath zurück. Der junge Fürſt empfing ihn brüderlich, brachte mit frohem und freiem Willen die vergeſſene Schuld des Vaters in Erinnerung, und es wurde heiter beſprochen, wie der Erbe ſich eilen werde, dieſe Schuld zu bezahlen. An die Güter des Fürſten grenzten die der jungen und ſchönen Gräfin Olga, in deren Adern das Blut der Zaare floß. Der Fürſt liebte ſie mit glühender Leidenſchaft; doch fand ſeine Liebe nur Freundſchaft zur Erwiederung. Die Gräfin Olga war kurze Zeit vor Iſidor aus Italien in ihr Vaterland zurückgekehrt. Dort, unter blauem Himmel und in warmen Lüften, war ſie ſeine Kunſtſchülerin geweſen. Die Kunſt wohnt im Herzen. Wie nun glückliche Liebe ſo leicht errathen wird, als ſie ſich leicht verräth, entdeckte der junge Fürſt gleich in der erſten Unterredung, die er mit dem heimgekehrten Bruder hatte, daß dieſer ſein Nebenbuhler ſey. Der Funke der Zwietracht iſt entglommen; ein ſchadenfroher Wind — und er bricht in helle verderbliche Flammen aus. Der Wind kam, das Verderben folgte ihm.

Unter den unbeweglichen Gütern, die der alte Fürſt ſeinem Erben hinterlaſſen, war auch Oſſip, ein Leibeigener. Leibeigen war er, geiſteigen war er nicht. Ein Sclave iſt, dem die Freiheit abgehandelt, nicht der, dem ſie geraubt worden. Oſſip fühlte ſeine Niedrigkeit. Doch war er zu ſcharfſichtig, in ſeinem Verhältniſſe nur die Grauſamkeit bürgerlicher Einrichtungen zu erkennen; er ſah mehr, er erkannte

Digitized by Google

deren Lächerlichkeit. Dieſes gab ihm den eiſernen Spott, womit er ſeinen Unmuth bewaffnete, den Unmuth, der nackt immer ſchwach und ſchwächend bleibt. Das Reich der freien Vernunft war ihm geſperrt, er ſuchte eine Freiſtätte im Reiche der freien Thorheit. Er ſpielte den Luſtigmacher. Er erzählte Geſchichten. An der Eiche der Macht rankte er ſich als Liſt hinauf, und ſie umſchlingend, ſog er ſie aus. So beherrſchte er ſeinen alten Gebieter, ſo wird er ſeinen neuen auch beherrſchen. Oſſip war ein achtungswerther Mann. Ihn adelte, was jeden Menſchen erhebt, den Unglück und Zufall erniedrigt — ihn adelte der Schmerz der Erniedrigung. In den Jahren ſeiner Jugend liebte er Axinia, eine Leibeigene. Er forderte ſie von ſeinem Herrn zum Weibe, ſie ward ihm verſagt. Da vermählte er ſich mit ihr am Altare der Natur, hoffend, die Einwilligung des Menſchen werde ihm noch werden; doch ſie ward ihm nicht, ein Anderer bekam ſeine Geliebte zum Weibe. Darüber brach Axinia's Herz, ſie ſank in's Grab. Die Erinnerung dieſer gemordeten Liebe war die Fackel in Oſſips Leben, die es erhellte, erwärmte und verzehrte. Er rächte Axinia's Tod, indem er den alten Fürſten von jeder Gutthat abhielt, die ihm der Himmel als Buße hätte anrechnen können. Er verhinderte, daß Iſidor nicht frei erklärt wurde, was zu thun der Fürſt immer gewünſcht. So, indem er die Sünden der übermüthigen Macht vermehrte, beſtrafte er ſie.

Dieſen Oſſip wählte der Fürſt zum Vertrauten ſeiner

Digitized by Google

Liebe und ſeiner Eiferſucht, und öffnete dem erbarmungsloſen Knechte zwei Thore, durch die er in das ſchwache, wehrloſe Herz ſeines Herrn eindringen konnte. Wie wird Oſſip dieſem Vertrauen entſprechen? Er rühmte ſich frohlockend im Stillen, daß es ihm noch immer gelungen, ſo oft der Todestag Arinia's zurückkehrte, ſeinem verſtorbenen Gebieter einen Becher mit Galle einzuſchenken. Auch jetzt murmelt er: „Es ſoll kein Glück einkehren in das Haus, wo ſie das Herz meines Weibes brachen.“ Ihm ward der Auftrag, in dem Hauſe der Gräfin zu erforſchen, welches Verhältniß ſey zwiſchen Iſidor und Olga. Dieſes zu erfahren war leicht. Oſſip hinterbrachte ſeinem Herrn, daß Iſidor und Olga ſich liebten, und daß die Liebe ſchon alt ſey und tiefe Wurzeln habe. Der Fürſt — wenn die Großen ſündigen, behalten ſie den Vortheil der Sünde für ſich allein, die Schuld aber wälzen ſie ihren Untergebenen zu, indem ſie ſich rathen laſſen, was ihnen zu thun gelüſtet — der Fürſt forderte Oſſips Rath. Dieſer bemerkte: Iſidor ſey ja Leibeigener, und wenn ihm der Freibrief verſagt würde, könnte Olga nie die Seinige werden. Der Fürſt läßt ſeinen Bruder rufen, geſteht ihm ſeine Liebe, und auch, daß er um die ſeinige wiſſe, und bittet ihn, der Gräfin Olga zu entſagen. Iſidor weist dieſe Forderung ruhig, doch entſchieden zurück, und als ihn der Fürſt tückiſch daran erinnerte, daß er Leibeigener ſey, traf ihn dieſer Donner zwar, doch er ſchreckte ihn nicht. Der hülfsbedürftige Fürſt, da er ſeinen Bruder unerſchütterlich

fand, nahm abermals ſeine Zuflucht zu Oſſips Weisheit. Oſſip gab ihm den Rath, Iſidor als ſeinen Knecht zu behandeln, ihn in Livree zu kleiden, und ſo, indem er ihn entehrte, die Scheidewand zwiſchen ihm und Olga unüberſteiglich zu machen. Der Fürſt folgte der Stimme ſeiner Leidenſchaft, die ihm aus Oſſips Munde rief. Er zwang ſeinen Bruder, ein Jägerkleid anzuziehen, und bei einem Mahle, wozu er Olga geladen, aufzuwarten. Iſidor, von ſeiner Geliebten beſchwichtigt und berathen, ſuchte ſich zu faſſen und durch Lenken der Klippe auszuweichen. Aber der Sturm ſeines Innern war zu heftig, er ward zu ſehr gereizt. Er ſollte Wein einſchenken, Zorn und Schaam machten ihn ungeſchickt, er verſchüttete den Wein. Der Fürſt fiel über ihn her und mißhandelte ihn; Iſidor zog das Waidmeſſer gegen ſeinen Herrn und Bruder. Er wurde gefeſſelt und in den Kerker geworfen. Nichts kann ihn retten, denn — wie Oſſip ſagt: Gott iſt hoch und der Zaar iſt weit. Er war dem Geſetze heimgefallen, das ſolche That eines Leibeigenen mit Brandmarkung und Lebendigbegraben in den Bergwerken beſtrafte. Olga that fruchtloſe Schritte, ihren Freund zu retten. Nur eine Hülfe blieb ihr. Der Fürſt forderte ihre Hand am Altare, und um dieſen Preis verſprach er Iſidors Freiheit. Olga brachte dieſes Opfer, vermählte ſich mit dem Fürſten, und Iſidor ward befreit aus dem Kerker und von der Leibeigenſchaft. Als er aber das Opfer erfuhr, dem er ſeine Rettung verdankte, entfloh ihm die

Digitized by Google

Freude und die Ruhe ſeines Lebens. Ihn dürſtete es nach Blut, und wäre es auch ſein eigenes. Er ging bewaffnet zum Fürſten und forderte ihn zum Zweikampfe. Der Fürſt ſtellte ſich, die Brüder zielten zu gleicher Zeit, trafen ſich tödtlich und ſanken beide. Oſſip war gegenwärtig, er weihte dieſes Opfer der Rachegöttin; der Tag, an dem die grauſenvolle That geſchehen, war wieder der Todestag Arinia's. Olga erhielt ſich aufrecht in ihrem Schmerze, und that, was einzig geſchehen konnte, den Himmel über ſolche blutige Menſchenſchuld zu verſöhnen — ſie machte alle ihre Leibeigenen frei.

Die Gräfin Olga, indem ſie den Theil des Verbrechens gegen die Natur, der auf ihr gelaſtet, von ſich abgewälzt, indem ſie auf ihren Gütern die Leibeigenſchaft aufgehoben, hat gewußt, worauf es hier ankam, aber der Dichter hat es nicht verſtanden. Er hat die Forderungen nicht erfüllt, die man an eine Tragödie zu machen — ich will nicht ſagen berechtigt — aber gewohnt iſt. Das Drama iſt ein Schlachtfeld, wo Zufall oder Schickſal den Sieg entſcheiden: jener im Luſtſpiele, dieſes im Trauerſpiele. Wir ſind Zuſchauer dieſes Kampfes, wir ſehen hier das Recht, dort die Gewalt, wir ſchenken dem Sieger unſere Bewunderung, dem Beſiegten unſere Thränen. Doch unſer Gefühl, wie es auch aufgeregt worden, freudig oder traurig es wird nicht aufgeregt, wenn es nicht ein Kampf zwiſchen Menſchen und Menſchen iſt. Der Himmel lenke die Schlacht, doch er theile ſie nicht;

der Menſch iſt ſein Werkzeug, er kämpfe für ihn. Doch in Iſidor und Olga ſehen wir Menſchen auf der einen Seite, und den Feind auf der andern ſehen wir nicht. Der Fürſt, Iſidor, Olga und Oſſip ſtehen nicht feindlich gegen einander über, ſie ſind Kampfgenoſſen. Ihnen gegenüber ſteht eine Mauer, kalt und todt, und an dieſer Mauer werden weiche Menſchenſchädel zerquetſcht. Der Fürſt, ſo wie Iſidor, fällt als Opfer der Leibeigenſchaft. Es heißt von ihm: er ſey

Ein edler Menſch in guter Stunde,
Doch iſt er Unterthan dem heißen Blut —

aber dieſes heiße Blut iſt ſein Mißgeſchick, nicht ſein Verbrechen. Der Strom der Macht, der ihm die Adern überſchwellte, quoll nicht frei aus ſeinem Herzen, er ſtürzte unlenkſam von der Höhe ſeiner Ahnen zu ihm herab. Der Fürſt liebt Olga und macht ſie unglücklich; aber es iſt nicht die Schuld des Löwen, daß ſeine Freundlichkeit ſo verderblich iſt; die Natur gab ihm übermächtige Glieder, und er muß zerfleiſchen, wenn er liebkoſen will. Iſidor, „von einem geiſtigen Muttermaal entſtellt“, war beſiegt ehe er den Kampf begann. Iſt Oſſip ein Verbrecher? Nein; ja wir bedenken uns nicht, die geweihte goldene Roſe des Mitleids ihm zu ſchenken. Oſſip iſt beweinenswerth, daß er geſiegt, beweinenswerther, daß er ſiegen mußte. Er konnte nicht untergehen, er iſt nur eine Sache, todtes Geſtein, er kann nicht ſterben, er kann nur verwittern. Alle fallen als Opfer der Leibeigenſchaft, aber dieſer Kampf mit der Rabuliſterei

tückiſcher Geſetze iſt kein guter Stoff für dramatiſche Gebilde, ſo oft er auch dazu verwendet worden. Doch wollen wir dieſes nicht dem Dichter zum Vorwurfe machen, es iſt die Schwäche ſeiner Zeit. Das Drama iſt Abbild des Lebens, und iſt das Leben klein, iſt die Kunſt es auch. Man täuſche ſich nicht. Es geſchah, es geſchieht Großes in unſern Tagen, aber es iſt ein Kampf der Elemente, nicht ein Kampf geſchaffener, fertiger, freier Weſen. Die Menſchheit iſt groß und die Menſchen ſind klein. Unſer Leben iſt ein Schachſpiel. Der Schauplatz iſt von Holz, in abgemeſſene Felder eingetheilt, die weiß oder ſchwarz gefärbt. Die Figuren ſind auch von Holz, ſtehen, wie es herkömmlich iſt, rechts oder links, vorn oder hinten, auf dunklem oder hellem Felde. Sie gehen nicht, ſie werden gezogen, auch wie es vorgeſchrieben; der eine macht kleine, der andere macht große Schritte, dieſer geht gerade, jener krumm, und treffen ſie ſich, dann ſchlagen ſie ſich. Und wofür ſtreiten ſie? Für den König. Und alle, die geblieben, werden nicht gezählt, der Sieg iſt dort, wo der König übrig geblieben. Und was iſt der König? ein hölzern Ding, wie Alle.... Daraus läßt ſich nichts vernünftiges machen; höchſtens ein Luſtſpiel.

II.

Der Lorbeerkranz.

Schauſpiel von Ziegler.

---

* Das Ding da iſt gar zu arg, und nach der Glückſeligkeit, es nicht geſehen zu haben, gibt es keine größere, als es nicht geleſen zu haben. Wer auch an eine beſtändige Fortſchreitung der Menſchheit nicht glaubt, wird doch wenigſtens die im Abgeſchmackten eingeſtehen müſſen. Ich will Euch dieſe Weltgeſchichte etwas erzählen. *

Ein junger, und, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſehr hoffnungsvoller Erbprinz findet die Tochter ſeines Oberſten ſchön. Mitten in einer Schlacht fällt dieſes unſerer Heldenſeele ein, und da erobert ſie eine feindliche Fahne, um ſich galant zu beweiſen. Einige Tage nach ſeiner Rückkehr in's Standquartier wird ihm, im Namen des Fräulein Oberſt, ein Lorbeerkranz verſtohlen und ſchaamhaft überbracht. Man iſt nicht wenig entzückt. Aber wehe! Der Geliebten Bräutigam, ein Herr Rittmeiſter, findet den verhängnißvollen Lorbeerkranz in des Prinzen Zimmer, wird eiferſüchtig und toll darüber, und ſteckt ihn ein, die Treuloſe damit zu überführen.

Das arme Kind wußte gar nichts von dem botaniſch-erotiſch-martialiſchen Geſchenke, das ſie dem Prinzen zugeſchickt haben ſolle; es war ihre leibliche Couſine, die ihr, um ſie mit ihrem Verlobten, den ſie ſelbſt liebte, zu entzweien, dieſen Strich geſpielt hatte. Auf dieſe Weiſe wird der Lorbeerzweig zur Thränenweide, zur Spieß- und Wünſchelruthe. Einiges wird dabei geweint, Einiges damit ſoldatiſch gefuchtelt, und Einiges, von des fürſtlichen Gemüthes verborgenen Schätzen, wird dadurch zu Tage gefördert. Aber am Ende geht alles gut, und man heirathet.

Herr Ziegler, ein großer Menſchenkenner, iſt dabei der allerunterthänigſte Knecht, der ſich nur denken läßt. Manchmal kommt er ſo in die Klemme, wie er die junge Durchlaucht, ohne Verletzung der Allerhöchſten Perſonen ſchuldigen Ehrfurcht, die erforderlichen dummen Streiche machen laſſen ſolle, daß man ſich wahrhaft daran erquickt. Der Prinz vergeht ſich gegen ſeinen Oberſten, der ſich genöthigt ſieht, ihm, „mit erhabenem, warnenden Tone,“ den Degen abzufordern, und Arreſt aufzulegen. Der junge Menſch gehorcht. Darüber wird der Oberſt dermaßen gerührt, daß er ausruft: „O warum wird er nicht Herr der Welt!“ Wir bedanken uns dafür, Herr Oberſt. Es iſt uns zwar gleichgültig, wer uns regiert, wenn es nur ein legitimer Fürſt iſt; aber wir wollen keinen Univerſalmonarchen, wir wollen, wenn wir uns wund gelegen, es auf einer andern Seite verſuchen. — Das Stück endet mit den Worten: „So

lernen Sie jetzt, daß — Damen und Lorbeerkränze von jeher alle Leiden über die Menſchen brachten, und damit abgethan." Für Euch, Verehrteſte, ſind die Leiden, welche dieſer Lorbeerkranz gebracht, mit dem Fallen des Vorhanges freilich abgethan, aber für einen geplagten Kritiker geht die Pein dann erſt recht an, denn der muß das Stück auch noch leſen. Was ich auf dieſer Wanderung durch die dürre Wüſte erduldet und entbehrt, und meine Schwermuth, will ich Keinem erzählen. Lieber mache ich eine lachende Beſchreibung von dem Palmwäldchen, das mich mitten im Sande überraſcht, wo ich mich ausruhte und es mir wohl ſeyn ließ. Mit dieſer Ergötzung hat es folgende Bewandtniß. Herr Ziegler, der ein Schauſpieler iſt, ſucht ſeinen Leidens- und Kunſtbrüdern ihr ſaures Leben ſo viel als möglich zu verzuckern. Daher befolgt er in allen ſeinen Stücken die ſchöne Weiſe, daß er genau bemerkt, mit welchem Affekte jedes Wort nicht allein geſagt werden müſſe, ſondern auch mit welchem es nicht geſagt werden müſſe. Z. B. ohne Heftigkeit, ohne Satyre, nicht verlegen. Zuweilen wird auch bemerkt, daß eine Perſon nichts zu ſprechen habe, dann ſteht in Klammern: (ſchweigt). Vermittelſt dieſer vortrefflichen Schreibart hört man das Gras der Gefühle und der Gedanken ſo deutlich wachſen, daß man erſtaunt. Die Temperatur der Affekte wechſelt aber ſo oft und ſchnell, daß ein Schauſpieler, der alles getreulich nachmachen wollte, unvermeidlich des Todes ſeyn müßte. Zwiſchen dem Aequator

und dem Nordpole der Leidenſchaft liegt manchmal nur ein einziges ſchmales Wort. Ich möchte den mimiſchen Furioſo ſehen, der dieſe Seiltänzerſprünge der Empfindung ausführt, ohne daß ſein Herz den Hals bricht. Eine kleine Sammlung von Affektmuſtern, die im Lorbeerkranze nur allein der Prinz und Amalia auszukramen haben, iſt vielleicht willkommen, zur beliebigen Auswahl.

Der Prinz, iſt, oder ſpricht, oder thut... höflich — kalt, 2mal — warm — zärtlich — ernſt — zögernd — ohne Wichtigkeit — ſeufzt, 2mal — ſchwermüthig, 2mal — mit Unwillen — freundlich — mit freudiger Wehmuth — zerſtreut — ableitend — feurig, doch mit gedämpfter Stimme — leicht — hoch, 2mal — verlegen, 2mal — ängſtlich — verloren — ſchnell aus Angſt — leichter, freundlich, freundſchaftlich, (folgen nach einander, nur durch ein einziges Wort geſchieden) — erſchrickt — wie vernichtet — heftiger — ſtolz — heftig, 5mal, (die Comparative und Superlative ungerechnet) — wichtig — drohend, 2mal — triumphirend — ſtark — zerſtreut — wird ruhiger — unwillig — herabgeſtimmt — ruhiger — betäubt — wundernd — dringend — matt — ironiſch — ernſt — weich — ſchnell — geſpannt — ohne zu erſchrecken.

Amalia, iſt, oder ſpricht, oder thut.... naiv — mit Theilnahme — geht ängſtlich umher — läuft ab — ohne Satyre — ſchweigt und arbeitet — abbrechend — etwas verlegen, 3mal — herzlich — mit Grazie und Liebe

— beklemmt — feierlich — ernſt — erſchrocken, 4mal — frappirt — bedenklich — freudig — fröhlich — verneigt ſich — geht in Geſpräch und Beſorgniß ab — mit Rührung — warm — wärmer — ohne Koketterie — wankend — lacht, ernſt, (nur ein einziges Wort ſteht als ſpaniſche Wand dazwiſchen) — ängſtlich — froh — unterdrückt ihren Schmerz — verlegen und ſchmerzlich — etwas erſchrocken — weinend, 3mal — bittend. — — —

Wer ſich mit einem heilſamen Ekel vor dem roth angeſtrichenen Soldatenſpiele der Menſchenkinder gern anfüllen möchte, der ſehe dieſen Lorbeerkranz. Alle männliche Perſonen darin ſind Soldaten; es geht zu, wie in einer Wachtſtube. Da werden die abgeſchmackteſten Poſſen mit der größten Ernſthaftigkeit betrieben. Alle Augenblicke kommt ein anderer Menſch, legt die Hand an die Stirn, bildet ein Augenſchirmdach, und ſagt — daß er nichts zu ſagen habe. Der Oberſt ſtellt eine Schildwache vor ſeiner Tochter Zimmer, um deren Unſchuld gegen den ſturmlaufenden Prinzen zu vertheidigen. Martialiſche Bilder und Sprache überall. Am Ende will der Herzog einen Major, wegen Dienſtvergehen, in eine Feſtung ſperren laſſen; alles iſt zum Tode erſchrocken. Aber es war nur gnädiger Spaß, unter Feſtung wird die Geliebte verſtanden, deren Arme, als die Balken der Zugbrücke, ſich wirklich in Bewegung ſetzen, um den Gefangenen einzulaſſen. Die große Lehre dieſer hohen Tragödie lautet wie folgt: „Subordination iſt ein großes

Wort! Es achtet nicht Geburt und Stand, und ſprengt die ſtarken Bande der Natur wie dünne Fäden ab!"

* Nur wer das Stück geleſen hat, kann wiſſen, daß es nicht blos heißt, der Lorbeerkranz, ſondern auch: oder die Macht der Geſetze. Sinn gibt Wort und Wort gibt Sinn. Sobald mir dieſer Name zu Geſichte kam, war es faſt unmöglich, daß nicht ein inneres Bedauern wieder in mir rege werden ſollte, das ich ſchon längſt gefühlt, darüber nämlich, daß die Macht der Geſetze ſich nur auf beſtrafen, aber nicht auf belohnen erſtrecke. Einige zufällige Gedanken, über die Langeweile in medizinisch-polizeilicher Rückſicht, will ich auch ferner verſchweigen, bis auf einen, der bedeutend iſt. Es bleibt doch ſehr auffallend, daß in Caroli und Neuerer peinlichen Halsgerichtsordnungen, alle, auch die ſanfteſten Lebensverkürzungen, ſtreng beſtraft werden, aber keine einzige Geſetzgebung Lebensverlängerungen zu belohnen verſpricht. Die Einwendung, daß alles gemünzte Geld unzureichend wäre, den Schriftſtellern, die durch verurſachte Langeweile den Zeitmördern das Gleichgewicht halten, auch nur eine billige Vergütung zu verabreichen, iſt unvernünftig; denn jene Wohlthäter der Menſchheit ſtreben nur nach Ruhm. Man ehre den Makrobiotiker Ziegler etwa dadurch, daß man ihm, lebenslänglich, einige Stunden des Tages, ſeine eigenen Schauſpiele vorleſe, ohne auf ſein beſcheidenes Ausweichen Rückſicht zu nehmen. —

Madame ***, Gräfin Joſepha, weinte aus dem

Stegreiſe. Floſſen die Thränen den Zuſchauern, dann war ihr Schmerz gerecht, denn dieſe waren beweinenswerth; floſſen ſie aber ihr ſelbſt, ſo iſt ſie mehr wegen ihrer Troſtloſigkeit, als wegen ihres Ungemachs zu beklagen. Mad. ***, es iſt wahr, wird vom Publikum ſchonungsloſer, als billig iſt, behandelt. Allein ſo iſt die Welt nun einmal, in großen und in kleinen Dingen, daß ſie alle Gegenſtände ihres Haſſes oder ihrer Neigung gern auf den Kopf eines Menſchen häuft, damit ſie jene mit einer einzigen Umarmung liebkoſen, dieſe mit einem einzigen Dolchſtoße verwunden könne. Will man das Verruchte, Unheilbringende, was ſeit dreißig Jahren von unzähligen Menſchen begangen worden, ſchnell und bequem bezeichnen, ſo ſpricht man das Wort Bonaparte aus. Sollen unſere beſſeren Tage, und die gegenwärtige glücklichere Lage der Dinge kurz angedeutet werden, ſo nennt man andere Namen. Weder hat jener allein alles Böſe, noch haben dieſe zuſammen alles Gute gethan. Sie waren die ſich ablöſenden Waiſenknaben, die das Lottorad der Zeit umgedreht, um Nieten oder Gewinnſte herauszuziehen. Ebenſo hat jede Bühne einen Sündenbock, der, außer für ſeine eigne, auch noch für die Fehler Anderer ausgeziſcht wird. Mad. *** iſt die Sündenziege der unſrigen. Sie ſey klug wie Cäſar, und wolle lieber die erſte Schauſpielerin in Arheiligen, als di zweite in Frankfurt ſeyn. — *

III.

Saul.

Tragédie en cinq actes, par M. Alexandre Soumet.

Von einer franzöſiſchen Tragödie läßt ſich nicht viel Gutes ſagen; aber Schlechtes noch weniger. Erſtens bilden die dichten Reime eine Art von Palliſaden, welche die Unterſuchung abhalten, genau zu erforſchen, was eigentlich dahinter iſt. Dann geben dieſe Reime auch dem ernſthafteſten dramatiſchen Gedichte etwas Opernhaftes, und man denkt: für eine Oper iſt das gut genug. Endlich haben die Unglückſeligen ſo viel Geſchmack, und wer je nach friſch geſchnittenen Nägeln mit den Fingerſpitzen über geſchornen Sammt gefahren iſt, der weiß, was das iſt, der gute Geſchmack der Franzoſen! Einen Splitter, der uns etwas weniges die Finger blutig ritzte, nähmen wir als eine Erquickung an; aber ſie wird uns nicht, dieſe Erquickung. Wie könnte auch unter einem Volke, das eigentlich ein Weibervolk iſt — denn die Franzoſen haben einige Tugenden und alle Fehler des weiblichen Geſchlechts — das weder Gott kennt, noch die geiſtige Natur der Dinge, das nichts weiß von der

überirdiſchen und unterirdiſchen Welt, und nie mehr geſehen, als den ſandbeſtreuten Weg, auf dem es ſpazieren geht — wie könnte unter einem ſolchen Volke eine gute Tragödie zu Stande kommen! Man betrachte Racine, dieſen ächt klaſſiſchen, dieſen höchſt franzöſiſchen dramatiſchen Dichter der Franzoſen. In welcher kurzſichtigen Weltanſchauung iſt er feſtgeblendet! Er hat ſich Himmel und Erde ganz bequem-lich in eine Nuß gebracht, deren grüne, bittere Schale ihm die Welt iſt, deren harte Holzſchale Paris, und deren eßbarer Kern Verſailles. Und gleichviel, ob ſeine Geſchichten vor oder nach der Sündfluth ſich ereignen, ob ſie in Rom, Kar-thago, Griechenland, Konſtantinopel oder Jeruſalem geſchehen — Verſailles iſt zu jeder Zeit und überall, und Racine's Halbgötter, im höchſten Rauſche ihrer Begeiſterung, wiſſen nichts Erhabeneres zu denken, als: **La Cour, la Ville et l'Univers!** Der arme Racine! Mußte er ſeinen gedie-genen Geiſt in lächerliches Filigran ausſpinnen; in Eng-land, und in unſern Tagen überall, außer Frankreich, wäre er etwas Beſſeres geworden! In Frankreich auch noch heute nicht, denn da iſt es noch ſchlimmer als ſonſt. Racine betete wenigſtens Ludwig **XIV.** an, und daran iſt gelegen, daß man religiös ſey, gleichviel, welche Religion man habe, daß man nicht für ſeinen eigenen Leib, daß man für irgend ein Gedankenbild lebe und ſterbe, und wenn es auch nur für einen König wäre. Aber die neuen Franzoſen lieben nichts, als ſich allein. Die Royaliſten treiben mit dem bedrängten

Hoſe einen ſchändlichen Wucher, und die Liberalen grübeln über die Inſtitutionen und Pandekten ihres Freiheitsrechts, wie Profeſſoren — der Lehre willen, nicht, ſie anzuwenden.

Schwache dramatiſche Dichter thun wohl, ſich ſtarke hiſtoriſche Perſonen zum Gegenſtande zu wählen; der Leſer verwechſelt oft die Natur mit der Kunſt, die Geſchichte mit dem Drama, und letzteres müßte ſehr ſchwach ſeyn, wenn es nicht wenigſtens Galetti's Weltgeſchichte gleich käme. König Saul beſonders gibt einen guten Stoff; denn Könige, welche das Schickſal aus Setzlingen gezogen, eignen ſich beſſer zu dramatiſchen Dichtungen, als durch Saamen fortgepflanzte — die Legitimität iſt eine Göttin, aber keine von dem Geſchlechte der Muſen. Herr Soumet wußte aber nicht recht, was er mit ſeinem Saul machen ſollte, und daher weiß die Kritik auch eigentlich nicht recht, was ſie ihm vorhalten ſoll. Dieſer Saul iſt verrückt, und weiß es, daß er's iſt; und nicht blos in ſeinen lichten Zwiſchenzeiten, ſondern während der Anfälle, iſt er ſich ſeines Wahnſinnes bewußt. Da liefert er denn von jenen Autopſychographien, die oft in dramatiſchen Dichtungen, in der Wirklichkeit aber gar nicht vorkommen. Auch läſtert Saul auf Himmel und Gott, daß es ein Gräuel iſt, es anzuhören. Wenn ſich ein liberaler Dichter herausgenommen hätte, einer ſeiner dramatiſchen Perſonen ſo gottloſe Reden in den Mund zu legen, als Herr Soumet gethan, hätte ihm der Prokurator des Königs einen guten Prozeß angehängt. Aber Herr

*

Soumet iſt kein Lieberaler, und darum berückſichtigt man ſeine **Tendance**. Er iſt Privat=Bibliothekar des Königs, und wenn man das nicht aus dem Titelblatte erführe, würde man es der Tragödie anmerken, daß ihr Verfaſſer eine Hof=ſtelle hat. Es wird ganz zur Unzeit darin chriſtlich gefröm=melt. Der Hirtenjunge David ſtellt ſich ſelbſt als Aſcendent des Chriſt dar, und wird bei jeder Gelegenheit als ſolcher geltend gemacht. Bei ſeinem erſten Auftreten ſagt er:

> **Betlécm m'a vu naître,**
> **L'heureuse Betléem, d'un enfant glorieux**
> **Dans l'avenir lointain berceau mysterieux.**

Der Hoheprieſter Achimelech ſagt zu David, als er ihn zum Kampfe mit Goliath aufmuntert:

> **David, toi qu'Israel appelle à sa défense,**
> **Toi dont le tabernacle a protégé l'enfance,**
> **Par les mains du vieillard qui garde ses autels,**
> **Dieu te bénit lui même entre tous les mortels;**
> **Sa force est avec toi, sa gloire t'environne:**
> **Il ne t'a point choisi sur les marches du trône,**
> **Il t'a pris sous le chaume, humble, obscur, innocent,**
> **Tout semblable à celui qui naitra de ton sang....**

Saul will David umbringen laſſen. Jonathas und Achime=lech bitten vergebens für ihn, Saul ſpricht:

> **Il mourra sur la croix, indigne de mon glaive.**
>
> **Achimelech.**
>
> **Pour le salut du monde une autre croix s'élève.**
>
> **Saul.**
>
> **Tout le sang de David au tien va se mêler.**

Achimelech.

Le jour s'obscurcirait en le voyant couler.
Ce sang doit accomplir l'ineffable mystère.
Ce sang de rois en rois conservé sur la terre
Doit enfanter un jour le souvenir precieux
Par qui l'homme tombé s'ouvre de nouveaux cieux.

Auf dieſe Weiſe werden an noch mehreren Stellen dem kleinen David anachroniſtiſche Complimente gemacht. Nun hatten zwar Seher den Juden einen Meſſias geweiſſagt, dieſes geſchah aber ſpäter, als das Reich zerfiel, die Regierung ſchlecht, das Volk verderbt, ruchlos, ſiech und des Heilandes bedürftig geworden. Zur Zeit Sauls und Davids aber war das jüdiſche Volk in ſeiner Entwicklung, und viel zu religiös, als daß es ſeinen Glauben mochte feiern laſſen, bis zur Erſcheinung des noch ungebornen Gottes.

Die Verſe des Herrn Soumet ſind übrigens kräftig genug, und zu Bonbons-Deviſen kaum mehr zu gebrauchen. Auch kömmt in der ganzen Tragödie: „la cour, Juda et l'univers" nicht ein einziges mal vor, so maleriſch das auch geweſen wäre — ein Vers, den Racine in jeder Scene angebracht hätte. Ein guter Anfang! Muth gefaßt! Wenn aber einſt die Franzoſen dahin gekommen ſeyn werden, ihren Racine abgeſchmackt zu finden, dann iſt es Zeit, eine Noahs-Arche zu bauen, die letzten Sprößlinge der lieben Vieh-Geſchlechter aus der demokratiſchen Sündfluth zu retten. Bis dieſes aber geſchieht, hat es keine Noth. Menſchen, welche Shakſpeare und Calderon lieben und begreifen, das

ſind gefährliche Demokraten, denn von jenen Meiſtern lernten ſie die Natur der göttlichen und menſchlichen Dinge klar durch und durch zu ſchauen, und jedes Blendwerk zu erkennen. Die aber, welchen Racine gefällt, ſind geborne Diplomaten, und es läßt ſich mit ihnen unterhandeln.

IV.

Die Ahnfrau.

Trauerſpiel von Grillparzer.

> O Dank, Dank dieſen freundlich grunen Bäumen,
> Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
> Ich will mich frei und glücklich träumen.
> Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?

Dieſe Worte der Königin Maria, könnte man ſie nicht dem Dichter zuwenden, der von den Mauern, zwiſchen welchen der menſchliche Wille gefangen ſitzt, alle Blüthen und Täuſchungen wegzieht, die ſie verhängen, und dem erſchrockenen Blicke die ſteile kalte Nothwendigkeit zur Anſchauung gibt? Warum aus unſerm ſüßen Wahn uns wecken? — — So oft das Schickſal mit der zermalmenden Keule als Sieger die Bühne verläßt, ſo oft iſt auch die dramatiſche Kunſt von ihrer Beſtimmung abgewichen, und der Tempel der Freude hat ſich in einen Tempel des Gottesdienſtes umgewandelt. Dort mag es frommen, daß der Menſch, der in ſeinem Uebermuthe ſich ungebunden wähnt, die ewige Weltordnung, die ihn unauflöslich kettet, verehren lerne. Dort mag es

gut ſeyn, daß dem vom Gefühle der Vergänglichkeit gepreßten Herzen der allgemeine Blutlauf der Dinge, dem es folgen muß, aufgezeigt, und ihm für den Verluſt ſeiner Freiheit die Unſterblichkeit geboten werde. Aber wo der Menſch ſich menſchlich freuen ſoll, da muß er wie ein Vogel hoch in den Lüften ſchweben, die unter ſeinen Füßen liegende ſchmutzige Nothwendigkeit aus den Augen verlieren, und es zu vergeſſen ſuchen, daß ſie ihn endlich dennoch anziehen werde. Daß die Tragödiendichter der alten und der neuen Zeit dies ſo oft nicht beachtet, und den Menſchen als Sclaven des Geſchickes dargeſtellt hatten, eben daraus wird kund, wie der gottesdienſtliche Urſprung der dramatiſchen Kunſt in ihren Werken ſich herabgeerbt habe, und dann, daß ſolche Schickſalstragödien dennoch eine Art ſchmerzlicher Luſt gewähren, zeigt uns, wie es gleichviel ſey, ob eine rauhe oder eine ſanfte Hand die Saiten des Herzens berühre — nur daß ſie bewegt werden und tönen. Wird nun zwar verſtattet, daß der Dichter den Menſchen der Macht des Schickſals unterwerfe, ſo darf dies doch nur in einem Kampfe der ſittlichen Freiheit gegen die ſittliche Nothwendigkeit, nicht in einem Widerſtreite jener gegen die Nothwendigkeit der Naturgeſetze dargeſtellt werden. Es mag die eigne Luſt in der allgemeinen Seligkeit untergehen, nie aber darf das beſondere Leben dem gemeinſchaftlichen Tode hingeopfert werden. Dies iſt in der Ahnfrau geſchehen, und das iſt ihre Fehlerhaftigkeit.

Wenn ein Menſch, unzufrieden mit der Mitgift des Glückes, die ihm zu Theil geworden, ſich die Freuden anderer räuberiſch anmaßt, und das waltende Geſchick endlich den Verbrecher zur Wiedererſtattung zwingt, und ihn beſtraft, dann zeigt ſich hier die Regel der Weltordnung, nach welcher die ſittliche Freiheit des Einzelnen der ſittlichen Freiheit der Gemeinſchaft aufgeopfert wird. Wo aber der Enkel die Schulden ſeiner Voreltern bezahlen und für ihre Sünden büßen ſoll, wo die Nachkommen als leibeigne Glieder des Familienhauptes, deſſen Bewegung ſie folgen, angeſehen werden; wo das verbrecheriſche Blut der Ahnen durch die ganze Reihe der Geſchlechter fließt, und ſie verſauert, bis endlich die Ader durchgefreſſen iſt, und die Schuld, die Buße und das Leben in einem großen Morde ausſtrömen; — wenn dem Schickſalskampfe ein ſolcher Ausgang gegeben wird, wie in der Ahnfrau es geſchehen, da hat der Dichter nicht die gerechte Vorſehung, ſondern die blinde Naturkraft ſiegen laſſen, und dieſer Streit zwiſchen ſittlicher Freiheit und maſſiver Nothwendigkeit, als zwiſchen ungleichen Waffen, iſt gemein und unkünſtleriſchen Stoffes.

Wenn zwiſchen Aufgang und Untergang, zwiſchen Quelle und Ausfluß, ſich eine lange Zeit oder ein breiter Strom gelagert, und wir mit unſern ſchwachen Sinnen das feine Geſpinnſt, das Urſache und Wirkung an einander bindet, überſehen, dann ſchreckt uns endlich am Ziele die täglich aber leiſe waltende Regel, als Schickſal, mit Donnerworten

auf. Die Griechen verehrten und fürchteten das Fatum als eine tückiſche und rächende Macht, welche die Freuden der Menſchen zerſtöre, und ihre Schwäche ſchonungslos beſtrafe. Aber der Chriſt erkennt nur eine Allmacht voll Güte und verſöhnlicher Liebe. Nicht weil die chriſtliche Glaubenslehre die Verehrung eines blinden Geſchickes verbietet (es gibt keinen Zwang für das Gemüth), ſondern weil der Glaube der Chriſten in's Gefühl und Leben aufgenommen, kann das Fatum im Sinne der Alten nicht auf unſre Bühne gebracht werden. Wenn noch überdies, wie in der Ahnfrau, dieſes ſo geſchieht, daß eine abgeſchmackte Puppe die Triebfeder des Ganzen wird, dann iſt nicht allein das wahre Ziel der Tragödie, ſondern auch der Weg zum gewählten falſchen Ziele verfehlt.

Was Grillparzer in der Vorrede zu dieſem Trauerſpiele in der Abſicht ſagte, um ſich gegen empfangene Beſchuldigungen zu vertheidigen, klagt ihn nur noch lauter an. „Der verſtärkte Antrieb zum Böſen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moraliſche Zurechnung nicht auf.“ Allein wenn dieſes iſt, dann hätte die Tugend, nicht das böſe Geſchick, als ſiegreich dargeſtellt werden ſollen. Freiheit iſt nur vor einer That; ſobald ſie geſchehen, war ſie nothwendig. Eine verwirrende und trügeriſche Anſicht herrſcht im Leben wie in der Kunſt der Neuern. Die Bühne der Griechen war eine Schule der Weisheit: dort ward ihnen die Uebermacht des Geſchickes bekannt, ſie

traten erſchüttert, aber nicht mit zerriſſenen Gefühlen, in's Leben zurück, und ſie lernten mit dem ihnen gewordenen Theile der Freiheit ſich begnügen. Die Bühne der Chriſten iſt eine Schule der Thorheit: die Tugend ſoll ſiegen und das Laſter ſiegt. Iſt der Wille frei und ſtark, warum unterliegt er? iſt er ſchwach, warum wird die Schwäche als Sünde angerechnet? .... Leidenſchaften? .... Ob wir dieſen, ob wir unſerem böſen Geſchicke unterlagen, es war der nämliche Kampf — das Schickſal hat uns beſiegt. Sobald ein Menſch mit ſich ſelbſt zerfällt, ſobald es ihm an Kraft gebricht, eine Leidenſchaft zu bekämpfen oder zu befriedigen, iſt dieſer ſein feindlicher Theil zur Außenwelt übergetreten, hat ſich mit der großen Nothwendigkeit verbündet, und führt ſo den Krieg gegen den ſchwachen Ueberreſt der Selbſtſtändigkeit.

Das Geſpenſt, welches Grillparzer auf die Bühne gebracht, welchen dramatiſchen Zweck wollte er damit erreichen? Sollte das übermächtige Einwirken irgend eines geiſtigen Daſeyns hierdurch fühlbar gemacht werden, wozu dieſe ſinnliche Einkleidung, worüber Kinder erſchrecken und Erwachſene lachen? Sollte das Fieberbild einer erkrankten Einbildungskraft, vom Aberglauben vorgegaukelt, dargeſtellt werden, dann hätte eben, um den Urſprung ſolcher Erſcheinungen zu erklären, das Geſpenſt nicht den Blicken des kalten Zuſchauers ſichtbar gemacht, ſondern nur durch Worte und Geberden des geängſtigten Geiſterſehers verrathen werden dürfen, welche Erſcheinung ihm vorſchwebe. — —

Vorgehende, gegen die Tragödie gerichtete, Bemerkungen ſollten nur andeuten, welche Verwirrung in der Anſicht der dramatiſchen Kunſt der Neuern herrſche, nicht den herrlichen und geiſtreichen Dichter ſollten ſie treffen. Gäbe es nur eine größere Zahl ſolcher dramatiſchen Dichtungen, daß wir endlich der jämmerlichen Familiengeſchichten ledig würden, die wie Wanzen ſich in alle Ritzen der Bühnenbretter eingeniſtet haben, gar nicht zu vertreiben ſind, und uns zur Verzweiflung bringen.

* Herr *** vom Leipziger Theater ſpielte als Gaſt den Jaromir, und gab uns einen ſeltenen, ja ſeltenen Genuß. Das iſt Kunſt! ruft die aus dem Schlafe geweckte Erwartung verwundernd aus. Es gehört ein ungemeiner Reichthum künſtleriſcher Hülfen dazu, und es wird eine nicht geringe Kraft erfordert, um in dieſer Rolle nicht unterzugehen. Dem Schauſpieler wird durch die ganze Handlung nicht ein Augenblick der Ruhe vergönnt, mit gleich ſtarker Leidenſchaftlichkeit betritt und verläßt er die Bühne, und er findet keine Zeit, ſich für die entſcheidenden Momente zu ſammeln. Den Kampf auf Tod und Leben ſeiner Gefühle gab uns Herr *** mit ergreifender Wahrheit. Dieſes Feuer, dieſe unauslöſchliche Glut der Leidenſchaft mußte Jaromir fühlbar machen, um in dem Herzen des Zuhörers für ſeine Verbrechen Erbarmen zu finden. Der kalte, beſonnene Böſewicht bliebe ein Gegenſtand des Haſſes und Ekels. Herr *** zeigte im Vortrage der oft geſangartigen Verſe eine

große Mannichfaltigkeit einſchmeichelnder und ſtets angemeſſener Modulationen der Stimme. Sein Geberdenſpiel war manchmal zu reich. Nur die großen Bewegungen des Herzens müſſen ſich kund thun, doch darf nicht jeder Pulsſchlag der Empfindung durch Zeichen ſich kenntlich machen wollen. *

V.

Die Spieler.

Schauſpiel von Iffland.

Die Spielſucht auf die Bühne bringen? Man könnte eben ſo gut die Schwindſucht dramatiſiren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblicke, daß der junge Menſch nach einem Walzer ein Glas kaltes Waſſer trinkt, bis er ſeinen Geiſt aufgibt. Sagt mir, Ihr lieben Leute, wie ertragt Ihr es nur, auf der Bühne allen den oberflächlichen Jammer und die kleinen bürgerlichen Verlegenheiten darſtellen zu ſehen, die Ihr in eurem Hauſe ſo viel natürlicher habt? kein Geld, Schulden, nichts zu frühſtücken, ein treues Weib, das jeden Mangel geduldig erträgt — ſind dieſes ſo ſeltene Erſcheinungen, daß man deren Anblick erſt erkaufen muß? Auf der Bühne ſoll der Menſch eine Stufe höher ſtehen, als im Leben. Zur Heldenzeit der Griechen und Römer ſpielten Fabeln und Göttergeſchichten darauf; wir, die weniger ſind, haben nicht nöthig, ſo hoch zu ſteigen; wir brauchen nur die wirklichen Menſchen der alten Völker darzuſtellen. Wir Werkeltagsnaturen, die im ganzen Leben nichts Großes

erfahren, und denen das furchtbare Schickſal, höchſtens unter der Geſtalt eines Polizeidieners oder Unteroffiziers erſcheint, wir dürfen nur in den Feierkleidern unſerer Leidenſchaften kommen. Alſo doch Leidenſchaften? . . . . ja, aber Spielen iſt nur eine Schwäche. Was iſt der Menſchheit daran gelegen, ob ein Taugenichts bei Gelde ſey oder nicht? Was kann daraus Großes entſtehen? Oder meint Ihr, die Bühne ſoll eine Sittenſchule ſeyn? Erwachſenen iſt nur die Welt eine. Hat man zur Badezeit nöthig in's Schauſpielhaus zu gehen, um zu lernen, in welchen Abgrund die Spielſucht ſtürze? — —

* Herr *** ſpielte den Baron Wallenfeld und zeigte, wie man zu einem ſchönen Bildwerke nicht immer des edlen Marmors bedürfe, daß man auch aus ſchlechtem Sandſteine es formen könne. Es iſt nicht leicht, in dieſer Rolle die lüderliche Natur mit dem gehörigen Anſtande zu kleiden, ſo daß ſie weder zu eingehüllt noch in unverſchämter Nacktheit erſcheine. Gleich das erſte Auftreten des Herrn *** gab die Bürgſchaft eines verſtändigen und geübten Künſtlers. Auf dieſe und keine andere Weiſe kehrt man nach einer am Spieltiſche durchwachten Nacht, verſtimmt und ſchlaftrunken, nach Haus zurück. Eben ſo meiſterhaft wußte er die von Iffland flach behandelte Scene, worin Wallenfeld den Geburtstagswunſch ſeines Kindes anhört, durch ein herrliches Mienenſpiel zu veredeln. Wohl am gelungenſten erſchien ſein Spiel, da er, mit den Erſtlingen ſeines Sündenlohns

bereichert, und weinluſtig zu den Seinigen kömmt. Hier war, wie es ſich gebührt, die häßliche Natur mit dem Schleier des Schicklichen überhängt. Den Rauſch wiſſen nur wenige Schauſpieler gehörig darzuſtellen, man ſollte gewöhnlich glauben, ſie wären in der That vom Weine voll. *

VI.

Die Veſtalin.

Oper von Spontini.

Wie angemeſſen einer römiſchen Herrlichkeit iſt dieſe Muſik! Hoheit, Macht, Glanz und Reichthum. Daß nur die im Uebermaße neben einander gehäufte Schönheiten, die ſich wechelſeitig überblenden, minder ſtörend wären! Ein ſo breiter Strom der Töne muß, weil ihn das Ohr nicht faßt, wie beim Drängen durch ein enges Felſenthal, ſeine Ruhe und Klarheit verlieren, ſchäumen, toſen und ſich wild überſtürzen. Daher das Verworrene und Ungeläuterte, welches dieſer Tondichtung Spontini's zum Vorwurfe gemacht wird. Die Inſtrumentirung iſt wahrhaft republikaniſch, es führen ſo viele auf einmal das Wort, daß man nicht weiß, wer Recht hat, oder wem die Macht gebührt. Iſt es auch wahr, was Einſichtsvolle behaupten, daß die Fehler dieſer Muſik ſich dann erſt aufdecken, wenn, nach einem mehrmaligen Anhören derſelben, der Glanz und Reichthum der Töne ihr Verblendendes verloren haben, ſo bleiben ihr doch Einzelheiten, die kein Tadel berühren kann. — Wie ſo wohlthuend ſind die geſungenen

Recitative, wie freut man ſich des übeln Eindrucks geſprochener Reden, welche die dramatiſche Einheit in hundert Stücke zerſchneiden, und den Zuhörer in einen Conzertſaal verſetzen, wenigſtens einmal überhoben zu ſeyn. — Der Hymnus der Veſtalinnen, womit der zweite Auftritt des erſten Akts beginnt, veranlaßt die Frage: ob ein Geſang beim Tempeldienſt der Römer, die ihre religiöſen Gefühle nicht ahnungsſchwer dem leeren blauen Himmel, ſondern freudevoll der ſichtbaren Natur zugewendet, im Style der chriſtlichen Kirchenmuſik gedichtet werden dürfe, wie es hier geſchehen? — Ich hatte einen Kenner um ſeinen kunſtgerechten Ausſpruch über die Veſtalin erſucht, und er verſagte es darum öffentlich davon zu ſprechen, weil ſein Urtheil viele empören würde. Das iſt eine ſchöne Huldigung der Natur vor der Kunſt, der Freiheit vor der Regel!

Die Tänze und Gefechte, welche dieſem Spiele eingeflochten ſind, machen unbeſonnen mit einem fremden Kunſtgenuſſe bekannt; denn ſie reizen die Begierde, ohne ſie zu befriedigen. Man ſollte ſich auf unſerer Bühne lieber gar nicht damit befaſſen. Daß ein einziges Mädchen zwiſchen ſechzehn Kriegsleuten durchhüpft, iſt wohl nicht anſtändig, und ſie vermag auch nicht, für ſich allein, den Gegenſatz der Schönheit gegen die Kraft zu bilden. Ueberhaupt iſt das Aeußere dieſer Oper mit einer Armſeligkeit ausgeſtattet, die ungemein ſtört. Ein Cato müßte lachen, wenn er die Triumphſchachtel ſähe, worin Licinius herbeigeſchoben wird.

Welch ein dünnes Kriegsvolk, welch eine wandernde Trödelbude, welche Scenerie, welch eine ſchäbige Buchbinderarbeit! Es iſt zum Erſtaunen, wie man ſich an alles gewöhnen kann!

VII.

Eliſe von Valberg.

Schauſpiel von Iffland.

Da drucken ſie unten am Zettel ſpöttiſch und ſchadenfroh hin: „Das Ende gegen 9 Uhr.“ Dreiſtündige Leiden, als wär dies nichts bei der Kürze des menſchlichen Lebens! Himmel, und man ſoll nicht toll werden? Wozu uns ein ſolches Schauſpiel von der flachſten Flachheit, von dem fadeſten Geſchmacke? Iſt es nicht als hätten darin Fürſt und Kammerdiener, Hofleute und Bürgersleute, Ehrlichkeit und Spitzbüberei, Naivetät und geziertes Weſen, nach des Dichters Willen mit einander wetteifern ſollen, wer von ihnen ſich am abgeſchmakteſten zeigen könne! Welch' ein Fürſt, der wie ein verliebter Perückenmacher ſich gebehrdet! Nicht eine Ader, nicht ein Nerv' fürſtlichen Gemüths in ihm, wodurch die Leidenſchaft veredelt werden könne. Eine geſtrenge Obrigkeit ſollte gar nicht dulden, daß allerhöchſte Perſonen auf der Bühne ſo lächerlich gemacht werden. Ueberhaupt welches ausgedroſchne Stroh in der Handlung dieſes Stückes. Maitreſſengeſchichten! Weg damit. Mit ſolchen Lumpereien geben

wir uns nicht mehr ab; wir machen Conſtitutionen, rufen Stände zuſammen und ſchicken ſie nach Hauſe, und haben damit alle Hände voll zu thun. — Der liebe goldene Kotzebue iſt doch ſo übel nicht. —

Herr *** ſpielte den Fürſten, und wenn es ſeine Abſicht war, ſich über einen albernen Prinzen luſtig zu machen, dann iſt ihm dieſes gelungen. Ein unerträgliches Geſchrei, polternde Beweglichkeit, die gemeinſte Leidenſchaftlichkeit in Stimme und Gebehrde konnten mit vereinigtem Bemühen das gewählte Ziel unmöglich verfehlen. Herr *** ſpielt nicht ſo ſtill weg, daß er nicht bemerkt würde, wie manche Andere; er macht Anſprüche rege und fordert die Beurtheilung mit ſtarker Stimme heraus. Höchſt tadelnswerth iſt es, daß er eine gewiſſe Bewegung mit der Hand nach der Stirne zu oft wiederholt, und dabei wie mit einer Fuhrmannspeitſche klatſcht, daß man zuſammenfährt vor Schrecken. Ein Menſch, der ſich nicht zu helfen weiß, der ſchlägt in ſeinem Unmuthe mit der Hand nach ſeinem eigenen Kopfe, mächtige Fürſten aber ſchlagen damit nach fremden Köpfen. Dieſe Unterſcheidung iſt wohl zu merken. — Frau *** ſpielte die Fürſtin mit dem edelſten Anſtande. Da ſeht ihr zarte Weiblichkeit mit Herrſcherwürde gepaart; da ſeht Ihr ein gepreßtes Herz, das nicht ſeufzen darf, und lernet Fürſtengröße nicht beneiden; da erblickt Ihr die traurige Einſamkeit der Höhe. — Madame ***, Oberhofmeiſterin. So, ſo. Da die Reifröcke an keinem Hofe jetzt mehr getragen werden, hätte auch

Madame *** ſich nicht darin kleiden ſollen. In der dummen Erzählung von den geahndeten Forellen hatte ſie der Fürſtin faſt immer den Rücken zugekehrt; für eine Oberhofmeiſterin ein unverzeihliches Vergehen. — Herr *** ſpielte den Hauptmann Wütting. Dieſer Künſtler wendet ſehr viele Mühe auf maleriſche Stellungen. Etwas wollen iſt ſchon gut; wer gleichgültig, ob er gefalle oder nicht, auf die Bühne tritt, iſt der ſchönen Beſtimmung, unſern täglichen Jammer einige Stunden wegzulügen, nicht werth. — Madame *** ſpielte Mamſell Seradini zu ſchwerfällig, zu tragiſch, erlaubte ſich eine zu vornehme Miene. Sie hätte ſchnippiſcher, leichter, tückiſcher ſein ſollen. „Ei, warum ſo ernſt heute, Mamſell Seradinchen?" würde ihr jeder Kammerherr im Vorbeigehen zugerufen haben. — Herr *** machte den Leiblaquai Schmidt. Ich glaube, daß es nicht ſchicklich iſt, wenn ein Laquai ſich vor fürſtlichen Perſonen tief bückt und Kratzfüße macht, wie Herr *** es gethan. Einem ſo untergeordneten Diener kommt es zu, die Befehle ſeines Gebieters unbeweglich abzuwarten und zu empfangen. Doch ich bin hierin meiner Sache nicht gewiß. Ich kenne den Hof nicht.

VIII.

Der Bergſturz.

Oper von Weigl.

Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus.

Alſo es bleibt dabei: in einem Singſpiele iſt nichts unerlaubt, die dramatiſche Kunſt hat da nichts zu fodern, jeder Unſinn, und alles was nur kracht auf der Welt, darf in Muſik gebracht werden? Schöne Grundſätze! das menſchliche Herz, mit ſeinen kleinen Freuden, von einſtürzenden Bergen zerquätſchen zu laſſen, welch ein widerliches Lebensſpiel! So ein Nürnberger Erdbeben für erwachſene Kinder! Will man uns zum Beſten haben? Den ſchwachen Leib im Kampfe mit der Rieſin Natur, wie abgeſchmackt! Hier iſt keine Hoheit, weder im Siege noch in der Niederlage. — Die Muſik iſt leidlich oder wenig mehr als das. Vergebens hofft man den Tondichter der Schweizerfamilie mit ſeinen alle Nerven der Empfindung durchzuckenden Melodien wieder zu finden. Er kommt einigemale nahe, entfernt ſich aber bald wieder.

* Bei der Darſtellung hat jeder das Seinige gethan. Das iſt das bequemſte, höflichſte und wahrſte aller Urtheile, und wobei Leſer, Kritiker und Schauſpieler vergnügt und geſund bleiben. *

IX.

Der Schutzgeiſt.

Eine dramatiſche Legende von Kotzebue.

Der Schutzgeiſt der Bühne war es nicht, welcher dieſen Schutzgeiſt auf die Bühne gebracht. Voltaire hat Luſtſpiele geſchrieben und Kotzebue Trauerſpiele: ſie haben beide nicht wohl daran gethan. Der Bewunderung und Dankbarkeit fällt es freilich nicht ſchwer, dieſen großen Männern ihre Schwächen nachzuſehen; aber dieſen Schwächen auch zuzuſehen, vier Stunden lang durch ſieben Akte, das iſt ſchon nicht ſo leicht. Wie abgeſchmackt, ohne Phantaſie erdacht und ohne ſinnbildliche Bedeutung, iſt dieſe Legende vom Schutzgeiſte, ſo weit ſie aus ihrer dramatiſchen Bearbeitung erkannt wird. — Ein Knabe wird auf der Chauſſee vom Blitze gerührt, und von ſeinen Eltern auf die Bahre gelegt. Nicht lange, ſo ſteht er vom Tode wieder auf, will aber mit ſeinen betrübten, ihn beweinenden Eltern nichts mehr zu thun haben, und ſagt, er habe wichtigere Geſchäfte, nämlich der Schutzgeiſt einer bedrängten Königswittwe zu ſeyn. Wie dieſer Junge zu der Ehre komme, als Himmelsbote gebraucht

zu werden, iſt eben ſo wenig begreiflich, als wodurch die Königin Adelheid dieſe himmliſche Einmiſchung in ihr irdiſches Daſeyn verdient haben mag. Unglück allein gibt keine Anſprüche auf die Heiligkeit; wäre dies, ſo gäbe es viele Heilige. Königin Adelheid hat eine Krone und ihren Mann verloren, und trägt ihre Leiden keineswegs mit Ergebung. Auch läßt ſie ſich überreden, noch einmal zu heirathen, und iſt wahrſcheinlich im ſiebenten Akte, der nicht mehr auf der Bühne ſpielt, ſehr vergnügt. Ich möchte wiſſen, worin ihre Tugend beſtehe? Wie nur Kotzebue, mit der ihm eigenen Klarheit und Verſtändigkeit, einen ſolchen Stoff hat bearbeiten mögen!

X.

Don Karlos.

Trauerſpiel von Schiller.

Es könnte den Muth geben die Fehler eines der Meiſterſtücke deutſcher Dichtkunſt offen zu beſprechen, wenn man wahrnimmt, welcher Anſtrengung Schiller ſelbſt, in ſeinen Briefen über Don Karlos, bedurfte, um nur einem Theile der dieſem Werke gemachten Rügen ſich entgegenzuſetzen, und wie unentſchieden ſein Sieg geweſen ſey. Doch an dieſem bejahrten Denkmale der Kunſt, ſeit lange Allen ſichtbar und zugänglich, hat das Urtheil ſich wohl ſchon längſt erſchöpft, und nur erneuerte, keine neue, Bemerkungen laſſen ſich erwarten. Darum mag nur ſo viel berührt werden, als nöthig iſt, um vor der Ungerechtigkeit zu ſchützen, daß wir die Schwächen der Dichtung der Darſtellung anrechnen.

Auch das herrlichſte Gemälde, vor unſere Augen hingeſtellt, würde von ſeinem Eindrucke verlieren, hätten wir den Pinſelſtrichen beigewohnt, aus welchen es ſich nach und nach zuſammen geſtaltet hat. Die Werke göttlicher Schöpfungskraft entſpringen leicht und froh aus dem Gedanken, und

wo ein Kunſtwerk die himmliſche Natur, die es beſeelt, uns zuſpiegeln ſoll, da muß der irdiſche Fleiß, der es zu Stande gebracht, unſichtbar bleiben. Der Landmann verkauft gleichgültig die Frucht, die er hat wachſen ſehen, aber wir finden ſie ſüß, weil uns der lange Weg von der Wurzel bis zur Krone des Baumes nicht ermüdet hat.

Wie die Pinſelſtriche zum vollendeten Gemälde, wie die Wurzel zur Frucht, ſo ſteht die Geſinnung des Menſchen zu ſeiner That. Die Ueberlegung iſt Wurzel, die Empfindung iſt Blüthe, die Handlung iſt Frucht des menſchlichen Geiſtes. Nur letztere ſoll in der Tragödie zum Vorſchein kommen, geſchmückt wohl mit den Blumenkränzen der Gefühle, aber der dunkle Keim, aus dem beide entſproſſen, muß bedeckt bleiben. Die Luſt des Schauſpiels ſoll ein Erntefeſt ſeyn, keine ermüdende Saatbeſchäftigung. Erfüllt Don Karlos dieſe Forderung? Nein, er hält uns nur dafür ſchadlos. Nichts geſchieht, wenig wird empfunden, am meiſten wird gedacht. Es iſt ein ſchönes vergoldetes Lehrbuch über Seelenkunde und Staatskunſt, vom Schulſtaube gereinigt, uns in die Hände gegeben.

In dieſem Menſchengemälde iſt kein vorherrſchendes Bild. Drei Gruppen ſind in gleich ſtarkem Lichte in den Vordergrund geſtellt: Philipp mit ſeinen Trabanten, die Königin und Karlos, Poſa mit ſeinen Traumgeſtalten. Es iſt ein Dreiſpiel, welches die Einheit der Theilnahme zerreißt; der Infant bewirbt ſich um dieſe Theilnahme, der Marquis

erhält ſie und nur der König hätte ſie verdient, denn er iſt der Einzige, welcher weiß, was er will, und thut, was er will, und deſſen ſchnell reifende Entſchlüſſe uns immer wach, von dem Schneckengange der Vorſätze nicht eingeſchläfert finden.

Die Schauſpieler ſind es nicht, welche die Schuld der Ermüdung zu tragen haben, die ein vierſtündiger Unterricht in Dingen der Weltweisheit, auf deutſche Art vorgetragen, den Lehrjahren entwachſenen Zuhörern verurſachen muß. Welcher Schalk hat noch überdies dieſen gegenwärtigen Don Karlos für unſere Bühne eingerichtet? An die Stelle des Domingo iſt ein Staats-Sekretär Perez geſetzt. Wie ein Meteorſtein iſt er aus den Wolken gefallen, man weiß nicht, wie er entſtand, woher ſeine Macht, ſein Einfluß, das Vertrauen, das ihm der König gibt? Uebrigens ſind ihm viele Reden des Beichtvaters ganz ohne Sinn in den Mund gelegt. So ſagt ihm der König nach der fürchterlichen Entdeckung, die ſeinem Argwohne zugetragen ward:

— — — — Redet offen
Mit mir. Was ſoll ich glauben, was beſchließen?
Von eurem Amte fodr' ich Wahrheit.

Wahrhaftig, der ärmſte Schlucker von einem Kopiſten würde in Spanien nicht Staatsſekretär ſeyn wollen, wenn es ſein Amt erforderte, täglich, mit Gefahr ſeines Kopfes, einem Despoten die Wahrheit zu ſagen. Wozu geſchah die Umänderung eines Beichtvaters in einen Staatsſekretär?

Hat man aus Schonung die düſtere, ſchleichende, tückiſche Pfaffheit, als gehäſſiges Bild, nicht wollen erſcheinen laſſen? So war ſie in Spanien nicht geweſen. Dort trat die geiſtliche Macht kühn und offen hervor und handelte mit klarer Willenskraft. Domingo iſt nicht blos der geſchäftige Wind, das fliegende Inſekt, welches den Blüthenſtaub von den männlichen zu den weiblichen Blumen trägt, und ſo die Handlung befruchtet; ſondern der kluge Diener der Inquiſition, welcher die Seele der ganzen Staatsliſt war, und ſich auch dafür bekannte. Der Großinquiſitor am Schluſſe weiß allein das Räthſel zu löſen, und außer ihm keiner. Es wäre zu unſerer Zeit ſehr wohlgethan, die Dichtung in ihrer alten Form wieder auf die Bühne zu bringen, damit, was man am Morgen vor den Geſchäften des Tages gedankenlos in der Zeitung liest: daß in Madrid die Inquiſition ſich wieder ausbreite, wirkſamer am Abend im Schauſpielhauſe als Schreckbild in die Seele dränge, und ſie mit Abſchen erfüllte. — —

Das Lob, das man dem Tacitus ertheilt: er ſey am tiefſten in die Seele eines Tyrannen eingedrungen, kann man Herrn *** in der Rolle des Philipp nicht verſagen. Ihr erkennt ergrimmt einen jener Könige, die an der Vorſehung zweifeln machen, und Ihr fragt den Himmel: warum ein Menſch, der nicht verdiente die Sonne aufgehen zu ſehen, ſagen durfte, daß ſie in ſeinem Reiche nicht untergehe? Herr *** hatte ſein ganzes Spiel mit gleicher Mächtigkeit

durchgeführt. Der böſe Geiſt der ſchafloſen Nächte, an welchen ein Tyrann leidet und leiden macht, war er maleriſch getreu. Eines war mir in deſſen meiſterhafter Darſtellung aufgefallen; nämlich daß er ſich einen Fußſchemel unterſtellen ließ, ſo oft er ſich ſetzte. Den majeſtätiſchen Philipp mußte dieſes häusliche Bequemthun ſehr entſtellen, zumal wie es Herr *** zur Schau brachte, indem er gewöhnlich nur den einen Fuß auf den Schemel ſtellte, und den andern leicht hinabwiegen ließ. Darf ein Erdengott zeigen, daß er müde werden kann? —

Herr *** ſpielte den Alba lobenswerth. Dieſer Held iſt kein Mordbrenner, wie er dem jugendlich-ſchwärmeriſchen Karlos, und dem innern Auge menſchenfreundlicher Geſchichtsforſcher erſcheint, ſondern ein großer, ruhiger, beſonnener Mann, der aus Ehrgeiz, hätte es die Zeit und ſeine Pflicht erfordert, auch weich und tugendhaft geweſen wäre. So muß er geſpielt werden.

XI.

Saul.

Melodrama. Muſik von Kapellmeiſter v. Seyfried.

Solche plaſtiſche, lebenskräftige bibliſche Geſchichten, furchtbar und zerſtörend, wie die Natur, aber auch einfach und erhaben wie dieſe, wäre ich ein Bühnen-Dichter, ich zöge ſie vor allen den verflachten, dahinkränkelnden, durch tauſendfältiges Durchſeifen und Waſchen ausgefaſerten, durch Sitten- und Polizei-Zwingherrſchaft verkrüppelten, durch Höllenfurcht und Himmelsſehnſucht entnervten Worten und Thaten der neuen Menſchen, die abgeſchmackt ſündigen, und noch abgeſchmackter edle Thaten begehen. Solche Stoffe wählte ich mir. Saul, mit unverholner, faltenloſer, durch keine diplomatiſche Grimaſſen entſtellter Herrſchſucht und Ruhmbegierde, ſüdlich glühenden Herzens, wegen ſeiner Blutſünden den unterirdiſchen Mächten heimgefallen; und ihm gegenüber David, ſiegend durch ſeine Kindlichkeit, Unſchuld und Gottesfurcht. Ich rede natürlich nur von dem edlen Marmor, nicht aber von dem Steinmetz, der ihn zurecht gehauen. Der Melodramatiker läßt jene Kraftmenſchen der Natur und der

bürgerlichen Geſellſchaft das zierlichſte, liebwertheſte Stuben-deutſch ſprechen. Dieſer Abner gar, iſt der modernſte Spitzbube, ein Feldmarſchall mit dem Kammerherrnſchlüſſel in Hofgalla, der ſeine Ränke ſchmiedet, wie ein Anderer. Auch damals gab es Propheten mit Gaukeleien, herrſchſüchtige Prieſter und Leviten, welche mit großen Gabeln in den Fleiſchtopf ſtachen, und im Namen Gottes die fetteſten Stücke herausholten. Aber zu jener Zeit bedurften junge Völker noch der Ammenmilch, und ſie war ihnen heilſam. Man hat uns viele Jahrhunderte zu lange mit Brei gefüttert; aber endlich ſahen wir den Boden des Napfes, und jetzt verzehren wir fröhlich die letzte Scharre. — —

Seyfried's Muſik hat herrliche, ergreifende Stellen. Sie iſt höchſt maleriſch und ausdrücksvoll, und der Handlung, wie deren Zeit und Gegend, angemeſſen.

XII.

Die Feinde.

Trauerſpiel in drei Aufzügen, von Ernſt v. Houwald.

Die Könige Malcolm und Grimus führten um Schottlands Krone blutigen Krieg. Grimus unterlag der Liſt und Tücke ſeines Feindes, ſein Haupt fiel unter Henkersbeil, und ſeinem Schwiegervater Malthos, Than von Leith, wurden die Augen geblendet. Grimus hinterließ eine Wittwe, Braſſolis, die Tochter des Malthos, und zwei Kinder in zartem Alter, Edgar und Alona. Malcolm raubte der königlichen Wittwe alle Ländereien und Beſitzungen ihres Gatten, und ließ ihr nichts, als eine verſteckte, verfallene Burg, die nämliche, in welcher die Miſſethat gegen Grimus und Malthos verübt worden. Dort lebte Braſſolis, mit ihren Kindern und ihrem blinden Vater, unbekannt, einſam, vergeſſen, aber nicht vergeſſend. Sie ſtreute den Saamen des Haſſes und der Kampfluſt in das Herz ihres Sohnes, daß er einſt den gemordeten Vater rächen, und die verlorne Krone ſich wieder gewinnen möge. Die Zeit der blutigen Ernte kam heran. Der Jüngling Edgar verließ die Burg,

gab ſich zu erkennen, verſammelte die alten Getreuen um ſich her und zog gegen Malcolm in das Feld. Die feindlichen Heere ſind ſich nahe; aber Malcolm verzögert die Schlacht. Er fürchtet die Entſcheidung, weil er der Treue der Seinigen mißtraut, welchen er durch grauſame Herrſchaft verhaßt geworden. Er will die Schlacht nicht eher wagen, als bis ſein Sohn Donald, den er aus England, wo er erzogen worden, zurück erwartet, beim Heere angekommen ſey. Der Jüngling erfreute ſich der Liebe des Volkes und der Krieger, und unter der Fahne dieſer Liebe glaubte Malcolm ſicherer zu ſtreiten. Aber Edgar hatte erkundſchaftet, warum Malcolm mit der Schlacht zaudre, und er ſuchte Donalds Rückkehr zu verhindern, indem er alle Küſtenwege beſetzen ließ. Eines Abends entdeckten Edgar's Soldaten zwei Pilger, einen Mann und einen Jüngling, die ihnen verdächtig ſcheinen. Die Pilger ſuchen zu entfliehen, ſie werden verfolgt, aber nicht erreicht. Doch erreicht den jüngern Pilger ein Pfeil, der ihn leicht verwundet. Die Verfolgten ſchützt der Mantel der Nacht, und ſie flüchten ſich in eine alte Burg, wo ſie freundliche Aufnahme, Pflege und ein Nachtlager fanden. Es war die Burg, wo Braſſolis mit den Ihrigen wohnte.

Mit dem Tage, der auf dieſes Ereigniß folgte, beginnt das Trauerſpiel, welchem Braſſolis Burg zum Schauplatze gegeben. Der Morgen dämmert. Braſſolis tritt auf und ſpricht:

O, wär' ich deine Mutter, junger Tag,
Längſt hätt' ich dich geweckt, dich ausgeſendet
Nach der Entſcheidung unſers Schickſals! Auf,
Erwache! —

Ständen nicht draußen im Felde die beiden feindlichen Heere, Malcolm und Edgar an ihrer Spitze, kampfgerüſtet einander gegenüber; wäre nicht der Tag ſo ernſter Entſcheidung — würden wir Braſſolis fragen: warum, da ſie, wie ſie freiwillig geſteht, nicht die Mutter iſt des jungen Tages, und ſich darum nicht für berechtigt hält, ihn zu wecken, warum ſie es dennoch gethan, und wenn ſie ihn geweckt, warum ſie es nicht früher gethan? Doch es iſt nicht Zeit zu ſolchem kleinen Wortſtreite! Braſſolis, nachdem ſie den jungen Tag aus dem Schlafe geweckt, löſcht mit den Worten:

ſtirb, du kleines Licht der Nacht!

die Nachtlampe aus. Tom, ein alter treuer Diener, erſcheint. Braſſolis theilt ihm ihre Furcht und ihre Hoffnung mit. Tom ſpricht von den Maßregeln zur Beſchirmung der Burg, die theils angeordnet, theils noch anzuordnen wären. Er macht ſeiner Gebieterin Vorwürfe, daß ſie den vorigen Abend die beiden Pilger ſo ſorglos aufgenommen; in dieſer Zeit und in dieſem Lande des Krieges müſſe man bedächtig ſeyn. Braſſolis erwiedert: von frommen Pilgern ſey nichts zu fürchten, und beide hätten ſo gutes Ausſehen. Tom warnt dringend zur Vorſicht — und der Alte hatte Recht. Die beiden Pilger, für Vater und Sohn gehalten, waren niemand

anders als Donald, Malcolm's Sohn, und Katmin, ſein Mentor, der ihn aus England geholt, ihn dem Vater zuzuführen. Auf dieſe Weiſe bewahrt die Burg zwei Geheimniſſe. Braſſolis ahnet nicht, welchen wichtigen Gaſt ſie beherberge; und Donald weiß nicht, unter welch ein Verderben drohendes Dach er ſich geflüchtet. Aber dieſe Geheimniſſe bleiben nicht lange verborgen, wenigſtens nicht allen Burgbewohnern. Amor, in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluſſe, hatte den Pfeil, der Donald getroffen, mit dem ſüßen Gifte der Liebe benetzt, und ihn, nachdem er den Jüngling geſtreift, in das Herz Alonas geführt. Der Königsſohn ſah kaum die blühende Schönheit, Alona ſah kaum den blutenden blaſſen Jüngling — und beide liebten ſich. Liebende können ſich nichts verſchweigen. Bald erfahren ſie — Donald, daß Alona Edgar's Schweſter — und Alona, daß der junge Pilger Donald, Malcolm's Sohn ſey. Dieſes Geſtändniß erweckt in den Liebenden gleiche Gedanken. Donald beſchließt in ſeinem Sinne, die Geliebte und ihr Haus gegen ſeinen eignen Vater zu ſchützen, wenn dieſer ſiegen ſollte, und Alona beſchäftigt die Sorge, den Geliebten zu bewachen, gegen vorhandene und gegen drohende Gefahr. Unterdeſſen trifft ein Feldhauptmann Edgar's ein, und verlangt die Auslieferung der beiden Pilger, die ſich den vorigen Tag, von ihm verfolgt, in die Burg geflüchtet. Braſſolis weist die Foderung zurück. Der Hauptmann, dem es unbekannt, daß Braſſolis die Mutter ſeines Gebieters iſt, dringt und droht; da gibt ſich ihm die

Herrin der Burg zu erkennen, der blinde Malthos läßt ſeine Herrſcherſtimme hören, und der Hauptmann, nachgebend, zieht fort ohne die Pilger und eilt an der bevorſtehenden Schlacht Theil zu nehmen.

Die Schlacht wird geſchlagen, die Kunde davon bringt Edgar ſelbſt in die Burg, der beſiegte Edgar. Er berichtet der verzweiflungsvollen Mutter: Schon ſey ihm die Schlacht gewonnen geweſen, als plötzlich die Nachricht von Donald's Ankunft ſich im feindlichen Heere verbreitet. Der Königsſohn, ein hoher ſtattlicher Jüngling, habe ſich an die Spitze des Heeres geſetzt, und den flüchtigen Sieg zurück geführt. Die beiden Pilger, bei Edgar's Erzählung gegenwärtig, hören mit gleichem Erſtaunen, aber mit verſchiedenen Empfindungen, die wunderbare Mähr. Der ſchlaue Katmin erkennt in dieſer Liſt Malcolm's, durch einen falſchen Donald das muthloſe Heer begeiſtern zu laſſen, den klugen Sinn ſeines Gebieters. Der argloſe und romantiſche Donald aber zürnt und trauert in ſeinem Herzen, daß ihm ein Betrüger das Glück, den Vater gerettet zu haben, und den Lorbeer des Siegs geraubt. Katmin, ob zwar ſein Zögling es ihm verſchwiegen, hatte es von ſelbſt, bald nach ſeinem Eintritte in die Burg, erhorcht, zwiſchen welchen gefährlichen Mauern er und Donald ſich befänden, und hatte dieſem zur Flucht gerathen. Aber der Königsſohn, Alonas und ihrer Mutter gedenkend, die ihn ſo freundlich aufgenommen, beharrte auf ſeinem Sinne, zu deren Schutze zurückzubleiben. Durch

Edgar's Ankunft ſteigt die Gefahr für Donald, und Katmin's Sorge. Noch einmal, aber vergebens, ſucht Katmin den jungen Fürſten zu bereden, daß er ſich heimlich aus der Burg entferne. Da heuchelt ihm der Mentor vor, er für ſich allein wolle zu Malcolm gehen, um ihn zur Schonung für Braſſolis und die Ihrigen zu ſtimmen. Donald gibt dies zu, auch Braſſolis und Edgar finden es zweckmäßig, und Malthos geſellt dem Katmin noch den alten Tom bei, den er auch ſeiner Seits mit vermittelnden Vorſchlägen an Malcolm ſendet. Noch nicht lange war Katmin aus der Burg entfernt, als ein Hauptmann Edgar's, der mit einer kleinen Schaar noch im Felde gegen Malcolm Stand gehalten, den alten Tom blutend zurückführt. Tom erzählt, Katmin habe auf dem Wege ihm plötzlich einen Dolch in den Nacken geſtoßen. Katmin's Verrätherei ward jetzt klar. Braſſolis mit Vorwürfen, Edgar racheentbrannt ſtürzen auf Donald, den vermeintlichen Sohn des Mörders und Verräthers. Alona iſt angſtvoll, Donald bleibt ruhig. Jener Hauptmann Edgar's erzählt ferner, König Malcolm, von einem ſpäten Pfeile tödtlich getroffen, ſey geblieben. Edgar's Hoffnungen beleben ſich wieder, Donald muß den Schmerz über des Vaters Tod in ſeine Bruſt zurückbändigen. In dieſem Streite und Widerſtreite ſtürzt plötzlich eine Schaar Malcolm's, von Katmin angeführt, in den Saal. Die Burg iſt überfallen, Widerſtand fruchtlos und die Flucht benommen. Katmin hatte ſeinen Aufenthalt in der Burg

benutzt, deren ſchwache, zugängliche Seiten zu erſpähen. Katmin war kaum hereingeſtürmt, ſo ergriff Donald ein Schwert und ſtieß es ihm in die Bruſt, ihn für ſeine Verrätherei zu beſtrafen. Ein Schrei des Entſetzens rings umher, daß der Sohn den Vater morde: da gibt ſich Malcolms Sohn zu erkennen. Edgar fordert die Krone, Donald bemerkt ihm freundlich: Die Luſt der Krone wolle er mit ihm theilen, aber die Laſt und Noth der Herrſchaft wolle er allein tragen. Doch ſey er es zufrieden, daß ein Zweikampf Recht ſpreche zwiſchen ihnen. Nach mannigfaltigen Wortgefechten muß ſich Edgar in ſein Schickſal finden und ſich dem Sieger unterwerfen. Den Schmerz der Niederlage verſüßte Donald, indem er die geliebte Alona zur Gattin begehrte, und ſie zu Schottlands Königin erhob.

In der „Widmung,“ die dem Trauerſpiele vorausgeht, erzählt der Dichter:

Aus Schottlands nebelgrauer Vorzeit ſtiegen
Zu mir herauf Geſtalten rieſenhaft.
Sie zeigten mir in faſt verloſchnen Zügen
Den Sieg des Edlen über rohe Kraft;
Und mahnten mich, ein Bild daraus zu fügen.

Es war wohlgethan, ſolcher Mahnung zu folgen, da es gefährlich iſt, rieſenhaften Geſtalten etwas abzuſchlagen. Wir wollen nun ſehen, wie das Gebot vollzogen, auf welche Weiſe das Bild zuſammengefügt worden, und wir wollen in unſerer Beurtheilung keinen andern Weg verfolgen, als

den uns der Dichter ſelbſt vorgezeichnet. Wir wollen betrachten: ob die auftretenden Geſtalten rieſenhaft erſcheinen; ob deren verloſchene Züge wieder hergeſtellt, klar, ſcharf und kenntlich geworden; und ob es das Edle ſey, das geſiegt über rohe Kraft.

König Malcolm erſcheint nicht auf der Bühne, und iſt alſo dem Lobe, wie dem Tadel, entrückt, und da er auf dem Schlachtfelde ſtirbt, und an keiner dramatiſchen Krankheit, hat die Kritik keine Legalſection mit ihm vorzunehmen. — Dem jungen Edgar fehlt zum Rieſen mehr als die halbe Größe. Er ſpielt den Helden wie ein wandernder Comödiant. Er iſt nicht ſchlimm und nicht gut, nicht hart und nicht weich, er iſt ein halbgeſottener Ungeſtüm, und er weiß nicht, was er will. Nach der verlornen Schlacht ſteht er voll Angſt vor ſeiner Mutter, wie ein Schulknabe, den die Cameraden blutig geſchlagen, oder der ſich ein Loch in den Kopf gefallen und die mütterliche Züchtigung fürchtet. Nur ausgeſcholten wird er von ihr und er greinet beinahe. Es iſt komiſch, aber ungerecht, daß er der Mutter vorwirft, ſie habe ihn wild erzogen; es iſt nichts Wildes an ihm, als die Ungenießbarkeit ſeiner Reden. Nachdem er den Anſprüchen auf die ſchottiſche Krone entſagt, beſchließt er, ſich in eine Einöde zurückzuziehen — er, ein achtzehnjähriger Junge, der ja unmuthig, weil er lebenshungrig, nicht weil er lebensſatt! — Braſſolis iſt eine ganz gewöhnliche Dutzend-Frau. — Von dem blinden Malthos läßt ſich nichts Gutes

und nichts Böſes ſagen. — Alona iſt ein Mädchen, wie alle Mädchen ſind, bis auf einen Punkt: ſie verliebt ſich und geſteht ihre Liebe zu ſchnell. Zwar iſt die Liebe eine Wechſelſchuld, welche die Gläubigerin Natur zur Verfallzeit ſtreng einfordert; aber ſie pflegt doch nicht auf Sicht bezahlt zu werden, und auch nach altſchottiſchem Rechte werden vor der Liebeserklärung einige Reſpect-Tage üblich geweſen ſeyn. Der junge Pilger kommt Abends in die Burg — die Nacht iſt ſchicklicher Weiſe gar nicht mitzurechnen — und ſchon am andern Tage iſt Alona in ihn verliebt und ſagt es ihm! — Donald erſcheint zu gut und zu weich, die Handlung fällt um das Jahr 1000; aber bei den rauhen Menſchen jener nordpolariſchen Zeit, auch wenn ſie edel ſind, iſt der Tag der Güte doch nur kurz, und was in ihnen ſchmilzt, iſt immer nur Schnee. Katmin iſt ein feiner Herr. Gleich bei ſeinem Auftreten ſieht er aus Artigkeit Mutter und Tochter als Schweſtern an, und zeigt ſich als Diplomat — indem er gelegentlich bemerkt:

Glück und Recht
Gehn ſelten Hand in Hand, das letztere ſteht
Zu feſt, das erſtere iſt zu flüchtig.

Auch Katmin iſt keine rieſenhafte Geſtalt. Zwar gab es wohl ſchon Spitzbüberei zu Schottlands nebelgrauer Vorzeit; doch eine ſo glatte Kunſt war ſie noch nicht geworden, wie ſie Katmin übt.

Die genannten Perſonen alle, bis auf Katmin, tragen den gefährlichen Keim des dramatiſchen Todes in der Bruſt. Sie athmen kurz und ſchwer, und leiden an fliegender Hitze. Katmin allein iſt geſund, er hat die größte Hoffnung, ein hohes Alter zu ereichen, weil er, als Diplomat, beſitzt, was die beſten Makrobiotiker als Unterpfand eines langen Lebens anſehen — wenig Herz. Und der geſunde Katmin ſtirbt und jene kränklichen Menſchen alle überleben ihn! Jetzt traue einer den Aerzten mit ihrer Semiotik! Zwar ſpielt der Tod immer blinde Kuh, und fängt, wer ihm zuerſt nahe kommt; aber der Dichter ſollte doch dieſen Mord, nicht einmal als Dichter, auf ſeine Seele laden. Was hat Katmin gethan? Nichts, als was die Dienſtpflicht gegen ſeinen Fürſten ihn geheißen. Der Königsſohn war ſeiner Verwahrung anvertraut, er mußte ihn ſchützen durch Rath und That; die Noth führte ſie unter das Dach des Erbfeindes, Katmin ſucht Donald mit Liſt aus ſeiner gefährlichen Lage zu befreien, und er führt Malcolm's Schaaren in die Burg. Es iſt wahr, er ſuchte Tom zu tödten; aber das war Kriegsrecht. Wo wäre da ein todeswürdiges Verbrechen? Und hätte Katmin gefehlt, kam es Donald zu, den Fehler zu beſtrafen? Durfte er ſeinen Freund, ſeinen Führer, ſeinen zweiten Vater morden, der für ihn gewacht und geſorgt? Nicht einmal die Noth, die Verblendung der Liebe nicht einmal, kann Donald's blutige Uebereilung entſchuldigen. Er war von den Seinigen umringt, die ihm gehorchen, ſobald er ſich als Malcolm's

Sohn zu erkennen gab; er war Herr der Burg; Alona und die Ihrigen hatten von Katmin's Argliſt nichts mehr zu befürchten — und Donald ſtößt ſeinem Befreier das Schwert in die Bruſt, um nur eine empfindſame Floskel anzubringen, und damit das Trauerſpiel endlich zum Trauerſpiele werde! Wo wäre hier der Sieg des Edlen über rohe Kraft? Donald's rohe Kräfte haben geſiegt über Edgars rohe Kräfte. Und wäre Donald geweſen, was er nicht war, ein edler Menſch, ſelbſt dann hätte nur der Edle, nicht das Edle geſiegt, was wohl zu unterſcheiden; das eine iſt Zufall, das andre iſt Sittlichkeit, und nur das andre kann erfreulich ſeyn.

Weil die Handlung ſich in Schottlands nebelgrauer Vorzeit begeben, hätte man gerne wahrgenommen die düſtere Farbe eines rauhen Himmels; hätte man gerne geſpürt den ſtrengen Duft einer Nebellandſchaft. Doch über dem Trauerſpiele hängt ein blauer Bühnenhimmel, mit Gewitterwolken ſymmetriſch befranzt, und überall athmet man den Duft des ſüßen Lavendelwaſſers, womit die zierliche Melpomene unſrer Zeit ſich Hände und Geſicht benetzt.

XIII.

Die Huſſiten vor Naumburg.

Schauſpiel von Kotzebue.

Einer Kotzebue'ſchen Rührung werden nicht leicht etliche Thränen verſagt; die liebe Kleine bettelt gar zu angenehm. Aber ein vernünftiger Menſch trocknet ſich die Augen, und ſchämt ſich dabei ſeiner Mildherzigkeit. Lockeres Zeug, Luft, nichts als Luft! Schaum, nichts als Schaum! Bataillonsweiſe aufgeſtelltes Lumpengeſindel von allerlei hergelaufenen Redensarten, werden in den Kotzebue'ſchen Paradeſtücken Verſe genannt. —

Solche ekelhafte Schandreden und Lieder, als womit die Kriegsleute des Procopius den vierten Akt beginnen, ſind wohl nie in einem Lager gehalten und geſungen worden, und wenn auch — ſo dürfte die häßliche Natur nicht ſo getreu auf die Bühne gebracht werden.

Aber dieſes Stück bietet den Schauſpielern einen ſolchen Wechſel und Reichthum von Gefühlen und eine Mannigfaltigkeit der Stellungen an, daß der Glanz des Spiels die Fehler des Dichtwerks überblenden könnte. Dieſesmal war

es nicht geſchehen. Einer ſo langweiligen, lauen, matten, ſchleppenden und auseinandergeriſſenen Darſtellung hat man wohl nur ſelten beigewohnt. Die Leere des Hauſes — es waren nicht weniger Menſchen auf der Bühne, als vor ihr — wird dies erklären, doch nicht entſchuldigen. —

Herr ***, als Wolf, hatte einige Momente, in denen er, alles um ſich her vergeſſend, nur an ſich dachte, und dann bewährte er ſeine guten Gaben. Im Allgemeinen aber war ſein Spiel ganz ohne Licht und Schatten. Da beſonders, wo der Vater den Bürger überſchleicht, war er ſo ohne Zartheit und Biegſamkeit, daß es unbegreiflich iſt, warum bei einem ſo ausgezeichneten Künſtler nicht die ſich bewußte Fertigkeit einmal das mangelnde Bemühen erſetzen konnte. — Frau *** ſpielte die Bertha.... nein, dieſe Frau hat keine Kinder! — Das Eindringen der Kleinen in das Huſſitenlager lief ohne Thränen ab, weil es zweifelhaft ſchien, ob ſie wirklich nur durch Rührung den Feind beſiegt hatten. Denn die wenigen Kriegsleute, die aufgeſtellt waren, würden, trotz ihrer Picken, der Ueberzahl der Kinder haben unterliegen müſſen, wenn dieſe mit Vortheil angegriffen hätten.

XIV.

Die gefährliche Nachbarſchaft.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Welch' ein tiefer, tiefer Brunnen voll klarer, friſcher, erquickender Laune iſt Kotzebue, welch' ein wohlthätiges Geſchenk des Himmels! Bedenkt man, daß deſſen Luſtſpiele ſchon dreißig Jahre alle deutſchen Bühnen verſorgen, daß unter denen, die ihnen zugehört, Niemand iſt, den ſie nicht ergötzten; zählt man die fröhlichen Stunden zuſammen, die ſie jedem Einzelnen, ſowohl beim Leſen als beim Vorſtellen, gemacht, dann kommt die große Rechnung heraus, daß ein einzelner Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Menſch iſt undankbar, aber der Deutſche iſt es am meiſten. Wie hätte das Alterthum, wie London und Paris einen ſolchen Mann verehrt! Wenige Jahre früher, da hier noch kein Fremdenblättchen erſchien, würde kein Bürger erfahren haben, daß Kotzebue vor Kurzem in Frankfurt geweſen. Er iſt im Theater geſehen worden, und ich habe großen Verdacht, daß er den Eintrittspreis ſeiner Loge hat bezahlen müſſen. Es iſt ein Etwas, ein Etwas in uns

Frankfurtern, ich habe keine Worte dafür, aber ein Taſchenbuch habe ich ſo gut wie Hamlet, und wer wehrt es mir hineinzuſchreiben: man kann reich ſeyn, ſehr reich ſeyn, und doch nichts ſeyn! Großer Gedanke, eines beſſern Kopfes werth!

O Fips, Du biſt glücklich; ſtirbſt du auch ruhmlos wie eine Maus, ſo fällt Dir doch im Leben immer etwas ab. Unter Deutſchen lohnt ſich's der Mühe nicht, mehr zu ſeyn als ein Schneider. Niemals hohen, nur allerhöchſten Menſchen wird Ehrfurcht bezeigt, nur Geldkünſtler werden geliebt, und man ſchätzt keine andere Größe, als die arithmetiſche. —

* Herr *** hat genannten Schneider mit ſehr vieler Laune geſpielt. Schmunzelnd oder knurrend, wild, fröhlich oder betrübt, er war immer köſtlich und ſeinen Gulden werth. — Demoiſelle *** hat als Lieschen den Erwartungen nicht widerſprochen, die ſie durch mehrere frühere Darſtellungen erweckt hat: Es ſoll ihr Verdienſt nicht ſchmälern, wenn ich ſage, daß alle Mädchen geborne Lieschen ſind. — *

XV.

Der Leuchtthurm.

Drama von Ernſt v. Houwald.

Der Kunſtrichter darf ſich nie mit der Stimme ſeines Herzens begnügen, die ihm ſagt, er habe, ohne Haß und Liebe, und nicht im Dämmerlichte lauer Unterſuchung, Recht geſprochen; er muß von der Gerechtigkeit ſeiner Ausſprüche auch Jeden zu überzeugen ſuchen. Darum ſollte der Beurtheilung eines Kunſtwerks immer eine Beſchreibung deſſelben vorausgehen, damit die Leſer erfahren, ob das beurtheilte Werk die geprieſenen Vorzüge oder die gerügten Mängel wirklich an ſich trage. Hierbei aber iſt ſchwer, das Angeſchaute von der Anſchauung ſo rein zu ſondern, daß jenes im farbenloſen Lichte, nirgends von dem Rückſtrahle des Auges beleuchtet, erſcheine. So wird es auch dem beſten Willen nicht vollkommen gelingen, die einem Schauſpiele zum Grunde liegende Handlung ſo ſachgemäß zu erzählen, daß die Anſicht des Erzählers nicht wenigſtens leiſe mitrede. Um dieſer Zudringlichkeit der eigenen Empfindung auszuweichen, will ich die Schickſalsfabel, welche dem Leuchtthurm

zum Stoffe gedient hat, nicht mit meinen eigenen, ſondern mit den Worten des Herrn Böttiger erzählen, der in der Abendzeitung jenes Drama beſprochen hat. Um ſo willkommner iſt mir dieſe Darſtellung des Herrn Böttiger, da er die Tragödie Houwald's ſehr anpreist, und alſo gewiß darauf bedacht war, den Gegenſtand der Beſchauung unter dem vortheilhafteſten Lichte erſcheinen zu laſſen.

„Ein Graf von Holm hat die einſt tugendhafte Gemahlin ſeines ihm brüderlich trauenden Freundes, Ulrich Hort, in deſſen Abweſenheit mit Liebe bethört, und iſt mit ihr und ihrem einzigen Kinde, Horts dreijährigem Sohn, nach Amerika gegangen. Abſichtlich ausgeſtreute Gerüchte hatten ihn todt geſagt. Hort verliert über dieſe Treuloſigkeit den Verſtand. Nur am Meeresſtrande löst ſich ſeine Verrücktheit in freundlicheren Wahnſinn auf. Dort ſingt er ſeiner ihm entflohenen Mathilde ſchon ſeit achtzehn Jahren auf ſeiner Harfe ſehnſuchtvolle Wünſche bei Sturm und Sonnenſchein entgegen. Den wahnſinnigen Harfner pflegt ſein einziger Bruder, Caſpar Hort, mit ſeiner einzigen Tochter Dorothea. In einem Leuchtthurm, auf deſſen Kuppel alle Nächte Signallampen angezündet werden, leben dieſe drei zuſammen. Die zartaufblühende Dorothea hat faſt mit niemand als mit ihrem ſie ſelbſt unterrichtenden Vater und dem gemüthkranken Oheim Umgang. Da ſtrandet ein Schiff am nahen Felſenriß. Ein einziger Jüngling, Walther mit Namen, wird von der ruderkundigen Jungfrau und ihrem Vater, dem Thurmwächter,

geborgen. Sie lieben ſich, ohne ſich zu erklären, beim erſten Blick. Der Jüngling weilt im benachbarten Dorfe. Eine ſtürmiſche Nacht droht auf's neue Allen, die der Küſte ſich nahen, wofern nicht Signalfeuer brennen, den Untergang. Man hört Nothſchüſſe. Während Caſpar Hort vom Thurm herabeilt, um auch unten ein warnendes Feuer anzuzünden, kommt Walther, der Geliebten in dieſem Sturm der Elemente beizuſtehen, zum erſtenmal ſelbſt auf den Thurm. Dem Mädchen lag ob, die Lampen oben brennend zu erhalten. Indem jetzt die Liebenden ſich dem Entzücken des erſten gegenſeitigen Eingeſtändniſſes überlaſſen, hat der wahnſinnige Oheim die Lampen oben plötzlich ausgelöſcht. Dieſe Idee, im Wahnſinn, alſo in der Willkühr des Bewußtloſen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzuſtellen und dadurch der Vorſehung gleichſam nachzuſpielen, wird ſtets bewundert werden. Er ruft nun, als die Aufgeſchreckten zum Vater hinunter an den Strand geſprungen ſind, frohlockend über ſeine That:

Was zündet der Menſch ſeine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
Nacht ſoll es ſeyn. —

Damit ſchließt ſich der erſte Akt, der im runden Wohnzimmer ſpielt, auf deſſen Kuppeldach die Signale brennen. Das Schiff, welches Nothſchüſſe that, iſt, der Signalfeuer beraubt, mit Mann und Maus untergegangen. Nur Ein Mann davon hat ſich auf eine Klippe gerettet."

„Der zweite Akt zeigt uns unweit des Leuchtthurms einen Meeresſtrand mit vorſpringenden Felſenabſätzen, die in die See hinausſtarren. Der Morgen bricht an. Auf dem Vorſprunge ſitzt der Harfner und begleitet ſeine Morgen=phantaſie mit einzelnen Accorden. Da treten unten Dorothea und der ihrer verliebten Nachläſſigkeit zürnende Vater hervor. Die Geängſtete zeigt die tiefſte Reue. Allein Ulrich ruft hinten hervor und klagt ſich ſelbſt der That an. Wo das Schickſal Gericht halte, dürfe der Menſch kein Licht anzünden.

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm ſeine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

Walther iſt indeß in einen Kahn geſprungen und bringt den einzig übrig gebliebenen vom Riff auf's Land. Wir ſehen dieſe Rettung in der Beſchreibung des bangenden Mädchens, die ihm mit dem Vater vom Felſen herab zuſieht. Jetzt naht die Entwicklung. Walther iſt der mit der Mutter nach Amerika entführte Sohn, von dem Entführer treu erzogen. Die Eltern, von Reue gefoltert, haben ihn vorausgeſchickt, um den rechten Vater aufzuſuchen. Er iſt von ſeinem Oheim unbewußt gerettet worden; denn Dorotheens Mutter war die Schweſter ſeiner Mutter. Den er heute rettete, er iſt Graf Holm, ſein Pflegevater. Sein leiblicher Vater iſt der wahnſinnige Ulrich. Erſchütternde Erkennungsſcenen zwiſchen Holm und Hort, Dorotheens Vater, der dem zerknirſchten Verführer endlich die Folgen ſeiner Unthat, die im Wahnſinn

des ſo Beraubten endeten, eröffnet. Mathilde ſelbſt, die reuig zurückkehrende Mutter Walther's, iſt beim Schiffbruch in dieſer Nacht vor Holms Augen ertrunken. Da Holm, mit Verzweiflung ringend, abſeits gegangen iſt, hat Ulrich den Leichnam Mathildens, am Strande ausgeſpült, aufgehoben, und bringt ihn nun auf die Scene getragen. Er liebkoſet der Wiedergeſchenkten mit unbeſchreiblicher Wehmuth, da er ſie nur für eine Tiefſchlummernde hält. Da tritt Graf Holm, der Verführer, hinzu. Ein herzzerſchneidendes Zuſammentreffen. Im halbaufdämmernden Bewußtſeyn fürchtet Ulrich, daß Holm ihm das wiedergefundene Weib aufwecken, davon führen wird. Er will ſich vor ihm mit ihr in's Heimathland flüchten. Ein neuer Arion ruft er die Delphinen. Sie ſollen ihn mit ſeiner Harfe und ſeinem Weibe über die Fluthen tragen. Da ergreift er die Todte, trägt ſie auf den oberſten Felsvorſprung, und ſtürzt ſich mit der Harfe und ihr hinab in's Meer. Die Herbeieilenden kommen zu ſpät. Holm's unausſprechliche Reue verdient Mitleid. Die Sühne iſt vollendet. In den zwei ſchuldlos Liebenden geht das Geſchlecht nicht unter, es blühet friſch fort.

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefſten Wogen
Die gepreßten Herzen ſelig
Zu der Heimath hingezogen?"

Ich will bekennen, ob ich zwar weiß, welche Gefahr mir ein ſolches Geſtändniß bringt, daß ich dieſes Trauerſpiel

in meinem Sinne ſchon verurtheilt habe, als ich nur erſt ſeinen Namen erfuhr; denn ich überlegte, was folgt. Ob der Name eines Schauſpiels ſeinen Inhalt bezeichnen müſſe, oder ob er dieſes nicht zu thun habe, braucht hier nicht entſchieden zu werden — genug, es findet einer von beiden Fällen Statt. Wenn der erſtere, ſo muß die Bezeichnung gehörig ſeyn, indem entweder der Eigenname des Helden, wie Othello, Wallenſtein, oder irgend ein Verhältniß, wie die Räuber, oder eine Menſchenlehre, wie die Schuld, ausgedrückt wird. Nie aber darf die Bezeichnung etwas enthalten, was der Natur des Bezeichneten widerſpricht. Iſt der Name eines Schauſpiels aber gleichgültig, ſo muß er eben ein gleichgültiger Name ſeyn, und er darf, weder abſichtslos, noch mit Abſicht, durch ein marktſchreieriſches Prunkwort die Aufmerkſamkeit anlocken, und hierdurch zur ruhigen Betrachtung der Umgebungen die nöthige Beſonnenheit rauben. Das Wort Leuchtthurm aber verletzt die eine oder die andere jener Kunſtregeln. Wollte es den Bau und die Haltung der Trauergeſchichte bezeichnen, ſo geſchah dieſes nicht auf die erforderliche Weiſe. Etwas Todtes, dem Menſchen willenlos Dienendes wurde hierdurch zum Vollſtrecker der Schickſalsbefehle, zur Sehne der Handlung, zur Feder des Weltgetriebes erhoben. War aber das Wort willkührlich gewählt, nur um eines Namens willen, ſo widerſpricht es dem Bezeichneten. Es iſt eine Art Luſtſpielerei darin, es enthält eine Miſchung von Komiſchem; denn da man ſich

denken kann, daß einer oder der andere der Leidensgeſchwiſter im Thurme hauſe, fühlt man ſich gekitzelt zu ſpotten: wäre der Narr nicht hinaufgeſtiegen, wär' er nicht herabgefallen! Als ich nun in das Drama hineinkam, da begegnete mir ſchon unter der Thüre einer der Fehler, welche das Wort Leuchtthurm angekündigt hatte. Die Vorſehung, welche die Welt regiert, ſpielt hier eine niedrige Ortsbehörde und hat außer ihrem Gerichtsſprengel weder Macht noch Anſehen. Die dramatiſche Kunſt mußte bei der Baukunſt betteln: ohne Leuchtthurm keine Tragödie. An dieſem Leuchtthurme ſcheitert Menſchenleben nicht blos nautiſch, ſondern auch ſinnbildlich — und das iſt der Frevel. Das rächende Schickſal ſoll dem Schuldigen keine Grube graben, die es heimtückiſch mit Laub bedeckt, noch eine Falle ſtellen, wohinein ein tragiſcher Speck den lüſternen Menſchen lockt; es ſoll offenes Gericht halten. Wie die Schuld des Geiſtes oder des Herzens Schuld iſt überall, auch weit entfernt von dem Orte der verbrecheriſchen That, ſo muß auch die Strafbarkeit überall ſeyn. Das Schickſal darf dem Wahne und dem Verbrechen weder eine Freiſtätte gewähren, wo ſie ſicher vor dem Schwerte der Gerechtigkeit wohnen dürfen, noch darf es einen Bannkreis ziehen, in deſſen Umfange allein die rächende Vergelterin ſie trifft. Der Leuchtthurm war ein ſolcher Bannkreis.

Wenn ich behaupte, der Wahnſinn des Ulrich Hort iſt nicht jener heilige Wahnſinn, der, als der lebende Tod,

Schrecken und Mitleid einflößt; ſondern die Schwachköpfigkeit eines Narren, der zum Tollhauſe nur die geſetzliche Reife nicht hat — ſo wird franzöſiſcher Leichtſinn dieſes hurtig aufſaſſen, deutſcher Tiefſinn aber die Behauptung zurückweiſen. Aber der Leichtſinn hat hier Recht, wie er oft Recht hat. Der Leichtſinn dringt nicht in das innere Weſen, er haftet an der Oberfläche der Dinge, doch dieſe kennt er. Der grübelnde Tiefſinn aber verkehrt die Oberfläche, weil er den Boden umgräbt. Herr Ulrich Hort hatte eine „tugendhafte“ Gemahlin, mit der er ſchon im vierten Jahre verheirathet ſeyn mußte; denn es iſt von ſeinem dreijährigen Sohne die Rede. Da kommt ihm ein Eheteufel in's Haus, ein ſogenannter guter Freund, ein Graf, der gelernt hat, wie man Weibertreue entwurzelt, und ſchlägt ſein Nomadenzelt im fruchtbaren Herzen der tugendſamen Gattin auf. Herr Ulrich ſieht und hört nichts, und da er eine Reiſe zu machen hatte, empfiehlt er Weib und Kind der Obhut des Nomaden. Dieſer Beſchützer denkt, man lebe nirgends ſicherer als im ſchönen Lande der Freiheit, und ſchifft mit ſeinen Schutzbefohlenen nach Amerika. Was thut Herr Ulrich, als er zurückkommt? Schüttelt er den Kopf? Nein, er verliert ihn. Von allem dem, was er hätte thun ſollen oder dürfen, thut er nichts, ſondern nur das Eine, was er weder ſollte noch durfte. Er hätte toll werden und Tiſche, Stühle, Fenſter und Spiegel des ganzen Hauſes zerſchlagen können, denn ſeine Ehre war verletzt; er hätte dem Verführer nacheilen und ihm eine Kugel

durch den Kopf, die Frau aber zum Teufel jagen ſollen; er hätte höchſtens in eine tiefe Schwermuth verfallen dürfen, weil ihm ſein einziges Kind geraubt worden. Aber nein, er verliert den Verſtand, und findet ihn nach achtzehn Jahren noch nicht wieder. Das iſt lächerlich, das iſt gegen alle Erfahrung, gegen alle ſchöne Erfahrung wenigſtens, und dieſe allein darf der Künſtler nachbilden. Braucht man ein Pariſer zu ſeyn um zu fragen: Hat Herr Ulrich den Verſtand verloren, weil er ſeine Frau ſo treu geliebt, oder hat er ſie ſo treu geliebt, weil er den Verſtand verloren? Ich ſagte, dieſer Wahnſinn aus Liebe iſt lächerlich. Die Liebe wird, wie eine Katze, blind geboren; aber die Ehe iſt eine Staar-nadel in der geübteſten Hand. Der blinden Liebe verzeiht man die Verblendung, aber der ſehenden nicht. Die Geliebte hat einen Preis, die Frau nur einen Werth, und wer, ſtatt ſich zu freuen, ein liederliches Weib los geworden zu ſeyn, den Verſtand darüber verliert, der hatte keinen zu verlieren. Die Ehe gibt dem Manne ein bürgerliches Recht auf ſeine Frau, aber eben darum muß die Entführung einer Frau lächerlich erſcheinen. Eine entführte Frau iſt wie eine geſtohlene Sache, eine Sache aber ſollte der Eigenthümer unter Schloß und Riegel bringen. Hätte Graf Holm dem verrathenen Freunde nur das entwendet, was man bildlich das Herz der Gattin nennt, ſo wäre das ein anderer Fall; denn dieſes, als etwas Unkörperliches, läßt ſich nicht einſperren, nur die Treue kann es ſichern. Aber der Graf hat das Herz mit ſeiner Kapſel

den Wein mit dem Faſſe geſtohlen, und Gaunerſtreiche ſolcher Art werden mehr belacht als gehaßt, und gehören darum in's Luſtſpiel; denn der Trauerſpieldichter darf nicht die langſame und ſchwache Wirkung der Sittenlehre, er darf bei ſeinen Zuhörern nur die raſche und feurige Leidenſchaft für Tugend in Berechnung bringen. Ulrich Hort bildet ſich nun ein, das Waſſer werde ihm ſein verlorenes Erdenglück zurückbringen, und ſein Bruder Caſpar, der Reil's Rapſodien nicht geleſen haben mag, denn er glaubt, eine wahnſinnige Vorſtellung werde geheilt, indem man ſie nährt, führt ihn an Meeresſtrand, um ſogleich bereit zu ſein, wenn die tugendhafte Mathilde landen ſollte. Um nur unter Dach zu kommen, wird Caſpar Leuchtthurm-Wächter. Das Opfer der brüderlichen Liebe iſt, wenn auch unheilbringend, doch groß. Dieſe Brüder waren, wie es ſich aus allem, vorzüglich aus dem Umſtande ergibt, daß Ulrich einen deutſchen Grafen zum Hausfreunde gehabt, Leute von Stand und Vermögen, der Dienſt eines Leuchtthurm-Wächters aber iſt der allerbeſchwerlichſte, zu dem ſich nur nothdürftige Menſchen verſtehen. Die Admiralität muß ſich gewundert haben, als ſich ein gebildeter Mann um dieſe Stelle bewarb. Jetzt ſitzt Ulrich Hort oben auf dem Thurme, oder unten am Strande des Meeres, bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenſchein und Ungewittern, und ſpielt die Harfe; ſelbſt die Pauken des Sturmes ſtören ſein Saitenſpiel nicht. Das iſt nun freilich ein ſchönes Oſſianiſches Nebelbild, das iſt romantiſch! Aber die Romantik iſt tödtliche

Sumpfluſt für alle dramatiſche Geſchöpfe. Wo der Himmel beginnt, endet die Kunſt. Der Leidensheld muß im Strome der Zeit untergehen mit Leib und Seele, und der Dichter darf ihn nicht nur den Körper wie ein Kleid abwerfen und die nackte Seele hinüberſchwimmen laſſen, um am Ufer der Ewigkeit wieder glücklich zu werden. Wozu unſer Mitleid, wozu unſere Thränen, wenn aller Jammer darauf hinausläuft, daß der Held ein bischen naß werde? Die Sonne des ewigen Lebens trocknet ihn augenblicklich wieder. Dann iſt der Schickſalstod nur ein glücklicher Sprung, kein bejammerungswürdiger Sturz; dann iſt die Trauer kindiſch, und nur die Luſt iſt männlich, und dann — iſt es aus mit allem tragiſchen Schrecken.

Da ich ſchon bei einer frühern Gelegenheit in der Beurtheilung einer andern Tragödie des Herrn v. Houwald zu erläutern geſucht, warum mir ſcheine, daß eine Krankheit nicht Quelle des tragiſchen Geſchickes ſeyn dürfe, ſo brauche ich dieſe Gründe hier nicht zu wiederholen, ſondern nur zu bemerken, daß bei gleichem Falle auf gleiche Weiſe geurtheilt werden müſſe. Im Wahnſinne löſcht Hort die Lampen aus, im Wahnſinne ſtürzt er ſich in's Meer — das ſind aber krankhafte Erſcheinungen der körperlichen Natur, nicht beſonnene oder auch launige Anordnungen des regierenden Weltgeiſtes. Zwar iſt der Wahnſinn Horts eine Folge ſeiner verrathenen Liebe; allein auch den geführten Beweis nicht beachtet, daß jene Herleitung untragiſch iſt, ſo liegt

dieſe Kindſchaft außer dem Drama; denn Hort kommt als fertiger Narr auf die Bühne. Herr Böttiger ſagt in ſeiner Beurtheilung: „Dieſe Idee, im Wahnſinn, alſo in der Willkühr des Bewußtloſen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzuſtellen und dadurch der Vorſehung gleichſam nachzuſpielen, wird ſtets bewundert werden.“ Wie! Iſt der Lenker und Ordner der Dinge bewußtlos, und heißt es der Vorſehung nachſpielen, im Wahnſinne wahnſinnig zu handeln? Doch ja, es heißt, ihr — nachſpielen.

Herr Böttiger ſagt ferner: „Wo iſt (in unſern neuen Schickſalstragödien) die Reinigung der Leidenſchaften, wo die Sühne? Von dieſen geſpenſtigen Phantomen empört, entſchloß ſich der eben ſo tief als zart fühlende Dichter des Bildes in dieſem Leuchtthurme eine wahre, kein Gemüth unheilbar verwundende Schickſalsfabel aufzuſtellen. Es iſt ihm zur allgemeinen Zufriedenheit aller Gleichgeſinnten gelungen. . . . Unſere Bühne iſt reicher geworden.“ Unſere Bühne iſt nur reicher an Armuth geworden. Was ſie unter Schickſal verſtehen, habe ich nie verſtanden; ich habe nie verſtanden dieſe Miſchung von antiker und romantiſcher Denkweiſe, dieſes chriſtliche Heidenthum. Entweder iſt der Tod ein liebender Vater, der ſein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann iſt er untragiſch; oder er iſt der menſchenfreſſende Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, und dann iſt er unchriſtlich. Euer Schickſal aber iſt ein Zwitter, unfähig zum Zeugen wie zum Gebähren. Ich frage:

wo iſt im Leuchtthurme die Reinigung der Leidenſchaften? Wo iſt die Sühne? Wo iſt die „kein Gemüth unheilbar verwundende“ Schickſalsfabel? Wenn von Leidenſchaften die Rede iſt, ſo iſt die des Schmerzes, die Ulrich Hort zum Wahnſinn und zum Selbſtmord führt, nicht weniger fleckenvoll, als die der Luſt, die Mathilde zur Verbrecherin und Holm zum Verräther machte. Wo werden dieſe Leidenſchaften gereinigt? Hort bringt ſich um — und freilich, das Kopfabhauen heilt die Zahnſchmerzen. Mathildens Reue kommt achtzehn Jahre zu ſpät, nicht gereinigt, geſättigt iſt ihre Leidenſchaft. Holm macht aus Buße eine große und gefährliche Reiſe, aber noch größer und gefährlicher für ſeine Tugend iſt der Verdacht, Mathilde habe mit ihrer Jugend und Schönheit ſeine Neigung verloren. Wo iſt die Sühne? Hort iſt ſchuldlos, ſchuldloſen Herzens wenigſtens — und ſein abgeſchiedener Geiſt muß achtzehn Jahre herumwandeln, bis er Ruhe im Grabe findet. Mathilde iſt ſchuldig, aber ſie wird nicht gerichtet von der ſtrafenden Vorſehung, der Stab wird nicht über ſie gebrochen, ſie ſtirbt von des Zufalls Mörderhand. Holm iſt am ſchuldigſten — und er darf ſich erfreuen an Walthers und Dorotheens Liebe, und wird im Kreiſe blühender Enkel noch viele frohe Tage leben. Wenn das keine Schickſalsfabel iſt, die das Gemüth unheilbar verwundet, dann müßt ihr es weit gebracht haben mit eurer dramatiſchen Chirurgie!

Wir wollen jetzt betrachten, wie der Dichter Schuld und

Buße aneinander gekettet. So mühevoll iſt es geſchehen, ſo unhold im Schweiße der Muſen, daß man an die fluchbeladenen Adamiten und an den Sündenfall erinnert wird. Hort wird auf eine unvernünftige Weiſe verrückt — es ſey. Er bleibt es achtzehen Jahre — gut. Sein Bruder, aus mißverſtandener Liebe, wird Leuchtthurmwächter — bewilligt. Der nach Ruhe des Genuſſes lüſterne Entführer macht eine beſchwerliche Reiſe nach Amerika — immerhin. Nach achtzehn Jahren kommt die Reue — glaublich. Man ſchickt den Sohn nach Europa, um den Vater zu ſuchen, das Schiff geht unter, nur der Sohn wird gerettet, von ſeiner Muhme, künftigen Geliebten und Frau, gerettet, ſo daß er landet an der entſcheidenden Stelle, und ſich zur verabredeten Stunde zum Rendez-vous der Nemeſis einfindet — glückliche Zufälle. Aber jetzt kommen Vater und Mutter nachgeſchifft, das Schiff ſtrandet abermals und am nämlichen Orte, abermals ertrinken Alle, nur Holm wird erhalten und vom Pflegeſohn gerettet — nein, das iſt zu viel, das mache man einem andern weiß! Ich will nicht zankſüchtig ſcheinen, ich will nicht von der Logik reden, ich will keinen Wahrſcheinlichkeits-Rechenmeiſter machen; aber in dieſen bis zur Bergeshöhe aufgehäuften Wundern ſehe ich eine dramatiſche Todſünde, die keinen Ablaß findet. Die Bewegungen des Schickſals dürfen nicht unruhig, nicht leidenſchaftlich, ſeine Tritte müſſen, wenn auch hart und zermalmend, doch langſam und feierlich ſeyn. Die Vorſehung, ihrer Macht

wie ihres Rechts bewußt, darf nicht geſchäftig zappeln, wie der ſchwankende, zaudernde Menſch. Sie darf den Verbrecher nicht liſtig auskundſchaften, dann fangen, und ihm verfängliche Fragen vorlegen; ſie kennt ſeine Wohnung und ſeine Schuld. Die Vorſehung, der herrſchende Weltgeiſt — Gott, lenkt die Welt wie er ſie ſchuf, mit einem Gedanken: es werde! Es heißt aber die Macht der Vorſehung verächtlich machen, ſtatt ihr Ehrfurcht zu gewinnen, wenn man ſie, gleich ſchwachen ſterblichen Geſchöpfen, nur durch mühſames Ringen ihren Zweck erreichen, nur durch Ränke und Liſte Recht üben läßt. Dieſes geſchah im Leuchtthurm.

Wie dieſes dramatiſche Kunſtwerk in ſeinen einzelnen Theilen ausgebildet ſey, darüber kann ich nicht mit Sicherheit urtheilen; ich habe es bei einer einmaligen Darſtellung auf der Bühne nur flüchtig kennen gelernt. Herr Böttiger ſagt: „Um alles Einzelne zu würdigen, muß es oft geſehen werden. . . . Das in ſehr harmoniſchen, meiſt gereimten Trochäen zart hinſchmelzende Drama, iſt mit allen Reizen der bilderreichſten Phantaſie reich, aber nicht üppig ausgeſchmückt. Viel klare Bilder und Sprüche darf man nur einmal hören, um ſie auf immer zu behalten.“ Doch ich meine, das gereiche den Sprüchen nicht zum Lobe, daß man ſie behalten könne, ſondern daß man ſie behalten wolle, und ich zweifle, ob ſie dieſes Lob verdienen, wenn ich aus den einigen Verſen, welche die Abendzeitung mittheilt, auf die Uebrigen ſchließen darf. Ulrich Hort ruft, nachdem er

das Feuer auf dem Leuchtthurme ausgelöſcht, über ſeine That frohlockend aus:

> Was zündet der Menſch ſeine Lampen an?
> Er wird das rollende Rad nicht wender. —
> Nacht ſoll es ſeyn. —

Dieſe Diction iſt fehlerhaft; denn freilich iſt eine Laterne weder Hand noch Hemmſchuh, man kann ein Rad weder damit ſperren noch zurückdrehen. Nach dem Sinne dieſer Worte ſollte man eigentlich nicht fragen, denn ein Wahnſinniger ſpricht; aber ſo bald ihn der Dichter vernünfteln ließ, mußte er ihn auch vernünftig reden laſſen. Er ſpricht aber unvernünftig; denn wenn, worin Hort freilich Recht hat, der Menſch mit ſeinen Lampen das Geſchick nicht abwenden kann, wozu die Lampen auslöſchen? Das Schiff wird untergehen, trotz des Leuchtfeuers. Gegen die weiteren Verſe aus dem Munde Ulrichs:

> Quäle nicht das arme Kind,
> Laß ihm ſeine Liebe immer!
> Liebe thut dem Herzen wohl.

— läßt ſich freilich nichts einwenden; aber das ſind keine Neuigkeiten. Doch wenn am Schluſſe, ich weiß nicht wer, folgende Leichenrede hält:

> Thor, wer jener ew'gen Liebe
> Milde Fügung nicht erkennt:
> Sind nicht in den tiefen Wogen
> Die gepreßten Herzen ſelig
> Zu der Heimath hingezogen?

— ſo nenne ich dieſes Alfanzereien, werde wild und kann nicht an mir halten. Ich ſage, wie ohngefähr Werner's Attila:

> Ich lieb' das Sauerſüße nicht;
> Ganz ſey die Luſt und auch die Trau'r!

Aber dieſer wonnigliche Schmerz und dieſes ſchmerzliche Wonnegefühl, dieſe Bigotterie oder Scheinheiligkeit, die Tartüffe der Myſtik, dieſe Hyſterie der Muſen, ſind mir in der innerſten Seele zuwider. Ich weiß freilich recht gut, daß an dieſer dramatiſchen Nervenſchwäche die Schuld viel ſchuld iſt; aber die Schuld iſt eine ſchöne Sünderin, und — ein Richter bleibt immer ein Menſch. Iſt Sinn, ja auch nur Gemüth in den angeführten Verſen? „Jener ew'gen Liebe milde Fügung" — der Himmel bewahre mich und meine Freunde vor einer ſolchen Milde! „Die gepreßten Herzen ſelig" — wo ſteckt die Seligkeit? und muß ein Herz gepreßt ſeyn, um ſelig zu werden, kann es nicht auch ein glückliches? „Zu der Heimath hingezogen" — meinetwegen. Aber am Tode hat der Unglückliche nichts voraus, auch der Glückliche ſtirbt einmal. Fort! hinaus in's Freie! Geht ſpazieren; es fehlt euch wahrhaftig im Unterleibe!

O Shakſpeare, du älteſter Sohn Melpomenens, reicher, kinderloſer Mann wie läßt du ſo hart deine nachgebornen Brüder darben? Bettler haſt du bereichert, Narren begabt, Könige größer, die Liebe ſelbſt ſeliger gemacht, und die Söhne deiner Mutter — verhungern. O öffne deine Hand!

XVI.

Die beiden Gutsherren.

Luſtſpiel von Julius v. Voß.

Die zwei Dutzend, theils gutsherrlichen und patrimonial-richterlichen, theils haus-, vieh-, feld- und forſtwiſſenſchaftlichen Perſonen, die in dem Luſtſpiele auftreten, ſind zur Hälfte Klein-Rohrshofer, die alle prügeln oder geprügelt werden, und zur Hälfte Groß-Liebherrnthaler, die ſämmtlich Liebe geben oder empfangen. Der dramatiſch-publiziſtiſch-diplomatiſch kommerziale Zweck des Herrn v. Voß, läßt ſich an den Namen, die er den beiden Gütern gab, ſchön etymologiſiren. Klein-Rohrshofer ſind ſolche Leute, die an — ich wollte ſagen auf einem Hofe leben (denn es verſteht ſich, ich nehme das Wort im landwirthſchaftlichen Sinne), wo das Rohr regiert. Der Verfaſſer, als er das Luſtſpiel ſchrieb, dachte wahrſcheinlich an ein ſpaniſches Rohr, jetzt wäre er genöthigt, ein anderes geographiſches Adjectiv zu wählen. Durch den feinen Nebenzug, daß er den Klein-Rohrshofer Gutsherrn einen geweſenen Hauptmann ſeyn läßt, wollte er zu verſtehen geben, daß er unter dem

Stocke, deſſen Legitimität er vertheidige, nicht den Stock des Civil=Büttels, ſondern den Soldatenſtock des Profoſes verſtanden habe. Groß=Liebherrnthaler hingegen ſind Menſchen, deren Herr große Liebe hat, oder Menſchen, die einen großen Herrn ſeiner Thaler wegen lieben. Herr v. Voß hat das Wort wahrſcheinlich in dieſem und in jenem Sinne gebraucht. Er ſtellt alſo ein landwirthſchaftlich=politiſch=erotiſch=ſpitzbübiſches Panorama auf, in deſſen einen Halbkreiſe ſtreng, in deſſen anderem milde regiert wird. Der ſtrenge Herr erlebt nichts als Freude und Segen an Kind und Rind; der nachſichtige nichts als Jammer und Elend. Die Nutz=Anwendung dieſer Lehre mußte, wie allgemein bekannt, Herr v. Voß ſehr handgreiflich finden; uns aber iſt ſie es gar nicht, und ich ſage ihm, um den Ernſt im Spaße kurz und trocken abzufertigen, nur folgende wenige Worte. Es iſt gar nicht die Frage, ob ſtreng oder milde, ſondern es iſt die Frage, ob nach Geſetzen oder eigenwillig regiert werden ſoll. Das Volk, das zu ſeinem Glücke eines guten Fürſten bedarf, iſt immer unglücklich, ſo wie ſein Glück nur dann geſichert iſt, wenn es auch ein ſchlimmer Herr nicht ſtören kann. Wollte Herr v. Voß aber beweiſen, daß Alleinwille nur durch Strenge geltend gemacht werden kann, ſo hat er zwar Recht, aber die Lehre war überflüſſig, es kennt ſie Jeder. Man will dem Verfaſſer die größte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er iſt der treueſte Unterthan von der Welt, und verdiente wegen ſeiner Bürger=Tugend

alle ſeine Tage unter einem Klein=Rohrshofer Gebieter zu verleben. Aber welcher Teufel blies ihm ein, ſeine gute Geſinnungen zu dramatiſiren? Er hat dadurch die ehrwürdigſte Sache lächerlich gemacht. Die erſte Scene beginnt der Rohrshofer Verwalter mit den Worten: „wo bleibt der Schlingel?“ und hebt dabei den Stock auf. In der zweiten Scene wirft das Hof=Fräulein, Margarethe, der Viehmagd mit lakoniſcher Kürze den Schlüſſelbund an den Kopf. In der vierten führt der Vogt den alten Nachtwächter am Ohrzipfel herbei, und verklagt ihn beim Herrn, weil er vergeſſen, um drei Uhr abzurufen. Vergebens bittet die Tochter, vergebens fleht der zitternde Greis, es ſey in zehn Jahren zum Erſtenmale geſchehen — keine Gnade. Der ſtrenge Regierungskünſtler beſiehlt dem Vogt, dem Nachtwächter dreißig aufzuzählen, „aber aus dem ſpaniſchen Pfeffer“ (wieder ſpaniſch! Herr v. Voß muß jetzt in ein anderes Land gehen, wo der Pfeffer wächst). „Auf den Abend, wenn die Arbeiter herein ſind; das ganze Dorf ſoll zuſehen, daß der Stock ſeine Schuldigkeit beſſer thut, als der Nachtwächter. So lange ins Hundeloch.“ In der fünften Scene bindet ſich die Tochter des Stockes, das Hof=Fräulein Margarethe, eine weiße Schürze vor, und putzt gelbe Rüben; aber nicht etwa theatraliſch = ſymboliſch, ſondern reell, einen ganzen Sack voll, ſo daß bei der Aufführung in Frankfurt das Rübenputzen länger als eine Viertelſtunde dauerte. * (Es ſcheint faſt, Herr v. Voß habe

foppen, und den Zuſchauern Rübchen ſchaben wollen.) Auf dieſe Weiſe geht es fort bis an's Ende. Man ſieht, der politiſche Katechismus des Herrn v. Voß weicht von dem des Herrn v. Pradt bedeutend ab. Es iſt Schade, daß Herr v. Voß ſchon konfirmirt iſt. Doch ich kehre jetzt von dem dramatiſchen Schriftſteller zu dem didaktiſchen zurück — zurück ſage ich; denn ich wende mich zur Vorrede, welcher das gedruckte Luſtſpiel erſt nachfolgt.

Herr v. Voß macht es wie Räuber, die, ehe ſie einbrechen, die wachſamen Hunde vergiften: er ſuchte, bevor er mit ſeinem Luſtſpiele herbei ſchlich, die Kritik bei Seite zu ſchaffen. Die Herren Kunſtrichter werden es mir nicht übel nehmen, daß ich ſie einem Gleichniſſe aufopfere, es geſchieht der Deutlichkeit wegen, und ich opfere mich ja ſelbſt mit. Die Vorrede iſt zwar ausgedehnt genug, aber ohne weiſe Benutzung des Raums hätte der Verfaſſer doch nicht die große Menge von Irrthümern darin aufſtellen können. Die Gedanken-Bevölkerung dieſer Vorrede iſt zu groß, die Leute können ſich unmöglich alle ernähren; auch ſehen die meiſten ſchmächtig und verhungert aus. Ich rede natürlich nur von denjenigen, die ich ſelbſt kennen gelernt; denn die vornehmern Gedanken, die den Leſer nicht in Perſon beſuchen, ſondern durch Viſitenkarten (Gedankenſtriche genannt), mögen ein beſſeres Ausſehen haben. Dieſer Viſitenkarten ſind eine bedeutende Zahl, man kann zwei Spiel Karten zu einer Whiſt-Partie und zu einer Partie Piquet

daraus bilden. (Die Leſer belieben nachzuzählen, ſie werden in der Vorrede 84 = 52 + 32 Gedankenſtriche finden.) Welch' eine behende Sprache hat der Verfaſſer! Das Kunſtgericht kann ihr Steckbriefe auf Steckbriefe nachſenden, ſie wird nicht eingeholt. Das klappert wie eine Mühle. Herr v. Voß hat ganz gewiß einen Sekretär, der ihn in alle Geſellſchaften begleitet, und nachſchreibt, was er ſeinen Herrn ſprechen hört. Man gewahrt es ganz deutlich, wenn der Prinzipal zwiſchen zwei Sätzen Thee geſchlürft hat, und fühlt es, wenn die Taſſe im Eifer der Rede übergeſchwabbelt. Es ſcheint, Herr v. Voß wolle nicht blos die öffentliche Kritik mit dem Mantel chriſtlicher Liebe bedecken, ſondern mit ſeinem, nach dem Winde hängenden Mantel jede öffentliche Meinung verhüllen. Wir wollen anhören, was er ſagt.

„Weil die Verfaſſer von Schauſpielen ſich nennen, auch an ihrem Wohnort nicht leicht verſchwiegen bleiben, ſollte die lichtſcheue Anonymität der Rezenſenten auch nicht geſtattet ſeyn. Wer öffentlich meiſtern will, trete darum ſchon mit ſeinem Namen auf, daß man ſieht, ob er auch einen Namen hat. Dem Produzenten gilt allein die Stimme eines andern Produzenten für eine ihn zu belehren fähige ... Wer nicht ſelbſt ſchaffen kann, hält oft Schweres leicht und Leichtes ſchwer, iſt darum ſchon mangelhaft in ſeinem Unterricht ... Daß eine Kritik, wie unſere öffentliche, nicht fromme, beweiſt der Zuſtand hieſiger Bühne und dramatiſchen Litteratur.

Den Scheitelpunkt erreicht jene von 1797 bis 1801. Damals gab es wenig (öffentliche) Kritik, und viel Kunst.“ Da habt Ihr, was ich geſagt! Herr v. Voß eifert gegen die Laternen; denn da bei Nacht alles ſchwarz iſt, ſo iſt bei Nacht auch alles weiß. Weil die Verfaſſer von Schauſpielen ſich nennen, müßten es auch die Rezenſenten! Müſſen ſich denn die dramatiſchen Schriftſteller nennen? Warum ſollen die Kritiker nicht gleiche Freiheit genießen? Es liegt gar nichts daran, wer etwas ſagt; es kömmt darauf an, was geſagt wird. Es iſt freilich rühmlicher, wenn Rezenſenten ſich nennen; denn wer den Muth hat, einen Menſchen zu verwunden, der ſollte auch den Muth haben, ſich ſelbſt der Verwundung blos zu ſtellen. Indeſſen dieſes iſt eine Forderung der Sittlichkeit, keine der Wiſſenſchaft; die Kritiker würden dabei gewinnen, nicht die Kritik. Um öffentlich meiſtern zu dürfen, braucht man keinen Namen zu haben. Das Recht zu meiſtern iſt kein Meiſterrecht. Ob Göthe ein Werk beurtheilt, oder ein literariſcher Lehrjunge, das iſt alles eins, es kömmt darauf an, wie ſie beurtheilen. Wenn einem Produzenten nur die Stimme eines andern Produzenten gelten ſoll, dann dürfte ich meinen Schneider, der mir mein Kleid verdirbt, nicht tadeln, er könnte mir erwidern: Machen Sie einen beſſern Rock. Die Kritik belehrt allerdings aber nur ſolche, die gelehrig ſind; wenn aber ein dramatiſcher Dichter kein angebornes Genie hat, dann mögen alle Meiſter aller Zeiten der poetiſchen Kunſt,

von Ariſtoteles bis Müllner, ſeine Werke kritiſiren, der verlorene Sohn der Natur beſſert ſich darum nicht. Die Bühne und dramatiſche Literatur im Brandenburgiſchen ſollen am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts auf ihrer Sonnenhöhe geweſen ſeyn, weil es damals noch wenig öffentliche Kritik gab? Ei, ei, das iſt mir zu rund! Die Logik iſt zwar eine langweilige Geſellſchafterin, es iſt aber unſchicklich, einem Frauenzimmer ſo etwas in's Geſicht zu ſagen. Herr v. Voß iſt Trepp ab gegangen, und glaubte Trepp auf gegangen zu ſeyn. Die Berliner dramatiſche Welt mag damals ſo wenig getaugt haben wie jetzt, weil aber die Kritik nicht öffentlich war, erfuhr man ihre Gebrechen nicht! Oder: weil ſie beſſer war als jetzt, fand die Kritik nichts zu tadeln, und ſprach wenig; denn das Lob iſt ſchnell und geräuſchlos. Wenn der Vorredner-Jeremias weiter klagt: „Ausländern gehen manche ſeichte Produkte hin, die man einem Berliner nie verzeihen würde. Hat das Fremde einiges Verdienſt, iſt des Ueberſchätzens nicht Maaß und Ziel. Bringen Einheimiſche aber Gelungenes, wird es überſehen, höchſtens mit etlichen kühlen, oft zweideutigen Lobſprüchen abgefertigt.“ — Seine Klage iſt gerecht, wenn ſeine Behauptung wahr iſt. Aber beweist das gegen das Recht der Kritik? Es beweist nur Brodneid. Auf dem Berliner literariſchen Markte mag es lebhaft genug hergehen. Berlin iſt ein theures Pflaſter, die Concurrenz ſtark, die Zeiten ſind ſchlecht, und ein Familienvater mag dort Noth haben, ſich und die Seinigen zu ernähren. Da heißt es:

aus der Hand in den Mund. Es wäre wahrhaftig gut man ließe die Büchermacher eine geſchloſſene Zunft bilden, und legte ihnen auf, ein Meiſterſtück zu verfertigen, bevor ſie Büchermeiſter werden wollen.

Herr v. Voß gibt nicht undeutlich zu verſtehen, er werde ſich todt ſchießen, wenn man grauſamer Weiſe ſein Luſtſpiel nicht vortrefflich findet. Er gibt zwei ſchreckende Beiſpiele von Selbſtmördern, des J***, der ſich entleibt, weil man ſeine Andromache ungünſtig aufgenommen, und des H. v. K., der es gethan, weil man ſeinem Stücke die Aufführung verſagte. So würde alſo Thalia zur zweiten, und Melpomene zur dritten Lotte, die zweite, dritte, zehnte, hundertſte von Werthern machen; denn die Muſe, dieſe ewig blühende Nina, wird noch gar vielen Männern unglückliche Liebe einflößen. Welche herrliche Saat zum ſchönſten Futter, um Romane zu mäſten! Pulver auf die Pfanne — Hahn geſpannt — losgedrückt! Ein Götheſcher Roman iſt ſein Menſchenleben werth.

Das Wiener Kasperl=Theater zieht Herr v. Voß dem Berliner vor; während dort alles voranſchreite, humpeln ſie in Berlin lahm hinterdrein. Er hat es geſagt, er mag es verantworten. Er frägt ferner: „Iſts ſchwerer, ein Trauerſpiel oder ein Luſtſpiel zu dichten?“ und entſcheidet für das Letztere. Auch recht, und auch klug davon zu ſprechen; denn ſo bleibt uns die Hoffnung, daß Herr v. Voß doch vielleicht ein gutes Trauerſpiel dichten könne. Als ein Beiſpiel

der Geſellſchaftsrechnung der Julianiſchen Begriffe mag folgende Stelle dienen, worin der Staatsmann, der Hofmann, der Vaterlandsfreund, der Feldherr und der Dichter die alte Melodie concertirend vortragen. „Sind wir noch vor lauter Zeitgeiſt Preußen, oder wollen es nach unſerm Staatsgeiſt erſt recht wieder ſeyn; dann iſt's auch ein trefflich Ding um eine auf Zeit, Oertlichkeit, Bedürfniß im Gemeinweſen achtende, moraliſche Komik. Sie thuts nicht allein, aber helfen kann ſie mit zum Guten, daß ermeldeter Staatsgeiſt in Staatsbürgerköpfen, in Staatsbürgerherzen feſt wohne, und es iſt doch ein holder Genius werth dort zu hauſen. Der zur Sonne fliegende Aar ſein Symbol, zum Licht auf, heißts: Die Preußen müſſen die Klügſten ſeyn, und ſich den Wahn nicht einſchwärzen laſſen, mögen andere im Dunkel ſtehen. Und die Streitkraft richtet er ſo, daß man Angreifer wie Miltiades und Vertheidiger wie Pereira hat, die um Zahlen nicht frugen; da wir's auf die Länge in Maßen doch nicht aushielten, und die Väter wohl gezeigt haben, daß Einer ſich mit dem halben Europa ſchlagen kann. So ein Staatsgeiſt iſt doch werth, daß ihm alles helfe, mithin auch Thalia. Von jenem Weſen draußen, halb Apoll, halb ein geſpenſtiges Ungethüm, Zeitgeiſt vulgo, können wir nur das Gute nehmen wollen — was meiſtens bereits geſchehen — bringt er hingegen Maratiana, Poloniana, Pöſchliana, Sandhäufleins, Hep Heps, erbärmliche Pedanterei, oder will er, von Einigung redend, Zwietracht ſtiften, uns Sekten

und Partheiwuth aufhalſen mit tönendem Wortgeklingel benannt, da muß alles Abwehren helfen, und Thalia kanns.“ Wie gefällt euch dieſe Rede, Leſer? Ihr wart doch recht aufmerkſam geweſen? wo nicht, ſo leſet ſie noch einmal. Iſt euch das ſchöne Stück aus der Lichtenbergiſchen Raritätenverſteigerung: Das Meſſer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt, noch im Sinne? Dieſes Julianiſche Redeſtück iſt ein ſolches Meſſer. Der Styl fehlt, bis auf eine orthographiſche Kleinigkeit; die Klinge aber fehlt ganz, man kann damit weder ſchneiden noch ſtechen. Das iſt das leibhafte Preußenthum, jenes, nicht mit, ſondern auf — Witz endigenden Redners an Blüchers Grabe. Herr v. Voß tadelt ſeine Landsleute, ſie wären nicht komiſch genug, und erſcheint als Sittenprediger, wie ſie alle ſeyn ſollten; denn er geht mit gutem Beiſpiele voran, und zeigt an ſich, wie man noch komiſcher werden könne. Er ſagt: Die Preußen müßten die Klügſten ſeyn; ſie ſind aber wohl jetzt ſchon klug genug, ihn auszulachen. Das Wort draußen, um das Land zu bezeichnen, das außerhalb der chineſiſchen Mauer Preußens liegt, iſt höchſt maleriſch. Draußen in der Mongolei, an den unwirthlichen Ufern des Mains, des Neckars, der Ilm, der Iſar mögen ſie ihr Weſen forttreiben, wir ſind munter und vergnügt, und bekümmern uns um nichts weiter. Den aus dem Gefängniſſe entwichenen Zeitgeiſt hat Herr v. Voß genau und viel kenntlicher ſignaliſirt, als ſelbſt Schlegel. Es iſt ein muſterhafter Steckbrief-Styl. Der

Zeitgeiſt iſt halb Apoll, halb Geſpenſt — jetzt erkennt ihn jeder Gensd'armes beim erſten Blicke, und der Spitzbube mag zuſehen, wie er entkomme. Alſo iſt der Zeitgeiſt eine Sirene, nur mit einem geſpenſtigen ſtatt einem Hechtſchwanze. Und das iſt kein Fabelthier, wie man bis jetzt glaubte; denn ein kürzlich aus Sumatra in England angekommenes Schiff hat eine leibhaftige Sirene mitgebracht. Leſer, wie gefallen euch die Sandhäufleins? Sand iſt freilich nur Sand, aber die Märkiſchen Rübchen des Herrn v. Voß gedeihen gut darin. Und Thalia zur Staatsräthin zu machen, iſt gewiß ein allerliebſter Einfall!

Das Kunſtgericht hat die tauſend Albernheiten und Frevel in dieſem Luſtſpiele und ſeiner Vorrede nur decimiren können. Die verſchonten Rebellen, gegen Wahrheit, Recht und Königswürde des Menſchen, mögen ſchaamroth ihr Verbrechen bereuen, und Beſſerung geloben. *

XVII.

Der verbannte Amor.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Eines der gelungenen Luſtſpiele dieſes Dichters, ob zwar Freunde der Menſchenbeobachtung vergebens darauf lauern, um zu erfahren, worin die Eiferſucht des Weibes von der des Mannes in ihrer Offenbarung verſchieden ſey. Der argwöhniſche Profeſſor und ſeine mißtrauiſche Schwägerin, ſind ſich völlig gleich, und die Verdoppelung dieſes Charakters, in demſelben Luſtſpiele, wird dadurch zur unbehaglichen Einförmigkeit gemacht. Die Bühne ſoll ja keine Arche Noah ſeyn, die eine Leidenſchaft zweimal aufnimmt, damit ſie von jeder Art ein Männchen und ein Weibchen habe. Dies wäre unnöthige Vorſicht, denn es pflanzen ſich die Sünden in der wirklichen Welt ungeſtört fort, und keine Fluth vertilgt ſie. Wird in dem nämlichen Stücke eine Schwachheit zweimal dargeſtellt, ſo muß ihnen der Dichter etwas Eigenthümliches, das ſie von einander unterſcheidet, zu geben wiſſen. — Daß die Eiferſucht zwiſchen Gatten lächerlich gefunden und ſo oft verſpottet wird, die zwiſchen Liebenden

aber nicht, iſt eine Satyre auf die Ehe, die dieſe nicht verſchuldet hat. Denn wenn man ſagen wollte, der blühenden Roſe verzeihe man ihre Dornen, der welken aber nicht, ſo wäre dieſes in der Anwendung mehr boshaft als wahr.

* Herr *** ſpielte den Heinrich Erlenhof natürlich genug. Einem deutſchen Profeſſor, der die Kunſt zu lieben erſt von Ovid lernt, darf hierbei etwas Mangel an Natur nicht zu hoch angerechnet werden. — Frau v. Buſch als Bertha und Herr Otto als Guſtav Erlenhof, waren in ihrem Fache. Sie verfehlen ſolche Rollen nie, ſie müßten es denn ausdrücklich wollen. Frau *** als Adolfine that was ihr oblag. Dieſe vier Eheleute hatten beim Theetrinken im erſten Akte ihre Heimlichkeiten, worüber ſie lachten, und wovon die Zuhörer nichts erfuhren. Es läßt ſich nichts dagegen ſagen, wenn die Schauſpieler zuweilen über ihre Rolle hinausſchweifen, und von dem Ihrigen hinzuthun; in Luſtſpielen wäre dieſes ſogar ſehr wünſchenswerth und erfreulich. Allein ſo mittheilend auch das Lachen für ſich iſt, ſelbſt wenn man deſſen Grund nicht weiß, ſo hätte man doch das Publikum von deſſen erregenden Urſachen in Kenntniß ſetzen ſollen. Ich will jedermann mit dem, was ich hierüber aus authentiſchen Quellen erfahren habe, bekannt machen und man wird es loben, wenn ich, dem Beiſpiele der erſten Zeitungsſchreiber folgend, dieſen wichtigen Orginalartikel wegen ſeiner Verdienſte mit dem Sterne der Ehrenlegion ſchmücke.

† (Durch außerordentliche Gelegenheit). — Das im verbannten Amor beim Familienthee ſtattgefundene Lachen aus dem Stegreiſe hatte darin ſeinen Grund, der Thee war ſehr ſchwach, und Herr Otto goß ihn, um ſeine Verachtung zu bezeigen, in die Zuckerdoſe ſtatt in eine Taſſe. Das wirkte. . . *

XVIII.

Die Entdeckung.

Luſtſpiel von A. v. Steigenteſch.

Den Luſtſpielen des Herrn v. Steigenteſch ſtehen keine zur Seite, wenige nahe. Dieſe Grazie der Luſt, die nur lächelt, nicht lacht; die nur lispelt, nicht aufſchreit; die verführt, nicht Gewalt braucht — dieſes Aufbrauſen der Empfindung, das Perlen eines Champagnerglaſes, nicht das Schäumen eines Bierkeſſels — dieſen zarten Spott, der nur neckt, nicht verletzt, nur droht, nicht trifft — dieſen ſchimmernden, dahin flatternden Witz, der, wie ein Schmetterling, den Honig der Blumen nur ſaugt, nicht zu klebendem Wachſe feſtknetet — dieſen feinen Weltton, der, wenn auch die Sprache, doch auch die Leiden des wahren Gefühls nicht kennt — wo findet man dieſes alles ſonſt noch bei den deutſchen Luſtſpieldichtern? Die Schminke die der Schauſpieler gebraucht, um die Beleuchtung zu überleuchten, dieſe Schminke gebrauchten auch Kotzebue und die Andern, um den Theaterlärm zu überſchreien. Die natürliche Farbe eines Charakters genügte ihnen nicht; denn dieſe kann nicht bis zur Gallerie

hinaufglänzen, und ſo ließen ſie von dem Zinnober der Uebertreibung die friſche Blutröthe erſt bedecken, dann verderben.

Ich glaube gern, daß die achtungswerthen Künſtler, die in dieſem Luſtſpiele auftraten (der Vorſtellung wohnte ich nicht bei), die Aufgabe zu löſen verſtanden; daß ſie nichts handgreiflich machten, ſondern alles nur erfaßlich, für den Geiſt weltkundiger Zuſchauer; daß ſie einſahen, die Miene müſſe mehr ſagen als das Wort, wie das Wort weniger als der Gedanke, und daß ihr Spiel ein Zifferblatt war, innere Bewegung anzeigend, aber nicht ein Uhrwerk, das dieſe Bewegung ſelbſt aufdeckte.

XIX.

Der Jude.

Schauſpiel von Cumberland.

Ihr beſucht ein anatomiſches Kabinet, und ſeht dort manches Herz, für die Anſchauung faßlich zubereitet, dargeſtellt in allen ſeinen Theilen, die feinſte Ader ausgeſpritzt, und den Lauf des Blutes, mit allen ſeinen Krümmungen. Aber das Blut ſtockt, und das Herz ſchlägt nicht mehr, es fühlt weder Luſt noch Pein, und bedarf und fordert keinen Troſt. Ihr tretet zurück unter die wandelnden Menſchen, ſo lieblos und unbelehrt wie zuvor. Die aufgedeckte Bruſt, die uns der Dichter zeigt, wirkt ſie mehr, als jenes todte Präparat? Fällt der Vorhang, dann iſt alles vorüber. Der Weg führt vom Leben zur Bühne, aber nicht zurück.

Wie viele Tauſende jenes unglücklichen Volkes mußte Cumberland haben dulden ſehen, bis er den ungeheuern Judenſchmerz, einen reichen dunklen Schatz, von Geſchlecht zu Geſchlecht herabgeerbt, auch nur zu ahnen vermochte, bis er zu erlauſchen vermochte die Leiden, die nicht klagen, weil ſie kein Ohr zu finden gewohnt ſind? Wie viele Tauſende

müßte er ſelbſt unſchuldig verdammt haben, bis er endlich einen ſchuldlos fand, und ihn dem unfruchtbaren Mitleiden der Menge im Bilde darſtellte?

Armer Schewa, alter kranker Mann, wozu wurdeſt du geboren, als dich deines Todes zu freuen? Wie einſam warſt du auf dieſer Erde, wie ungekannt und ungeliebt; nicht einen allein durfteſt du lieben, nur alle Menſchen! In Spanien drohte ihm der Scheiterhaufen der Inquiſition, aber der Flammentod war ſelbſt nordiſchen chriſtlichen Nerven ein zu ſchauderhafter Anblick, und da fand er einen Retter unter ſeinen Feinden. Er kam nach Deuſchland; dort trafen ihn keine zerſtörenden und raſchen Uebel, aber die hinhaltenden, täglichen, ſchleichenden: ihm begegnete die Verachtung, der Tadel, der Hohn der Geſetze und der Bürger. Da zerſchmolz ſein Herz, und floß in ein Meer von Gutthätigkeit auseinander. Nicht nur die Menſchen verkannten ihn, er verkannte ſich ſelbſt. Es war ſeine einzige Schuld, daß ihm ſeine eigene Tugend fremd geblieben, und einige Geringſchätzung hatte er verdient, weil er ſie zu verdienen glaubte. Armer Schewa, dir war die verächtliche Behandlung deiner Mitmenſchen, die ſich Chriſten nennen, ſo nothwendig geworden, wie dem tief Eingekerkerten die Dunkelheit, daß du das Licht einer freundlichen Behandlung nicht mehr ertragen konnteſt. Wenn dein beſchämter Widerſacher dir ſeine Kränkung abbittet, wie macht dich dieſes taumeln: „Barmherziger Gott: O nein! das iſt zu viel! Ich bitte Sie, lieber Herr

Geheimerrath, ſagen Sie nichts weiter, Sie machen mich roth über und über, wenn Sie ſich ſo weit herablaſſen, um Verzeihung zu bitten einen armen Juden.... Genug, genug! Mehr als genug! — Ich bitte Sie, ſchonen Sie meiner! ich bin gar nicht gewöhnt an die Stimme des Lobes; das drückt mich zu Boden.“ Warſt du noch tiefer niederzudrücken?

Aber „Jud bleibt Jud,“ ſagte der Tempelherr. Schewa hing feſt an ſeinem Gelde, ſelbſt mitten im Himmelreiche der Tugend. Schien ihm nicht jede gute That, mit welcher er ſein ausgehungertes Herz bewirthete, mit Geld zu theuer bezahlt? und ſeufzte er nicht ſelbſt über ſeine Milde als über eine Schwäche, die ihn überwältigte? Aber wollt ihr einem Unglücklichen alles nehmen, ſelbſt die Hoffnung? Iſt Geld etwas anderes als die Hoffnung des Genuſſes, wie es die wohlthuende Erinnerung iſt der mühſamen Erwerbung; iſt es nicht Vergangenheit und Zukunft, und will man dem armen Juden, der keine Gegenwart hat, auch dieſe rauben? Iſt nicht Geld das Grab, das Allen gemein iſt, und Könige wie Bettler, Glückliche und Unglückliche, Verfolger und Verfolgte aufnimmt? Iſt es nicht die gemeinſchaftliche Verweſung, die Chriſten und Juden unter einander mengt, und ihre Unterſcheidungszeichen aufhebt! Wie ſollte Schewa das Geld nicht lieben, da keiner an ihm liebt als das, da keiner in ihm liebt was er iſt, ſondern nur was er hat!

Das ſüße Glück, ſeinen Freunden wohlzuthun, hat Schewa nie gefühlt; das harte Geſchick wollte ihm nur vergönnen, wohlthätig gegen ſeine Feinde zu ſeyn, um ſich die Bürde des ihn niederdrückenden Haſſes zu erleichtern. Es war eine edle Rache, die er an der Chriſtenwelt ausübte! aber es war doch eine Rache: Schewa hatte die Laſter eines tugendhaften Menſchen.

Gewiß eine ungemeine Kunſtfertigkeit hat Cumberland in der Darſtellung dieſes Schewa's offenbart. Es iſt ein mühſames Werk, einem Manne ohne Heldenthaten im Haſſe oder in der Liebe, in der Tugend oder im Laſter, auf der Bühne Theilnahme zu verſchaffen. Durch eines alten ſcheinloſen Juden ſtille Thaten, und noch ſtilleres Leiden, entlockt man nicht die alltäglichen Theaterthränen, aber wenn, wie hier, das Beſtreben des Dichters gelang, edlere als dieſe.

* Herr Weidner hat den Schewa lobenswerth dargeſtellt; wo er gefehlt haben mochte, zeigte ſich wenigſtens, daß es ihm an Einſicht nicht gebrach: aber dieſe Rolle iſt ſo ſchwer zu ſpielen, als ſie zu dichten war. Ein immerwährendes Zurückſtoßen der ſich hervordringenden Empfindung, doch ſo, daß dieſes nicht ganz gelinge und ſichtbar bleibe, und vorzüglich der Ausdruck in einer halb fremden Sprache, in welcher man weder zu denken noch zu empfinden gewohnt, und deren Eindruck auf den Hörer ſchwer zu berechnen iſt, und endlich die Miſchung vom Komiſchen, welche das jüdiſche Kauderwelſch in die Rührung bringt, die Schewa's

mildthätige Art einflößen ſoll — dieſes alles macht die Darſtellung des Juden, als eines abſtrakten Begriffsmenſchen nämlich, der ſo, wie man ſich ihn denkt, eigentlich gar nicht beſteht, ſondern nur die Schöpfung chriſtlicher Vorſtellung und Phantaſie iſt, äußerſt ſchwer. — Demoiſelle *** ſpielte das kecke Judenbürſchchen Hirſch gut genug; doch war ein kleiner Ueberſchuß von Keckheit in ihrem Spiele, der nicht zur jüdiſchen gehörte. *

XX.

Die Schweizer-Familie.

Oper von Weigl.

Spartaniſche Regierungshäupter würden dieſe Muſik geduldet, ja gepflegt haben, während ſie gleichſtrebende Tondichtungen, die locker und ſchwammig das Mark der Tapferkeit einſaugen, weit von ſich weggebannt hätten. Auch hier wird dem Zuge des Herzens gefolgt, aber es iſt der Gang der Natur, einfach, edel und kräftig. Eines Gefühls verſchiedene Regungen, mit ihren leiſen Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen, iſt dem Künſtler meiſterhaft gelungen. Die Liebe iſt's, welche durch die ganze Handlung geht, aber die ſehnſüchtige zur Heimath, die beſorgte der Eltern, die unterwürfige des Kindes, die Geſchlechtsliebe, traurende und glückliche, die Dankbarkeit endlich; wie ſind ſie, wenn auch verwandt, doch ſo kenntlich auseinander gehalten! Man vergleiche damit das Bravourgeſchrei in dreißig Lärmopern — dort, das Gewinſel der verzweifelten, die ſüßen Arien der betrübten und gar die Ausbrüche der glücklichen Liebe, wo das Herz nach einem Walzer ſchlägt, oder eine Ecoſſaiſe durchhüpft —

man vergleiche damit die Geſänge der Schweizer-Familie, und frage dann die Kenner, ob ſie, wie üblich, auch dieſer Muſik, darum weil ſie verſtändlich iſt, den Verſtand abſprechen mögen?

XXI.

Correggio.

Von Oehlenſchläger.

Konnte der Verfaſſer dieſer herrlichen Dichtung für ſein eignes Werk ſo wenig Liebe haben, daß deſſen Darſtellung auf der Bühne ſein Wunſch und ſeine Veranſtaltung ſollte geweſen ſeyn? Nein, unmöglich; es war dies ein Mißgriff ſinnlos waltender Menſchen. Correggio iſt ein didaktiſches Gedicht, und die Lehren, die es enthält, ſollten dadurch eindringlicher gemacht werden, daß diejenigen, welche ſie geben, nach ihren eigenen Vorſchriften ſich bewegend, vor unſern Augen erſcheinen. Es iſt nichts Aeußerliches hierbei, als das Wechſelwirken zwiſchen Kunſt und Künſtler, welches aber dennoch nur eine dem innern Auge ſichtbare Thätigkeit iſt, und ganz außer dem Kreiſe ſinnlicher Handlung liegt. Gar viel Schönes und Wahres wird über Kunſt geſagt, und auch das Bekannte iſt uns in ſeiner neuen und gefälligen Form höchſt willkommen. Allein Alles, was hier der Dichter unſerem Herzen und Geiſte darbot, können wir nur leſend nachempfinden und überdenken, auf der Bühne aber

muß das Genußgewährende hierbei verloren gehen. Das ſceniſche Geräuſch ſtört unbehaglich des Künſtlers Stillleben, und der Blüthenſtaub der Kunſt wird durch das täppiſche Erfaſſen der handfeſten Komödienfreunde leicht verwiſcht.

Iſt die Aufführung des Correggio in der Geſtalt, wie er urſprünglich gedichtet, ſchon ein gedankenloſes Unternehmen zu ſchelten, mit welchen Worten ſoll man es erſt tadeln, wenn, wie es auch auf unſerer Bühne geſchieht, das Gedicht, von irgend einem Theaterſchneider grauſam zugerichtet und ganz unkenntlich gemacht, zur Darſtellung gebracht wird? Antonio Allegri, der Kunſt, ſeiner Himmelsbraut verlobt, ſoll der Zeitlichkeit unterliegen, um geiſtig fortzuleben. Zu dieſem Ziele hat der Dichter alle Wege geleitet: Antonio's kindlichſcheues unbehülfliches Weſen, ſeine Kränklichkeit, Maria's trübe Ahnungen, ja die Geſchichte ſelbſt zeichnete dieſen Ausweg vor, da Correggio wirklich an der Folge der Erkrankung ſtarb, welche er auf der Heimkehr von Parma bei heißem Wetter, mit dem Geldſacke belaſtet, ſich zugezogen hatte. Iſt es nicht ein ſchöner rührender Zug, daß dem unbeglückten Menſchen ſelbſt ſein Glück, ganz im wörtlichen Sinne, zur Laſt wird, die ihn zu Boden drückt? Und dieſen Zug ſo verhunzen! Pfui. Seht, welche Wendung der Sache gegeben wird. Antonio iſt eben Willens, voller Trauer den Sack mit Kupfergelde aufzuladen, da erſcheint ein Bote des Herzogs von Mantua, und bringt ihm Brief und Siegel über Ehre und Geld, und damit die Spießbürgerlichkeit

vollkommen werde, wird die Bosheit beſchämt, und der Schuft Battiſta erhält den Sack mit Hellern zum Geſchenke. So endigt alles mit Juchhei, und man fragt ganz ergrimmt, wozu man uns eigentlich hergerufen habe, und zu welchem Zwecke wir und die Schauſpieler warm geworden ſind? Auch der dürreſte Moraliſt kann aus der ſo erzählten Geſchichte nicht einmal eine Nutzanwendung deſtilliren. Dazu kommen noch die Spuren der Verwüſtung, die eine kindiſch ängſtliche Zenſur angerichtet: das überall zerſchnittene Schweſterband zwiſchen Kunſt und Religion — manche dadurch hervorgebrachte unfreundliche Leere — Maria, das ſüße in ſich ſelbſt verlorne Weib, künſtleriſches Vorbild einer Mutter Gottes, je zuweilen Madame genannt, und ..... Genug.

* Nicht viel weniger als bei einem ſo undramatiſchen Stoffe die darſtellende Kunſt zu leiſten vermag, iſt bei der heutigen Aufführung wirklich geleiſtet worden. Wo man zu keiner Erwartung berechtigt iſt, müſſen wir dankbar annehmen, was man uns auch gibt. Herr *** hat, trotz aller Hinderniſſe, die ihm bei Rollen gewiſſer Art ſeine kräftige und etwas rauhe Haltung und Sprache in den Weg ſtellen, den ſchwärmeriſch dahinſterbenden Antonio dennoch überaus gut geſpielt. Sein redneriſcher Vortrag war richtig, in einigen Monologen meiſterhaft. Daß er das Bild der bußfertigen Magdalena, ehe er es dem Klausner gab, an ſeine Lippen drückte, war wohl nicht recht; durch einen Kuß

wird die hohe edle Vaterliebe zu einem Kunſtwerke eigener Schöpfung zu gemein und ſinnlich dargethan. — Wenn die jungfräulich verſchloſſene Roſe endlich aufbricht, ſich verſchämt in ſich ſelber ſpiegelt, und überraſcht von ihrer eignen Schönheit freudig aufſchreit — wie man dieſe Empfindung darſtelle; wie man Correggio's Ausruf: Ich bin auch ein Maler, dem innern Sinne des Zuſchauers anſchaulich und faßlich mache, das (Herr *** muß es ſelbſt geſtehen) hat er uns nicht gezeigt. *

XXII.

Agnes van der Lille.

Schauſpiel von Frau v. Weißenthurn.

---

* Frau v. Weißenthurn gehört auch zu jenen Büchermanufacturiſten, die es unbegreiflich machen, warum nicht ein autokratiſcher Finanzminiſter, dem ruchloſe Volksvertreter noch nicht die wohlthätigen Hände binden, womit er die Wunden des Staates verbindet, eine litterarſche Gewerbsſteuer aufbringt, und alle neu geſchriebenen Bücher mit einer ziemlichen Abgabe belegt, damit ſie ſich entweder vermindern, oder, wo nicht, dem Staate etwas mehr und Beſſeres einbringen, als ſich ſelbſt. Welch' einen kubiſchen Reichthum von Schauſpielen hat die Wiener Dichterin aufzuweiſen! Was einen aufbringt über alle das zudringliche Bettelvolk von deutſchen Komödien, das iſt nicht die Armſeligkeit der Schauſpieldichter, ſondern die der Zuhörer. Wie ausgehungert müſſen ſie ſein, wenn ihnen ſolche Speiſe mundet! Wären ſie reichern Geiſtes, ſie bückten ſich nicht, hingeworfene Pfennige vom Boden aufzuheben. Hätte man den Griechen ſo etwas bieten dürfen? Aber freilich, damals gab es noch Staatsfreuden, und das

Volk war der Staat, und es gab noch keine Hoflogen, und man war ſtarker Eindrücke, weil man ſie geben konnte, auch empfänglich, und ein großer Schauſpieldichter war darum ein Freund ſeines Vaterlandes, und eine Bühne war keine Sparkaſſe; die Beförderer der Schauſpiele ſuchten dabei nichts zu gewinnen, als die Liebe des Volks . . . *

Dürfte ein Rezenſent etwas anders ſein als grob, etwa naiv, ſo würde ich fragen: Agnes was willſt du? . . . . Wahrhaftig, der Stoff zu dieſem Schauſpiele war noch unglücklicher gewählt als bearbeitet. Alba und die Niederlande! Heißt das nicht an Schiller und Göthe, an Don Carlos und Egmont erinnern? Konnte Frau v. Weißenthurn ihr ſtilles ſcheinloſes Veilchen nirgends anders, als auf einem Schlachtfelde pflücken? Einer Wiener Edeldame mangelt nicht blos die Gabe, ſondern auch Wille und Freiheit, Scenen aus einem, die Gewaltherrſchaft bekämpfenden, Bürgerkriege, der Wahrheit, dem Rechte und den Sittengeſetzen entſprechend darzuſtellen. Man kann der Frau von Weißenthurn ihre ſchlechten Verſe, aber nicht ihre ſchlechten politiſchen Lehren verzeihen. Gegen den Teufel Alba duldet ſie einige milde Scheltworte, aber ſeine Teufelei läßt ſie in Ehren halten. Wenn ein mißvergnügter Bürger ſich über den Druck des Landes, und wahrlich höflich genug, beſchwert, wird ihm geantwortet:

> Weit ſchwerer noch als Alba drückt das Land
> Der aufgelöste Glaube, denn er band
> Den Bürger an den Nächſten, wie an Gott.

Klagt ein Anderer über verlorene Freiheit, ſo wird ihm für ſeine geraubte Conventionsmünze himmliſches Papiergeld angeboten und ihm gepredigt, der Gerechte ſey immer frei:

Die Freiheit, die in unſerm Herzen lebt,
Läßt bildlich ſich in keine Form geſtalten;
Sie bleibt dem Bürger, der nach Tugend ſtrebt,
Und trotzet ſo den irdiſchen Gewalten.
Sie liegt nicht ſterbend unter Alba's Tritte,
Sie lebt und wohnt in jedes Guten Hütte

Dieſes alles iſt höchſt ungereimt, wenn es ſich auch reimt.... Auch beruft ſich Alba auf den Zeitgeiſt, der ſein Verfahren nothwendig mache:

Dem großen Ganzen muß das Einz'le weichen
Wer Staaten retten will, geht über Leichen.
. . . .
Kein Vaterland habt ihr — nur einen König.

Alba führt dieſe Behauptung; Frau v. Weißenthurn läßt ihm aber die gebührende Antwort nicht darauf geben.

Um zu zeigen, daß das Gefäß nicht edler iſt als ſein Inhalt, wollen wir von den zahlreichen ſchlechten Verſen einige hervortreten und ausſchelten laſſen.

Pfui, daß ich — — — — —
In dieſem Pfuhl noch mit den Wellen ringe.

Das muß ein guter Schwimmer ſeyn, der ſich in einem Pfuhl oben erhält.

— — — Wer aus dem Fenſter
Den Kopf zu wenig ſteckt, gehen ſie vorüber,
Dem liegt er morgen auch ſchon vor den Füßen.

„Den Kopf vor die Füße legen,“ iſt ein bürgerlicher Ausdruck, der in einer Geſellſchaft adeliger Jamben keinen Zutritt haben ſollte.

„Der muß noch mehr als ſterben.“

ſagt der Prinz von Oranien. Es gibt nur etwas, das mehr iſt als ſterben, nämlich vor Langeweile ſterben.

Die entkleidete Handlung des Stückes iſt folgende: Marie van der Lille, eine Wittwe in Antwerpen, hat einen jungen Sohn, faſt noch Knabe, den Freiheitsdrang und die Schmach ſeines Vaterlandes in das oraniſche Lager führten. Da kommt Alba mit ſeiner Blutliſte nach Antwerpen, und will die Mutter um des Sohnes willen tödten laſſen. Deren Tochter Agnes zieht Männerkleidung an, ſtellt ſich dem Henker als der zurückgekehrte Bruder dar, und rettet ſo der Mutter Leben. Alba nöthigt das Mädchen, in der Reihe der Spaniſchen bei der Schlacht des folgenden Tages mitzukämpfen. Sie zieht hinaus und bleibt verwundet auf dem Schlachtfelde zurück. Dort wird ſie von ihrem Bräutigam, der unter Oraniens Fahne ſtritt, aufgefunden und für ihren Bruder gehalten, für todt beweint, dann gepflegt, endlich erkannt. Rührung. Der Bruder bleibt der unſichtbare Held des Stückes, er kommt gar nicht zum Vorſchein. Man wäre auch in Verlegenheit geweſen, was man dem naſeweiſen kleinen Rebellen für Reden in den Mund legen ſollte. —

* Herr *** als Alba war freilich genöthigt, die Unnatur in ſeiner Rolle in ſein Spiel überzutragen. Der Alba der Frau v. Weißenthurn iſt ein Scharfrichter in der Hanswurſtjacke, ein höchſt lächerlicher Menſchenfreſſer. Herr *** als Vargas wußte ſich den Anſchein eines kleinen Mephiſtopheles zu geben; innerlich aber war er gut, und ſein Spiel ſchuldlos. *

XXIII.

Pierre de Portugal.

Tragédie en cinq actes, par M. Lucien Arnault.

Ines von Caſtro, die Tochter eines armen alten Kriegers, der unweit Liſſabon in ſtiller Verborgenheit lebte, ſchenkte einem Jüngling, den der Zufall in ihre Einſamkeit geführt, Gegenliebe und ihre Hand. Dieſer Jüngling war Don Pedro, Kronerbe von Portugal. Doch ſeinen Rang verſchwieg er der Gattin, wie er ihn der Geliebten verſchwiegen, und er ſchwieg lange. Als das Schickſal und das Trauerſpiel auftraten, iſt Ines und Don Pedro's Sohn ſieben Jahre alt. Da kommt die Zeit, wo ſich Don Pedro vermählen ſoll, mit einer kaſtiliſchen Fürſtin. Für dieſe wirbt der Abgeſandte Kaſtiliens bei König Alphons feierlich um ſeines Sohnes Hand. Der König und Vater ſagt zu; als aber die Reihe zu ſprechen an Don Pedro kam, ſagt dieſer ein feſtes Nein. Der dabei anweſende portugieſiſche Miniſter Pacheco, der für den alterſchwachen König den Scepter führt, hatte von Don Pedro's verirrtem Herzen ſchon früher einige Kunde. Er geht der Spur nach, und findet die

Staatsverbrecherin in Ines von Caſtro. Eine Staatsverbrecherin war die Unglückliche freilich, denn ein altes Geſetz drohte jeder Frau den Tod, die ſich mit — mit der ſich der Kronerbe heimlich vermählte. Pacheco, das Wohl des Staats bedenkend, beſchließt das Strafgeſetz geltend zu machen. Ines wird vor Gericht geladen. Da ſie dem König Alphons Theilnahme eingeflößt, bittet dieſer die Angeklagte, ſie möchte um ihr Leben zu retten, ausſagen, ſie ſei nicht nach kirchlicher Form mit Don Pedro vermählt. Ines, ihrer Ehre willen, ſagt die Wahrheit; aber um ihrem Sohne ſeine Anſprüche auf die Krone zu erhalten, verſchmäht ſie eine andere Lüge nicht, und erklärt: ſie habe, als ſie Don Pedro ihre Hand gegeben, gewußt, daß er der Kronerbe ſey. Sie ſpricht vor den Richtern:

> **Je vis, j'aimai don Pédre et j'acceptai sa main;**
> **Mais à l'oeil d'une épouse il se cachait en vain;**
> **Instruite, non par lui, du rang qui le décore,**
> **J'ai bravé vos decrets et je les brave encore.**
> **Epouse de l'infant, je réclame mes droits.**
> **Je suis mère, et mon fils est le fils de vos rois.**

Ines wird zum Tode verurtheilt. Nachdem Don Pedro vergebens geſucht, ſeinen königlichen Vater und die Richter zu bewegen, wiegelt er das Volk von Liſſabon auf, ſeine Gattin zu retten. In dieſer Verwirrung geht der Miniſter Pacheco zu Ines in den Kerker, überreicht ihr einen Becher Gift, und ſtellt ihr vor, wie ſie nur durch einen ſchnellen Tod den Bürgerkrieg verhindern könne. Ines leert den

Becher. Als ſie in den letzten Zügen lag, ſtürmt Don Pedro heran, Krone und Scepter tragend; denn der alte König war plötzlich geſtorben. Doch er kommt zu ſpät, und einer Leiche ſetzt er die Krone auf, und vor der entſeelten Königin werfen ſich die Großen des Reichs huldigend nieder.

Das Geſchichtliche, das dieſer dramatiſchen Handlung zum Grunde liegt, hat der Dichter umgemodelt, wie es ihm frei ſtand. Aber weil es ihm frei ſtand, es anders zu machen, hätte er es beſſer machen können. Daß Don Pedro den Abgrund, an welchem ſeine Gattin ſtand, ſieben Jahre mit Stillſchweigen bedeckte, iſt wohl glaublich, denn das Gefühl, ſich als Bürger von einer Bürgerin geliebt zu ſehen, war zu ſchmeichelnd, es freiwillig zu zerſtören. Doch wie ſollte man ſeine Liebe rührend finden, da ſie ſchwächer war als ſeine Eitelkeit? Mit Recht ſagte ihm Ines, als ſie das Geheimniß erfuhr:

...Vous m'aimiez don Pédre et vous avez pu feindre;
C'en est fait, mon bonheur vient de s'évanouir,
Et je dois pour jamais vous pleurer et vous fuir.

Soll man einer dramatiſchen Perſon kein Mitleid ſchenken, ſondern muß ſie es verdienen: ſo hat Ines dazu nicht genug gethan. Sie geht freiwillig dem Tod entgegen; aus Ehre, wie ſie ſagt. Aber eine Mutter ſoll keine Ehre haben; ſie ſoll auf kein anderes Geſchrei, als auf das ihres Kindes hören. Es iſt wie ein Kindermord, wenn die Mutter eines hülfloſen Kindes ihr Leben freiwillig hingibt; und opfert ſie

ſich, wie es Ines that, aus Ehrgeiz auf, wagt ſie den Kopf ihres Kindes an die Hoffnung, eine Krone darauf zu ſetzen: ſo iſt dieſes ein wahnſinniges Verbrechen, und durchaus nicht mütterlich. Endlich, daß König Alphons eines ſchnellen pathologiſchen Todes ſtirbt, iſt gegen alle Regel der dramatiſchen Kunſt. Die gerügten Fehler zerſtören die Einheit der Empfindung, man ſpringt ängſtlich von Gefühl zu Gefühl, und der Zuſchauer auf der Bühne ſieht Stücke, aber kein Stück. Doch wird man Arnault's Drama nicht ohne Theilnahme leſen. Er und einige andere ſeiner jüngern Dichtergenoſſen ſind gute Zeichen, daß die dramatiſche Kunſt der Franzoſen auf dem Wege der Geneſung iſt. In Arnault's Sprache iſt Kraft, wenn auch nur erſt ſchüchterne; **jeunes destins, jeune courage, jeune existence, sagesse aguerrie, honneur paternel, gloire octogénaire** — ſolcher parfümirter Ausdrücke findet man nicht viele mehr. In ſeinen Verſen hört man nur noch leiſe den abgemeſſenen Ruderſchlag der Galeerenſclaven; ſeine Phantaſie ſeufzt ſtiller unter der ſtrengen herkömmlichen Disciplin; ſie fliegt freilich nur wie ein Papierdrache an einer Schnur feſtgehalten, aber ſie erhebt ſich doch. Politiſche Maximen, dieſe neue Unart der franzöſiſchen dramatiſchen Dichter, hat Arnault nur mäßig angewendet, und ſie, wie es ſich gebührt, unter den poetiſchen Blumen verſteckt, ſie nicht auf die Blumen gelegt, wo ſie drücken und verderben. Einen guten Theil dieſer Früchte hat die Theater=Cenſur weggenommen; aber in dem gedruckten Stücke

wurden ſie den Leſern wieder vorgeſetzt. Es iſt noch großmüthig, daß die Cenſur in Frankreich nur die Ohren zuſperrt, die Augen aber offen läßt. Man kann gerade nicht ſagen, daß die neuen Schauſpiele in Paris durch die Theater-Cenſur ſehr beſchädigt werden, denn die franzöſiſchen dramatiſchen Dichter haben es gelernt, das Koſtbarſte an ihren Werken ganz ſo anzubringen, wie Phidias an ſeinem olympiſchen Jupiter das Gold angebracht — ſo nämlich, daß man es wegnehmen, es wiegen und wieder anſetzen kann, ohne die Bildung des Ganzen zu zerſtören. Wir wollen einige der Verſe, die das Scherbengericht der Cenſur verbannt hat, mittheilen. Das iſt wohl merkwürdig und ſeine Depeſche werth.

La naissance est beaucoup, la gloire est encore plus.

Le fier patriotisme enfante des Soldats.

Qui doit régir l'état doit savoir le défendre.

Un pouvoir sans limite est bientôt renversé.

Il faut gagner les coeurs, et non pas les contraindre.

Ah! Celui qui fidèle au toit qui l'a vu naître,
Y trouve loin des cours son repos établi,
Obtient assez des rois, s'il garde leur oubli.

. . . Guerre éternelle à ceux dont l'insolence
Du Sceptre chaque jour faisant haïr les droits,
Du coeur de leurs sujets déshéritent les rois.

Rendez le peuple heureux afin qu'il obéisse.

Les peuples satisfaits font les rois invincibles.

La loi! toujours la loi quand on verse du sang. —

Es mag an dieſen zehn Verboten genug ſeyn.

In einer Vorrede vertheidigt ſich Arnault vor dem Aſſiſen-Gerichte der Kritik ganz feierlich gegen die ihm gemachte Beſchuldigung: er habe die ariſtoteliſchen Einheiten umgebracht. Er vertheidigt ſich aber auf eine ganz eigene Art. Er läugnet das Verbrechen keineswegs mit Beſtimmtheit, ſondern er ſagt: an den Einheiten wäre nicht ſonderlich viel gelegen. Recht hat Inculpat, aber dieſe Jurisprudenz iſt neu in Frankreich. Arnault führt ſehr vermeſſene Redensarten. Er ſagt unter Anderm: die Einheit des Intereſſes, das wäre die Hauptſache. Eine dramatiſche Handlung dürfe allerdings in mehreren Gegenden ſpielen; denn es müſſe angenommen werden, daß die Schauſpieler die Zwiſchenakte (während die Zuſchauer im Foyer Limonade trinken) benutzen, um ihre nöthigen Reiſen hinter dem Vorhange zu machen. Doch dürfe freilich die Reiſe nicht größer werden, als eben der Weg iſt, den man in vier und zwanzig Stunden zurücklegen kann, und die dramatiſche Handlung müſſe am nämlichen Orte ſchließen, wo ſie angefangen. Wollte man, was die Einheit des Orts betrifft, ſich einer ausſchweifenden Phantaſie überlaſſend, gar keine Regel befolgen, dann könnte der Fall eintreten, daß eine dramatiſche Handlung in Paris begönne, und in Orleans ende. Wenn Racine und Voltaire ſich ſtreng an die Einheit des Orts gehalten, ſo ſey das blos daher gekommen, weil zu ihrer Zeit die Bühne mit Zuſchauern angefüllt, und die Theatermaſchinerien noch ſehr unvollkommen geweſen, ſo daß man die Verwandlung der Scene

habe vermeiden müſſen. (Da hätte man alſo auch wieder aus der Noth eine Tugend gemacht!) Doch wurde die Dekoration in Racine's Eſther dreimal verwandelt. (Ein Genieſtreich ohne gleichen!)

XXIV.

Die Soldaten.

Schauſpiel von Arreſto.

Ich habe ein ſiegberauſchtes Heer geſehen, da es in die Hauptſtadt ſeiner Feinde einzog; der Anblick war ſchön, es kämpfte für den Ruhm und ſeinen Kaiſer. Ich ſah deutſche Heldenjünglinge den übermüthigen Zwingherrn von dem heimathlichen Boden jagen und ruhmbekränzt zurückkehren, und alle ihre Lorbeern an den unterſten Stufen des Thrones niederlegen, und ſtill und fromm nichts fodern zum Lohne, als ein dankbares Lächeln und Schutz gegen die Verläumdung, und ſich am häuslichen Heerde ſetzen und die Waffen hingeben, mit welchen ſie die Fürſten vertheidigt; — der Anblick war ſchöner; ſie hatten geblutet für das Vaterland, für Freiheit und Recht. Zeigt uns dieſes oder jenes Schauſpiel, zeigt uns Brutus, der ſeine Söhne dem Vaterlande opfert, zeigt uns ein Schlachtfeld voll Blut und Grauſen, wo Menſchenleben und Menſchenliebe nichts gilt, wo engherziges Mitleiden ſich in dem großen allgemeinen Schmerze verliert, wo die Bande der Natur

zerriſſen werden, um die des Staates zu befeſtigen — zeigt uns dieſes auf der Bühne; aber nicht die parodirte Vaterlandsliebe in Garniſonen, nicht die Wachtparaden-Alfanzereien, nicht den lächerlich prunkenden Dienſteifer eines ſteifen Korporals, nicht die Hofehre in Kaffeehäuſern und an Pharotiſchen, nicht einen alten benarbten Feldherrn, der die Hand auf das tapfere Herz legt und ſtolz ausruft: ich trage den Rock des Monarchen; und zeigt uns nicht jedes Gefühl der Menſchlichkeit allen jenen großen Erbärmlichkeiten untergeordnet; zeigt uns dieſes nicht. Nothwendig mögen ſolche Spielereien ſeyn, aber ſchön ſind ſie nicht, und darum kein würdiger Stoff der dramatiſchen Kunſt. Der Staat, wie die Natur, hat ſeine Geheimniſſe, die er verſchämt umhüllt; man kehre die innern Verrichtungen ſeiner Eingeweide nicht heraus; wir wollen den gedeckten Tiſch ſehen, nicht die ſchmutzige Küche, worin Regierungen ihre Werke zubereiten.

* Uebrigens, und die ſchlechte Wahl des Stoffes einmal verziehen, würde ich dieſes Soldaten-Schauſpiel wegen ſeiner Bearbeitung ziemlich loben, hätte nur deſſen Verfaſſer nicht folgende Vorrede dazu geſchrieben:

„Soldaten!

Der beſcheidene, belehrende Kritiker iſt gleich einem alten gedienten Offizier; ihm erzeuget diejenige Hochachtung die ihm gebührt. Die gemeinen, hämiſchen Tadler ſind Banditen in Hohlwegen; dieſe — ſchießt todt, wo ihr ſie findet."

Digitized by Google

Da nun in der Sprache der Bücherſchreiber ein beſcheidener, belehrender Kritiker ſo viel heißt als Einer der lobt, und ein gemeiner, hämiſcher Tadler Einer der nicht lobt, ſo darf ich, um nicht furchtſam zu erſcheinen, dem Herrn Arreſto kein Wort des Lobes ſagen. *

XXV.

Das Käthchen von Heilbronn.

Von Heinrich v. Kleiſt.

Fürwahr, es iſt Mark darin, und Geiſt und Schönheit. Von der dunkeln Tiefe des Gemüths bis hinauf zu jener heitern Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und beſonnen waltet, führt uns ein lockender Weg, mit abwechſelndem Reize, bald zwiſchen lieblichen Winden, blumigen Auen und beſonnten Feldern, bald zwiſchen ſtürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildniſſen und Wäldern voll Sturm und Brauſen. Gleich anmuthig iſt Wanderung und Ziel. Warum haben die tückiſchen Parzen dieſes blühende Dichterhaupt ſo frühe in das Grab gebeugt?

Welch ein Unternehmen, ſo kühn als unbeſonnen, den Schleier der Iſis wegzuheben, hinter welchem der Tod lauſcht! Nur Prieſtern frommt ein ſolcher Anblick, nicht der Menge, welcher mit der letzten Täuſchung auch das letzte Glück entſchwindet. Das wäre die ſo geprieſene Liebe von Kindern angelallt, von Greiſen angeſtottert, und das wäre ihr Band? Hätten wir's nie erfahren!

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angeſehen, edelſtolz, voll des Muthes und der Kraft ſeines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharniſchter Ritter — und Käthchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein ſüßes wunderſchönes Mädchen, werden, ſie, die ſich nie geſehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erſcheint im Wahnſinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines ſchönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn beſtimmte Braut, ſagend, es ſey die Tochter des Kaiſers. Dieſelbe Nacht ſieht Käthchen im geſunden Traume (das geſunde Weib erhebt ſich zum kranken Manne, wie das wache zum ſchlafenden) einen ſchimmernden Ritter eintreten, der ſie als ſeine Braut begrüßt. So ſich angelobt bringt ſpäter ein Zufall den Grafen in Käthchens Vaterhaus. Dieſe, ihn erblickend, erkennt alſogleich die Traumgeſtalt. Da ſtürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zuſammen, ſie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. Vergebens wird ſie vom Ritter weggeriſſen, von dieſem ſelbſt mit Füßen zurückgeſtoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, ſie iſt immer wieder da, und folget ihm auf allen ſeinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm ſein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forſcht er Käthchens Inneres

aus, da ſie einſt im magnetiſchen Schlummer ſich befand, wo die Seele, zwiſchen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte ſchwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräuſche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß ſie die Verheißene ſey, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiſer auf, gibt ſich als Käthchens natürlicher Vater zu erkennen und dieſe, nachdem er ſie zur Fürſtin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Dieſes Schauſpiel iſt ein Edelſtein, nicht unwerth an der Krone des brittiſchen Dichterkönigs zu glänzen. Man braucht nur den herrlichen Monolog des Grafen, womit der zweite Akt beginnt, geleſen zu haben, um das Lob gerecht zu finden. Um ſo deutlicher fallen zwei Flecken in das Auge. Die wirkliche Erſcheinung des Cherubs beim Sinken des brennenden Schloſſes Thurneck konnte nicht unzeitiger geſchehen. Die Seele, die ſo tief geneigt war, ſich dem Anwehen einer verborgenen Geiſterwelt, die im Traume ſich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das ſinnliche Wunder, das ſich im Wachen ergibt, enttäuſcht, und wendet ſich, nüchtern gemacht, vom Unbegreiflichen kalt hinweg. Zweitens, ſpielt das Fräulein Kunigunde, ohne Willen des Dichters, die Rolle der Närrin in dieſem ernſten Schauſpiele. Gibt es eine tollere Erfindung als dieſes Fräulein, welches durch Schönheit und Liebreiz allen Rittern des Landes den Kopf verrückt, und am Ende ſich als eine garſtige

Hexe kund gibt, die mit falſchen Zähnen, aufgelegter Schminke und einem ſchlankmachenden Blechhemde die Göttin Venus vorzulügen verſtand?

Aber wie haben ſie dieſes Stück wieder zugerichtet, damit es in ihren Raum, ihre Zeit und ihre Umſtände ſich füge! Das iſt ein ganz eignes Kapitel des Jammers. Wie wehe gar muß es dem Künſtler ſelbſt thun, der die ſchönſten Theile ſeines Gemäldes wegſchneiden ſieht, damit es nur in den engen Rahmen paſſe. Zuvörderſt iſt in der Vehmgerichtsſcene vieles ganz unbedachtſam ausgelaſſen worden. Es iſt wahr, daß einige Reden darin etwas lang ſind, allein es durfte dennoch kein Wort fehlen, damit es klar und verſtändlich werde, wie durch einen arbeitſamen Trieb der Natur ſich Faden an Faden gereiht, um das ſympathetiſche Netz zu flechten, das zwei Herzen unzertrennlich machte. Zweitens hatte man unerklärt gelaſſen, auf welche Weiſe der Kaiſer Käthchens Vater geworden ſey. Das war wieder einmal aus jener entnervten Sittſamkeit geſchehen, welche der Verführung heuchleriſche, vermaledeite Kupplerin iſt.

* Graf von Strahl, Herr ***. Beim Himmel, die Rolle iſt ſchwer und ich möchte den Schauſpieler ſehen, der ſie trägt, leicht aber doch ſo, daß die Kraft nicht die Laſt verſchlinge und man wahrnehme, wie viel er zu tragen habe. Vor dem Vehmgerichte: alle die mannichfaltigen Reden mit ihren Chamäleonsfarben, — Erzählungston, — Nachahmung fremder Stimme, — unbändige Kraft an die Schranke des

Geſetzes pochend, — Verſtellung der Wahrheit und Wahrheit der Verſtellung, — das Gefühl unter freiwilliges Joch gebeugt, — Trotz der Unſchuld, — Spott, — daſtehend mit recht feſt zuſammengeknäulter, nicht allſeitig hinausflatternder Kraft; nicht ſich brüſtend, den Körper leicht tragend mit der Seele, wie das Schwert in einer ſtarken Fauſt, — (es iſt ein Unverſtand vieler Schauſpieler, daß ſie wähnen, Helden müßten ſich ſpreizen, gerade ſie dürfen es am wenigſten; bei kräftigen Menſchen lehnt ſich der Körper leicht am Geiſte an, aber bei Schwächlingen findet die matte Seele am ſtärkern Körper ihre Stütze; nur ſolche Gewaltsmenſchen mögen ſich ſpreizen, die keine andere Macht haben, als die Meinung die man hat von ihrer Macht, wie König Philipp in Don Carlos). — Der Dichter läßt den verliebten jungen Löwen Thränen vergießen; ich bitte, welcher Schauſpieler (der Unſrigen) verſteht es als Held zu weinen, ohne ſich lächerlich zu machen? — Nun vor allen: die Beſchwörungsſcene, wo der Graf den Geiſt des ſchlummernden Käthchens aus dem Körper, ſeinem dunkeln Sarge, hervorruft, und um das Geheimniß überirdiſcher Dinge befragt, (das vorgeſchriebene Auflegen der Arme um den Leib hätte ſtrenger beobachtet werden müßen, hierin war die Macht des Zaubers). — — So ſeht wie viel als Graf von Strahl zu thun war! — — — Käthchen: Demoiſelle Lindner. Gewiß und wahrhaftig, das demüthige, gottgefällige, wunderſüße, heimgefallene Kind, hätte wahrer, lieblicher und rührender nicht dargeſtellt

werden können. Es war nur ihre Schuld, wenn man es vergaß, wie ſchwer die Schlafrednerin zu ſpielen ſey. Das Inſichhineinreden, wo der Mund zugleich Ohr und Lippe iſt, der melodiſche Schmelz der Stimme in den Worten: „O Schelm.“ — „Nein, nein, nein.“ — „Bitte, bitte!“ Man ſah den himmliſchen Wein der Liebe im goldenen Becher der Sinnlichkeit blinken. Wußte Dem. Lindner was ſie that, dann zeigte ſie ſich als eine beſonnene Künſtlerin, handelte ſie nach dunkeln Trieben, auch gut, das Glück iſt eine ſchöne Gabe. — — Herr *** ſpielte Käthchens Vater, den Waffenſchmied Friedeborn. Er war aber nicht der derbe begüterte Handwerksmann, der den Hammer von Eiſen zu führen gewöhnt iſt, und wohl täglich ſeinen guten Humpen Wein trank; der keinen Teufel fürchtet, und nur weich iſt an der Stelle, wo er ſein Goldkind liebt; er war — nichts oder was man will. — — Was iſt das wieder für ein toller Einfall mit der Puppe geweſen, die man aufhockte, und ſtatt Kunigunden in die Köhlerhütte trug? Man hätte entweder die lebendige tragen, oder die ausgeſtopfte fortſpielen laſſen ſollen; Einheit muß ſeyn. — *

XXVI.

Verlegenheit und Liſt.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Kotzebue iſt ein Wucherer, der ein kleines Kapital durch große Zinſen verhundertfacht; ein guter Wirthſchafter, der mit wenigem ausreicht; ein geſchickter Frauenſchneider, der das nämliche Kleid nach jeder wechſelnden Mode umgeſtaltet. Er macht ſchneller ein Luſtſpiel, als die Welt den Stoff dazu. Er iſt leichter zu übertreffen, als zu erſetzen. Was Verlegenheit und Liſt darbietet, genießt man zum tauſendſten Male mit ungeſchwächter Luſt. Eine Gaſthausſtube mit zwei Flügelthüren — ein Onkel — das Schickſal der Chriſten: die Polizei — ein Kammerdiener und eine Kammerjungfer — viel Liebe und wenig Geld — eine Heirath. Zwei Dinge ſind mir in unſern Komödien unerklärlich. Erſtens daß die Hauptgeſchichten in Wirthshäuſern vorfallen. Ich bin viel gereist, habe aber in der Heimath immer mehr Abentheuer als im Gaſthofe erlebt. Es iſt natürlich, der Wechſel in Gaſthäuſern iſt zu groß, als daß ſich zwei Fremde mehr als ſtreifen können. Wie gelangt man dort gar zu

einer Frau? Zweitens fällt mir auf, daß die bedeutendſten Herzens- und Familiengeheimniſſe in Gegenwart der Bedienten beſprochen werden. Ich kenne die große Welt wenig, die von liebender Beſchaffenheit gar nicht; aber bei uns Bürgerlichen iſt es nicht Sitte, daß Liebender und Geliebte im Beiſeyn des Kammerdieners und der Kammerjungfer ihre Herzen in einander gießen, während jene, gleich den Bildern im Spiegel, die rührendſten Geberden nachäffen. Im gegenwärtigen Luſtſpiele geſchieht es; ja während der junge Baron ſeinem Onkel flehentlich zu Füßen liegt, und um Vergebung ſeiner Schuld und Schulden bittet, iſt die ganze Hausdienerſchaft Zeuge der Rührung. Haben vielleicht die vornehmen Leute weniger Stolz und mehr Menſchenliebe als die Gemeinen, und behandeln ſie ihre Diener wie ihres Gleichen, oder ſehen ſie aus Hochmuth die Bedienten als Zimmermöbel, als Gipsfiguren an, die man nicht zu beachten brauche?

XXVII.

Die Entführung,

oder

der alte Bürger-Capitain.

Ein Frankfurter heroiſch-borjerlich Luſtſpiel.

Das gute Luſtſpiel ſollte immer örtlich ſein, um noch beſſer zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menſchlichen Dinge, deren Anſchauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabſieht, gibt es keinen Widerſpruch und keinen Zufall, ſondern nur eine weiſe, nothwendige und zweckmäßige Folge von Urſachen und Wirkungen. Zu jener Luftſchichte hinauf dringen daher auch die Gegenſätze nicht, durch deren Vermählung das Lächerliche erzeugt wird. Aus dieſem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes kein wählbarer Stoff zum Luſtſpiele ſeyn. Der Luſtſpieldichter muß ſich auf die Ecken ſtellen, und aus der Menſchenmenge einen Geſichtskreis voll abſondern. Es bleibt auch dieſes noch eine Selbſttäuſchung, aber wir geben uns freiwillig hin, wir laſſen die umſichtige Ueberlegung ſchweigen, heften den Blick auf den nächſten Fleck und ergötzen uns. Schon die

Herausſtellung eines einzelnen Standes in ſeinen Lächerlich=keiten, wie ſie in unſern Luſtſpielen üblich iſt, mag nicht ſo unverwerflich ſeyn, als man annimmt (ich betrachte aus dem Geſichtspunkt der Kunſt, nicht aus dem der Sittlichkeit). Kein Stand, als ein geſchloſſener angeſehen, hat eigentlich etwas Wiederſprechendes, d. h. Lächerliches in ſich. Dieſes kommt erſt zum Vorſchein, wenn man die verſchiedenen Stände nebeneinander ſtellt. So ſind die Schwächen des Adelſtandes, die auf der Bühne ſo oft verſpottet werden, durchaus nicht lächerlich; denn in dieſen Schwächen liegt das Geheimniß ſeiner Stärke. Er hat keine andere Macht, als die ihm die öffentliche Meinung gibt; die öffentliche Meinung aber wird nicht durch Ketten, ſondern durch tauſend ſchwache Zwirnfäden feſtgehalten. Erſcheinen die Anmaßungen des Adels dem der Beſtimmung der Menſchheit eingedenken Bürgerſtande lächerlich, ſo muß die Unbeholfenheit der Bürger in Erreichung ihres perſönlichen Vortheils dem Adelsſtande lächerlich erſcheinen. Da nun der Luſtſpieldichter auch nicht bis zur Perſönlichkeit hinabſteigen kann — denn die Satyre iſt kein dramatiſcher Stoff — ſo bleibt ihm kein andrer Schauplatz übrig, als die Oertlichkeit. Die Mauern einer Stadt ſind die wahren dramatiſchen Grenzen eines Luſtſpiels, das ſich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in einer Häuslichkeit beſchränken darf.

Die Länge, Breite und Tiefe, welche das hier angezeigte Luſtſpiel ausfüllt, iſt, aus den angeführten Gründen, der

naturgemäße Raum, den die Regel der dramatiſchen Kunſt abgeſteckt hat. Es reiht Scenen aus der Lebensart, der Geſinnung und der Denkweiſe des Frankfurters an einander — des Frankfurters, alſo, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nicht der dortigen höhern Stände; denn dieſe haben dort, wie überall, kein geiſtiges Vaterland. Es folgt eben daraus, daß der Bürger-Capitain keine Handlung im gewöhnlichen Sinne der Bühnenſprache knüpft und löſt — denn nur Menſchen von eigenthümlichem Gepräge handeln, die ſtädtiſche Menge hat nur eine Handlungsweiſe — der heimliche Streich (die Intrigue) geht durch das Stück, wie der rothe Faden durch die engliſchen Schiffstaue, und wie der Nerve durch die Muskel, um die Einheit und die Bewegung zu erhalten. Es iſt in der Frankfurter Mundart geſchrieben, wodurch ſeine komiſche Wirkung nicht blos geſteigert, ſondern überhaupt geſichert wird; denn wenn die Sprache das Gewand des Geiſtes iſt, wie könnte man letztern kenntlich machen, als an den Zeichen des erſteren. Orts- und örtlich geſinnte Bürger Hochdeutſch ſprechen laſſen, das wäre eben ſo viel, als einen ſchlichten Handwerksmann in einem Hofkleide auf die Bühne bringen. Vielleicht hätte der Verfaſſer beſſer gethan, einige reinſprechende Perſonen in das Stück zu flechten, der Gegenſatz hätte die beabſichtige Wirkung erhöht. Es iſt aber dieſe Verderbniß der Sprache in dem Munde des Volkes eine gar räthſelhafte Erſcheinung! Woher entſteht ſie, wodurch erhält ſie ſich? Darf und muß man

daraus ſchließen, daß die Sprache des Volkes von der der Gebildeten, die der Orts- von der der Welt-Bürger ſich eben ſo unterſcheidet, als die Geſinnung von jenen und dieſen? Man erſchrickt vor einer ſolchen Folgerung.

Die Tragödie idealiſirt, das Luſtſpiel muß portraitiren. In dieſer Beziehung iſt der Bürger-Capitain ein wahres Meiſterſtück; die Naturtreue kann nicht weiter getrieben werden. Dieſes Vorzugs ermangeln unſere meiſten Luſtſpiele, und darum habe ich auch keinen Maaßſtab, dem ich das hier Beurtheilte anlegen könnte. Man muß es leſen, es kann nur mit ſich ſelber verglichen werden. Auch ſolche wird es anziehen, die ſich ſonſt von Dichtwerken weniger angezogen fühlen. Sie werden es als ein wiſſenſchaftliches Werk aufnehmen, als eine Statiſtik des Frankfurter Volksgeiſtes.

XXVIII.

Thomas Aniello.

Trauerſpiel von Auguſt Freſenius.

Auch an einem ſiebenten des Junius, aber 173 Jahre früher und zu frühe, erkannte das Volk von Neapel, daß es ſtärker ſey, als die königliche Gewalt, mißbraucht in den Händen habgieriger, unerſättlicher Stellvertreter, und des zum Drucke und Raube verbündeten Adels. Da ſchüttelte es ſich, und warf ſie ab. Selbſt das menſchliche Recht ſtand ſeinem göttlichen und ſeiner Macht zur Seite. Denn hundert Jahre vorher hatte ihm Karl V. in einem Briefe neue Freiheiten gegeben, alte beſtätigt, und am Schluſſe jenes Freiheitsbriefes feſtgeſetzt: „Wenn einer Unſerer Nachfolger ſelbſt, oder ein Vicekönig, beſagte obige Artikel dieſes ewigen Privilegiums verletzen ſollte, ſo darf unſer getreues Volk in Neapel, ohne Vorwurf des Aufruhrs, die Waffen ergreifen und behalten, bis zu ſeiner, dieſem Privilegium gemäßen, Zufriedenſtellung.“ Aber die Pächter und die Lohnknechte der Gewalt ließen den Bau der Freiheit verfallen, und traten Volk und Recht mit Füßen; denn:

„Das Volk iſt nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun.“ Der Herzog von Arcos, der ſpaniſche Vicekönig in Neapel, und ſeine Höflinge ſetzten den Stolz hinzu —

. . . . Der ſteife Stolz
Das hieſ'gen Adels, welcher vor dem Volk
Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
Auf einen Stein zu ſetzen, wo vorher
Ein Bürger ſtand, — derſelbe Stolz, der doch
Mit ſeinem ſteifen Rück auf Händ' und Füß'
Im Kothe kriecht vor einem Vicekönig,
Und unterthänig um Erlaubniß bettelt,
Mit dem hochadeligen Maul das Volk
Ausſaugen ihm zu helfen.

So klagt Herzog von Makalona, ſelbſt ein Fürſt, doch ein Landesgeborner. Die Zöllner nahmen den armen Leuten den Biſſen vor dem Munde weg, und die Zolltabelle war ein unendliches Verzeichniß anbefohlner Entbehrungen. Einer aus der murrenden Menge las auf dem Markte die Zolltabelle mit lauter Stimme vor:

Es ekelt mich, euch auch noch das zu leſen,
Was die Tabelle ſagt, — die lechzende
Und lange Zung' des durſtigen Papiers,
Die jede Frucht beleckt, von der Olive
Bis zu der Maulbeer, und ein jed' Gemüs,
Vom Blumenkohl bis zur armſeligen
Wolfsbohn' herab. — Das Brod iſt uns ſchon längſt
Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
Auch noch das Obſt auf dieſes Jahr geſtochen,
Und frißt, wie eine Raup', aus dem Gemüs
Das Herz heraus, daß wir uns freuen müſſen,
Wenn welkes Kraut und friſches Gras nur noch,
Gleich wie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

Tommaſo Aniello that es, ein armer Fiſcher und Obſthändler. Er hatte den hohen Geiſt, den die wahre Liebe zur wahren Freiheit auch dem niedrigſten Bürger eingibt. Man folgte ihm, und mit dem Rufe: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der Regierung!“ begann der Aufruhr. Feuer und Plünderung zerſtörten die Paläſte des Adels. Aniello regierte an der Spitze des Volkes. Der Vicekönig verlor die Gewalt mit der Meinung von ihr, und mußte zur Liſt flüchten. Er ließ dem Aniello Gift in den Wein miſchen, wovon er den Verſtand und die Liebe und Ehrfurcht des Volkes verlor. In ſeinem Wahnſinne übte er blutige Grauſamkeiten, und wüthete auch gegen Freunde. Da ermordeten ſie ihn.

Dieſes iſt die Geſchichte, welcher auch der Dichter treu geblieben, bis auf die Todesart Aniello's, den er nicht umbringen, ſondern am Gifte ſterben läßt. Es herrſcht eine große, ob zwar noch wilde ungezähmte Kraft in dieſem Trauerſpiele, es waltet ein Shakſpeare-Geiſt darin! Nur Käthchen von Heilbronn kann ihm zur Seite geſtellt werden. Den Dichter überraſchte der Tod, ehe er ſein Werk, das er als einundzwanzigjähriger Jüngling hervorgebracht, vollenden konnte. Darum ſind ſeine Bilder, wie die der jugendlichen Malerkunſt, monochromatiſch, nur wenige helle Farben herrſchen allein, die Zwiſchenlichter fehlen. Aber die Kraft des Ausdrucks, die Tiefe des Gefühls und die Höhe des ordnenden Verſtandes können nicht zu viel geprieſen werden.

Freſenius war in Frankfurt geboren, und ſeine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleiſt, ſtarben in der Blüthe, denn die Witterung unſerer Tage iſt den Dichtern nicht günſtig. Sie verderben an der rauhen Luft der Wirklichkeit. Nur die unorganiſchen Dichter dauern aus wie Geſtein und ſetzen an; was Leben hat, verwelkt.

XXXI.

Cardenio und Celinde.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann.

Wir ſind ſo ungewohnt bei den dramatiſchen Dichtern unſerer Tage Fülle der Geſundheit und Kraft und Muth zu finden, daß die Freude über dieſe ſchönen Gaben, wo ſie ja einmal uns überraſcht, uns zur Nachſicht ſtimmt, und wir der Fülle die Ungemeſſenheit, dem Muthe den Uebermuth und der Kraft ihre Rauhheit gern verzeihen. Der Dichter dieſes Trauerſpiels hat ſich als ein ſolcher gezeigt, dem wenig mangelt, der aber vieles zu viel hat — ein erträglicher Fehler, da wir hoffen dürfen, daß die Erfahrung, die leichter nimmt als gibt, ihn verbeſſern werde. Beſonnenheit gibt die Zeit, Begeiſterung der Herr der Zeit; die eine iſt Lohn, die andere Geſchenk. Wem aber der Himmel ſich gnädig zeigte, dem ſoll auch der Menſch gewogen ſeyn, und er ſoll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte. Wenn wir die Mängel rügen, die, wie uns dünkt, Cardenio und Celinde in ſich ſchließt, ſo geſchieht es diesmal nur um zu zeigen, wie groß die

Nachſicht ſey, die dem Dichter gebührt, und wie viele Schulden ſeine gütige Natur für ihn bezahlt.

Cardenio und Celinde.... Dieſes und iſt hier aber nicht, wie in Romeo und Julia, das Liebeband, das zwei Leben zu einem bindet, ſondern das arithmetiſche plus, das zwei ſich gleichgültige Größen mit einander verſchwägert, und die Familie weiter, aber nicht inniger macht. Die Einheit der dramatiſchen Handlung kann aber nicht durch Addition mehrerer Handlungen bewirkt werden. Herr Immermann hat, man begreift nicht aus welcher Laune, ſeinen Stoff, der zu einem guten Rocke hingereicht hätte, zu zwei Wämſern verarbeitet. Es iſt einmal geſchehen, und nachdem wir dieſes gerügt, bleibt uns zu betrachten übrig, ob die Jacken ſchön paßlich, und wie ſie ſtehen.

Cardenio, ein junger Spanier, Student in Bologna, liebt Olympien, Lyſander's, einer Magiſtratsperſon, neuvermählte Gattin. Er war ihrer Gegenliebe froh, ſie war ihm ſchon als Braut zugeſagt, als ſich plötzlich über den Morgen der Liebenden, wie ein giftiger Nebel, das Gerücht verbreitete, es ſey in Olympien's dunkler Kammer ein Mann überraſcht worden. Cardenio tappt umher, ſucht ängſtlich nach Licht, erwartet Erklärung; ſie wird ihm nicht, Olympia ſchweigt. Der Spanier tritt zurück, entſagt der Geliebten. Da meldet ſich Lyſander, der ſich ſchon früher, aber unglücklich, um Olympien's Gunſt beworben, und bietet ihr ſeine Hand an. Dieſe, in der Lebensgefahr ihrer

Ehre, ergreift den rettenden Arm und wird Lyſander's Gattin. Olympia war unſchuldig, ſie kannte ſelbſt den Mann nicht, der ſie im Dunkeln in ſeine Arme geſchloſſen. Sie dachte und hoffte, es ſey Cardenio geweſen; als dieſer aber ſchwieg, mußte ſie dulden. Nach der Hochzeit geſtand ihr Lyſander, er ſey es geweſen, der ſich, mit Hülfe einer beſtochenen Dienerin, zu ihr geſchlichen. Er habe durch dieſe Liſt bezweckt, was er durch ſie erreicht —

Meine Kühnheit
Trug mich zum Ziel der allerfernſten Wünſche
Und lehret, daß Verſtand die Welt beherrſcht.

Lyſander iſt übrigens ein leidlicher Mann, und Olympia konnte, ohne ſchweren Kampf, ihre alte Neigung ihrer neuen Pflicht aufopfern. Cardenio trägt einen verzeihlichen Groll in ſeinem Herzen — nicht gegen Lyſander, deſſen redliche Bewerbung er nicht ſchelten kann, ſondern gegen den unbekannten Dieb ſeines Glückes. Er will Bologna, den Schauplatz einer ſo ſchmerzlichen Begegnung, verlaſſen, doch vorher noch verſuchen, ob er Olympien zu keiner Erklärung bewegen könne. Er denkt: müſſe er ſie ſchuldig finden, wolle er eine unedle Neigung aus ſeinem Herzen verbannen; rechtfertige ſie ſich, könne er von einer ſchönen Vergangenheit ein reines Bild mit in ſeine Heimath nehmen. Er bittet Olympien um eine Zuſammenkunft. Dieſe, ſchwach, gewährt ihm, was ſie ihm früher verſagt, und ſchwächer geſteht ſie dem ungeſtüm Fragenden, daß Lyſander, ihr Gatte, der

Mann geweſen, der ſich in ihr Zimmer geſchlichen. Jetzt weiß Cardenio, wen er zu haſſen; doch Lyſanders Werth verkennt er noch immer nicht. Er ſagt von ihm:

Er iſt gerecht und edel, ſchädigt keinen,
Er iſt bereit, wo Waiſ' und Wittwe weinen.
Er liebt Olympien, und ſagt mit Fug,
Daß ſie der Freude hat bei ihm genug —
Und iſt ein Schurke doch mit Haut und Haar,
Ein Aff' und Schurke, wie kein Zweiter war.

So kämpft der Unglückliche mit ſeinem Haſſe, ihn bald überwältigend, ihm bald unterliegend —

Das Herz iſt nur ein Taubenſchlag, Gefühle
Ziehen flatternd aus und ein —

ſagt Cardenio ein anderes Mal. Ja, wenn es nur Tauben wären! Aber der Geier kam auch, und der Teufel ſiegte. Cardenio überfällt den heimkehrenden Lyſander bei Nacht auf der Straße und tödtet den Unbewaffneten. Er thut es im Sinnesrauſche. Die That war um ſo weniger ſchlimm, als es der Rauſch mehr geweſen. Der Wein war mit ſinnverwirrenden, ſinnbetäubenden Dingen gemiſcht. Wer reichte ihm den unſeligen Becher? Ein langer, ein ſehr langer Arm! Ein breiter Strom trennte den Mundſchenken von dem Trinker; ein Eiſendraht war über den Strom gezogen und über dieſe ſchmale Brücke kam das umzauberte Schickſal hergeritten. Gehen wir jetzt an das andere Ufer; glauben wir nur, führt uns die gefährliche Brücke auch hinüber.

Celinde liebt Cardenio, der ihre Liebe nicht erwiedert. Celinde iſt ein leichtfertiges Mädchen, von ihrem Blute dem Laſter verkuppelt. Sie iſt gutmüthig, weil ſie ſchwach iſt, aber ſie hält ſich für gut, weil ſie ſchlecht iſt nach Grundſätzen. Den durchſichtigen Schleier ihrer Buhlerei verbrämen Floskeln genug. Mit heißer Leidenſchaft liebt ſie den jungen Spanier, ſie, die ſo viele verſchmäht, denn:

Er weiß zu quälen — das, das iſt der Punkt,
Wer uns zu quälen weiß, dem huld'gen wir,
Wir mögen nicht in Ruhe ſeyn.

„So ſind alle Weibsbilder; wenn man ſie nicht immer beängſtigt, ſo wird ihnen übel" — hat der ungeſchlachte Falſtaff in ſeiner Sprache ſchon längſt geſagt. Celinde erfährt, daß ſich Cardenio zur Abreiſe vorbereite. In ſo enge Zeit eingeſchloſſen, ſchlägt ihre Leidenſchaft hoch in Flammen auf. Sie klagt, ſie weint. Sie läßt Tyche rufen, eine alte Dienerin, eine Haushexe. Sie ſagt ihr: da ſie umzugehen wiſſe mit Kräutern und Tränken, mit Karten und Sprüchen, möge ſie ihr doch rathen und helfen in ihrer Liebesnoth. Tyche murmelt: gegen ſolche Pein und Betrübniß gäbe es wohl Mittel genug, doch wären ſie für ſo junges ſüßes Blut zu ſcharf. Celinde iſt gierig, und glaubt nur neugierig zu ſeyn. Sie forſcht weiter, ſie läßt ſich erzählen von den Zaubermitteln. Tyche ſpricht:

Wenn wir das Herz von Jemand kriegen können,
Der Dich recht zärtlich liebt, und weihn's mit Sprüchen,

Und brennen's dann zu Aſche, und vermiſchen
Die Aſche mit 'nem Kuchen oder Wein,
Und bringen dieſen Kuchen oder Wein
Cardenio'n bei, wird er ein anderer Menſch,
Er folgt Dir, wie der Pudel ſeinem Herrn.
Laß peitſchen mich, wenn es nicht zutrifft, Kind.

Celinde lacht die Hexe mit ihren Tollheiten aus, und ſchickt ſie fort.

Im Haufen von Celinden's unerhörten Anbetern ſteht auch der Johanniter-Ritter Marcellus. Celinde lebt von ſeinen Geſchenken, läßt ſich dankbar liebäugelnd Schreibfedern von ihm ſchneiden, und hält ihn am ſeidnen Faden ihrer Reize nah' und fern. Ein Türkenkrieg ruft den geiſtlichen Ritter von Bologna ab; er will auf den Abend Celinden zum letzten Male beſuchen. Vor ihm kommt Cardenio, auch um von Celinden, als einer Bekannten, Abſchied zu nehmen. Celinde weiß ihren Schmerz zu beherrſchen, ſie ſcheint ruhig und heiter, und ſcherzend empfängt und entläßt ſie den Freund, um, nachdem er fort war, lauter aufzujammern. Der Augenblick iſt gekommen, wo die Unglückliche wählen muß zwiſchen ihrer Seligkeit und ihrem Geliebten. Wie eine verlorne Mücke flattert ſie matt um das trübe Licht, das ſie endlich erhaſcht. Sie läßt Tyche rufen, läßt ſich von ihren Zaubertränken noch einmal erzählen; immer liebetrunkener horcht ſie auf. Da wird Marcellus gemeldet. Tyche führt ihn in ein Seitenzimmer, verbindet ihm die Augen, und heißt ihn ſchweigen und ſich ruhig halten. Auf

des Ritters Verwunderung und Frage wird ihm geantwortet, ſo ſey es Celinden's Laune, und ſie werde bald kommen. Jetzt nimmt Tyche einen Dolch, bringt ihn Celinden und ſagt ihr, das Herz zum Liebestrank ſey gefunden, ſie ſolle Marcellus ermorden. Celinde tritt entſetzt zurück. Die Hexe, unbekümmert um die Rechtfertigung vor dem Himmel, denkt, ſie werde die That, wenn ſie einmal geſchehen, vor Celinden zu verantworten wiſſen. Sie ſelbſt ſtößt dem Ritter den Dolch in die Bruſt. Celinde, im andern Zimmer, hört den Angſtſchrei des Getroffenen; Marcellus, der ſich aufgerafft, ſtellt ſich blutend unter die Thüre, und überhäuft Celinden mit den Verwünſchungen eines Sterbenden; dann ſinkt er nieder. Celinde fällt in Fieber und Wahnſinn; das Bild des blutigen Ritters ſteht gebannt vor ihren Blicken. Tyche ſucht ſie zu beſchwichtigen, ihr lügend, ſie habe die That nicht vollführt, der Ritter ſey nicht ermordet, ſondern fort, zu Schiffe gegangen. Celinde beruhigt ſich, Tyche nimmt des Ritters Herz und bereitet den Liebestrank. Sie ſucht dann Cordenio auf, erzählt ihm, ſie komme von Olympien, die, krank an ſüßen Vorwehen einer Mutter, nach ihr geſchickt, um ſie zu ſtreicheln, denn es ſey bekannt, ſie habe „einen guten Strich.“ Die Alte malt es mit brennenden Farben, wie reizend Olympia „im puren Hemdchen“ da geſeſſen; ſie peitſcht Cardenio's Blut, daß es hoch aufſteigt, und ihm die vollen Adern den Hals einſchnüren. Ihm wird wehe, er fordert einen Trunk, Tyche reicht ihm den Becher

mit dem Liebestranke. Cardenio findet den Wein „trüb' und wolkig;“ doch er trinkt ihn, er trinkt und leert den Becher. Plötzlich, wie aus einer langen Vergeſſenheit erwachend, frägt er: „Was macht die liebliche Celinde?“ Der Zauber hat gewirkt. Cardenio geht zu Celinden, ergibt ſich ihr. In dieſem Taumel der Sinne, von Wein und Blut und Liebe vergiftet und berauſcht, lauert er dem klugen Lyſander auf, und tödtet ihn, wie wir erzählt.

Die That geſchieht vor Lyſander's Wohnung. Darauf ſtößt Cardenio das blutige Racheſchwert, als Zeichen heiliger Vehm, in die Hausthüre und eilt fort. Sein Freund Pamphilio, der umhergegangen ihn aufzuſuchen, kommt an die Stätte des Verbrechens, ſieht die Leiche, ſieht das Schwert, nimmt es in die Hand und wird ſo von Lyſanders Dienern, die aus dem Hauſe gekommen, übereilt und für den Mörder gehalten. Einer derſelben ſchlägt ihn nieder. Doch die Wahrheit wird bald kund. Unterdeſſen hatte Marcellus' geängſtigter Diener, der ſeinen Herrn nirgends finden konnte, ſich an die Gerichte gewendet. Es wird ausgeforſcht, daß der Ritter in Celinden's Wohnung geweſen, man findet dort ſeine Leiche, man findet ſein Kreuz unter Tyche's Gepäcke, die Hexe wird feſt genommen, ſie bekennt den Mord. Celinde und Cardenio, durch Liebe und Verbrechen an einander gekettet, wollen entfliehen. Es iſt Morgen. Cardenio geht die Straße hinab, zu ſehen, ob ſie noch unbeſetzt von Wächtern ſey. Lyſander's Geiſt verſperrt ihm den Ausweg, er flieht

entſetzt zurück. Celinde ſucht ſeine kranken Einbildungen zu geſchwichtigen, ſie auch geht an das Ende der Straße; da erſcheint ihr Marcellus zürnender Geiſt, ſie ſtürzt zu Boden und ſtirbt am Schrecken. Cardenio fällt in die Hände des Gerichts, und um dem Blutgerüſte zu entgehen, ſtürzt er ſich in ſein eignes Schwert. Lyche wird zum Scheiterhaufen geführt. —

Die menſchlichen Schickſale welche die Kunſt des Tragöden nachbildet, müſſen, und wären ſie noch ſo ungeheuer, doch immer menſchliche Geſtaltung haben. Aber in Cardenio und Celinde wird kein Bild der ſittlichen, es wird nur eines der ſinnlichen Natur des Menſchen aufgeſtellt. So darf es nicht ſeyn. Das Ebenbild Gottes ſoll nie unkenntlich werden; auch irrende, ſelbſt verworfene Menſchen ſind nur gefallene Engel; doch in dieſem Trauerſpiele ſind alle Menſchen nur emporgehobene Thiere. Der Dichter hat ſie fehlerhaft in zwei Gruppen geordnet, welche Ohr und Auge, und Betrachtung und Empfindung theilen. Doch wäre es nur das allein; es iſt aber noch ſchlimmer! Cardenio gehört zu beiden Gruppen; als der Diener zweier Herren iſt er bald hier, bald dort, man weiß nicht, wo man ihn zu ſuchen, und die Aufmerkſamkeit geht oft vergebene Wege. Die Empfindung, die wir nicht ganz dem Ganzen geben können, können wir auch nicht unter das Einzelne vertheilen. Es iſt nichts, das Liebe, nichts, das Abſcheu einflößt. Das Schickſal ſchneidet Geſichter, und wir lachen nur darum nicht,

weil ſie von Krämpfen herkommen. Fünf Menſchen ſterben, den ſechsten ſehen wir zum Tode führen — und wir bleiben kalt. Fünf Menſchen lieben ſieben Mal, und keine dieſer Liebesarten rührt uns. Cardenio's Liebe zu Olympien geht früher unter, als der Vorhang aufgeht, und wir ſehen nur noch ihren blutrothen Abendſchein. Seine Liebe zu Celinden iſt ein Fieberwahn. Olympien's Liebe zu Cardenio iſt eine erkaltete, ihre zu Lyſander eine vernünftige; Marcellus Liebe iſt eine unwürdige. Lyſander liebt wie ein Ehemann, und Celinde wie eine Buhlerin. Tyche iſt ein gemeines, aberwitziges, altes Weib. Es ſchimmert ein Lichtſchein, der ſie hätte verklären können, aber er iſt zu weit entfernt. Tyche war einſt von Celinden's Vater verführt worden, und es war ihr davon „ein blöder Junge" übrig geblieben. Der Dichter hat dieſes Verhältniß nicht benutzt; auch wäre wohl nur etwas Pſychologie dabei herausgekommen. Der Schickſalstrank, hier die chemiſche Flüſſigkeit, die löst und bindet, iſt „trüb und molkig." Wir wiſſen wohl, daß es Zauber und Wunder gibt, doch nur für die, welche daran glauben. Aber Cardenio weiß nicht, was er trinkt, und es wirkt doch — das iſt nicht Sympathie, das iſt nüchterne Phyſik, und wir fragen proſaiſch die Toxicologie, ob ſolche Wirkung möglich ſey?

Doch bei allen ihren Mängeln hat dieſe Tragödie etwas, das wohl gefällt. Der Dichter kränkelt nicht ohne Ende und Hoffnung; er hat von jenen tüchtigen Uebeln, aus welchen der

Kranke, geneſt er nur, kräftiger hervorgeht. Die Sprache iſt friſch, die Bilder quellen hervor, ſie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freuen uns des guten Stoffes, können wir auch nicht ſeine Geſtaltung loben; wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biscuits und ſchalen Alabaſters ſind wir ſatt und überſatt. Der Kraft fehlt die Anmuth, wohl nicht auf immer, denn ſie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters iſt ein Gaſtmahl, zu dem ſich die Götter alle, wenn ſie ihm gnädig ſind, verſammeln. Die Grazien aber kommen erſt ſpät zum ſüßen Nachtiſche. Ehe ſie erſcheinen, vernehmen wir ungemeſſene Reden, hören wir Männerſpäße erſchallen, die, ob ſie zwar den Wein loben, ſich nicht geziemen. Doch die Anmuth erſcheint, und der Uebermuth verſchwindet.

XXX.

Die eiferſüchtige Frau.

Luſtſpiel von Kotzebue.

„Nach dem Engliſchen“ wird angezeigt. Aber es iſt auch nach der Natur, die keine Geſchichte, kein Staatsrecht und keine Luftbeſchaffenheit jemals ändert. Die uralte Schwachheit hat der Dichter mit den neueſten Moden, mit Turnweſen, Wunderdoktorei und dergleichen Stoffen mehr, die an der Tags- oder Nachtordnung ſind, nett aufgeputzt, und das Stück iſt ganz allerliebſt geworden. Die eiferſüchtige Frau ſchämt ſich ihrer Geſpenſterfurcht; freilich nur ſo lang es helle iſt, und mit der Nacht wird ſie wohl wieder zu zittern anfangen. Indeſſen — das geſchieht hinter dem Vorhange.

Aber ein Luſtſpiel? Die ſchrecklichſte aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? was im Othello uns mit Grauſen erfüllt, uns erſchüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenſchaft herbeiführt? Nein, es iſt dieſe Leidenſchaft ſelbſt, die Shakſpeare ſo naturtreu dargeſtellt, ſo durchſichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinths erkennen, in das die Liebe hineinführt, nur ohne

rettenden Faden. Woher geſchiehts, daß dieſer höchſt tragiſche Stoff gewöhnlich zu Luſtſpielen vertändelt wird? Was iſt doch der Menſch für ein ſonderbares Geſchöpf! aber gut, daß er ſo iſt, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine poſſirliche Grimaſſe, der furchtbarſten Leidenſchaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen verſteht. Dieſes iſt die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes dürres Land erfriſcht.

XXXI.

Marianne.

Bürgerliches Trauerſpiel von Gotter.

Es iſt, wie bekannt, dem Franzöſiſchen des La Harpe nachgebildet, und wurde ſchon vor länger als vierzig Jahren auf die deutſche Bühne gebracht. Dieſes Trauerſpiel, ob es zwar den guten zugezählt werden muß — die Sprache darin iſt edel, einfach und kräftig, die Charaktere richtig gezeichnet, die Lichter ſehr treffend — hat jetzt doch zwanzig Jahre zu lange gelebt. Weder deſſen Stoff, noch die Behandlung des Stoffes, kann uns gegenwärtig anſprechen. Das Kloſterweſen iſt uns fremd, zur Fabel geworden, dieſe Quelle der menſchlichen Leiden iſt verſchüttet, und ein böſes Geſchick, das unſeren eigenen Lebenskreis nicht mehr gefährden kann, kann uns auch nicht mehr rühren, wenn es einen andern trifft. Wir werden zwar auch jetzt noch in der Vorſtellung den Kloſterzwang abſcheulich finden; aber ein hartherziger Vater, der ſeine Tochter aufopfert auf dieſe Weiſe, wird uns nicht ſowohl grauſam, als närriſch erſcheinen, und kann daher auf der Bühne keine rein tragiſche Wirkung

hervorbringen. Auch der franzöſiſche Ritterprunk, den alle Perſonen, die in dem Trauerſpiele auftreten, in Gang und Worten zeigen, die höfliche Art, wie Mann und Frau, Eltern und Kinder zuſammen ſprechen, die Regelmäßigkeit ihres Zorns, der Anſtand ihrer Heftigkeit — das Alles muß uns Deutſchen ſehr abgeſchmackt vorkommen. Wenn der Baron zu ſeiner Mutter ſagt: „Sie ſpotten meiner, gnädige Frau,“ und dieſe ihm erwiedert: „keine Schmeicheleien, mein Sohn!“ oder wenn Marianne im höchſten Grade der Verzweiflung ihrer Mutter zuſchreit: „Laſſen Sie mich, Madam!“ — lache da Einer nicht.

Eine Betrachtung: — Der brave Geiſtliche ſagt zum Präſidenten: „Unſere ſclaviſchen Gelübde ſollten aufgehoben, unſere Klöſter zu Spitälern, zu Freiſtätten für Unglückliche, für Lebensmüde, für Verlaſſene gemacht werden.“ Nun ſeht, zwanzig Jahre ſpäter, als er dieſes geſprochen, hat ſich der Wunſch erfüllt. Bedenkt man dieſes, ſo weiß man nicht, ſoll man ſich dem Troſte oder der Verzweiflung ergeben. Soll man ſich tröſten, daß ein ſo lange dauernder Wahnſinn endlich aufgehört, oder verzweifeln, daß er ſo lange gedauert und ihm ſo viele Schlachtopfer unwiderbringlich dargebracht worden? Wie viele, gleich grauſame, gleich thörichte Einrichtungen beſtehen jetzt noch! Welche? Auch wenn mir die Wahl frei ſtünde, ich wüßte ſie nicht zu treffen. Und keiner bedenkt: in wenigen Jahren vielleicht werde ich als Tollheit betrachten, was mir jetzt zur Weltordnung

zu gehören ſcheint; warum ſoll ich der Zeit nicht gleich gewähren, was ich ihr endlich ſelbſt gutwillig werde geben? Warum nicht, da mein Starrſinn die Leiden der Menſchheit vermehrt, ohne meine eigne Luſt zu vermehren?

XXXII.

Beſchämte Eiferſucht.

Luſtſpiel von Frau v. Weißenthurn.

---

* Nur allein in den letzten acht Tagen iſt ſie auf unſerer Bühne ſchon zwei bis drei Male beſchämt worden, aber umſonſt, ſie hat ſich nicht gebeſſert — nämlich die Eiferſucht. Das Uebel haftet zu tief, und kann nicht mehr ausgerottet werden. Wäre es mit unſerer Geduld doch der nämliche Fall, hätte ſie doch gleich tiefe Wurzeln! Aber es iſt zu arg, es iſt gar zu arg. Man verſuche es, und laſſe unſer Schauſpiel-Repertoire gefrieren, und zähle dann die Löffel Wein, die flüſſig bleiben; wahrhaftig, die Arithmetik der Peſcherähs reichte vollkommen hin zu dieſer Zählung! Iſt denn wirklich die Frankfurter Menge ein ewiges Kind, das nie des ſüßen Breies entwöhnt wird? Hat es keine Zähne für Fleiſch und Brod, iſt ſein Kopf für Wein noch nicht ſtark genug? Gibt es keinen Othello, keinen Lear, keinen Julius Cäſar, keinen Mackbeth, keinen Romeo und Julie, keinen Wallenſtein, keinen Egmont, keinen Götz von Berlichingen, keinen Ingurd, keine Donna Diana, keine Minna

von Barnhelm? Soll die Bühne nichts Höheres darſtellen, als unſer erbärmliches Alltagsleben, darf ſie nichts Würdigeres nachahmen, als unſere Thee-Abende, wo mit faden Tändeleien, mit ungeſalzenem Spotte, mit ungelenkſamen pedantiſchen Witzen der Geiſt gefüttert wird; mit mancherlei ſüßen Getränken, die ſie Erfriſchungen nennen, der Leib durchgeweicht wird. Erfriſchungen! Wir mit unſerem Schneckenblute, daß wir noch glauben, Erfriſchungen nöthig zu haben! Ich möchte einen athenienſiſchen Schuhflicker auf unſerer Gallerie ſehen, ich glaube, er würde toll werden in der erſten Stunde, und hinab auf's Parterre ſpringen. Seyd ja nicht etwa beſcheiden und ſagt: die Griechen waren gebildeter als wir. Es gäbe nichts Falſcheres als dieſe Behauptung. Wir verdanken der Buchdruckerkunſt eine Ausbreitung der Wiſſenſchaftlichkeit über alle Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, von welcher die alten Völker keine Vorſtellung hatten. Man kann jetzt für ein paar Kreuzer und in Zeit von einer Stunde in jeder Leihbibliothek mehr Weisheit ſchöpfen, als Pythagoras durch vieljähriges Reiſen in fremde Länder, und nach langem Harren, und feierlich-ſchleppenden Einweihungen ſich aus den mündlichen Lehren der Prieſter erwarb. Alſo nicht darum, weil der athenienſiſche Schuhflicker einen gebildeteren Geiſt hatte, als wir, ſondern weil er einen größeren Charakter hatte, als alle unſere wohlgebornen Honoratioren, würden ihn unſere einfältigen Schauſpiele anekeln. Er würde uns beweinen und verlachen. Beweinen, wenn er das Bild

unſeres düſteren mühſamen Lebens aus ſeinem dramatiſchen Abbilde erkennt; verlachen, wenn er wahrnimmt, mit welchem Ernſte, mit welcher Ehrfurcht wir alle unſere Poſſen behandeln, und mit welcher eiteln Selbſtgefälligkeit wir jeden Abend vor dem Spiegel der Bühne Toilette machen, und unſere häßlichen Figuren belächeln. Nun, wen kümmert's auch? Da Ihr es nicht anders haben wollt, ſo laſſe Euch der Himmel noch lange Euren zierlichen Kotzebue, Euern allerliebſten Ziegler, Eure artige Frau von Weißenthurn, und möge Euch kein ungeſchliffener Shakeſpeare oder Calderon je aus Eurer Gemüthsruhe ſtören!

Ach, die liebe gute Frau von Weißenthurn, wenn wir die nicht hätten! möge ſie nun, da Kotzebue todt iſt, unſere Bühnenmutter ſeyn, und viele Jahre den dramatiſchen Scepter führen. Wie treffend ſind alle ihre Schilderungen aus dem Menſchenleben, wie naturtreu! Es iſt wahr, man könnte über das Stück, von welchem hier die Rede iſt, manche Fragen und Zweifel anbringen. *

Iſt es wahrſcheinlich, daß zwei geſittete Frauenzimmer von Stande einem fremden jungen Offizier, gleich in den erſten Minuten ihrer Bekanntſchaft, die Eiferſucht, die eine ihres Gemahls, die andere ihres Bräutigams anvertrauen, und über deren lächerliche Schwäche mit dem fremden Manne ſpotten werden? Iſt es glaublich, daß irgend ein Baron Sturz, ein Chevalier, ein Politicus, ein bejahrter Hofmann, eben jenen jungen Offizier, den er zum erſtenmale in ſeinem Leben ſieht,

gleich zum Vertrauten ſeiner Intriguen machen und ihn ſogar einladen werde ihm beizuſtehen, in die Familie, die ihn, den Fremden, ſo eben gaſtfreundlich aufgenommen, Zwietracht und Haß zu bringen? Iſt es möglich, daß zwei heftige, leidenſchaftliche junge Männer, wie Graf Solm und Baron Walling, beide Edelleute, ſich von einem Fant von Lieutenant ſo mißhandeln und verſpotten laſſen ſollten, als es hier im Gartenhauſe geſchah, ohne dem naſeweiſen Burſchen auf der Stelle den Hals zu brechen? Iſt es denkbar, daß eine ſittſame und für ihren Ruf beſorgte junge Frau, welche die heftige Eiferſucht ihres Mannes kennt, wenn ſie aus irgend einem Grunde ſich dazu entſchließt, mit einem jungen Offizier in einem abgelegenen Gartenſaale eine Zuſammenkunft zu halten? iſt es denkbar, daß, ihr unbemerkt, zwei Menſchen in der heftigſten Stimmung durch den Saal ſtürzen können, wird ſie nicht vielmehr ſo ängſtlich lauſchen, daß ihr kein Zirpen eines Heimchens entgeht? Auch der Offizier ſchleicht ſich unbemerkt zur Gräfin Julie, ſtellt ſich hinter ihren Stuhl, und hört ihrem Selbſtgeſpräche zu. Dieſe Unſichtbarkeit handgreiflicher Offiziere und anderer erwachſener Menſchen kommt freilich in ſehr vielen Komödien vor. Ohne ſolche Zaubereien können unſere armſeligen Poeten nicht fertig werden. Aber es iſt eine Unnatur, die nicht zu ertragen. Ich habe ſo viele meiner Freunde und Freundinnen, bis ich eine tauſendjährige Erfahrung zuſammengebracht — ich habe ſie gefragt, ob es ihnen in ihrem

tauſendjährigen Leben begegnet ſey, daß ſich Jemand in ihre Stube geſchlichen, während ſie darin geweſen, ohne daß ſie es gemerkt? Sie antworteten: nicht ein einziges Mal.

Mit welchem Rechte heißt das Stück: Beſchämte Eiferſucht? Die beiden Eiferſüchtigen haben ſich diesmal nicht zu ſchämen. Hat man ihnen etwa gezeigt, wie ſie in der Donquichotterie ihres Herzens eine Windmühle für einen Rieſen gehalten? Keineswegs. Der eine findet ſeine Frau in einem einſamen Gartenſaale mit einem jungen Offizier, und hört den letztern von Liebe reden; der andere findet ſeine Braut in den Armen eben dieſes Offiziers. Sollten ſie da nicht argwöhniſch ſeyn? Hätten ſie auch ohne die Verblendung der Leidenſchaft wahrgenommen, daß der Offizier der Bruder der Frauenzimmer ſey? Woran? Sie kannten ihn nicht. Baron Walling ſtürzt in's Zimmer, in dem Augenblicke, da ſeine Braut den Offizier umarmt und küßt. Er ſieht die anmuthige Gruppirung, ſchreit: „Tod und Teufel!“ und ſtürzt ab. Julie: Da war er. Der Offizier: Der iſt noch nicht kurirt. Julie: Das glaub' ich; „er weiß ja nicht, daß Du mein Bruder biſt, da muß es ihm auffallen.“ Ei, Gräfin Julie, Sie reden da ſehr vernünftig, warum ſagten Sie das nicht der Frau von Weißenthurn?

* Herr ***, als Graf Solm, und Frau ***, als ſeine Gemahlin, waren bei übler Laune. Sie ſpielten kalt, verdroßen, ungelenk, und letztere beſonders mit ſpärlicher

Mimik. Herr ***, Baron Walling, war rein toll. Es ſey ihm verziehen, denn ſo eine Braut wie Demoiſelle Lindner, ſo reizend, ſo anmuthig, mit ſo vieler Grazie in Scherz und Ernſt, verliert man nicht, ohne auch den Verſtand zu verlieren. Herr Weidner als Baron Sturz zeigte ein höchſt gelungenes Spiel, und Kunſt und Natur in ſchöner inniger Verbindung. Warum er, auf dem Lande befindlich, in Hofkleidung den Degen an der Seite auftrat? darf man wohl nicht fragen. Dieſer Mißgriff iſt üblich. Das Stück iſt alt. Vordem mag wohl eine gräfliche Perſon ihre gräfliche Natur auch auf dem Lande nicht abgelegt haben. Aber da ſich die Sitten jetzt geändert, ſollte man im Coſtüm auch die nöthige Aenderung treffen. Wenn ein Charakter, wenn eine dramatiſche Handlung nicht mit einer gewiſſen Zeit, nicht mit einer beſtimmten Geſtalt nothwendig verknüpft iſt, ſo ſollte auf der Bühne alles die Farbe des Tages annehmen, damit die Täuſchung nicht geſtört werde. Moliere's Geizige iſt älter als 150 Jahre; würde es aber nicht einen ſtörenden Eindruck machen, wenn die darin auftretenden Perſonen in der Kleidung aus der Jungendzeit Ludwigs XIV. erſchienen? Herr ***, des Lieutenants Bedienter, ſollte ſeinen Herrn bitten, ihm eine neue Livree machen zu laſſen. Sie iſt gar zu abgetragen. Ich kenne dieſen Rock ſchon zwanzig Jahre.

XXXIII.

Die Entführung aus dem Serail.

Oper von Mozart.

Gibt es ein überſinnliches Land, wo man in Tönen ſpricht — die Meiſter der Kunſt führen Euch hinauf, indem ſie Euch erheben: nur Mozart allein zeigt uns den Himmel, zu dem Andere emportragen müſſen, in unſerer irdiſchen Bruſt. Das iſt's, was ihn nicht allein zum Größten macht aller Tondichter, ſondern zum Einzigen unter ihnen. Um Mozart'ſcher Muſik froh zu werden, bedarf es keiner Erhebung, keiner Spannung des Gemüths, ſie ſtrahlt jedem, wie ein Spiegel, ſeine eigene und gegenwärtige Empfindung zurück, nur mit edleren Zügen; es erkennt jeder in ihr die Poeſie ſeines Daſeyns. Sie iſt ſo erhaben und doch ſo herablaſſend, ſo ſtolz und doch jedem zugänglich, ſo tiefſinnig und verſtändlich zugleich, ehrwürdig und kindlich, ſtark und milde, in ihrer Bewegung ſo ruhig und in ihrer Ruhe ſo lebensvoll. Muſik, wenn ſie als heimathliche Sprache der Liebe und Religion ſich austönt, wird ſo himmliſch, als bei Mozart, bei Keinem vernommen. Aber bewunderungswürdiger

als in jener Höhe, wo das Wort ſchon im Sinne ſeine Verherrlichung findet, iſt Mozart in der Tiefe, wo er, das gemeine Treiben adelnd, die Poeſie der Proſa, den Farbenſchmelz des Schmutzes und den Wohlklang des Gepolters kund macht. Die Singſtücke der Conſtanze, der Donna Anna und das furchtbare Auftreten des ſteinernen Gaſtes, ſind vielleicht minder unnachahmlich als Osmins Geſänge. So ein meiſterhafter Geſelle, ſo ein verklärter Brummbär und hündiſcher Frauenwächter, wie er ergrimmt ſich an dem verriegelten Gitter abmartert, durch welches er täglich den Honig ſieht, den er nicht lecken darf, ſo ein erboſter Kerl, der alle Welt haßt, weil er nicht lieben kann, wird ſobald nicht wieder in Muſik geſetzt.

XXXIV.

L'école des Vieillards.

Comédie en cinq actes et en vers, par M. Casimir Delavigne.

In der *Schule der Alten* muß man die Zeit gut benutzen, denn ſie iſt kurz. Glücklich daher, wenn ein Lehrer verſteht, den grauen Schülern das Lernen angenehm zu machen, und ihre Launen zu ſchonen, ohne ihren Schwächen nachzugeben. Das hat Delavigne verſtanden. Er führt ſeinen Alten, fein und unmerklich, den rechten Weg, und ſtraft den Unachtſamen nicht allzuſtreng. *Danville*, ein Seemann von ſechzig Jahren, heirathet unerſchrocken eine junge Frau, und liebt ſie dann furchtſam. *Hortenſe* iſt leichten Sinnes, denn ſie iſt jung; liebt die offne Welt, denn ſie iſt ſchön; bleibt ihrem Manne treu, denn ſie iſt gut. Aber zu jung, ihre Schritte zu berechnen, zu ſchön, die unberechneten Schritte Anderer auf der Stelle zu berichtigen, und zu gut, den übeln Schein zu meiden, geräth ſie in Verwicklungen, die ihr und ihrem Seemanne vielen Kummer machen. Noch frühe genug gleicht ſich alles aus, und die junge Gattin bittet den alten

Gatten, mit ihr Paris zu verlaſſen, wo man ungeſtraft weder jung noch alt ſein dürfe. Das iſt der Hergang der Sache. Ein alter Schiffsrheder, der die Gicht hat, gute Laune und eine junge Frau; ſein alter Freund, der ein Hageſtolz iſt, und den man genau kennt, ſobald man von ihm hört:

qu'il vit en patriarche,
qu'il dine encore à l'heure ou l'on dinait dans l'arche;

ein alter Bedienter, der ehemals Matroſe geweſen; ein junger Hausfreund, der für Sturm ſorgt; eine Schwiegermama, eine Königin Mutter, die ihrer Tochter das Regieren erleichtert — das ſind alle deutſche Erinnerungen, und den Deutſchen, der in Paris ſolche Kuhreigen hört, überfällt ein ſüßes Heimweh, und er möchte augenblicklich deſertiren, wieder einmal ein liebes Kotzebue'ſches Stück zu ſehen. An dem Luſtſpiele Delavigne's iſt nur die gefällige Verſifikation und die anmuthige Umgangsſprache der feinen Pariſer Welt nicht deutſch. Aber dieſer Vorzug des franzöſiſchen Dichters iſt nicht das Eigenthum des Dichters, ſondern das des Franzoſen. Wo ſollte ein deutſcher Luſtſpieldichter die Sprache der vornehmen Welt kennen lernen? Ein Grieche kam leichter nach Corinth, als ſich ein deutſcher Schriftſteller mit einem Herzoge zuſammen findet. In Paris aber iſt dies anders, dort iſt jeder ohne Ausnahme Düc-fähig und berechtigt, ſich in öffentlichen Concerten auf einen der vordern adelichen Stühle zu ſetzen, und Herr Delavigne hatte wahrſcheinlich oft Gelegenheit zu

ſehen, wie ſich ein Düc d'Elmar anſtellt, wenn er der jungen Frau eines alten Seemanns den Hof macht.

Delavigne iſt ein junger Dichter von großen Vorzügen. Er hätte faſt Genie, wenn er kein Franzoſe wäre, oder wenigſtens nicht in Paris lebte, wo man jetzt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürſten machte. Das iſt aber auch eine Gefangenſchaft des Geiſtes, wenn auch in einem größern Gefängniſſe. L'école des Vieillards wurde im Theater Français aufgeführt, und hatte ſowohl bei der Darſtellung, als auch ſpäter, da ſie im Drucke erſchienen, ungemeinen Beifall gefunden. Sie verdiente ihn auch. Zwar fehlt es dem Luſtſpiele an Lebhaftigkeit der Intrigue. Dieſer Mangel des Gedichts aber iſt ein Verdienſt des Dichters. Delavigne verſchmähte das herkömmliche Intriguiren, und gleicht hierin allen Künſtlern, die, wenn ſie eine neue Bahn betreten, damit anfangen, die alten Hülfsmittel zu verſchmähen, und damit endigen, ſich neue zu ſchaffen — ſo wie jedes Volk, das eine neue Bahn betritt, eher niederreißt, als aufbaut. Es iſt merkwürdig, wie das bürgerliche Schauſpiel, deſſen man in Deutſchland ſatt iſt, in Frankreich immer mehr und ſtärker den Appetit reizt. Täglich werden, ſtillſchweigend oder eingeſtanden, deutſche weinerliche Schauſpiele überſetzt, bearbeitet, und auf die Pariſer Bühne gebracht. Ihr Entzücken iſt Menſchenhaß und Reue, ein Stück, deſſen Name ſchon (misanthropie et repentir) — ſollte man meinen — ein Franzoſe lächerlich finden mußte. Aber Talma, der in einem

altpreußiſchen gepuderten Grenadierzopfe den Menſchenhaſſer ſpielt, rührt ſie und ſie laſſen ſich rühren, als wären ſie gute Leipziger. Daran iſt Türgot Schuld, oder Necker, oder Calonne, oder Maurepas, oder Voltaire, oder der Himmel weiß, wer ſonſt an der franzöſiſchen Revolution Schuld iſt. Vor der Revolution hatten die Franzoſen keinen Bürgerſtand, alſo kein häusliches Leben, alſo kein bürgerliches Schauſpiel. Als im achtzehnten Jahrhundert der Adel dem Andringen des Bürgerſtandes nicht länger widerſtehen konnte, war er ſo klug, das kleinſte Uebel zu wählen, und nahm alle Bürgergebornen, die Geiſt und Geld hatten, lieber in ſeine Reihen auf, als er die Bildung eines dritten Standes geduldet hätte. Es blieb daher noch lange beim Alten. Nur ein Vornehmer hatte die Ehre, unglücklich oder ein Verbrecher zu werden, und es zur Baſtille und zum Blutgerüſte zu bringen. Ein Bürger hatte kein Schickſal, und höchſtens wurde er gehängt — eine Todesart, die nicht dramatiſch iſt. Mit der Revolution hatte ſich dieſes geändert. Ein häusliches Leben hat ſich gebildet, Haustugenden und Hauslaſter ſind entſtanden, häusliches Glück und häuslicher Jammer haben ſich eingefunden, und das bürgerliche Schauſpiel mußte als Schatten der Wirklichkeit folgen. Auch die Sittlichkeit hat in Frankreich eine Conſtitutions-Charte erhalten. Das iſt nicht mehr wie ſonſt. Das Laſter wird auch auf der Bühne nicht mehr liebenswürdig dargeſtellt. Die Tugend tritt ohne Schüchternheit, das Recht ohne Unterthänigkeit, der Leichtſinn ohne

Keckheit auf. Der Untreue einer Frau wird nicht mehr zugelächelt, die Eiferſucht eines Mannes wird nicht mehr ausgelacht. Die Zeiten der Abbés, der Marquis und der Schönpfläſterchen von kleinen Sünden ſind nicht mehr.

XXVX.

Johann, Herzog von Finnland.

Schauſpiel von Johanna Weißenthurn.

Ein Schauſpiel, das heißt: ein ſtumpfer dramatiſcher Kegel, breit unten und breit oben.... Kaltblütige Amphibien, bald trocken, bald naß... Das Schickſal in Civilkleidung, den Orden unter dem Ueberrock verſteckt — doch das iſt unſere Sorge nicht, aber gelungen in ihrer Art iſt dieſe Dichtung der Frau von Weißenthurn wohl zu nennen. Die Charaktere ſind gut gehalten, die Sprache rein und fließend, die Bilder angemeſſen („leidenſchaftliches Inſekt" und „blutige Reue" etwa ausgenommen). Dabei fehlen ihr alle Fehler der meiſten Lärmſtücke: der Stelzengang der Betrachtung, die türkiſche Muſik der Leidenſchaften, die zahlreichen Ach und O! und andere Erbkrankheiten dieſer Art.

Herr *** war als Johann nicht an ſeinem Orte Es ſoll nicht getadelt werden, was er unterließ, ſondern nur, was er zu viel gethan. Seine körperlichen Stellungen waren zu kunſtreich angeordnet, wie ſie nur einem Operntänzer ziemen. Und wenn er uns alle Bildwerke der Villa

Borgheſe vormeißelt, das macht ſein Spiel nicht ausdrucks= voller. Der Herzog ſchmachtet im Kerker mit Weib und Kind, und ſiehe! er bewegt ſich voller Grazie. Gibt es etwas, das verfehlter und unbehaglicher ſey? Da, wo die Seele plötzlich in Bewegung geſetzt wird, bei einer von außen angeregten und nach außen zurückwirkenden Leidenſchaft, bei Zorn, Schrecken, freudiger Ueberraſchung, aufwallender Liebe, da wird der Körper mit fortgezogen, und beide folgen einer Richtung. Hier mag der Schauſpieler eine ſchnell vor= übergehende innere Stimmung durch angemeſſene Geberdun= gen verſtändlicher und eindrucksvoller zu machen ſuchen. Aber bei einer dauernden Lage des Gemüths, bei einem anhaltenden Schmerze, lebt die Seele wie körperlos, und die Glieder des Leibes müſſen, ſich ſelbſt überlaſſen, mehr ihren eignen Verhältniſſen und ihrer Schwerkraft folgen. — Herr ***, ein neu angeſchaffter Künſtler — denn unſere gewiſſen= hafte Direktion, als Pächterin der Bühne, ſucht das eiſerne Vieh derſelben ſtets vollſtändig zn erhalten — ſpielte den Graf Richers. Da vernahm man den regelmäßigen Dreſcher= takt auf= nnd niederſteigender Wallungen, klipp klapp, klipp klapp! Schwarz oder weiß, ja keine andere Farbe. Die Arme erhoben nnd ſenkten ſich, und wenn es unglücklich ging, ward gerade vom Abgrunde der Hölle geſprochen, während die Hände himmelwärts gerichtet waren. Es iſt zum Erbarmen!

Digitized by Google

XXXVI.

Der Wollmarkt,

oder

das Hotel de Wibourg.

Luſtſpiel von Clauren.

Ein alter, reicher und gutmüthiger Landwirth, ſeit vierzig Jahren gewohnt, ſo oft ihn ſeine Geſchäfte in die Reſidenz führten, dort in den ſchwarzen Eſel einzukehren, weil das Haus helle und luſtige Ställe hat, und man da zu zwei Groſchen die Perſon ſpeist — ließ ſich von einem naſeweiſen Fähndrich aufbinden: im Hotel de Wibourg werde man gleich wohlfeil und ungleich beſſer bewirthet. Das Hotel de Wibourg aber war ein fürſtlicher Palaſt. Als nun der Amtsrath Harbert — ſo hieß der Gefoppte — in ſeiner ſchweren Kutſche, mit Gepäck und Töchtern, im Hofe des Hotels angefahren kam und fragte, ob man da logiren könne? ging der junge frohe Fürſt ſogleich in das Mißverſtändniß ein, ſpielte den Wirth, ließ ſeine Gemahlin die Wirthin, und ſo weiter das ganze Haus, Wirthshaus ſpielen. Der gute Amtsrath ließ ſich den Schinken, in Burgunder gekocht, die

Trüffelpaſtete, die „ſechſerlei“ Weine, und alle andern fürſtlichen Leckerbiſſen vortrefflich ſchmecken. Da gibt es denn mehrere Späße, endlich Erkennungen, endlich eine Heirath. Der Einfall iſt artig, und wenn ihn Herr Clauren zum erſten Male hatte, gereicht das ſeiner guten Laune zur beſten Ehre. Aber das iſt nicht genug. Ein Einfall iſt Glück, Lotterie-Gewinnſt; man muß auch zeigen, das man ſein Glück zu benutzen, den Gewinnſt zu verwenden und zu genießen weiß. Der Gedanke muß gehörig verarbeitet werden. Aber im Wollmarkt iſt es ſehr ungehörig geſchehen. Es fehlt an der komiſchen Kraft, und wo die Kraft nicht fehlt, da fehlt die Ruhe, und wo die Ruhe nicht fehlt, da fehlt die Grazie. Ach, und welche Sprache! was die bequem, ja faul iſt! Wir Südländer ſind oft ſo gutmüthig und ſchämen uns, daß wir ſo natürlich ſprechen; man höre aber erſt, wie Herr Clauren ſeine Nord-Reſidenzer reden läßt. Das ſitzt auf einem Lehnſtuhle mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, und die Wäſche iſt etwas ſchmutzig, und das ſitzt und bleibt ſitzen und erhebt ſich nicht, mögen auch die gebildetſten, vornehmſten Perſonen eintreten. Ich will wohl glauben, daß ein Offizier, auch wenn er noch ſo jung iſt, daß er keinen Bart hat, durch das böſe Beiſpiel in der Garniſon verführt, Schulden macht, die Bürgersleute hudelt, viel Schnapps trinkt und auf das Wohlleben der himmliſchen Goldkinder in der Reſidenz ein Gläschen Breslauer Kümmel leert! aber daß der Sohn eines Generals, wie der Fähndrich von Schrot,

dem es doch an guter Erziehung nicht fehlen kann, ſpricht wie ein Dragoner auf der Kirmes, und abwechſelnd Mordelement und Mohrenelement flucht — das glaube ich in meinem Leben nicht. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Oekonomie-Rath Korn, ein junger artiger Mann, der noch überdies romantiſch iſt, ſagt: „mein kleines Minchen war accurat ſo.“ Noch weniger aber glaube ich, daß ein Fürſt, und wäre er auch kein regierender, ſondern nur ein apanagirter, wie der Fürſt von Wibourg, zu ſeiner Gemahlin ſpricht: „J, du biſt ja ein ganz allerliebſtes Frauchen.“ O, ſagte er vielleicht, aber J, gewiß nicht. Kurz, der Wollmarkt mißfällt mir im hohen Grade und auf allen Seiten. Herr Clauren hat dagegen ausgerechnet, daß ſein Wollmarkt, auf verſchiedenen deutſchen Bühnen, vier und achtzig tauſend Zuſchauer ergötzt habe. Was beweiſt dieſes aber? Nichts, als daß dieſe vier und achtzig tauſend Zuſchauer Deutſche waren. Ich habe es immer gedacht und oft geſagt, daß kein Schauſpieldichter ſich über ſein Volk und ſeine Zeit erheben könne. Ein Philoſoph, ein Religionslehrer, ein Staatsmann, ein Naturkundiger können ihren Zeitgenoſſen vorauseilen; aber ein dramatiſcher Dichter vermag es nicht. Sokrates wurde hingerichtet, Kolumbus verlacht, aber Shakſpeare wurde ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen erkannt und geehrt. Wie ein Volk, ſo ſeine Schauſpiele. Doch bilden die vier und achtzig tauſend Freunde des Herrn Clauren ein ſtattliches Heer, und ich würde mich ſehr bedenken, mit ihnen zu ſtreiten, ſtände

mir nicht auch eine große Macht zu Gebote, die ich dem Herrn Clauren entgegenſetzen kann. Ich bringe dieſe Macht leicht zuſammen, wenn ich den deutſchen Schauſpielern und Theaterdirectoren verrathe, daß Herr Clauren geſagt hat, ſie wären alle dumm — aber wie dumm! Wenn er in der Vorrede zum gedruckten Wollmarkte eine verehrliche Regie ganz ergebenſt bittet, das Stück nicht eher ſpielen zu laſſen, bis jeder Schauſpieler ſeine Rolle gelernt habe — was wäre dann an einer Regie, der man ſo etwas erſt ſagen muß, verehrliches? Wäre ſie vielleicht nicht eine ſehr dumme Regie? Wenn Herr Clauren ferner zu einer Stelle, wo von Breslauer Kümmel die Rede iſt, die Anmerkung macht: „wo dieſer feine Liqueur nicht bekannt iſt, kann eine andere am Orte gewöhnliche Sorte genannt werden“ — und da, wo von den blauen Augen des Amtsraths Korn geſprochen wird, bemerkt: ſollte der Schauſpieler, der dieſe Perſon vorſtellt, ſchwarze Augen haben, da muß blau in ſchwarz verwandelt werden — wollte er damit nicht zu verſtehen geben, daß alle deutſche Schauſpieler räthſelhaft dumm wären? Hatte Herr Clauren eine beſſere Abſicht, als die genannte, wenn er Folgendes bemerkt? „Das Zeichen ( ) bedeutet, daß das darin Enthaltene geſprochen worden wäre, wenn der darauf Folgende, dem, der das Eingeklammerte zu ſagen hatte, nicht in das Wort gefallen wäre. Das zwiſchen dem Zeichen ( ) Befindliche wird alſo nie ausgeſprochen, es ſteht nur da, um dem Schauſpieler anzudeuten, wie er die vor dem Eingeſchloſſenen

befindliche Phraſe zu nehmen habe.“ Ach, und mit welcher grauſamen, mörderiſchen Art läßt Herr Clauren ſeine Perſonen ſich einander in das Wort fallen! So will einer ſagen Pommeranzen; der Gegner haut ihm aber die Pommeranze mitten entzwei, ſo daß er nur ſagen kann: Pomme. Es iſt unglaublich; ich möchte den Mauldieb ſehen, der mir aus meinem eigenen Munde eine halbe Pommeranze ſtiehlt, aber Herr Clauren denkt, dummen Schauſpielern, wie den deutſchen, könne man alles aufbinden. Wäre ich ein Schauſpieler, das ließe ich mir nicht gefallen; das ſind Beleidigungen, die nur in Blut abgewaſchen werden können. Doch das mögen die, welche es angeht, mit Herrn Clauren ausmachen; was mich betrifft, ſo habe ich in eigenen Angelegenheiten mit ihm zu rechten.

O Zeiten, o Sitten! die Unſchuld wird verfolgt, die Tugend verlacht und alles Heilige wird verſpottet. Das Gift der Aufklärung, von Voltaire gemiſcht, iſt bis in den reinen deutſchen Magen gekommen, und was die guten Menſchen aller Orten mit frommer Scheu verehren, das läſtert der deutſche Clauren. Er läſtert die Theater-Critiker, dieſe letzten Deutſchen, die das Kohlenfeuer der Vaterlandsliebe Tag und Nacht unermüdet anblaſen; ſie, die den feſten dornigen Rückgrat bilden, welcher die hundert Knochen und Knöchelchen des deutſchen Staatskörpers zuſammenhält; ſie, die uns alle Tage mit treuer Einfalt erzählen, wie alle die Müller, alle die Bäcker, alle die Wolf, alle die Schmidt,

alle die Franz, wie alle Schauſpieler aller deutſchen Bühnen, ſowohl in Trier als in Berlin, ſowohl in München als in Wiesbaden, ſowohl in Wien als in Mannheim, wie ſie geſpielt haben oder hätten ſpielen ſollen, ſowohl den Ferdinand als den Poſa, ſowohl den Otto von Wittelsbach als den Schneider Fips, ſowohl den Juſtizrath als den Fridolin, und wie ſie geſpielt haben, ſowohl geſtern als vorgeſtern und vor ſechs Monaten; ſie, die alle Lumpen in Werth bringen, alles Papier aufkaufen und alles Papier allein verbrauchen, daß ja kein gemeines niedriges Wort, nichts von Gott, nichts von der Natur, von Geſchichte, nichts von Freiheit und Recht gedruckt werde, ſondern nur unter das Volk komme, was ihm zu wiſſen Noth thut, nämlich: wie Herr D e r in Danzig den Mortimer geſpielt habe am zweiten Februar des verfloſſenen Jahrs — dieſe Weſen höherer Art, die vom Menſchen nichts haben als die Geſtalt und den Hunger, dieſe läſtert Herr Clauren auf's Allerſchmählichſte! Zwar nennt er ſie nicht B l a t t l ä u ſ e, aber er ſagt ſonſt alles Mögliche von ihnen, was der Reichthum der deutſchen Sprache ihm nur an Scheltwörtern darbot. Er ſpricht von der u n v e r t r ä g l i c h e n D u m m d r e i ſt i g k e i t, die dieſem l i t e r a r i ſ c h e n U n g e z i e f e r angeboren iſt .... er ſagt, ſie ſchreien ihr u n g e w a ſ c h e n e s Wiſchiwaſchi in die Welt hinaus .... er nennt ſie literariſche A c c o u c h e u r s und C o r r e ſ p o n d e n z l e r .... er nennt ſie J a m m e r b i l d e r .... er ſpricht von ihrer P l u m p h e i t und von ihren

Scorpion-Stacheln.... er nennt ſie literariſche Henkersknechte, eigenſüchtige und hämiſche Blutrichter.... er ſpricht von ihrem galligen Eifer, und nachdem er ſich matt geſchimpft, ſagt er, die Critiker wären ein Hemmſchuh für die Luſt zu den dramatiſchen Arbeiten, und endlich wird er aus Erſchöpfung weich und mild, und er nennt ſie liebe Rezenſenten. Und warum ſchilt der deutſche Clauren die deutſchen Theater-Critiker? Eines böſen Traumes wegen. Er hat geträumt, ſie, die Critiker, wären Schuld an dem Verfalle der deutſchen Bühnen, an dem Verderben der dramatiſchen Kunſt. Durch ihr ſtrenges und ungerechtes Urtheil wären ſchon hunderte von jungen Dichtern entmuthigt worden, hätten es bei ihrem erſten Verſuche bewenden laſſen, das Zutrauen zu ſich ſelbſt verloren und die Feder auf immer niedergelegt. „Vielleicht war unter dieſen hunderten ein künftiger Schiller, ein künftiger Kotzebue, ein künftiger Leſſing." Heißt das nicht geträumt? Es nenne uns doch Herr Clauren nur einen von den hundert Dichtern, die gleich bei dem erſten feindlichen Zuſammentreffen mit der Critik kapitulirt, die Feder geſtreckt und dann nie mehr gedient hätten! Ja, es gibt vielmehr nicht einen dramatiſchen Dichter in Deutſchland, der es bei einem einzigen Drama hätte bewenden laſſen. Herr Clauren ſelbſt, ſo viel er auch ſchon getadelt worden, ſchreibt doch fort und fort Comödien; welches alles klar beweist, daß die Critik zwar manchmal

verwundet, aber noch nie einen todt geſchlagen. Herr Clauren ſagt ferner, die Critiker verekelten dem Publikum den Theaterbeſuch, beſtöhlen die Theater-Caſſe, indem ſie ihr die Einnahme ſchmälerten und raubten, „dem armen Schauſpieler die heiligſten Heiligthümer des menſchlichen Lebens, Ehre und Brod.“ Panis et Honores! Dieſer St. Panis iſt ein ganz neuer Heiliger, der Schutzpatron des Herrn Clauren kommt etwas ſpät und wird Mühe haben, im chriſtlichen Kalender noch ein Unterkommen zu finden. Endlich ſagt Herr Clauren — und dahin wollte er kommen — „Verbannten alle Journale den unſeligen Titel, Theater-Nachrichten, nur auf einen Zeitraum von zehn Jahren; würde über Stück und Spiel in dieſer Friſt gar nichts geſchrieben, ſo würde man ſehen, mit welcher friſchen Kraft das Bühnenweſen überall wieder aufblühen werde. Das Publikum würde mit unverſalzener Luſt in die Häuſer ſtrömen, nicht um mit den Journaliſten zu critiſiren, ſondern um ſich, wie vor zwanzig, dreißig Jahren es der Fall war, einen fröhlichen herzerquicklichen Abend zu verſchaffen, die Theater-Caſſen würden ſich wohlbefinden; die Schauſpieler würden, frei vom jetzigen täglichen Pranger, Halseiſen und Staupenſchlag, die ſie gegenwärtig oft ganz unſchuldig von den literariſchen Henkersknechten zu erleiden haben, Muth und Selbſtvertrauen gewinnen; die Dichter würden, aus den immer gefüllten Theater-Caſſen anſtändig honorirt, Luſt bekommen, ihre Zeit und ihre Talente mehr als bisher auf dramatiſche Arbeiten zu verwenden .....

Digitized by Google

und ſo würde hoffentlich die ſchöne Blüthenzeit des deutſchen Schauſpielweſens wiederkehren.“ Wahrlich, Herr Clauren ſpricht wie ein kleiner Berliner Moniteur, er iſt officiell vom Scheitel bis zu den Zehen, er kann alle Tage Miniſter werden.

Die dramaturgiſchen Idioſynkraſien des Herrn Clauren, ſo wunderlich und unerhört ſie mir auch geſchienen — ich habe ſie mit leichtem Herzen beſprochen; denn was läge daran, wer von uns beiden Recht behielte? Man kann in ſolchen Dingen irren und doch ein ehrlicher Mann ſeyn. Jetzt aber, da ich auch die ſtaatsbürgerlichen Grundſätze des Herrn Clauren zu beſtreiten und ſeinen Civismus verdächtig zu machen gedenke, wird mir das Herz gar zu ſchwer. Das Gewiſſen ſagt mir, es ſey ſchändlich ein Angeber zu ſeyn; aber die weiſeſten und tugendhafteſten Männer ſagen, es ſey die Pflicht jedes treuen Unterthanen, alles, was er von ſtaatsgefährlichen Geſinnungen bei einem ſeiner Mitbürger entdeckt, am gehörigen Orte anzuzeigen, und wäre der Schuldige ein Freund, ein Bruder, ein Vater, und könnte es den Freund, den Bruder, den Vater auf das Blutgerüſte bringen — der Verrath bliebe dennoch eine heilige Pflicht. Darum kann ich nicht verſchweigen, daß Herr Clauren demagogiſche Umtriebe treibt, oder es gibt keine demagogiſchen Umtriebe. Er eifert darüber, daß das Eigenthumsrecht der dramatiſchen Dichter in Deutſchland nicht geſchützt wäre, daß jeder Dieb von Abſchreiber die Handſchrift eines Schauſpiels nach Belieben

vervielfältigen dürfe und jede Spitzbubenbühne ein Stück aufführen könne, ohne den Dichter zu entſchädigen, und daß dieſes in Frankreich anders wäre und man ſolle ſich ſchämen. Aber wer kennt nicht die geheimen Bewegungsgründe dieſes liberalen Geſchwätzes? wer weiß es nicht, warum die Unruheſtifter ſo ſehr gegen den Nachdruck eifern? Welche Folgen würde es haben, wenn die dramatiſchen Dichter, wenn die Schriftſteller überhaupt in ihrem ſogenannten Eigenthume rechtlich geſchützt wären? Reich würden ſie werden, wie in Frankreich, die armen Genies würden reiche Genies werden; man würde ihnen ihren Verſtand ihres Geldes willen verzeihen; ſie würden zu Anſehen und Macht kommen; ihre verbrecheriſchen Geſinnungen, durch köſtliche Mittagseſſen empfohlen, würden ſich verbreiten — ein dramatiſcher Dichter, von der Menge bereichert, würde aus Dankbarkeit in ſeinen Stücken die Launen und Anſichten der Menge liebkoſen und nicht mehr, wie jetzt, nur den Launen und Grundſätzen der Vornehmen und Mächtigen ſchmeicheln — ein Mann von Geiſt würde, um nicht Hunger zu ſterben, nicht mehr nöthig haben, um Staatsdienſte zu betteln, oder ſich in den Zwinger einer Akademie einſperren zu laſſen, ſondern er würde dem allgemeinen Wohle dienen, er würde kein Hofrath, ſondern ein Volksrath werden — man würde keine officiellen Lügner mehr finden, da die Wahrheit mehr eintrüge, als die Lüge — kurz, die ſo heilſam beſtehende Ordnung der Dinge würde um und

um gekehrt werden. Aber unſere weiſen Staatsmänner durchſchauen das liſtige Gewebe der Unruheſtifter, ſie laſſen ſich nicht täuſchen, ſie ſuchen das bewährte Alte aufrecht zu erhalten, und bedenken immer, daß das künftige Leben lang genug und das Paradies herrlich genug ſey, um deutſche Schriftſteller von wahren Verdienſten für ihre Leiden und Entbehrungen in dieſem irdiſchen Jammerthale reichlich zu entſchädigen. O nein, ſie laſſen ſich nicht zum Beſten haben!

Digitized by Google

XXXVII.

Das Trauerſpiel in Tyrol.

Ein dramatiſches Gedicht von Immermann.

Als ich das Buch aufblätterte, hineinſah und den Vicekönig von Italien gewahrte, den Herzog von Danzig, den Andreas Hofer, den Speckbacher, den Pater Haspinger, den Prieſter Donay — gute alte Bekannte — da dachte ich gleich: nie endet das glücklich, es müßte denn ein Wunder geſchehen. Wenn Geſchichten, die wir gelebt, und Menſchen, die wir gekannt, auf der Bühne dargeſtellt werden, fordern wir Treue von den Schilderungen, Aehnlichkeit von den Bildniſſen, und finden wir ſie nicht, werden wir mit dem Dichter unzufrieden ſeyn. Gibt er ſie uns aber, was haben wir dann? Der Aufſtand in Tyrol, der Herzog von Danzig, Andreas Hofer — was ſind ſie? Verſe, halbe Reime, aus dem großen Drama unſrer Zeit herausgeriſſen, ohne Sinn, unverſtändlich und gar nicht zu deuten, wenn man nicht kennt und beachtet, was vor, was mit geht und was folgt. Ein Drama aber muß ein ganzes, abgeſchloſſenes, lebendiges Weſen ſeyn, das vor unſern Augen geboren wird und ſtirbt; das ſein eignes

Herz hat, ſeine eigenen Glieder, das ſich bewegt nach eigenem Geſetze, ſeinen eigenen Dunſtkreis hat und die Welt nur berührt, ſie als Nahrung zu erfaſſen. Nein, das kann nicht gut werden, dieſes Trauerſpiel wird nur eine Trauerſpielerei ſeyn; wenn viel, ein Schlachtgemälde.

Ich hatte noch andere Sorgen. Wohl gibt es nichts, das erhabener und ſchöner wäre, als der Kampf eines Volkes für ſein Vaterland. Aber der Kampf, daß er ſchön ſey, muß einer ſeyn für Land und Freiheit. In den Tagen Griechenlands und Roms war er immer ein ſolcher; denn wie in jenen Zeiten die bürgerliche Lage eines Volkes auch geweſen, ob es ſich ſelbſt beherrſchte oder einem Fürſten gehorchte, ob dieſer mild und gerecht regierte, oder ſtreng und wie es ihm beliebte — das Volk verlor immer, wenn es beſiegt wurde. Es verlor ſein Geburtsland, die Wiege ſeiner Kinder, die Gräber ſeiner Voreltern und ſeine Freiheit. Es wurde weggeführt und in Sklaverei geworfen. In unſern Tagen iſt es aber anders. Ein beſiegtes Volk wird nicht mehr verjagt, es wird nicht mehr ſeiner Güter und Freiheit beraubt; es wechſelt nur ſeine Geſetze. Ob dieſes ein Unglück ſey, das mitfühlend zu beweinen, müſſen wir erſt b e d e n k e n; wir müſſen unterſuchen, ſtudiren, ob die alten oder neuen Geſetze beſſer ſind; wir müſſen berechnen, ob beſſer ſey zu leben unter Oeſtreichs oder unter Bayerns Herrſchaft. Hat man aber Zeit zu rechnen, wenn man vor den Lampen ſitzt? Schlimm, wenn man ſie hat.... Doch die Liebe für den angeſtammten

Fürſten? Der Kampf für dieſen, iſt er nicht auch ein ſchöner? Es iſt ein würdiger Kampf, es iſt ein Glaube, wie ein andrer, und heilig, wie jeder. Aber.... das Herz hat ſeinen Hunger, wie der Magen ſeinen. In einer wüſten, kahlen, menſchenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es ſich nur fülle, daß es nur fort beſtehe. Da kämpft der Bauer für den Ritter, der Ritter für den Lehnsherrn, der Lehnsherr für den Kaiſer. Iſt aber der ſchöne Sommer gekommen, grünen und blühen die Felder, hängen ſüße Früchte an den Bäumen, ſtehen die Halme voll und dem Herzen genügt noch immer ungeſunde unerquickliche Nahrung — dann iſt es die Noth nicht mehr, die ſolche traurige Gelüſte erklärt; nur die Armuth thut's, die Armuth des Herzens. Das iſt kein Künſtler-Ziel. Im Leben weinen wir mit jedem Schmerze, auf der Bühne nur mit dem ſchönen.

Noch nie ging ein Volk unter, das für ſeine Freiheit kämpfte; noch keines ſtarb eines gewaltſamen Todes, ſie ſtarben nur immer den gemachen Tod aller lebenden Geſchöpfe. Völker ſchwimmen gut und lang, und ſtürzen die Wellen über ihnen zuſammen, glauben wir ſie geſunken. Doch gleichviel, wir ſehen und leben kurz, und das Volk, das unſeren Augen untergegangen, iſt uns geſtorben und wir beweinen es. Aber nur in der Geſchichte, dort wo unſre Einbildungskraft den feindlichen Widerſtand ſo lange vergrößern darf, bis die Niederlage der Freiheit aufhört ſchändlich zu ſeyn. Aber

anders iſt es auf der Bühne. Da ſehen und zählen wir den Feind, da ſehen wir auch das unzählige Volk, und es wird lächerlich, wenn es unterliegt. Nur der Sieg kann das Drama retten. Die Tyroler unterwerfen ſich den Franzoſen. Wie? Warum? Was iſt geſchehen? Ein Held wird getödtet oder gefangen, und dann iſt es aus mit ſeiner Kraft. Aber ein Volk! Sind die Tyroler alle auf dem Schlachtfelde geblieben? Hat man ſie alle in Ketten geworfen? Nein. Die wenigen Gefallenen vermißt man nicht, und wenn der Vorhang ſinkt, ſehen wir des Volkes noch ſo viel, als wir geſehen, da der Vorhang aufging. Warum weichen ſie? Vielleicht frägt Einer: warum ſo feilſchen mit dem Herzen? Die Tyroler fielen, weil ſie den Muth verloren, weil ſie ſchwach waren. Iſt Schwäche nicht auch ein böſes Geſchick? Wir wollen um ſie weinen.... Gut, es ſey. Die Tyroler waren ſchwach und darum ſanken ſie. Aber nein, ſie ſanken nicht blos, man ließ ſie ſinken: Die Geretteten ließen die edlen Schwimmer ſinken, die ſich in die Fluth geſtürzt ſie zu retten. Die Tyroler waren nicht blos ſchwach, ſie waren auch dumm. Schwach und dumm zugleich. — Das iſt zu viel! Ueber ſolche Menſchen kann man nur die Achſeln zucken, um ſie weinen kann man nicht. Die Tyroler gehören in Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, nicht in die Chronik des menſchlichen Herzens — ſie gehören in keine Tragödie.

Ohne Führer kann ein Volk nicht ſiegen, ohne ſolchen

darf man es nicht beſiegen laſſen — das hatte ich nur zeigen wollen. Wo ſind aber die Führer der Tyroler? Warum hat ſie der Dichter nicht hervorgeſtellt? Sind die Tyroler von ſelbſt gegangen, haben ſie frei geſchlagen? Nein, ſie wurden aufgezogen, und da gingen ſie einen Tag und blieben am Abende ſtehen, weil man ſie nicht von neuem aufgezogen. Wir möchten gern den Uhrſchlüſſel und die Hand ſehen, die das gethan. Hofer hat es doch nicht vollbracht? Der war nur der Leithammel, nicht einmal der Hund, der Schäfer gewiß nicht. Oder war es ein Glaube, der die Tyroler geführt? Welcher? Für welchen haben ſie gekämpft? Sie ſollen es uns ſagen, wir wollen ſie reden laſſen, wir wollen ſie anhören.

Als Hofer, vor der Schlacht am Berge Iſel, mit etwas geſalbter feierlicher Luſtigkeit, nach Art des Königs David, Wein trinkt aus einem ſilbernen Pokale, auf deſſen Deckel das alte Schloß Tyrol eingegraben war, bewegt ihn dieſer Anblick, denn — ſagt er — das erinnere an

Die Freiheiten, die Recht' und Privilegien
Der ſeel'gen, gnäd'gen Frau Margarethe.

Wir ſind froh, die Quelle der Anhänglichkeit der Tyroler für ihren alten Landesherrn endlich gefunden zu haben, ob ſie zwar publiciſtiſch iſt und trübe. Ein ſchlichter Landmann braucht es freilich nicht zu wiſſen, daß Freiheit beſſer ſey als Freiheiten, Gerechtigkeit beſſer als Rechte, und beſſer Gleichheit

als Privilegien. Es muß wohl etwas Räthſelhaftes in jener Liebe ſeyn, denn der Vicekönig von Italien, der als kluger Feldherr ſich doch gewiß bemüht hatte, die Verfaſſung des Landes, das er bekriegen ſollte, und die Stimmung ſeiner Bewohner und deren Grund zu begreifen, weiß ſich nicht herauszufinden. Er ſagt zum Grafen Barraguay, einem von ſeinem Gefolge:

Faſſen Sie die Treue,
Womit das Volk am Hauſe Habsburg hängt?
Den Eigenſinn, das Beſſ're, was von außen
Zu ſeinem Heil ihm zukommt, abzulehnen?
Ich mind'ſtens faſſe die Geſinnung nicht; —

worauf Barraguay antwortet:

Sie ſind denn doch nur Deutſche, wie die Andern. —

Wir wollen uns mit dieſem naſeweiſen Franzoſen nicht aufhalten, er iſt ein viel zu gemeiner Menſch, um deutſche Herrlichkeit zu faſſen; wir wollen Hofer hören. Nach dem Friedensſchluſſe erſcheint er vor dem Vicekönig, bringt ihm die Unterwerfung Tyrols, empfiehlt das Land ſeiner Milde und ſpricht:

Bedaure das unglückliche Tyrol!
Laß unſern Sinn von Deinen Spöttern nicht
Zur Fratze Dir verſpotten! Lobt man doch
Den Hund am meiſten, der von ſeinem Herrn,
Und keinem Andern, ſeine Speiſe nimmt,
Ihr habt zum Grabe Oeſterreich gemacht!
Ich ſage Dir: Der arme, treue Hund
Wird auf dem Grabe ſich zu Tode heulen!

Mag dieſe hündiſche Liebe loben und lieben wer da will, aber der Dichter wende ſein heiliges Auge von ihr ab, nicht die darf er ſingen! Der Vicekönig, noch immer unbelehrt, fragt:

Warum liebt ihr Oeſtreich?
Denk' mal darüber nach, und ſag' die Gründe,
Die Euch ſo heiß nach Wien und Schönbrunn wenden.
Wir woll'n dann mit einander prüfen, ob
Der neue Landesherr nicht Alles that,
Nicht Alles thun kann, um den Preis zu zahlen
Für dieſe Liebe. Warum liebt ihr Oeſtreich?

Hofer.

Mein Herr, die Frage legt' ich ſelber mir
Und Keiner, glaub' ich, in Tyrol ſich jemals vor.
Ich kann dir keine Antwort darauf geben.

Vicekönig.

Beſinne dich nur, ich laß Dir Zeit, Du ſollſt,
Es iſt mein Wille, Dich ganz frei erklären.

Hofer.

So helf' mir Gott, ich weiß Dir nicht zu ſagen,
Warum den Kaiſer wir zu Wien verehren.
Ich ſchüttle mein Gedächtniß ſuchend durch. —
Wir ziehen nur in Krieg, wenn wir gefährdet;
Wir zahlen Steuern nur, die wir bewilligt;
Wir haben gleiche Rechte mit den Rittern,
Wir ſtimmen auf dem Landtag, ſo wie ſie;
Und freundlich immer war der Kaiſer uns.
Und doch erſpäh ich in dem Allen nicht
Den Winkel, der den Grund der Liebe birgt.
Das Alles iſt es nicht, was uns macht hüpfen,
Und jauchzen, und das Herz vor Freuden zittern,
Wenn wir die ſchwarz und gelben Fahnen ſeh'n.
Der neue Herr könnt' alles das gewähren,
Und dennoch glaub' ich — frei ſoll ich ja reden, —
Die alte Liebe bliebe, wie ein Kind,
Dem man die Hand gebunden, uns im Herzen.

Vicekönig.

Es ſcheint mithin, daß grundlos dieſe Liebe.

Hofer.

Ich glaube ſelbſt, die Lieb' hat keinen Grund.

— — — — — — — — — — —

Ich bin ein Bauer
Und kann nicht, was ich meine, deutlich ſagen,
Allein es dünkt mich faſt, wenn ich's bedenke,
Als käm' die Liebe von der Erde nicht;
Vielmehr ſie ſey ein Strahl, den Gott der Herr
Vom Himmel in das Herz der Menſchen ſendet,
Daß ſie d'rin ſcheinen ſolle, gleich dem Lichtlein,
So aus der Hütte Fenſtern freundlich blinkt.

Das iſt alles recht gut, alles recht ſchön, nur zu gut und zu ſchön für einen Bauer. Hofer denkt und ſpricht von der Liebe wie ein Philoſoph, ja beſſer, denn Hofer weiß, daß er nichts weiß, und das wiſſen die Philoſophen ſelten. Der Bauer hat nicht ſein Herz, der Dichter hat ſeinen Helden erklärt. Doch es ſey. Die Liebe iſt ohne Grund, und dieſe Liebe ohne Grund war der Grund des Aufſtandes der Tyroler. Wir wollen alles vergeſſen, woran wir nicht denken können, ohne uns zu verwirren — könnten wir nur auch vergeſſen, daß Hofer einige Minuten früher, an demſelben Orte, in der nämlichen Unterredung zum Vicekönige geſagt:

Ich bin nicht aufgeſtanden freventlich,
Nicht wie ein Ritter aus dem Stegereif!
Vielmehr, ich habe höchſte Mahnung und
Des Kaiſers Willensmeinung abgewartet,
Und eher nicht den Stutz zur Hand genommen.
Ich kann wahrhaftig meine Zweifel, ob

Ich ihn ablegen ſolle, **kann** ſie nicht
Aus meiner Seele in die Lüfte ſchicken,
Eh' ich nicht Kaiſers Hand und Siegel, nicht
Den Friedensbrief von **meinem** Kaiſer ſehe.

Alſo war es doch nicht die Liebe ohne Grund, die ihn getrieben! Alſo hat er doch nicht aus dem Stegereif geliebt? Sein Herr befahl ihm, das zu thun, und er that es. Er befahl ihm, das nicht mehr zu thun, und er that es nicht mehr. Iſt die Liebe eine Verſchreibung, eine Wechſelſchuld? Wenn der Liebegläubiger Dir ſagt: Du biſt mir nichts mehr ſchuldig, ſieh, ich zerreiße die Verſchreibung — biſt Du dann frei? Auch Ferdinand hieß ſein Volk die Waffen niederlegen, und es hat es nicht gethan. Tyrol hätte ein anderes Spanien werden können; aber freilich war das Herz der Spanier ein Springbrunnen, keine Pumpe — es war kein deutſches Herz.

So ſuchen wir noch immer vergebens, was die Tyroler beſeelt, und waren ſie nicht beſeelt, was ſie getrieben, die Führer ſuchen wir. Warum iſt nicht Hormayr da? Wie artig, wie prächtig wäre es geweſen, dieſen Mann zu ſehen und ſprechen zu hören, der ſich ſo heiß bemüht für Oeſtreich gegen — Bayern. Aber Hormayr lebt! Wie! lebt denn der Vicekönig nicht auch? Was liegt daran, daß wir ihn ſeit einigen Jahren nicht geſehen, weil er unter der Erde wohnt? Wer ihn nicht kennt, wer keinen Zutritt zu ihm hat, wer nicht in München wohnt, kann der nicht denken, er lebe noch; muß er die Zeitung geleſen haben?

Speckbacher, der zweite Anführer der Tyroler, ſpricht von den Franzoſen:

Ich haſſe ſie, und weiß nicht recht warum.
Doch haſſ' ich ſie, und bis ich dieſen Haß
In ihrer Leiber rothem Born gelöſcht,
Soll mir von Fried' und Freundſchaft Niemand ſprechen.

Beim Himmel! .... Doch ſtill da reden noch Andere; hören wir, was die ſagen. Der Prieſter Donay, Hofers Eigenthümer, der ſeine große Puppe mit dem langen Barte ſtreckt und richtet, und ſetzt und ſtellt und legt wie es ihm beliebt, will ſein Spielzeug den Tyrolern als Oberhaupt empfehlen und ſpricht:

Wählt ihn zum Haupte, den die Heil'gen lieben
(Und der den frommen Dienern unſrer Kirche
Gern Alles gönnet, was ihr Herz begehrt).

Dieſe letzten Worte flüſterte er dem Kapuziner Haspinger zu, ihn gleich zu ſtimmen, und dieſer ſagt:

Ich will mein Haupt nicht ſcheeren und den Staub
Von meinen Füßen nicht zur Erde ſchütten,
Bis ich die Feinde unſrer heil'gen Kirche
Vom Boden weggetilgt, wie ſie's verdienen.

Iſt das vielleicht der Schlüſſel zu den Bewegungen der Tyroler? Kurz — er iſt's. Wie in Spanien war es auch in Tyrol Pfaffentrug, der das Volk aufgerührt, und der Herzog von Danzig ruft daher mit Recht ſeinen Soldaten zu:

Denkt Eures Ruhmes, ihr beherzten Braven,
Folgt mir zum Angriff auf die Pfaffenſclaven!

Aber der Dichter hätte dieſen Schlüſſel größer machen ſollen. er iſt zu klein. Ein Kritiker, der gräbt und ſchaufelt und umherſieht, konnte ihn wohl finden; aber der flüchtige Leſer, oder der Zuſchauer, den die Lichter blenden, bemerkt ihn gewiß nicht. Die angeführten Reden der beiden Prieſter ſind die einzigen, die das Geheimniß verrathen — zu wenige Worte, zu leiſe ausgeſprochen, und nur den Naheſtehenden vernehmlich, wenn ſie gut aufhorchen.

Doch Glaube oder Unglaube, freie Liebe oder Folgſamkeit, edler Stolz oder Knechtſinn — Der Dichter will uns zum Mitleiden, zum Abſcheu, zu freudiger Ueberraſchung oder zum Schrecken führen, und erreicht er ſein Ziel, hat er es immer gut erreicht. Aber gelangte unſer Dichter wohin er wollte? Nein. Wir ſollen um die Tyroler weinen, und wir bemitleiden die Franzoſen, wir ſollen über das ſchlimme Ende einer guten Sache erſchrecken, und wir erſchrecken nicht, denn der Ausgang überraſcht uns nicht, wir haben ihn vorhergeſehen, es kam, wie es kommen mußte. Wenn nicht das böſe Geſchick, ſondern der Unverſtand entſcheidet, warum da geduldig ſitzen bis zum letzten Blatte oder bis der Vorhang ſinkt? Es gibt keinen Deutſchen, der nicht die Wege des Unverſtandes kennte. Ich ſage, wir bemitleiden die Franzoſen, und ich wette, das geſchähe, wenn dies Trauerſpiel von der Treue der Tyroler durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzoſen ſtreiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tyroler von ihren unerreichbaren Bergen

herab, hinter undurchdringlichen Felſen hervor. Wir ſind keine ritterliche Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tyroler in der Geſchichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzoſen mit Ruhm zu beſiegen; aber die Tyroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unſere Herzen zu beſiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht, und es zwingt uns darum mit dem Vicekönig zu empfinden, wenn er ſpricht:

Ich klage nicht, wenn Menſchen fallen, leider
Will's unſre Zeit, will's unſer Schickſal ſo,
Doch wenn ſie in dem Kampf mit Felſen, mit
Der blinden, wüthenden Natur verderben,
Unnütz verderben, dann empört ſich mein Gemüth.

Wie ſchön hat der Dichter — ſchöner als gut war — den Kampf geſchildert, den Kampf der Berge, die zornig werden und ein Herz bekommen, gegen Menſchen, die der Schreck entherzt!

Wir klimmten in der Felſenſäulen Mitte,
Da grade, wo ſie ob der Brücke hangen,
Die ſchmal und ſpärlich überbaut den Fluß,
Und lösten alle Lärchen aus den Wurzeln,
Und hoben Felſenblöck' aus ihren Betten,
Und rammten in das Erdreich ſchwache Pfeiler,
Und legten erſt die Lärchen auf die Pfeiler,
Und ſchoben dann die Blöcke auf die Lärchen,
Jetzt luden unſre guten Büchſen wir
Und hingen ſtill wie Gemſen an den Zacken.

Nicht lange d'rauf, da kamen hergezogen
Die hüpfenden Franzoſen in der Tiefe,
Sie trippelten in Haſten über's Brücklein,
und ſahen aus von oben klein wie Mäuſe.

Und als die rechte Zeit gekommen war,
Gab ich das Zeichen mit der Jägerpfeiſe,
Und unſre Buben löſeten die Stützen.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging, als wie ein rollend Weltgericht,
Hinunter in die Tiefe! — Alſobald
Klang ein erſchrecklich Wimmern aus dem Schlunde.
Geſchrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte,
D'rauf ſtieg ein Dampf empor, und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend, bis zu unſern Füßen.
Wir alle ſchoſſen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing' vom Blei ſein Grab!

Wie nun der Staub verzogen war, ſo ſtiegen
Wir von dem Grat, und gingen zu den Feinden.
Da ſah'n wir nichts als Stein gethürmt auf Stein,
Gebroch'ne Augen, rauchendes Gebein!
Die Brücke lag in Trümmern; und die Eiſack,
Von wild verſchränkten Todtengliedern ſtarrend,
Sprang, wie ein raſend Unthier, über's Schlachtfeld.

Der Dichter hätte eben ſo gut, ja beſſer, die Franzoſen durch ein Erdbeben können vernichten laſſen; dann hätte uns doch das Mitleid nicht beunruhigt, das wir jetzt für übermüthige Feinde nur mit Bedenken haben.

Ständen unſern deutſchen Landsleuten nur wahre Franzoſen, im ſchlimmen Sinne des Wortes, entgegen; hätte der Dichter, den braven Tyrolern gegenüber, die nicht wanken, nicht deuteln und nicht klüger ſeyn wollen als ſie ſind, Franzoſen erſcheinen laſſen, wie wir ſie kannten — ſummende Witzkäfer des achtzehnten Jahrhunderts, oder Phraſenmacher aus der Freiheitsfabrik, oder übermüthige Knechte aus der Kaiſerzeit, daß wir, wenn auch von jenen nicht angezogen,

doch wenigſtens von dieſen abgeſtoßen würden! Aber er that es nicht. Alle Franzoſen, welche auftraten, ſind brave Leute, die thun, was ſie müſſen, aber denken, wie ſie ſollen, und ſagen, was ſie denken. Nur der kleine Page des Vicekönigs, der ſich über den langen Bart Hofers luſtig macht und meinte, er könne den Jacob in „Joſeph von Aegypten" ſpielen — nur dieſer erinnert mit wenigen Worten an Paris. Der Herzog von Danzig iſt ein Biedermann, ein tapferer Soldat, in der ſchönſten Bedeutung dieſes Ausdruckes. Der Vicekönig hat gar etwas deutſches Romantiſches, er blickt nicht blos weit, ſondern auch tief, er hat etwas Ueberfranzöſiſches, er iſt ſinnig. Wie ſinnig er iſt, zeigt ſich in folgender Rede, die er dem Grafen Barraguay hält, als dieſer nicht begreifen kann, warum die Niederlage, die der Herzog von Danzig von den Tyrolern erlitten, ſeinen gnädigen Herrn ſo betrübe? Der Vicekönig erwiedert: nicht das wechſelnde Kriegsglück habe ihn überraſcht, beſtürzt gemacht, ihn beunruhige etwas Anderes,

Wodurch denn ſind wir groß geworden, Graf!
Als daß wir gingen mit dem Sturm des Volkes?
Der wehte uns den lichten Sternen zu,
Und gab uns Kräfte, unſern goldnen Tempel
Inmitten dieſer mürben Welt zu bauen.
Uns regte an ein mächtiges Bewegen,
Ein zeugender, ein friſcher Lebensgeiſt,
Und gegenüber war nur todter Stoff,
Nur Zahlen, Uniformen, Kabinette,
Die Fürſten ohne Völker, und die Völker
Hinwieder ohne Fürſten. —

Hier aber tritt uns ja daſſelb' entgegen,
Was uns getrieben. Dieſes arme Volk,
In ſeiner Einfalt, unter ſeinen Pfaffen,
Iſt zu derſelben Mündigkeit gelangt,
Wie wir mit unſerm glänzenden Verſtande,
Es will auf ſich ſteh'n, einen Willen haben.
Wer ſchauderte wohl nicht, wenn ſich die Geiſter,
Die ſelbſt wir riefen, gegen uns ſich wenden!
Dies deutet eine böſe Spaltung an,
Der ſchwangern Zeit unheimliche Geburten!

Ja, überſinnig iſt der Vicekönig, er hört das Gras wachſen. Als Graf Barraguay ihn zu tröſten ſagt: „Deutſchland wird uns nie gefährlich werden" — erwiedert er:

Das gebe Gott! Denn würd' es uns gefährlich,
So endet' die Gefahr in unſerm Sturze.
In dieſem Lande voll Geheimniſſe
Reift Alles heimlich, unſichtbar heran,
Und ſeine Schrecken ſind unüberwindlich.
Wir würden uns noch voll Geſundheit wähnen,
Wenn uns der Wurm ſchon nah am Herzen ſäße.

Der gute Vicekönig denkt zu gut von uns. Wäre Rußland nicht geweſen, das den kalten Ofen eingeheizt — nie wäre das Strohfeuer der Einen mit der knorrigen eichenen Geduld der Andern zuſammengekommen, und der Rauch der Freiheit wäre nie empor geſtiegen.

Das Schauſpiel hat keinen Kern, die Schaale wickelt ſich um nichts. Das Gemälde hat keinen Rahmen, was iſt hier, was iſt dort? Wo iſt die Länge, die Breite, wo der Boden, wo die Luft? Es iſt eine Seite aus der Weltgeſchichte, die mitten im Satze beginnt und mitten im Satze

aufhört. Vielleicht daß uns die Bilder entſchädigen für das, was ihrer Zuſammenſtellung, was dem Gemälde mangelt — betrachten wir ſie.

Hofer iſt der Papa ſeines Volkes, ein guter Mann, aber ſchwach und abergläubiſch. Er iſt ein Teig für Pfaffen, und die haben ihn ganz weich geknetet. Er hat Träume, und läßt ſie ſich von einem Pater auslegen. Wenn er ſchlagen ſoll, betet er, und wenn er geſchlagen, weint er, ſtatt den Sieg zu verfolgen. Als man ihm verkündet, er ſey zum Oberhaupte gewählt worden, faßt er die Thorheit gar nicht, bis ihm ein Pater ſagt:

Begreifſt Du's nicht, ſo nimm es für ein Wunder;
Ein König wird nur durch ein Wunder König.

— und Speckbacher (es iſt faſt Spott):

Brauch unſern Rath, wir brauchen dein Gemüth.

Da faßt er die Wahl und das große Ritterſchwert, das man ihm in die Hände gibt. Nun will man von ihm wiſſen, welchen Plan er zur bevorſtehenden Schlacht entworfen, und er antwortet: er habe keinen, das werde ſich ſchon finden zu ſeiner Zeit. Zwar iſt er kein pragmatiſcher Kopf, der viel über die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte nachgedacht; doch hört man ihn einmal ſagen:

— — — — mit den neuen Büchern
Und neuen Moden ſtürzte das Verderben
Ueber unſre Buben, über unſre Mädchen.

Alſo die Bücher haben es gethan, auch in Tyrol haben ſie das Volk verdorben! Wie gut Oeſtreichiſch der Mann geſinnt iſt! Iſt es aber wahr, ſo hat der Speckbacher etwas geprahlt mit der patriotiſchen Einfältigkeit ſeiner Landsleute, als er dem Herzog von Danzig ſagte:

Wir leſen nichts als den Kalender, Herr.

Hofer, da er vor dem Vicekönige ſteht, iſt ſo demüthig, ſo unleidlich demüthig! Etwas edler Trotz hätte ihn beſſer gekleidet. Aber der Backofen der Majeſtät macht ihn ganz mürbe, gleich in der erſten Minute. Das iſt wohl ſehr deutſch, aber gar nicht ſchön. Der Vicekönig will von ihm wiſſen, warum er die Franzoſen haſſe und bekriege, und ſtatt ihm kurz und gebührlich zu antworten: ungebetene Gäſte wirft man zur Thür hinaus — hält er eine lange gründliche Rede von der Liebe, die keinen Grund hat. Nachdem der Kaiſer ſeinen Frieden geſchloſſen, geht Hofer traurig in die Berge, wirft ſein Schwert in eine Felſenſpalte, und ſchläft ermüdet ein. Da erſcheint ihm ein Engel. Was? Ein Engel erſcheint ihm? Nun ja, er träumt davon, und daß wir wachend ſehen, was er im Traume, muß der Engel wohl erſcheinen. Es ſey gut. Aber der Engel erſcheint nicht blos, er ſpricht auch eine ganze Zeile, er ſagt:

Du ſollſt das Schwert, das Du geführt, behalten —

und legt das weggeworfene Schwert neben dem Schlafenden

nieder und verſchwindet. Nein, das iſt zu viel. Der Engel ſpricht deutſch und trägt das lange Ritterſchwert der alten Grafen zu Görtz in ſeiner luftigen Hand! Ein engliſches Schwert, das könnte wohl ſeyn — die engliſchen Waffen waren damals in Tyrol, wie überall und immer zu finden, wo Feinde der Franzoſen — aber das Schwert eines Engels! das iſt zu ſchwer zu tragen und zu glauben. Als Hofer erwacht und ſich der Traumes-Mahnung erinnert und das Schwert findet, ſagt er, er wäre betrogen mit dem Frieden, und beginnt den Aufruhr von neuem. Endlich iſt er überzeugt, legt die Waffen nieder und irrt verzweiflungsvoll in den Bergen umher. Er iſt dem Kriegsrechte verfallen, ſeine Freunde wollen ihn retten, ihn aus dem Lande führen, doch er will nicht flüchten, er will als Märtyrer endigen, aber er zeigt ſich nicht begeiſtert, hochſinnig, ſondern entſeelt und ſtumpfſinnig, ſo daß wir die Schwäche des Unglücklichen beweinen, nicht ſein Geſchick. Er geht unter .... Ja geſchähe das nur, ginge er unter; der Tod verſöhnt, wie die Schuld, ſo die Thorheit. Aber er ſtirbt nicht, er wird nur gefangen, und wir erfahren, er ſolle nach Mantua geführt und dort vor das Kriegsgericht geführt werden. So bleiben wir nach Endigung der Tragödie noch ungewiß über das Schickſal unſers Helden. Wird er verurtheilt, frei geſprochen werden? Wird man ihn begnadigen? Wird nicht das dankbare Oeſtreich ſich für ihn verwenden? Es koſtete nur ein freundliches Wort, ganz gewiß geſchiehts. Wir zweifeln — das iſt nicht gut. Der

dramatiſche Dichter muß ſeine Rechnung mit unſerer Einbildungskraft abſchließen, ehe der Vorhang ſinkt, er darf uns nicht als Schuldner verlaſſen.

Speckbacher iſt der Mann ſeines, jedes Volkes. Er iſt kühn, diebesſchlau, wie es ſich gebühret, der Uebermacht entgegen. Als er im Wirthshauſe, am Berge Iſel, mit dem Herzoge von Danzig zuſammentrifft, verliert er, obzwar erkannt als früheres Parteihaupt, ſeine keckе Faſſung nicht. Ja er verhöhnt den Herzog, indem er, in ſeiner Gegenwart, eben rückkehrende Boten, unter Anſpielungen eines Pferdehandels, über die Fortſchritte des Aufſtandes ausfragt, und ſich von einem den Feinden gelieferten Treffen berichten läßt. Das war wohl toll, übermüthig frech; wer aber in ſolcher Zeit der Noth muthig bleiben will, der muß ſich in Keckheit betrinken. Speckbacher kennt und braucht die Pfaffen, er iſt nicht ihr Knecht. Daß er nicht gewußt, warum er die Franzoſen befeinde, haben wir ſchon gehört. Es iſt bei ihm, wie bei den Seinigen, eine Art Sinnlichkeit, Jagdluſt, Freude am Stutz, vielleicht auch dankbare Erinnerung an die landesherrlichen Preisdukaten, die er an Schützenfeſten ſich wohl gewonnen. Als nach dem Frieden Alles verloren, rettet er ſich für beſſere Tage. Er will nicht romantiſch untergehen wie Hofer. Romantik iſt die Auszehrung der Freiheit, die ihr fieberrothe Wangen gibt, und darunter den bleichen Tod. Speckbacher iſt der Thatenheld des Dramas; Hofer iſt nur der Leidensheld eines Romans.

Der Prieſter Donay, ein Judas bis auf die Reue, liefert den frommen Hofer zu gewiſſem Tode aus. Er iſt ein arithmetiſcher Schurke, eine hölzerne, lebloſe Rechenmaſchine des Eigennutzes. Solche Menſchen gibt es zwar im Leben, aber wir erkennen ſie nicht, ſie ſind zu fein. Auf der Bühne aber, durch das Vergrößerungsglas der Kunſt geſehen, machen ſie uns Ekel und Grauen. Dort muß ein Böſewicht kalt ſeyn oder heiß, das Fieber der Leidenſchaft muß ihn beherrſchen. Eine geſunde ſchlechte Natur können wir nicht haſſen, ſie iſt von unſerm Herzen gar zu weit. Dieſer Prieſter, da er dem Grafen Barraguay den verſteckten Hofer herbeizuſchaffen verſpricht, bedingt ſich ſeinen Lohn ſo gemein, wie ein Taglöhner, er fordert ſein Trinkgeld. Er iſt ein ſchlechter Geſelle, kein Meiſter-Schurke. Ihm gegenüber ſteht der Kapuziner Haspinger, ein braver Mann, ſo viel man mit einer Standesvorliebe brav ſeyn kann. Die Kirche iſt ihm Alles. Zwar kämpft er wacker mit, während Donay ſeine Haut ſchont, aber von Treue und Vaterlandsliebe iſt auch bei ihm kein Wort. Den Bruder Donay kann er nicht ausſtehen. Das iſt gewiß kein Handelsneid; aber es ſcheint oft ſo. Dieſe beiden geiſtlichen Herren bilden den Dampf der Maſchine, der ſie treibt. Man ſieht ihn nicht, man ſpürt ihn nur. Nun iſt zwar die Inſurrection der Tyroler eine Dampfmaſchine geweſen; aber auf der Bühne ſoll es für die Zuſchauer keine Geheimniſſe geben. Der Dichter hätte uns den Keſſel, den Ofen, die Räder, den

Maſchinenmeiſter zeigen ſollen. Der Keſſel platzt, alle Spur geht verloren, und wir wiſſen nicht, wo das Leben war und woher der Tod gekommen.

Was iſt der Nepomuk von Kolb für ein Mann? Der Dichter nennt ihn im Perſonen=Verzeichniſſe einen Abentheurer. Aber iſt er das? Ein Abentheurer iſt ein kleiner bürgerlicher Held, der ſeine kleine Kraft und ſeinen kleinen Muth zu üben, kleine bürgerliche Gefahren ſucht und es mit ihnen aufnimmt. Er wagt falſche Würfel, Stockſchläge, Zweikämpfe, das Gefängniß, die Polizei, und tritt ganz nahe zum Pranger heran. Er iſt ein angenehmer Schwätzer, macht Glück bei den Weibern, gibt ſich für einen Edelmann aus, iſt Proteſtant und Jeſuit, Demagog und Spion, verliert ſich oft im Staatsgefängniſſe, rettet ſich wunderbar, ſchreibt Memoiren und lügt ſehr. Kolb thut nichts von dem Allen. Vielmehr wagt er den Pulverkrieg, führt eine Schaar an und kämpft gegen die Franzoſen. Iſt er ein Betrüger oder ein Dummkopf? Eher das Erſte wie das Andere; ich halte ihn nicht für ſo dumm, als der feine Donay meint. Im Lande gilt er für einen Schwärmer; man nennt ihn den Fluch der guten Sache, den ausgelaſſenen Nepomuk von Kolb. Aber Kolb beträgt ſich nicht wie ein Schwärmer, ſondern wie einer, der ſich über Schwärmer luſtig macht, er karrikirt ihre Sprache. Denkt ein wahrer Schwärmer an Geld? Aber Kolb ſpricht zweimal davon. Er ſagt einmal zu Donay:

Wo ſahſt Du Witz bei leerem Beutel blüh'n?
Donay!-ich bin erſchrecklich im Verfall.
Kein Engel ſpricht und alle Gläubiger ſchrei'n.

— und ein andermal ſagt er zu ſeiner Schaar:

Kommt, meine Kerle, keines Groſchens mächtig,
Doch all' von Muth und tapfern Thaten trächtig!

Kolb iſt ein Volksnarr, der Harlekin der Inſurrection, aber weder ein Schwärmer noch ein Abentheurer.

Jetzt zu dir, arme Elſi. Ach! es ging dir ſehr ſchlimm im Leben und im Gedichte. Elſi iſt Wildmanns Frau, des Wirthes am Iſel. Bei dieſem kamen oft die Tyroler Eidgenoſſen zuſammen. Dort kehrte auch der Oberſtlieutenant Lacoſte, im Gefolge des Herzogs von Danzig, ein. Der Franzoſe verführte das junge Weib. Hat er das wirklich gethan? Es wäre ſehr gut, wenn man das glaubte, der Elſi und der Tragödie willen; aber ich glaube es nicht. Hat Elſi ein Boudoir? Trinkt ſie Thee? Schläft ſie bis an den hellen Tag? Trägt ſie Marabout-Federn? Das Alles nicht. Nein, Elſi wurde nicht verführt, ſie verließ ohne Sträuben den rechten Weg. Das merke man ſich, es hat Einfluß. „Alter mürriſcher Wildmann" — ſagt einmal Hofer. Das iſt's. Wildmann entdeckte das Verſtändniß. „Seit geſtern weiß ich's" — ſagt er zu ſeiner Frau. Er verſtößt ſie, er jagt ſie aus dem Hauſe. Sie weint und fleht vergebens. Der Mann ſagt: die Untreue könnte er ihr verzeihen;

Doch daß Du Deine Ehre haſt vergeudet
An meinen Feind, an unſers Landes Feind,

Das iſt's, was Milde aus dem Buſen weiſ't,
Barmherzigkeit zur Sünde macht, und Mitleid
Zur feigen Schwäche.

Der Kampf zwiſchen Erbarmen und Gerechtigkeit in Wildmanns Bruſt, in Wildmanns Munde, iſt ſehr ſchön geſchildert; aber ich weiß nicht, warum das Gefühl, das der Dichter ſo geſchickt in uns weckte, nicht recht gedeihen will. Die Empfindung kann nicht zur Ruhe und nicht zur Unruhe kommen. Sollen wir das treuloſe Weib verdammen? Aber die Verrätherin am Vaterlande verachten wir, und was wir verachten, mögen wir beſchämt, doch nicht beſtraft ſehen — der Schmerz brennt die Schande weg. Sollen wir die Bürgerin verdammen? Aber die Liebe, ſelbſt die entartete noch, jammert uns .... Die verſtoßene Elſi verläßt das Haus und läuft dem Oberſtlieutenant Lacoſte nach. Sie läuft? Ja, ſie muß laufen, der Weg iſt weit. Sie geht bis nach Villach in das Hauptquartier des Vicekönigs, wo ſich Lacoſte aufhält. Sie läßt ſich bei ihrem Freunde melden. Der Bediente ſagt: eine junge Frau, ſie heiße Elſi, wolle ihn ſprechen. Der Franzoſe antwortete barſch, er kenne das Weib nicht, er kenne keine Elſi. Das iſt hart; aber der Krieg iſt auch hart. Hat der Franzoſe nicht recht, wenn er ſagt:

Das wär' zu harte Strafe unſrer Sünden,
Wenn ſich die Schönen, die die Langeweile
Von ein Paar müß'gen Stunden uns vertrieben,
Gleich Furien an unſere Ferſen hingen —?

Das arme Weib, ſo ſchnöde abgewieſen, fällt in Verzweiflung und Wahnſinn, taumelt fort und ſchleicht von Elend zu Elend.

Ueberall verhöhnt und weggeſtoßen, geräth ſie in ein wildes Felſenthal, wo ſie mit dem unglücklichen flüchtigen Hofer zuſammentrifft. Die Scene dieſer Begegnung iſt ſchön, ſehr ſchön. Der gute Hofer macht keinen Unterſchied zwiſchen ſeinem eigenen unverſchuldeten Mißgeſchicke, und dem verſchuldeten des gefallenen Weibes; er ſieht nur einen gemeinſchaftlichen Schmerz. Aber Elſi iſt ſo ruhig, ſo fürchterlich ruhig. Sie fühlt keine Schmerzen mehr, der Brand iſt ſchon in ihrem Herzen. Hofer ſucht ſie zu tröſten. Wildmann, erzählt er ihr, habe ihm zugeſagt, ſie wieder aufzunehmen. Es ſey zu ſpät, antwortet Elſi. Sie bekennt, daß ſie ein blutiges Vorhaben pflege, und Hofer kann ihren Sinn nicht ändern. Sie kehrt, da es dunkel iſt, in das Haus ihres Mannes, den der Krieg entfernt, zurück. Ihr Kind und das Geſinde ſchickt ſie unter einem Vorwande fort. Lacoſte kehrt ein. Der Weg im Dienſte führte ihn vorbei, er iſt müde und will da übernachten. Als Lacoſte ſchläft, legt Elſi Feuer an, und verbrennt das Haus und den alten Freund. Dann ſtürzt ſie ſich in einen Abgrund .... Das iſt ein niederträchtiger Mord! Glaube Elſi ja nicht, uns mit ihren ſchönen Reden zu täuſchen, wenn ſie ſpricht:

Ein tyroliſch Weib
Kann ſich vergeſſen, aber aufgeſchreckt
Vom eitlen Rauſch, bedeckt ſie ihre Schande
Und ihren Schänder mit dem tiefſten Dunkel,
Was aber iſt wohl dunkler, als das Grab?

Nicht der Rauſch, der Durſt hat ſie zur Beſinnung geführt;

nicht die Reue über ihr Verbrechen, der Verdruß, das Verbrechen nicht fortgeſetzt zu haben, brachte ſie zur Buße. Sie bringe ſich um; aber was hat ihr Lacoſte gethan, daß ſie ihn meuchelmordet? Er hat ſie ſchnöde fortgeſchickt — aber ſie ließ ihm ja nicht ſagen, daß ſie ihr Mann verſtoßen habe, daß ſie eine Zuflucht bei ihrem Freunde ſuche! Sie ließ ſich melden zum Beſuche, Lacoſte dachte, ſie käme zum Zeitvertreibe, und ihr die Zeit zu vertreiben, ließ ihm im Hauptquartier ſeine Pflicht keine Zeit. Nein, dieſe Rache war nicht tyroliſch und ſie verunziert die ſchöne Bewegung des Landes, die, als ſolche vorzuſtellen, ſich doch der Dichter ſo ſehr bemüht hat. Das, was Elſi gethan, war kein gerechter Aufſtand gegen die Franzoſen, das war freche Empörung gegen die Natur.

Etwas ſehr Wahres, Schönes, aber zugleich Bedenkliches, hat der Dichter in ſeiner Vorrede bemerkt. Er hat eine Saite berührt, die er lauter hätte ſollen tönen laſſen, die aber freilich, zu ſtark angeſchlagen, gar leicht ſpringt. Er ſagt: „Eine beſondere Schwierigkeit, dem deutſchen Theater, wie es gegenwärtig iſt, gemäß zu dichten, liegt darin, daß das Publikum vorzugsweiſe nur von dem Declamatoriſchen und Rhetoriſchen, nicht aber von dem Poetiſchen und Charakteriſtiſchen angeſprochen wird. Der abgeſonderte und einſame Zuſtand, worin die meiſten Deutſchen leben, begünſtigt die Neigung, ſich gewiſſe prächtige Geſinnungen und Gedanken vorzuſagen, und dem einförmigen Strome einer einſeitig

angeregten Empfindung bis in's Wunderliche zu folgen. Alles, was ihnen in ſolcher Form und von ſolchem Gehalte von Andern geboten wird, iſt ihnen gemäß. Ein ſocialer und öffentlicher Zuſtand dagegen fordert nothwendig zur Geſtalt auf, und bildet den Sinn für Geſtalt aus.... Das Declamatoriſche und Rhetoriſche führt, conſequent ausgebildet, zur Zerſtörung des eigentlich Dramatiſchen. Es bewirkt, daß den Perſonen Sentenzen und Schilderungen in den Mund gelegt werden, die weder aus dem Charakter, noch aus der Situation hervorgehen." — Aber wie iſt das zu ändern? Der Bühnen-Dichter kann ſich ſein Volk nicht umgeſtalten, das Volk erzieht ſich ſeine Bühne. Schauſpiele ſind für die Menge, und was der Menge nicht gefällt, berührt ſie gar nicht. Der Deutſche liebt Reden, die Rede iſt ihm die geliebte Suppe; der Dichter mag etwas Handlung hineinbrocken, aber nicht zu viel, ſie muß Platz zum ſchwimmen haben. Wir denken gut und reden ſchlecht, reden viel und thun wenig, thun Manches und vollbringen nichts. Aber unſere Gleichgültigkeit gegen Handlungen entſpringt nicht aus unſrer Vorliebe für Worte, ſondern umgekehrt, unſre Vorliebe für Worte entſpringt aus Scheu vor Handlungen. Die keuſchen Deutſchen wenden ihre Augen weg vor jeder nakten That. Es geſchieht etwas ohne Umſtände — pfui, wie abſcheulich! Wir gleichen den verſchämten Söhnen Noah's, die über ihren entblößten betrunkenen Vater, rückwärts ſchreitend, ihre Kleider warfen. Aber Worte ſind die Kleider der

Thaten. Bei uns machen nicht blos Kleider, auch Worte machen Leute. Dieſe Thatenſcheu hat ihren Grund in der Geheimnißſucht, die uns angeboren, die wir geerbt. Wir thun gern nichts, denn das nicht Geſchehene bleibt am leichteſten verſchwiegen. Das Geheimniß iſt unſer Gott, Verſchwiegenheit unſere Religion. Wie lieben die Stille und das Grauen. Bei uns hat jeder ſeine Geheimniſſe oder ſucht ſie, der Bettler wie der König. Der Miniſter möchte gern jede Bombe im Kriege mit Baumwolle umwickeln, daß man ſie nicht fallen höre, und der Polizei-Director meint, der Staat würde zu Grunde gehen, wenn der Bürger erführe, daß ſich ſein guter Nachbar am Morgen erhenkt hat. Wer von uns den jüngſten Tag erlebt, wird viel zu lachen bekommen. Was Gott unter zwanzig Bogen ſpricht, wird cenſirt werden, und wenn die Welt brennt und das Fett ſchmilzt von den Ständern herab, wird die Polizei bekannt machen: „Unruheſtifter haben das Gerücht verbreitet, es ſey heiß in der Welt; aber das iſt eine hämiſche Lüge, das Wetter war nie kühler und ſchöner geweſen. Man warnt jedermann vor unvorſichtigen Reden und müßigem Umherſchweifen auf der Straße. Eltern ſollen ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler, Meiſter ihre Geſellen im Hauſe behalten. Man bleibe ruhig. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“.... Und dann wird die Welt untergehen und ruhig werden, und dann wird die ganze Welt deutſch ſeyn. Handlung — Geſtaltung — woher? Ich wollte lieber verdammt ſeyn, alle Hochzeitgedichte für alle Philiſterbräute

in Deutſchland zu machen, als Schauſpiele für ihre Väter, Männer und Brüder. Worte, Worte, Worte. Es gibt nur ein einziges Drama, das dem Deutſchen gefällt, ihm angemeſſen, und doch dabei ſchön iſt, muſterhaft und höchſt vollendet — Hamlet. Aber ein Shakſpeare müßte kommen es zu dichten, ein Zauberer, der Alles kann.

XXXVIII.

Die Familie Anglade,

oder

Der Schmuck.

Schauſpiel von Freiherrn v. Thumb.

Ich kenne nichts Abgeſchmackteres, als den Schickſalskampf der Menſchen mit den bürgerlichen Geſetzen unſerer Tage als den Stoff eines poetiſchen Kunſtwerks zu bearbeiten. Es iſt das widerliche Gemälde einer ſchwachen Raupe, die ſich gegen die tückiſche Nadel bäumt. Das Verderben und der Untergang, den mannigfaltige Geſetzgebungen argloſen Bürgern bringen, ſind politiſche Krankheiten und Todesarten, mit denen, gleich mit den leiblichen, die menſchliche Freiheit, wie ſie im Drama hervortreten ſoll, in keine Berührung kommen kann. Da Brutus die Stimme der Natur vor der des Geſetzes ſchweigen, und ſeinen Sohn hinrichten ließ; da jener großherzige Römer ſich ſelbſt das Schwert in die Bruſt geſtoßen, weil er es an einem verbotenen Orte entblößt und ſein eigenes Geſetz übertreten hatte — da geſchah es um des Vaterlandes willen. Hier iſt ein geiſtiges, veredelndes

und verſchönendes Prinzip. Wer aber jetzt am Bürger ſtirbt, oder in die Klemme kömmt, der unterliegt einem heimtückiſchen Hof- oder Wechſelrechte, und lieber bringe man einen Kampf mit dem Lindwurm auf die Bühne, als dieſen. Wenn, wie in der Familie Anglade, der Polizei-Kommiſſär einen unſchuldigen Mann, den er auch dafür hält, unter das Henkerbeil zu bringen geſonnen iſt, blos um einer albernen Gerichtsordnung zu huldigen, und der Menſch dabei noch hochherzige Geſinnungen auskramt und ſein Pflicht- und Ehrgefühl hervorthut: dann möchte man ſolchen Kerl durchprügeln, und lieber unter wilden Thieren wohnen, als in einer geſitteten Geſellſchaft, wo man aus Amtstugend ſeine beſten Freunde hängen läßt. Darum hat ſich der Dichter bei der Wahl ſeines dramatiſchen Stoffes vergriffen. Die hier zu Grunde liegende wahre Geſchichte, wie ſie in den Causes célèbres enthalten iſt, gewährt eine beſſere Unterhaltung.

---

*

XXXIX.

Emilia Galotti,

von Leſſing.

Wenn am Ziele der Wanderung eine ſchöne Landſchaft für den rauhen, ſteilen und mühſamen Weg belohnt, ſo mag nicht minder ein reizender Weg für ein unerfreuliches Ziel Erſatz geben. Solches geſchieht mit Emilia Galotti. Bei Virginius, dem Vorbilde Odoardo's, ſtand der Vater im Solde des Bürgers, und man ſieht nur mit freudiger Rührung ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten. Aber wenn die ſchreckliche, unnatürliche That, wie hier, vergebens geſchieht, wenn der Vater ſeine Tochter ermordet, nicht für die Götter oder das Vaterland, nicht um ihre Herzensreinheit zu bewahren, die er keiner Verderbniß fähig hält, ſondern nur um ihre anatomiſche Unſchuld zu retten, ſo wendet man ſich mit Abſcheu vor einem ſolchen Anblicke zurück. Auch die Sittenlehre aus dem Munde des Prinzen befriedigt die gerechte Foderung des Zuhörers nicht. Die Wahrheit wäre mit einem ſolchen Opfer zu theuer bezahlt, die Lüge iſt es um ſo gewiſſer. „Iſt es, zum Unglücke ſo Mancher,

nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind: müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?“ Nein, mein Prinz, die Verantwortlichkeit der Miniſter gilt nur in Staatsſachen; wo Fürſten, beginnen Menſchen, und wo ſie aufhören menſchlich zu ſeyn, da treten ſie unter das Geſetz der Sitten. Gute Fürſten haben auch immer gute Rathgeber gefunden.

Aber wie reizend ſind die Irrgänge des Dichters, und ſelbſt der Unnatur der bürgerlichen Schauſpiele, deren Vater Leſſing war, ſieht man gern nach, wenn ſie ſo voll hohen Adels ſind, wie bei ihm. Wie wahr ſind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und ſcharf, und doch kühn und geiſtreich ſind ſie umſchrieben, und wie fein ſchattirt. Es wird dem Leſer oder Zuhörer kein Spielraum zum irren gegeben; er muß die Perſonen ganz ſo anſehen, wie ſie ihm erſcheinen ſollten. Wie faßlich und willkommen ſind die Kunſtlehren und Kunſt-Liebegeſtändniſſe in der Malerſcene. Welche männlich kräftige und zugleich anmuthige Sprache überhaupt. Man bedauert, daß Leſſing unter den Deutſchen nur ſich ſelbſt zum Vorbilde nehmen konnte, und die ſchönſten Erfindungen ſeines Geiſtes an unterirdiſche Grundſätze, worauf die nachgeborenen Dichter in's Freie bauten, verwenden mußte. Dreißig Jahre ſpäter wäre er genußbringender und unſterblich geworden.

Die kunſtfertige ſceniſche Darſtellung ſolcher Dramen findet Hinderniſſe, die nicht blos in dem darſtellenden Künſtler liegen, ſondern auch in der gegenwärtigen Zeit und ihren

Schauſpieldichtern. Jene hat die ſcharfe Sonderung der Stände im bürgerlichen Leben, die noch zu Leſſing's Tagen obwaltete, abgeſtumpft. Die Großen ſind herab-, die Niedrigen hinaufgeſtiegen; dieſe und jene ſind durch ſo viele Hände und Schickſale gegangen, daß ſie ihr Gepräge verloren haben und ſich nur noch durch den Metallwerth unterſcheiden. Das Zunftweſen und die Häuslichkeit ſind aufgehoben, und keiner iſt mehr Herr in ſeiner Werkſtätte, noch fremd in eines Fremden Hauſe. Man hindert ſich wechſelſeitig und es geſchieht nichts. Daher viel Kraft und wenig Thaten, viel Geiſt und wenig Gedanken, viel Empfindung und wenig Theilnahme, viel Licht und wenig Farben. Wo ſollen unſere Schauſpieldichter die Vorbilder zu bürgerlichen Charakteren hernehmen? Sie können ihr Talent nicht üben, und müſſen es aus Mangel an Uebung endlich verlieren. Alle ihre Perſonen ſind daher humoriſtiſch, und der ganze Theatereffekt beruht darauf, daß ſie im letzten Akte aus dem Charakter ſtürzen. Der unverſchämte Betrüger wird beſchämt, die Spröde zuvorkommend, der unerbittliche Vater gerührt, die Eiferſucht geheilt, der Böſewicht gebeſſert, der Wildfang geſetzt. Den Schauſpielern iſt hierdurch eine köſtliche Zwickmühle aufgethan. Geht es nicht auf dieſe Weiſe, ſo geht es auf die andere. Da ſie, wie die Perſonen, die ſie darzuſtellen haben, nicht wiſſen, was ſie wollen, und ihr Spiel, gleich den geſpielten Charakteren, ohne beſtimmte Richtung, hin und her ſchwankt, ſo wäre es ein ſeltener unglücklicher

Zufall, wenn ſie nicht in einem Abende einmal zuſammentreffen und glückliche Momente haben ſollten. In einem Kotzebueſchen Stücke kann auch ein gewöhnlicher Schauſpieler nicht durchaus ſchlecht ſpielen; aber in den Dramen Leſſings, wo die plaſtiſchen Dimenſionen kein Zurückbleiben und keine Ueberſchreitung dulden, kann er dieſes allerdings. Aus den angeführten Gründen darf in gegenwärtiger Zeit nur was jetzt möglich iſt gefordert werden, und von dieſem Möglichen iſt bei der Darſtellung der Emilia Galotti Manches geleiſtet worden.

Durch Vortrauer, Schmerz und Klage geht Emilia zum Tode. Sie erſcheint zuerſt unter dem Nonnenſchleier des Grabes, dann als geſchmücktes Schlachtopfer. Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter der Bühne. Keine Kraftäußerung, keine Helle; ihr Spiel ſey leiſe und düſter, gleich einer ſinkenden Lampe, und das augenblickliche Aufflackern der Heiterkeit, während ſie mit Appiani vom Hochzeitkleide redet, mache das Nachtſtück nur noch ſchauerlicher. Sind dieſes die Forderungen an die Rolle der Emilia, ſo ließ Demoiſelle *** nichts zu wünſchen übrig. — Herr ***, als Odoardo, bewährte ſeine ausgezeichnete Gabe, mit dem Anſtande des Weltmannes die Biederherzigkeit eines ſchlichten Bürgers und die Gemüthlichkeit eines Hausvaters zu vereinigen. In Bezug auf Nachfolgendes wird bemerkt, daß er einer der Wenigen von den Mitgliedern unſrer Bühne iſt, die das Gebieteriſche der Vornehmen als ein angebornes Recht

unbefangen auszuüben verſtehen, und nicht gleich Emporkömmlingen, Eilfertigkeit aus Furcht, Arroganz aus Mißtrauen und barſches Weſen aus Schwäche damit verbinden. Manche Andere wiſſen nicht einmal, wie man dem Kutſcher befiehlt, anzuſpannen. — Herr *** ſpielte den Prinzen. Von dem Fürſten hatte er nur das Staatsrechtliche, von dem Hofmanne nur die Charakterloſigkeit, von dem Liebenden nur das Lächerliche. Er war hart, wo er feſt, morſch, wo er weich, ſchwach, wo er nur nicht gebieteriſch ſeyn ſollte. Iſt es denn ſo ſchwer ſich in einen Fürſten hinein zu denken, da doch Jeder ein Fürſt in ſeinem Hauſe iſt und wenigſtens im Bedienten einen Unterthan zählt! Hoheit iſt nicht ungemeſſene Breite; die Hochgeſtellten ſehen ihren Untergebenen aus der Vogelperſpektive, und ſie haben nicht nöthig, den Gehorchenden Platz und Rede wegzunehmen, um ſich auszudehnen. Man hörte es Herrn *** an, daß er erſt ſeit 6 Uhr auf dem Throne ſitzt. Wenn er als Herr ſprach, imponirte er, als müßte er ſorglich dem Widerſpruche zuvorkommen, und gebrauchte die ganze Artillerie der Macht, um einen furchtſamen Hofmann zu ſchrecken, der ſchon vor dem Schalle des leiſeſten Wortes zurückfährt. Dann beging er den Fehler, die Perſonen nicht anzuſehen, mit denen er ſprach, und weit von ihnen entfernt zu bleiben. Das gehört nicht zur Fürſtengrazie. Es iſt ſehr unbequem, mit einem zu reden, der hinter dem Rücken ſteht, aber Fürſten machen ſich's bequem; und was den räumlichen Abſtand betrifft, ſo

mag wohl der Untergeordnete ehrerbietig zurücktreten, aber der Vornehme muß ihm immer wieder auf den Leib rücken. Den Regierungsgrundſatz, die Unterthanen in der Entfernung zu halten, dehnte Herr *** ſogar auf lebloſe Sachen aus, denn als er das Bildniß der Orſina betrachtete, das nur zwei Fuß hoch war, blieb er faſt die ganze Zimmerweite davon abſtehen, als wäre es ein Frescogemälde, und dennoch wird von den Augen und dem Munde der Gräfin geſprochen, die man doch in ſolcher Entfernung unmöglich genau ſehen konnte. Die Scene mit dem Maler mißlang ihm im höchſten Grade. Die feinen Bemerkungen, die der Dichter dem Prinzen in den Mund legt, wurden mit gar keiner Feinheit, und als wären ſie nicht verſtanden worden, vorgetragen. Auch gegen den Maler war Herr *** zu vornehm zurückhaltend. Der Prinz liebte die Kunſt und die Künſtler, und mußte alſo herablaſſender und freundlicher gegen Conti ſeyn, als es Herr *** war. Um von den vielen Beiſpielen falſcher Deklamation nur Eines herauszuheben, hatte Herr *** die Worte, mit welchen er den Maler verabſchiedete: „Laſſen Sie ſich für beide Portraite bezahlen, was Sie wollen, ſo viel Sie wollen, Conti,“ mit dem höchſten Pathos geſagt und mit den prächtigſten Geberden begleitet (wie die Schauſpieler es oft thun, wenn ſie eine Rede ſchließen, weil ſie glauben, dieſe müſſe immer wie eine Rakete, ehe ſie verliſcht, knallen und platzen); dieſe Betonung war höchſt unzeitig. Es hörte ſich an, als brächte

der Prinz mit Anſtrengung ein Opfer. Viel Geld mag dem Künſtler ein wichtiges Wort ſeyn, aber einem Fürſten, der nur zu ſeinem Schatzmeiſter ſchickt, iſt es keines; der Prinz wollte nur ſeine Zufriedenheit ausdrücken, und dieſes mußte mit Ruhe geſchehen, wenn auch mit Nachdruck. — Man könnte dem Marinelli, dieſem Großvater aller theatraliſchen Hofſchurken, gram werden wegen der unleidlichen Brut von Söhnen und Enkeln, die er in die Welt geſetzt, und mit welchen er ſeit fünfzig Jahren unſere Bühnen übervölkert hat. Es iſt nicht die Schuld des Ahnherrn, wenn ſeine Nachkommenſchaft ausgeartet iſt; er hat ihnen die beſten Grundſätze hinterlaſſen, und er ſelbſt ſteht vollendet da, als Schmeichler, Sünder und Verführer. Wie unverſchämt entblößt er ſich gleich bei ſeinem erſten Auftritte, wo er, dem Prinzen gegenüber, die Gräfin giftig verläſtert, vor der er einige Wochen früher noch im Staube lag. Herr *** iſt ſonſt Meiſter in ſolchen Rollen, und bewährte ſich auch heute als ſolcher, indem er die Grundzüge dieſes Charakters richtig auffaßte und darſtellte. Aber nur die Grundzüge, im Colorit war Einiges verfehlt. Er war etwas zu ſteif und unrührig. Der Prinz iſt jung und liebt, und mochte wohl einem ſolchen ſein Vertrauen ſchenken, der ſich ihm herzlich hingab, nicht aber feſt, ſchroff und dürre, wie ein Felſen im Meere, ſelbſt in ſeiner Unthätigkeit eine imponirende Selbſtbeherrſchung zeigte, und durch ſein Lauern und ſeine Ruhe, der Leidenſchaft gegenüber, beſchämend und

unbehaglich ſeyn mußte. Auch zeigte Herr *** überall zu viel Hohn. Das liegt nicht in der Rolle. Böſewichter ſolcher Art thun keine Schandthat aus Liebhaberei, ſondern nur, weil ſie ihnen Vortheil bringt, und daher ohne die Grimaſſe der Sünde, ſo wie ſie ohne die Verklärung der Tugend auch etwas Gutes thun, wenn es ihnen nützlich iſt. Nur die beſſern Menſchen begehen eine Uebelthat mit Leidenſchaft, weil ſie ſie nur in Leidenſchaft begehen. — Die Rolle der Gräfin Orſina iſt ungemein ſchwierig. Der Verſtand, einen Charakter ſo aufzufaſſen, wie ihn ſich der Dichter gedacht hat, und die Kunſtfertigkeit, ihn getreu nachzubilden, reichen hier nicht hin. Denn der wahre Charakter der Gräfin erſcheint nicht auf der Scene. Ihr Geſchick hatte ſie mürbe gemacht, ſie ſo, wie der Maler Conti ihr Bildniß, umgeſtaltet, worüber der Prinz ſich äußerte: „Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Anſatz zu trübſinniger Schwärmerei in ſanfte Schwermuth verwandelt.“ Die Stolze erſcheint gedemüthigt, die Spötterin verſpottet, die giftige Eiferſüchtige ſich mit Recht gekränkt fühlend. Da ihre Strafe größer iſt, als ihre Schuld, ſo kann man der Unglücklichen das Mitleid nicht verſagen. Frau ***, eine vorzügliche Künſtlerin im tragiſchen Fache, und die immer bedenkt, was ſie thut, hat ihr Spiel meiſterhaft durchgeführt. — Nicht ſo Herr *** als Maler Conti. Er hatte ſich das Anſehen eines fünfzigjährigen Mannes gegeben, war altväteriſch gekleidet, ſah aus wie ein Prokurator und betrug ſich

auch darnach. Was auch der Koſtümſchlendrian gefodert haben mag, ein Maler hätte ſich wohl etwas maleriſcher kleiden dürfen. Die ſteife Unterthänigkeit war einem ſich fühlenden Künſtler nicht angemeſſen, hier am wenigſten, wo der Prinz herablaſſende Freundlichkeit zeigte. All das Feine, Gedankenreiche und Empfindungsvolle, was Conti zu ſagen hatte, ging durchaus verloren, da es im dürren Profeſſortone hergeſagt wurde.

XL.

Das Taſchenbuch.

Drama von Kotzebue.

Fouquet, Ludwigs des Vierzehnten Finanzminiſter, einer jener großen Schwämme, die den Schweiß des Volkes abtrocknen, um ihn einzuſaugen, mißfiel ſeinem Gebieter, weil er, der Diener, ſeinen Herrn überglänzen wollte, und in einer Neigung des Herzens ihm zu begegnen wagte. Da erinnerte man ſich, daß ſeine Verwaltung ſchon längſt untreu geweſen und ſtellte ihn vor Gericht. Peliſſon-Fontanier, ein gelehrter Mann, Fouquet's Vertrauter und erſter Schreiber, wußte ſeinem bewachten Herrn die Nachricht von der Vernichtung gewiſſer ihn anklagender Papiere nicht anders mitzutheilen, als indem er den Schein annahm, er wolle gegen ihn zeugen. Als Fouquet durch die Schurkenmaske ſeines Vertrauten endlich deſſen Edelmuth erkannte, entſtürzten Thränen ſeinen Augen. — Das iſt die Begebenheit, welche dieſem Drama den Stoff gab. Kotzebue hat ihn gewandt genug behandelt. Liebe und Schurkerei, Unterthanentreue, Freundſchaft und Soldatenehre ſind nicht ungeſchickt mit einander verbunden.

Soldatenehre! ja die hätte aus dem Spiele bleiben ſollen, es iſt ein unbequemer Stoff für einen Bühnendichter. Welche Stellung einem Manne geben, der der Ehre, nicht dem Vaterlande dient, und welcher nichts Tadelnswerthes darin findet, einen Widerſacher ſeines Fürſten ungeahndet entwiſchen zu laſſen, wenn er nur dabei den Schein der Pflichterfüllung ſich zu bewahren wußte?

* Herr *** ſpielte den Feſtungscommandanten ganz gut. In mehreren Scenen, die auf dem Zimmer vorgehen, behielt er den Generalshut auf dem Kopfe, ſogar in Gegenwart eines Frauenzimmers. Warum? Iſt dies Gebrauch in einer belagerten Feſtung? — Demoiſelle Lindner, eine der vorzüglichſten Künſtlerinnen unſerer Bühne, trat nach einer langen Abweſenheit heute zum Erſtenmale wieder auf. Man hätte ihr Gelegenheit geben ſollen, in einer glänzenderen Rolle, als die der Amalie, ſich für die Beifallsäußerungen, mit welchen ſie empfangen worden, dankbar zu bezeigen. Frauen vom höchſten Zartgefühle haben es gerügt, daß Amalie, in der Wärme ihres Geſprächs, nicht blos ihrem Vetter Eduard (welches verzeihlich ſey, da ſie ihn liebe), ſondern auch dem Baron Schwarzenthal (dem ja eine Abweiſung zu Theil geworden) ihre Hand ſo freigebig hingereicht habe. Sie meinten: dieſe Außenwerke des weiblichen Herzens dürfe man nur dann überliefern, wenn man zu Mehrerem geneigt ſey; wo aber keine Herzlichkeit ſtattfinde, da ſey Zurückhaltung mit ſolchen wichtigen

Gunſtbezeugungen Pflicht und Klugheit. Ich ſchreibe dieſen Tadel nieder, wie er mir aufgedrungen worden; ich ſelbſt habe weder Einſicht noch Erfahrung in ſolchen Händeln. — *

XLI.

Der Tagsbefehl.

Drama von Töpfer.

Der Herzog und Feldherr hatte den Tagsbefehl, oder eigentlich den Nachtbefehl gegeben: kein Brief ſolle mehr geſchrieben werden und kein Licht im Lager brennen, bei Todesſtrafe. Doch wenn jeder vor Mars zittert, der kleine Amor fürchtet ſich nicht und thut was er will. Rittmeiſter Hellwitz hatte den Abend vor der Schlacht gute Nachrichten von ſeiner Geliebten erhalten. Sie läßt ihn wiſſen, daß ſie ihm Herz und Hand ſchenke, und daß die Mutter Alles zufrieden ſey. Der Glückliche befindet ſich allein in ſeinem Zelte, und iſt, ſo viel man in der Dunkelheit ſehen kann, ſehr entzückt. Er ſagt: ich möchte dem Engel noch heute meine Dankbarkeit bezeigen, und meinem Herzen Luft machen, ehe vielleicht morgen in der Schlacht eine Kugel es thut. Zwar iſt das Schreiben bei Todesſtrafe verboten, aber wer wird es ſehen? Er nimmt Feuerſtein, Zunder und Stahl, ſchlägt Licht, zündet eine Oellampe an, ſetzt ſich hin und ſchreibt. Da tritt unvermuthet der Herzog

mit Begleitung in's Zelt. „Was ſchreibt Er da?“ — Der erſchrockene Rittmeiſter: An meine Braut — „Was hat Er verdient?“ — Den Tod. — „So ſchreibe er noch darunter: ich ſterbe durch das Kriegsgericht.“ — Fußfall, Flehen um Gnade. Hilft nichts, muß ſterben, wird abgeführt. Im zweiten Akte nimmt der Herzog in dem Hauſe des Majors von Blankendorf ſein Hauptquartier. Dieſer iſt der Vater des Fräuleins, welches den Rittmeiſter zum Lichtanzünden verleitet hatte. Schon vorher war der Stabsprofoß angelangt, und hatte die Frau Majorin um die Einräumung eines feſten Weinkellers gebeten, worin er die unter ſeiner Verwahrung ſtehenden Gefangenen einſperren könne. Darauf erzählt er die unglückliche Geſchichte des Rittmeiſters. Da ſieht das Fräulein dieſen ſelbſt geſchloſſen herbeiführen; alles kommt an den Tag. Ohnmacht. Der Feldherr, der unterdeſſen hereintritt, wird um Gnade gebeten, läßt ſich aber nicht erweichen. Aber im Herzen beſchließt er, den Offizier zu retten; nur den Schein der Kriegsſtrenge will er bewahren. Er läßt den Stabsprofoß rufen, und leitet das Geſpräch auf Hellwitz. Auch jener legt ein Fürwort ein. Hilft aber alles Nichts. „Morgen früh wird er erſchoſſen, mach' Er's ihm heute noch leicht, nehm' er ihm die Ketten ab. Geb' Er aber ja auf ihn Acht. Läßt Er ihn entwiſchen, ſo muß er vier und zwanzig Stunden bei Waſſer und Brod ſitzen. Hat er mich verſtanden?“ Der Profoß hat ihn verſtanden, und läßt den Rittmeiſter entwiſchen.

Dieſer aber ſuchte nur ſeine Ehre, nicht das Leben zu retten. Er läuft ohne Hut aus dem Gefängniſſe in's Feld, als eben die Schlacht im Gange war, ergreift eine Fahne, erſtürmt eine feindliche Batterie, und entſcheidet hierdurch den glücklichen Ausgang des Treffens; alles ohne Hut. Der Herzog hört von der heldenmüthigen That, läßt ſich den Offizier vorführen, erkennt ihn, ſagt, er wolle nicht wiſſen, wer er geweſen, jetzt heiße er Freiherr von Stürmer, legt die Hände der Liebenden in einander, und ſagt: Adieu.

Dieſes iſt die Groß-Handlung des Stückes; die Ausſchnitt-Handlung wirft folgenden Gewinn ab. Hauptmann Graf v. Bannewitz iſt der Buſenfreund des ſubordinationswidrigen Rittmeiſters; aber von ſeiner Liebe weiß er nichts. Er liebt ſelbſt das Fräulein Blankendorf und geht in ſeiner Unſchuld hin, es der Mutter zu geſtehen. Dieſe hat nichts dagegen, aber das Fräulein bekennt ihre frühere Neigung. Anfänglich iſt der Hauptmann in Verzweiflung, doch fällt ihm ein, daß er ſeinem Freunde vor mehreren Jahren eine Braut abwendig gemacht habe, und jetzt könne er ihn dafür ſchadlos halten. Er entſagt alſo, und führt bei Mutter und Tochter für den Freund das Wort. Doch des Lebens ſatt, ladet er die unter ihm ſtehenden Grenadiere ein, mit ihm für's Vaterland zu ſterben, ſtürmt in die oben erwähnte Batterie und läßt ſich erſchießen.

Ein anderer Nebentreffer des Dramas beſteht darin, daß der Herzog Friedrich den Großen vorſtellen ſoll,

und von dem Schauſpieler in Gang, Haltung und Allem nachgeahmt wird. Ein wahres Ereigniß ſoll hierbei zu Grunde liegen, ob zwar Herr Töpfer das Jahr 1750 ausdrücklich als die Zeit der Handlung beſtimmt, und Friedrich II. zwiſchen 1745 und 1756 keinen Krieg geführt hat. Auch wird in dem Stücke anachroniſtiſch viel gedeutſcht. Deutſcher Mann, deutſche Frau, deutſches Mädchen, deutſches Vaterland, deutſche charpiezupfende barmherzige Schweſtern ꝛc.

Man ſieht, daß der Thon zu dieſer Töpferwaare nicht von der vorzüglichſten Beſchaffenheit iſt. Ein Küraſſier-Rittmeiſter und ein Grenadier-Hauptmann, beide Männer in den Jahren, die zwar die beſten genannt werden, die es aber nicht zum Behufe der Liebe ſind; beide Männer, die nicht blos durch das Kriegsfeuer, ſondern auch durch das Feuer der Liebe gegangen, denn ſie lieben zum zweiten Male, geberden ſich ſo thöricht, wie man es ſelbſt einem Jünglinge nur einmal im Leben verzeiht. Mitten im Lager, am Abende vor der Schlacht, ſind ſie nur mit ihrer Liebſchaft beſchäftigt. Der eine handelt gegen den Kriegsbefehl und zündet ſich ein Licht an, der andere liſcht ſich das Lebenslicht aus und nimmt ſeine Grenadiere, die nichts lieben als Branntwein, mit in das Grab. Solche ſchwache Menſchen können unmöglich Theilnahme einflößen. Die Nachgeſtaltung des großen Friedrich's iſt eine Abgeſchmacktheit, und ruft das Bild des Helden eben ſo widrig zurück, als es eine Wachsfigur thut. Herr Töpfer hatte vorgeſchrieben, Friedrich müſſe

als alter Mann dargeſtellt werden, vielleicht weil die Nachwelt ſich erſt das Bild des bejahrten Königs eingeprägt hat. Da aber in dem Drama ſo genau auf Chronologie geſehen wird, ſo hätte der Dichter wiſſen ſollen, daß Friedrich der Große 1750 erſt 38 Jahre alt war. Aber von Allem das Abſtoßendſte und das Tadelnswertheſte iſt das vorgeſchriebene Koſtüm von Anno 1750, das auch bei der Aufführung genau befolgt wurde, und, troß der Traurigkeit und ſtolzen Verſe, ſehr lachen machte. Ein Ereigniß, das alle Tage geſchehen kann, muß auch in die Sitte und das Gewand des Tages gekleidet und ſelbſt die älteren Schauſpiele müſſen zu dieſem Zwecke abgeändert werden. Wenn man den Werther, ſelbſt auf's Herrlichſte dramatiſirt, gepudert und in gelben Beinkleidern, heute auf die Bühne bringen wollte, würde dieſes nicht den ganzen Eindruck zerſtören? Die Frauenzimmer erſcheinen in Reifröcken von gewichtigem reichgeſticktem Seidenſtoffe und in gepuderter Friſur, und als das Fräulein (eine junge Schauſpielerin) mit aller Zierlichkeit einer Vaporiſtin des neunzehnten Jahrhunderts in Ohnmacht fiel, machte das einen ſehr untragiſchen Eindruck. Die Weiberkleidung der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kann nur noch mit den lächerlichen Sitten der damaligen Zeit vereint, alſo nur im Luſtſpiele dargeſtellt werden. Nicht blos weil ſie jetzt aus der Mode, ſondern weil ſie geſchmacklos iſt; denn ſie bildete den Uebergang von der alten Sittſamkeit zur neuen Flatterhaftigkeit, und hat weder das Ehrwürdige jener, noch

das Anmuthige dieſer, iſt daher lächerlich. Bei den Männern war die militäriſche Pedanterie eben ſo abgeſchmackt, ja noch ſtörender. Der Hauptmann von Bannewitz erſchien in einer Grenadiermütze von der alten Form eines Zuckerhutes. Der Degen ſtak ſo an der Seite, daß ihm nur wenige Grade an der Rechtwinklichkeit fehlten, und dem Träger von hinten jeder eine Elle weit vom Leibe bleiben mußte. Wäre er auch vorne ſo geſchützt geweſen, hätte ihm Amor nie beikommen können. Jetzt denke man ſich nur die vorgeſchriebene militäriſche Haltung aus dem ſchleſiſchen Kriege. Der Hauptmann ſtand vor der Geliebten und Schwiegermutter, wie ein Corporal, der rapportirt. Wenn er mit dem Kopf ſich bewegte glänzte bald die Blechſeite, bald blendete die hintere rothe Seite der Mütze. Er war ein vollkommener Hanswurſt. Mitten in der Liebeserklärung trommelte ſtörend der Generalmarſch. An dem verliebten Kopfe des un=untergeordneten Rittmeiſters flatterten zwei gepuderte Taubenflügel, und da er ſagte: „ich bin ein Mann und trage einen Orden,“ konnte man ihm nur die Hälfte glauben, nämlich die letztere. Man mache uns doch nicht toll mit ſolchem Unſinne! —

XLII.

Die deutſche Hausfrau.

Schauſpiel von Kotzebue.

Ein Schauſpiel ohne Gehalt und ohne Gepräge. Tugend gibt keinen Charakter; ſittliche Handlungen, nicht ſittliche Geſinnungen können Stoffe des Dramas ſeyn. Amalie hat nur die Gattungszeichen, nicht die Perſönlichkeit edler Menſchen. Und warum deutſche Hausfrau? Die Bühne und die Tugend kennen kein Vaterland. Und was iſt das wieder für eine jämmerliche Abfinderei mit der Ehre, die ſich der General von Zabern erlaubt? Er hat eine Verrätherei entdeckt, und fühlt, daß es ſeine Pflicht ſey, ſie zu beſtrafen; aber aus Freundſchaft will er nachſehen. Gut, ſo mag er ein Opfer bringen und ſich infam kaſſiren laſſen. Aber das will er auch nicht. Er hat nicht den Muth ſeine Pflicht zu verletzen, noch ſie zu erfüllen, und ſo läßt er geſchehen, daß ihm die Frau des Verbrechers den beweiſenden Brief ſanft aus den Händen nimmt, und ihn verbrennt. Jetzt iſt er beruhigt. Darum laßt, um der Muſen willen, die Hofſoldaten aus euern dramatiſchen Spielen.

Was kann dieſen Marionetten begegnen? Sie gehen ja nicht; nur treffen kann ſie etwas, wie der Blitz den Baum. Aber ſolche Schickſals-Hölzer können wir nicht brauchen.

XLIII.

Das Kind der Liebe.

Schauſpiel von Kotzebue.

Schon die Expoſition iſt prächtig! Wilhelmine, die Thränenweide, ſteht auf der Landſtraße, und zum Behufe der Rührung werden alle mögliche Menſchen, Soldaten, Bauern, Bäuerinnen, Jäger, Wirthe, Pächter, Juden an ihr vorbeigeführt. Dieſe armen Leute müſſen reiſen, um uns zu rühren und ſelbſt gerührt zu werden, oder um nicht gerührt zu werden und uns hierdurch um ſo mehr zu rühren. Welch erſchrecklichen Hunger und Durſt hat die arme Frau! Wie rührend iſt es, wenn der brave Sohn die Mutter mit Brod und Wein ätzet! Welche Natürlichkeit! Ja wohl; doch um die Hälfte des Eintrittspreiſes könnet ihr im nächſtgelegenen Gäßchen noch viel natürlicheren Jammer ſehen, und auch ſtillen zugleich. Wie ſpitalmäßig die kranke Wilhelmine aus einer Ohnmacht in die andere fällt! wie herzbrechend! Ach, ja wohl, der große Kotzebue! Warum er nun bei ſeiner hohen Dichtergabe, der nichts zu hoch war, nicht auch eine Kindbetterinſtube dramatiſirt hat, vor, während und nach

der Geburt, zum Nutzen der Hebammen? Warum er nicht ein Schauſpiel geſchrieben hat, genannt: das hitzige Fieber, wo im fünften kritiſchen Akte der Schweiß ausbricht? So ein dramatiſches Clinicum hätte tüchtige Mediziner gebildet.... Die kranke Wilhelmine, was ſie ſchwätzen kann, trotz ihrer Schwäche, es iſt zum Erſtaunen! Die geſündeſte Männer-Lunge thät es ihr nicht nach. Fräulein Amalie iſt ein Gänschen ohne Gleichen. Dem Vater, der ſie fragt, ob ſie Grillen habe, antwortet ſie: „wenn man die Grillen vertreiben will, ſo muß man Erbſen mit ein wenig Queckſilber kochen laſſen, davon ſterben ſie.“ Dem Pfarrer ſagt ſie: „heirathen Sie mich — Sie will ich heirathen.“ Aber, würde ein Mädchen im Bauche der Erde erzogen, ſo weiß es doch, daß ſich ſolche Reden nicht ſchicken. Und die Tochter eines reichen Edelmanns, welche die Bälle in der Reſidenz beſucht! — — Und der Pfarrer mit ſeinen langweiligen Predigten, und der Graf von der Mulde! Iſt das Natur, daß ein Deutſcher von Erziehung, und ſey er noch ſo ſehr franzöſiſcher Affe, und gebrauche er noch ſo häufig franzöſiſche Redensarten, ſich vornehmen ſolle, ſeine Mutterſprache wie ein Franzoſe auszuſprechen, und wird er nicht unwillkürlich richtig ſprechen müſſen? — „Aber es ſoll ja auch Carricatur ſeyn.“ — Wenn auch. Die Carricatur darf quantitativ ſteigen, aber nicht qualitativ. Shakſpeare läßt den Lügner Falſtaff prahlen, er habe vierzehn Räuber in die Flucht gejagt; er läßt ihn aber nicht aufſchneiden,

er ſey einer Taube in der Luft nachgeflogen, und habe ſie beim Flügel erwiſcht.

Wenn Kotzebue noch ziemlich rüſtig erſcheint, ſo lange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorſchreitet, ſo wird er doch gleich engbrüſtig und verliert den Athem, ſobald er nur zwei Schritte zu ſteigen hat. Schnitzen und drechſeln kann er etwas, aber malen nicht im geringſten. Man überdenke nur einmal nachfolgende Stellen aus der ſechsten Scene des zweiten Aktes. Der Oberſt läßt den Pfarrer rufen. „Oberſt: Ohne Umſtände, verzeihen Sie, wenn meine Botſchaft vielleicht ungelegen kam. Ich will Ihnen mit drei Worten ſagen, wovon die Rede iſt. — Man hat mir geſtern Abend eine erbärmliche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen zugeſchickt, die vor ohngefähr zwanzig Jahren die Preſſe verlaſſen. Ich ſelbſt beſitze ein recht niedliches deutſches Original, wovon ich, ohne Ruhm zu melden, der Verfaſſer bin, und da verlangt man, ich ſoll meinen Namen ausſtreichen und es mit jener ſchalen Ueberſetzung zuſammen binden laſſen. Nun wollt' ich Sie, Herr Paſtor, als Corrector meines Buchs, einmal fragen, was Sie dazu meinen? — Pfarrer: Wirklich, Herr Oberſt, die Allegorie verſteh' ich nicht. Oberſt: Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! Ich dachte Wunder, wie klug ich's eingefädelt hätte! alſo kurz und gut, Herr Paſtor, der junge Graf von der Mulde iſt hier, und will meine Tochter heirathen.“ Nun, um aller Muſen willen, wer hätte auch eine ſolche Allegorie verſtehen

können! Wenn ein Buchdrucker, ein Corrector, ein Buchbinder, ein Original-Schriftſteller und ein Ueberſetzer beiſammen im Tollhauſe wohnen, und in der Sprache ihrer Gewerbe faſeln, können ſie keine verrücktere Allegorie zu Stande bringen.

XLIV.

L i l l a.

Oper von Martin.

Eine Muſik aus der guten alten Zeit, die wir kaum genug mehr kennen, um ſie zu beweinen. Wie wohlthuend iſt ſie! Die Empfindung fließt zwiſchen blumigen Wieſen heiter fort, tief und bewegt genug, das Herz zu tragen, nicht ſo ſtürmiſch, um es unterzuſenken. Welche einfache Nahrung! Doch einem geſunden Bedürfniſſe erquickend genug. Welches ſüße Still-Leben! Welche Ruhe in Luſt und Trauer, welche freundliche, beſchwichtigende Melodien! Ländliche Leidenſchaftlichkeit, ländliche Liebe, ländlicher Haß, ländlicher Zorn und ländlicher Spott! Ueberall iſt es nur ein Frühlingswehen, das die Gefühle aufregt; des gewittervollen Sommers und des bluterſtarrenden Winters bedurfte es nicht. Aber wir armen Hörer der neuen Revolutionsopern, wie wird unſer Ohr und Herz zwiſchen fabelhaften Schmerzen und unternatürlichen Freuden, zwiſchen Hunger und Schlemmerei, zwiſchen dem Gebrülle einer Löwin und dem Entgirren einer geſchlachteten Taube hin und her geſchleudert.

Bald ſingt eine ſtolze Semiramis wie die abgeſchmackteſte Louiſe, bald ein verliebtes Bauernmädchen, mit hinreichenden rothen Backen, um dabei zu beſtehen, prächtig wie Kleopatra, da ſie die Schlange an ihren Buſen legt, um durch tödtliches Gift das tödtlichere im Herzen zu heilen. In Lilla's Muſik iſt ein Frieden und eine Heiterkeit, die wir jetzt, auch außer der Muſik, nicht mehr kennen. Faſt möchte man ein Thor ſeyn und zurückwünſchen jene ſchuldloſen Zeiten, wo wir ungeneckt geblieben, weil wir als fromme Schäfer geduldig in eingeſchloſſenen Thälern wohnten, und die Mächtigern am Abhange, und die Mächtigſten auf den Gipfeln der Berge, als höhere Weſen, fromm und kindiſch verehrten. Ach ja, die Schäfertage ſind vorüber.... Lilla! bis auf deinen Namen iſt Alles uns fremd.

* Doch haben die Sänger und Sängerinnen das Ihrige gethan, die willkommene Täuſchung zu befeſtigen. Demoiſelle Friedel war die Königin unter Bäuerinnen, mit vieler Natur, mit erforderlicher Hingebung und einem verzeihlichen Grade von Hoheit. Ihr Geſang war ſchön, und des empfangenen Beifalls ganz würdig. — Madame Hoffmann war die liebliche Lilla, mehr noch als im Geſange, in ihrem Spiele. — Eine neue unveränderte Auflage meiner vergriffenen Jeremiaden will ich durch Folgendes nur ankündigen. Der Jäger waren zu wenige, und ſie ſahen in ihrer Aermlichkeit darbenden Wilddieben gleich... Eine Königin, und zumal eine ſpaniſche, und zumal eine Iſabelle (ſchon der

Name iſt prächtig), kann in einem ſo kärglich verſehenen Zimmer gar nicht gedacht werden — der alte rothe Trödelſtuhl war ehrwürdiger, als nöthig war... Die Mutter Königin ſah jünger aus als ihr Sohn, der Infant: der Mangel der Wahrheit wird durch Schönheit nicht erſetzt... Ich kann nicht mit Gewißheit behaupten, ob die Kopfkleidung der Bäuerinnen der Sitte und Tracht des Landes angemeſſen war; aber es ſchien mir, als hätten ſie darin wie die Kammermädchen ausgeſehen. *

XLV.

Der Vorpoſten.

Schauſpiel von Clauren.

Denkt man ſich die Zeit des deutſchen Freiheitskampfes (es macht Kopfweh) und den Heerd, auf dem er ſich entzündet — Preußen (jetzt hat er ausgeraucht); damals und dort mochte dieſes Stück, vor Zuhörern geſpielt, deren viele ſelbſt am Kriege Theil genommen, von großem Eindrucke geweſen ſeyn. Jenes alles wieder hinweggedacht, bleibt doch noch Manches übrig, was dem Schauſpiele Werth gibt. Freilich, mein eignes Gefühl laſſe ich diesmal nicht Richter ſeyn. Es wäre mir ſehr unbehaglich zu Muthe, wenn ich mein Mädchen im Huſarenkleide wieder fände, auch wenn es aus Liebe zu mir den martialiſchen Schritt gethan hätte.... es bleibt doch ſo eine Sache! Der Helden-Tod, nicht das Helden-Leben eines Weibes iſt ſchön. Ich würde die auf dem Schlachtfelde Gefallene beweinen, aber die gerettet Heimgekehrte mit Unwillen zurückſtoßen; doch jeder nach ſeinem Triebe. —

Das Feldlager war zu ärmlich angeordnet. Ein Feuerchen,

einige Huſaren, zwei bis drei Pferde. So viel Lärm und mehr hat jeder vor ſeinem Hauſe in der Stadt. Das reicht nicht hin, die Unerſchrockenheit eines Weibes auch dem Auge vorzutäuſchen. Man hätte das Heldenmädchen mit mehr Kriegsgetümmel umgeben ſollen.

XLVI.

Die Groſsmuth des Scipio.

Heroiſche Oper von Romberg.

Anfänglich wunderte ich mich darüber, daß ſo häusliche Geſchichten unter freiem Himmel in der Gaſſe eines Lagers ſich ereignen durften, und nicht, wie es ſich gebührte, innerhalb des Zeltes; ich erſtaunte, daß Scipio ſich nicht ſchämte, ſeine Liebe und Schwäche in Gegenwart graubärtiger Krieger auszuſeufzen. Aber es fiel mir bei, daß es nöthig war, Scipio als einen gewaltigen Herrn und mächtigen Befehlshaber darzuſtellen, um es als Großmuth erſcheinen zu laſſen, was bei einem Bürgersmann Schuldigkeit geweſen wäre: die Zurückſtellung eines Mädchens, das ihn nichts anging, an ſeinen rechtmäßigen Inhaber. Das nämlich iſt die ganze Handlung dieſer heroiſchen Oper. Sie in einen Akt zu zwängen, war wohl die Aufgabe des Tondichters, der ſich keine ausgedehntere Fähigkeit zur dramatiſchen Muſik zutrauen mochte, und mit Recht; denn ſie ſchien ſelbſt zu kurz, auch nur dieſen engen Raum auszufüllen. Die Muſik hat keinen verſtändlichen Ausdruck; ohne den verdolmetſchenden

Text würde man nicht ahnden, welche Seelenbewegungen offenbar werden ſollen. Zwar etwas mehr als ein Conzertſtück iſt dieſe Oper, aber ſie bleibt doch nur ein muſikaliſches Deklamatorium, worin mehrere Dichtungen, die unter ſich keinen Zuſammenhang haben, vorgetragen werden. — Der Text zeichnet ſich vortheilhaft aus. Es iſt ein reiner Styl darin, die Verſe ſind fließend, ja einige ſchöne kommen darunter vor.

XLVII.

Nachtigall und Rabe.

Ein Schäferſpiel. Muſik von Weigl.

Seit Geßner hat die Liebe zu den Schäfereien aufgehört, ſie niſtet nur noch in den Herzen der Wollhändler. Wie zart und ſüß müßte auch die Dichtung und das Spiel ſolchen Landlebens ſeyn, um die Schwielen, welche zwanzigjährige Einquartirung um unſere Bruſt gebildet, ſchmeichelnd abzulöſen! Die Täuſchungskunſt des Schauſpielers geht nie weiter als das Empfindungsvermögen des Zuhörers; was dieſem *nicht Ernſt* ſeyn kann, vermag jener nicht *zu ſcheinen*. Darum kein Wort des Tadels über das nicht gelungene Spiel des Damon und der Phillis. —

Die Muſik? nun ja, dem Herzen war ſie wohlgefällig, und der Verſtand kommt, wie gewöhnlich, zu ſpät hinten drein. Es iſt ſchwer, den Schmeicheleien Weigls zu widerſtehen, wenn man auch weiß, daß ſie nichts weiter ſind als das. Die Nachahmung von verſchiedenen Vögelgeſängen, wie ſie in dieſem Schäferſpiel vorkommt, ſcheint mir kein würdiger Gegenſtand der Tonkunſt zu ſeyn. Der muſikaliſche

Ausdruck hörbarer Dinge gleicht einer Ueberſetzung aus einer Sprache in die andere; wenn ſie treu iſt, hört ſie auf, ſchön zu ſeyn, und wenn ſie ſchön iſt, wird ſie ungetreu. Die Tonkunſt ſoll nichts Sinnliches nachahmen, weder etwas Sichtbares, noch etwas Hörbares; thut ſie es, ſo folgt ſie als Schatten der Wirklichkeit nach und erniedrigt ſich. Sie darf ihre Stoffe nur aus einer Welt nehmen, die außer oder über den Sinnen liegt, um ſie für die menſchlichen Sinne zuzubereiten. Das Gebiet der Empfindung und Leidenſchaften gehört ihr an. Will ſie ja Dinge der außermenſchlichen Natur darſtellen, ſo müſſen ſie Gebilde der Phantaſie, dürfen aber nicht aus der Erfahrung genommen ſeyn, damit die Vergleichung mit dem Urbilde vermieden bleibe. Eine Schöpfung, ein jüngſtes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter ſoll muſikaliſch ausgedrückt werden. In einer Oper mögen Engel ſingen, aber keine Nachtigallen. Man erinnere ſich der Melodie zum Geſangſtücke Nr. 8 der hier beſprochenen Oper:

Mit hundert Stimmen ruft der Chor
Des Federvolks von Buſch und Zweigen.

Es iſt gewiß Natur darin, aber es iſt die gemeine Natur, und die Darſtellung ſteht ſo weit unter dem Vorgeſtellten, daß man, ohne Text, glauben würde, nicht die gefiederten Sänger des Waldes, ſondern Federvieh lärmen zu hören. Ich wenigſtens dachte im Hühnerhof zu ſeyn und ſah den Miſt. Ferner:

„Der Kukuk ſelber wagt zwei Töne.“

Ganz natürlich wie ein Nürnberger Kukukchen mit einem Blasbälgchen unter den Füßen, und, wenn ich nicht irre, mußte ſich ſogar das ernſte Fagot zu dieſer Spielerei hergeben. Vielleicht hätte Mozart ſelbſt ſolche Landſchaftsmalereien nicht beſſer auszuführen verſtanden, aber dann wird er ſie gar nicht unternommen haben. Daß übrigens, der erwähnten akuſtiſchen Naturbeſchreibungen ungeachtet, dieſe Oper vorzügliche Muſikſtücke enthält, kann in einem Werke des ſo berühmten Tonkünſtlers nichts Unerwartetes ſeyn.

XLVIII.

Die Heimkehr.

Trauerſpiel von Houwald.

Nachdem ſich der Vorhang aufgerollt, ſieht man die Stube einer Förſterswohnung. Alles ländlich, einfach, faſt ärmlich. Runde Fenſterſcheiben, verſchabter Großvaterſtuhl, an der Wand eine ſchwarzwälder hölzerne Uhr, ein gedrucktes, wahrſcheinlich von Forſtfreveln handelndes Plakat, und eine Karte von Europa, von den älteſten Homannſchen, mit glänzenden Lackfarben. Am Tiſche, auf welchem Blumen liegen, ſteht ein ſchönes junges Mädchen, beſchäftigt, einen Kranz zu flechten und plaudert dabei mit ihrem achtjährigen Brüderchen. Der Kranz iſt für den Vater, wenn er von der Jagd heimkehrt, denn ſein Geburtstag iſt heute. Das iſt nun freilich für eine Förſterstochter ſchon ſehr viel Poeſie; ein proſaiſcher Blumenſtrauß wäre natürlicher geweſen. Man verwundert ſich noch mehr über die zierliche Kleidung der Waldbewohnerin: im feinſten weißen Mouſſelin, weiße Roſen an der Bruſt und in den Haaren; ſie hätte damit auf den Caſino-Ball gehen können. Und wie ſie ſpricht! Wie zart,

wie empfindſam, wie ſauber. Sie erklärt dem Brüderchen den Sinn und die Bedeutung jeder Blume, die ſie in den Kranz einflicht; Thekla in Wallenſtein hätte nicht beſſer reden können, und das Brüderchen ruft ihr beifällig zu: „O herrlich, Schweſter! Wahrlich du biſt klug!“ Zuletzt kommt die Reihe an den Ritterſporn. Der Ritterſporn, ſagt die Blumen-Sprachlehrerin:

Der Ritterſporn zeigt einen Ritter an,
Er iſt hinausgeſprengt mit Roß und Schwert,
Doch nimmer iſt er wieder heimgekehrt.

Dieſes wiederholt ſie in der Folge, und alſobald rührt ſich in dem Zuhörer die trübe Ahnung, was die Sache für ein Ende nehmen werde, auf gleiche Weiſe aufgeregt wie im Ingurd, durch das unermüdliche Refrain der träumenden Asla:

Der Ritter lag — der Ritter lag erſchlagen,
Zerſchmettert! Und weit von ihm lag ſein Schild.

Der trübe Ausgang eilt auch ſchnell genug herbei. Denn kaum hat das Mädchen ſeine Blumenlehre mit folgenden Worten geendigt:

Doch nun zum Kranz, daß er vollendet werde!
Sonſt überraſcht mich noch der Vater hier.
Heut bin ich ſein Hof-Juwelier.

und man kaum Zeit hat, ſich zu wundern, wie ein Waidmann mit einem Juwelier zuſammengerathe, da tritt —

das Schickſal in die Stube, als Armenier gekleidet, in grünem pelzverbrämtem Rocke und mit einem langen Barte. Der Bart iſt ſchwarz, der Mann iſt ſtark und rüſtig, und geberdet ſich wild. Aber die Kinder erſchrecken gar nicht, welches doch in einem abgelegenen Förſtershauſe ſo natürlich geweſen wäre, da dort oft Räuber und gefährliches Diebsgeſindel einkehren. Sie ſehen ihn für einen alten ſchwachen Mann an und geben ihm Wein. Der Armenier ſpricht unſinniges Zeug, ſchließt das Mädchen in ſeine Arme; und da das kluge, unausſtehlich fein thuende Knäbchen ſich mit ihm ſchön unterhält, ruft er ganz toll aus:

„Fort aus dem Neſt, verruchte Kukuks-Brut.“

D a i ſt d e r T h r ä n e n q u e l l. Die Geſchichte verhält ſich nämlich, wie folgt: Heinrich Dorner, ein Soldat, ſchließt das Mädchen ſeiner Liebe, und das ihm mit gleichem Herzen zugethan, als Gattin in die Arme. Er verſprach ihr, den Dienſt zu verlaſſen. Aber nach der Hochzeit vergißt er ſein gegebenes Wort, läuft hinaus auf's Feld, ſtreicht den ganzen Tag umher und läßt ſein junges Weibchen allein zu Hauſe. Selbſt ein ſüßes Pfand der Gattenliebe bändigt den Wilden, feſſelt den Unſtäten nicht. Endlich geht er ſogar in den Krieg; nicht etwa in einen Befreiungskrieg, welches der Uneigennützigkeit wegen erhaben geweſen wäre, nicht etwa gewaltſam angeworben, nicht etwa, weil er ſeiner Frau überdrüſſig geworden, ſondern nur aus heftigem Thatendrange.

Dreizehn Jahre bleibt er weg, und in den letzten neun Jahren, ohne ſeiner Frau ein Wort zu ſchreiben. Zwar ſagt er, er habe jenſeits des Meeres dienen müſſen; aber im Verlaufe eines Jahres gelangt ein Schiff auch von dem entfernteſten Ende der Welt nach Europa; er hätte alſo ſchreiben können, wenn ihm an ſeiner Frau nur im Mindeſten gelegen geweſen wäre. Des Soldatenlebens müde, fällt ihm ein, zurückzukehren, um zu ſehen, was Weib und Kind machen. Verkleidet kommt er in ſein Haus, als Armenier vermummt, und findet, wie wir oben geſehen, ein erwachſenes Mädchen, in dem er ſeine eigene Tochter erfährt, und einen Knaben, des Förſters Sohn. Er gibt ſich ſeiner Tochter nicht zu erkennen, und dieſe erzählt ihm auf Befragen: der Förſter ſey ihr Stiefvater, das heißt ihrer Mutter zweiter Mann. Er tobt gewaltig. Wie? ſagt er, wie? deine Mutter hat auf's Neu gefreit? „Ja wohl," antwortet die Tochter. Jetzt tritt die Förſterin in's Zimmer, einen Geburtstagskuchen, auf dem ein Wachskerzchen ſteckt, in den Händen tragend. Sie ſieht den Fremden nicht eher, bis ihn ihr die Kinder zeigen. Dann ſagt ſie ihm: wir führen zwar keine Wirthſchaft, aber Ihr ſeyd uns doch willkommen, labt Euch. Das Geſpräch ſpinnt ſich fort. Er, leidenſchaftlich, aufbrauſend, in mühſam zurückgehaltenem Grimme. Sie, nichts merkend, ihn nicht erkennend, den immer noch Heißgeliebten, wie ſie mehrere Mal geſteht. Er iſt noch jung, verändert kann er ſich nicht viel haben. Ein Spötter müßte denken:

Sie kennt ihn recht gut, aber ſie iſt pfiffig, ſie will nichts wiſſen. Der Armenier erzählt, ihr todter Mann laſſe ſie grüßen. Dann macht er ihr Vorwürfe, daß ſie zum zweiten Male geheirathet. Sie erwiedert darauf:

Ach mir war vor der zweiten Ehe bange!

aber ihr Vater habe ihr lange zugeredet, den Förſter, der ſie ſchon lange geliebt, nicht auszuſchlagen, damit ſie verſorgt werde. Endlich, und da ſie in der Zeitung geleſen, ihr Heinrich ſey geblieben, habe ſie ſich bereden laſſen. Auch ſey ſie jetzt mit ihrem zweiten Manne ganz zufrieden.

Nun kommt der Förſter von der Jagd zurück. Umarmungen, Glückwünſche zum Geburtstage. Der Armenier muß alle dieſe Zärtlichkeiten mit anſehen und möchte berſten. Der Förſter fragt: was meint ihr wohl, Kinder, was ich heute geſchoſſen habe? Sie rathen hin und her und treffens nicht. „Einen ſchwarzen Schwan habe ich geſchoſſen.“ Verwunderung. Er erzählt: im Schilfe hätte ein Schwanenweibchen geſeſſen, um deren Beſitz hätten ſich zwei Schwanenmännchen blutig geſtritten. An der ängſtlichen Theilnahme, welche das Weibchen für den einen der Kämpfenden gezeigt, habe er, der Förſter, ſogleich erkannt, daß dieſer der legitime Eheſchwan ſey, und um dem Streit ein Ende zu machen, habe er dem uſurpatoriſchen eine Kugel durch den Leib geſchoſſen, und bringe ihn in ſeinem Ranzen mit. Dem aufhorchenden Armenier gießt dieſe Waidgeſchichte Oel in die Wunde. Das

iſt ja gerade mein Fall, denkt er, du Förſter biſt der uſurpatoriſche ſchwarze Schwan, den ich aus der Welt ſchaffen muß. Während die Familie auf einen Augenblick das Zimmer verläßt, greift er wüthend nach der Büchſe — ſie iſt nicht geladen. Da fällt ihm ein, daß er Gift zu ſeinem eigenen Gebrauche bei ſich führe. Er ſchüttet es in den angefüllten Becher, der für den Förſter beſtimmt iſt. Dieſer mit der Familie tritt wieder ins Zimmer. Er ſetzt den Becher an den Mund, ſtellt ihn aber wieder weg, um noch etwas zu ſprechen. Dann reicht er ihn ſeiner Frau. Dieſe will trinken auf das Andenken ihres todten Heinrichs. Der Armenier fällt ihr in die Arme, und ſagt: thut das nicht. Dann fragt er ſie, was ſie thun würde, wenn der todtgeglaubte Dorner zurückkehre. Die Förſterin antwortet: ſie würde ihm freundſchaftlich bemerken: für dieſes Leben wolle ſie ihrem zweiten Manne bleiben, aber im künftigen Leben kehre ſie zu ihrem Heinrich zurück; und nachdem ſie ſolche Reden geführt, ſchmiegt ſie ſich dem Förſter an. Darauf fragt er die Tochter das Gleiche, ſie gibt die nämliche Antwort und ſchmiegt ſich ihrem Stiefvater auf die andere Seite an. Endlich fragt er das Söhnchen. Das Bübchen, das überall mitſpricht, antwortet wie die Vorigen, und umklammert den Vater gleichfalls. Der Armenier, nachdem er dieſe mißtönende dreiſtimmige Fuge mit angehört, denkt: wie ich ſehe, iſt hier nichts für mich zu thun. Als man ihm daher den Becher zuerſt kredenzte, trank er ihn mit einem Zuge aus.

Bald wird ihm übel. Mutter und Kinder laufen fort, nach einem Arzt zu ſchicken. Der Förſter bleibt allein zurück, und dieſem gibt ſich der Sterbende als Heinrich Dorner zu erkennen, läßt ihn aber ſchwören, nie ſeiner Frau etwas davon zu ſagen.

Das Schickſal, auf ſeiner Menſchenjagd, kehrt wohl auch einmal in eine ſtille Förſterswohnung ein, aber dann hat es ſich verirrt, es bückt ſich, um durch die Thüre zu kommen, und findet keinen Platz, ſeinen Hofprunk auszukramen. Der Dichter der Heimkehr hat alle Wände eingeſchlagen, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verſchaffen. Welche Kriecherei! Welche Verſchwendung! Kam es je einſiedleriſchen Landbewohnern in den Sinn, einen vornehmen böſen Gaſt mit ſolcher Pracht zu bewirthen? Welche koſtbare Reden! Welche hohe Pfeilerſpiegel, worin die Empfindungen ſich belächeln! Wie viele feingeſpitzte Betrachtungen für einen Förſter, eine Pfarrerstochter, ein im Walde erzogenes Mädchen und einen achtjährigen Knaben! In einer der erſten Scenen, wo Mutter und Tochter ſich liebkoſen, und erſtere zur zweiten ſagt: ihr Buſen ſey die warme Erde, aus der ſie, Tochter, als Roſe entſproſſen, antwortet die Roſe, ſich an der Mutter Bruſt werfend:

„O dürft' ich auch, ſo wie die Roſ' es kann,
Hier, wo ich aufgeblüht bin, einſt vergeh'n.“

Warum will ſie vergehen? Warum früher ſterben als die Mutter? Woher dieſe nervenſchwache Stimmung einer

Waldnymphe? Nur eine einzige natürliche Rede kommt im ganzen Stücke vor. Die Mutter hält ſie:

Wie ſchön
Der Kuchen diesmal mir gerathen iſt!

Sonſt überall iſt der unleidliche Stelzentritt der Empfindung. Ueber das ganze Stück der thränenfeuchte Himmel; gleich nach aufgehobenem Vorhange in allen Worten und Geberden das düſtere Grabgeläute, den traurigen Ausgang verrathend. Die Familie will des Vaters Geburtstag feiern und iſt alſo froh geſtimmt. Der zerſchmetternde Blitz ſollte aus heiterem Himmel kommen. Aber auf den Geſichtern aller Auftretenden zeigen ſich voreilig die Gewitterwolken.

Die Handlung — welche Unnatur! Iſt es glaublich, daß ein Mann von ſo heftiger Liebe dreizehn Jahre lang freiwillig von Weib und Kind wegbleibt, daß er nicht ſchreiben will, oder daß er keine Gelegenheit findet zu ſchreiben? Iſt es glaublich, daß er, trotz ſeines Bartes, von ſeiner Frau, mit der er fünf Jahre verheirathet war, nicht ſollte erkannt worden ſeyn? Iſt es in der Natur, daß ein kriegsluſtiger, kühner, und daher gewiß von aller Falſchheit fremde Mann auch nur auf den Gedanken kommen konnte, ſeinen Nebenbuhler meuchelmörderiſch und feige mit Gift von der Welt zu ſchaffen?

Und die Entwicklung! — Die Frau erfährt nicht, daß der Armenier ihr voriger Mann ſey; er will ihr den Schmerz erſparen. Das iſt ſehr hübſch, ſehr edelmüthig, aber poetiſch,

aber dramatiſch iſt es nicht! Wo bleibt das Schickſal? Ach wäre es nur immer weggeblieben. Mit Schmerz denkt ein Liberaler daran, daß in Deutſchland nie Geſchwornengerichte werden eingeführt werden dürfen. Welches Unheil würde daraus entſtehen, wenn man einer in der neuen äſthetiſchen Schule gebildeten Jury die Strafgerechtigkeit in die Hände geben wollte? Schlägt ein Vater ſeinen Sohn todt, um ihm ſein Geld zu ſtehlen, denkt eine poetiſche Jury: es war ein vierundzwanzigſter „Februar,“ und ſpricht: Nicht ſchuldig. Erſchlägt ein Kain ſeinen Bruder, wird es einer Zigeunerin zugeſchoben und der Mörder losgeſprochen. Verſucht ein Mann ſeinen Nebenbuhler zu vergiften, erwägt die pſychologiſche Jury, daß eine Geſchichte von einem ſchwarzen Schwan unglücklicherweiſe in die Quere gekommen, und vergibt.... Es iſt zum Erbarmen!

XLIX.

Das Nachtlager in Granada.

Schauſpiel von Kind.

Ein dramatiſches Landſchaftsgemälde, das ſehr gefällig und mit guter Kunſt ſtaffirt iſt. Aber die Schauſpieler hatten das Hiſtoriſche der Figuren zu ſehr herausgehoben und die ruhende Natur in ihnen zurückgedrängt. Hierdurch ging das Idylliſche des Gedichts verloren. Dem. ***, als Gabriele, war gleich anfänglich zu tragiſch. Ihre Trauer und Klage über das entriſſene Täubchen war nicht naiv genug, aber nur die heiterſte Kindlichkeit kann den Schmerz über einen ſolchen Verluſt vor dem Lächerlichen bewahren. Hätte der Geier ihren geliebten Gomez ſelbſt geholt, ſie würde ſich nicht betrübter haben geberden können. Der Prinz Regent ward von Herrn *** im Ganzen lobenswerth dargeſtellt, nur war ſeine Gemüthlichkeit nicht heiter genug, wenn er es nicht geſtanden hätte: „es iſt ein Abentheuer, das mir, je länger, auch je mehr gefällt,“ würde man es kaum errathen haben. Auch wallten ſeine deutſchen blonden Locken zu romantiſch herab. Graf Otto wurde von Herrn ***

Digitized by Google

übernatürlich dargeſtellt. Er deklamirte falſch und zu viel. Der Erzählung, die er vorzutragen hatte, fehlte es an epiſcher Ruhe. Die Erzählung iſt der Kupferſtich des Ereigniſſes; Umriſſe, Charakter, Schatten und Licht müſſen beibehalten werden, trägt man aber auch die Farben des Originals auf, ſo verwechſelt man es mit demſelben, wenn dies Abbild dem Urbilde gleich iſt, und dann wird die epiſche Rezitation dramatiſch; oder die Kopie bleibt hinter dem Originale zurück, und wird verglichen und verworfen. An der treuherzigen Kraft deutſcher Ritter ſcheitern alle unſere Schauſpieler. Es gelingt ihnen keine kräftige Natur; einen chriſtlichen nordiſchen Helden wiſſen ſie nicht darzuſtellen. Keine natürliche Fülle: man fürchtet für den darſtellenden Künſtler das Schickſal des Froſches in der Fabel. Herr *** hat überhaupt ſeine kleine Rolle zu wichtig gemacht. Dieſes iſt ſein und vieler Andern unheilbares Gebrechen. Sie wähnen, die Bedeutung einer untergeordneten Rolle ſey ſchon vom Dichter durch die kleinere Zahl von Auftritten und Reden gehörig eingeſchränkt, und ſie dürften das ihnen Zugemeſſene nach Herzensluſt gebrauchen. Keiner will Schatten ſeyn. Das ſind die übeln Folgen, wenn theatraliſche Vorſtellungen nicht monarchiſch geleitet werden. Schauſpieler, die leuchten wollen, wo es nicht ſeyn darf, muß man gewaltſam unter den Scheffel ſtellen.

L.

Graf von Eſſex.

Trauerſpiel, nach dem Engliſchen des Banks.

Hier ſind nicht Charaktergemälde, wo ein glänzendes Farbenſpiel das Auge blendet, und reiche Drapperien die falſchen Umriſſe bedecken, ſondern Charakterbildwerke, treu und vollendet der Natur nachgeahmt. Dieſe Gediegenheit findet ſich oft ſelbſt in den untergeordneten dramatiſchen Werken der Engländer. Das haben ſie von dem öffentlichen Leben ihrer geſchichtlichen Menſchen. Je unfreier ein Volk iſt, je romantiſcher wird ſeine Poeſie. Manche Erleichterung und Zierde, welche letztere auf der Bühne dem darſtellenden Künſtler gewährt, entbehrt derſelbe, wenn er in jener andern auftritt. —

Frau v. *** gab uns eine ſehr gelungene Darſtellung der Königin Eliſabeth. Sie zeigte die natürliche, bequem anſtehende Hoheit, nicht jene angenommene theatraliſche, die keinen Augenblick der Täuſchung zuläßt. Mit mehr Majeſtät als Empfindung wußte ſie in dem Kampfe zwiſchen Zorn und Liebe den Sieg des einen beſſer zu ſpielen, als den der

andern. Ihre Geberden der Ereiferung ſchienen manchmal zu ausdrucksvoll. Der Zorn der Mächtigen zeigt ſich äußerlich ſehr verſchieden von dem der Schwachen. Letzterer iſt zappelnder Art; denn er ſucht ſich Luft zu machen durch Worte und Zeichen. Die Seelenbewegung der Großen iſt mehr nach innen gerichtet. Warum ſollte eine Königin ſelbſt die Fauſt ballen, da tauſend fremde Fäuſte zum Dienſte ihrer Rache bereit ſind? — Herr *** zeigte als Eſſex weder die Beſonnenheit des Spiels, die man ihm zutrauen durfte, noch das Feuer, das in früheren Vorſtellungen an ihm zu loben war. *Dieſer* Eſſex hätte die Liebe einer Königin weder zu erwerben verſtanden, noch zu verſcherzen ſich erkühnt.

LI.

Der Findling,

oder:

Die moderne Kunſtapotheoſe.

Luſtſpiel von Conteſſa.

Die Erfindung iſt etwas keck. Ein ſo ſcharf geſchliffenes Werkzeug, als der Ehebruch, iſt zu gefährlich, um damit zu ſpielen. Der Irrthum, des Luſtſpiels Sohn, ſoll mit Dingen tändeln, die minder ehrwürdig ſind. Dann — das nach ſeinem Elemente Schnappen des auf's trockne Alltagsleben geworfenen und in den Maſchen häuslicher Sorgen zappelnden Künſtlers iſt ein durch den ſtarken Gebrauch ſeither ganz zerfaſerter Stoff. Auch hat unſer Dichter ihn nicht ſonderlich neu aufgeputzt. Mann und Frau mahlen beide, jener Bilder, dieſe Kaffee: das iſt der herzzerreißende Gegenſatz zwiſchen Kunſt und Küche. Die Frau Künſtlerin, welche ihr Mann idealiſch drapirt und bekränzt hatte, um einem Gemälde als Vorbild zu dienen, entläuft, ſo angethan, dem Pinſel, weil ihr gemeldet wird, die Milch ſey übergelaufen:

das iſt die proſaiſche Feuerſpritze, die ein poetiſches Gemüth auslöſcht. Dann — die Verwechslung der beiden Medaillons, die der Kammerdiener wagt, iſt zwar eine ſchöne Argliſt, die aber nicht gutwillig dem Genius des Dichters gefolgt iſt, ſie mußte gewaltſam entführt werden. Dann — die Sprache, worin das Luſtſpiel geſchrieben, iſt die jetzt wegen ihrer Wohlfeilheit ſo beliebte gereimte Proſa: das heißt derbes Pumpernickel zu zierlich geformten Pfeffernüſſen verbacken. —

LII.

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell

in Schiller's Drama.

Aus Schiller's liebevollem, weltumfluthenden Herzen entſprang Tell's beſchränktes, häusliches Gemüth und ſeine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes ſind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dieſesmal möchte ich nicht mißdeutet ſeyn — ich vermiſſe, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunſt kann eine Koſtbarkeit entbehren, das Seltenſte iſt ein edler Geiſt. Dem liebenswürdigen Schiller ſtehen ſeine Mängel beſſer, als beſſeren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen ſoll, und formlos ſchwanken die Geſtalten. Der Froſt bildet glänzende Kryſtalle, bildet ſchöne Blumen an den Fenſterſcheiben, der Frühling ſchmilzt ſie weg; das Glas wird leer, doch durchſichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge ſtaunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er iſt ein großer Philiſter. Er wiegt all ſein Thun und Reden nach

Drachmen ab, als ſtünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieſes abgemeſſene Betragen im Angeſichte grenzenloſen Elends und unermeßlicher Berge iſt etwas abgeſchmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schickſals, das einen ſo geringen Mann bei einer fürſtlichen That Gevatter ſtehen, und durch deſſen linkiſches Benehmen die ernſte Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger als von einem ſchlichten Landmann. Ohne aus ſeinem Verhältniſſe zu treten, ſieht er aus ſeinem Dachfenſter über daſſelbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängſtlich. Als braver Mann hat er ſich zwar den Kreis ſeiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur ſeine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphiloſophie und iſt mit Ueberlegung, was ſeine Landesleute und Standesgenoſſen aus bewußtloſem Naturtriebe ſind. Er iſt ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es iſt ſehr komiſch, daß er ſeinen geſunden Bergesknaben, ſtarken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie ſie Salzmann in Schnepfenthal den ſeidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet ſie ab, ſie ſollen ausgerüſtet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht ſich ſogar, ihren Verſtand aufzuklären und die abergläubiſche Wirkung der Ammenmährchen zu zerſtören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtſeyn körperlicher Kraft gibt; doch nicht den ſchönen Muth des Herzens, der, ſelbſt unermeßlich,

die Gefahr gar nicht berechnet. Er iſt muthig mit dem Arm, aber furchtſam mit der Zunge; er hat eine ſchnelle Hand und einen langſamen Kopf, und ſo bringt ihn endlich ſeine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, ſich hinter den Buſch zu ſtellen und einen ſchnöden Meuchelmord zu begehen, ſtatt mit edlem Trotze eine ſchöne That zu thun.

Tells Charakter iſt die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Geſellſchaft und der Zufall angewieſen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht und er bekümmert ſich nicht darum. Wie ein ſchlechter Arzt, ſieht er in den Uebeln des Landes und ſeinen eigenen nur die Symptome, und nur dieſe ſucht er zu heilen. Geſchickt und bereit den einzelnen Bedrängten und ſich ſelbſt zu helfen in der Noth, iſt er unfähig und unluſtig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten ſeine Landsleute um Beiſtand anfleht, denken dieſe mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, laſſen ſich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erſcheint, ſieht nicht auf die Verfolgung, ſondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein ſolcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leiſten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängſtigten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann ſchwimmen, ich ziehe euch aus dem Waſſer — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältniſſen

in Widerſpruch ſteht, komiſch erſcheinen, und eine Wirkung hervorbringen, die der ernſten Würde der Tragödie ſchädlich iſt.

Auf dem Rütli, wo die Beſten des Landes zuſammenkommen, fehlte Tell's Schwur; er hatte nicht den Muth, ſich zu verſchwören. Wenn er ſagt:

Der Starke iſt am mächtigſten allein —

ſo iſt das nur die Philoſophie der Schwäche. Wer freilich nur ſo viel Kraft hat, grade mit ſich ſelbſt fertig zu werden, der iſt am ſtärkſten allein; wem aber nach der Selbſtbeherrſchung noch ein Ueberſchuß davon bleibt, der wird auch Andere beherrſchen und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell verſagt dem Hute auf der Stange ſeinen Gruß; doch man ärgert ſich darüber. Es iſt nicht der edle Trotz der Freiheit dem ſchnöden Trotze der Gewalt entgegengeſetzt: es iſt nur Philiſterſtolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeſchlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er ſagen könne, er habe den Hut nicht geſehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen ſeines Ungehorſams zur Rede ſtellt, iſt er demüthig, ſo demüthig, daß man ſich ſeiner ſchämt. Er ſagt, aus Unachtſamkeit habe er es unterlaſſen, es ſolle nicht mehr geſchehen — und wahrlich, hier iſt Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelſchuß war mir immer ein Räthſel, ja mehr — ein Wunder. Er ſoll geſchehen ſeyn, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur iſt oft unnatürlich, ſie ſchafft Mißgeſtalten, und die Geſchichte iſt oft undramatiſch; aber man muß das liegen laſſen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben ſeines Kindes, doch nicht dieſes Leben ſelbſt. Tell hätte nicht ſchießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was ſie ſagen, beobachte die Schweigenden — ſie alle haben ſie verdammt. Ja die gelungene That iſt noch ganz ſo häßlich, als es die gewagte war; das Entſetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte ſein Kind treffen können, iſt größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßler's Gebot ſo ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte und er nicht mehr bedachte, was er that: ſo hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen ſollen. Aber er war doch beſonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und ſein lieber Herr, lieber Herr zu ſagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingeſtand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philiſterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieſes ängſtliche Weſen, dieſe Unbeholfenheit des guten Tell, entſprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor ſeinem Herrn — dieſes Gefühl, wie er ſpäter gezeigt, konnte er überwinden —

nein es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmanne gegenüber. Ganz anders betrug ſich der Ritter Rudenz. Das iſt es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken ſollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Maſſe kämpfen laſſen; man darf keinen Helden aus ſeiner Mitte an ſeine Spitze ſtellen. Der ſchönſte Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es iſt traurig — ja ſchlimmer: es iſt verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen, ſchlechte Streiche machen zu müſſen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber ſittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und iſt es nicht Verrath, iſt es nicht ein ſchlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt ſich auf dem See ſeiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entſpringt, es in die Wellen zurückſtößt und wieder dem Sturme preisgibt? Tell zeigt ſich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoraliſt und buchſtäblicher Worthalter. Er glaubte nicht den Landvogt getäuſcht zu haben; er verſprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach ſeiner Befreiung das Ereigniß erzählte, ſagt er:

Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und ſtand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie iſt nur der ſchlichte

Mann zu dieſer feinen jeſuitiſchen Sinnesdeutung gerathen? .... Jetzt kommt Geßler's Mord. Ich begreife nicht, wie man dieſe That je ſittlich, je ſchön finden konnte. Tell verſteckt ſich, und tödtet ohne Gefahr ſeinen Feind, der ſich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag dieſe That rechtfertigen, ſo gut es ihr möglich iſt, aber die Kunſt vermag es nie. Als Tell ſpäter mit Johann von Schwaben zuſammentrifft, und dieſer mit dem Mordgeſellen Brüderſchaft machen will, ſtößt ihn Jener mit Abſcheu zurück und ſpricht:

> Unglücklicher!
> Darfſt Du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
> Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrſucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — ſollte dieſe ja, gegen eine rechtliche Obrigkeit, je rechtlich ſtattfinden können — kann er ſich nicht entſchuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von ſeinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßler's Bruſt gerichtet hätte, wäre es Nothwehr geweſen, ſpäter war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er ſchon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und beſſer hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatiſche Dichter, der einen geſchichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre

Geſchichte nach ſeinem Gebrauche ummodeln; denn es ſchadet der Geſchichte nicht, man kennt ſie, und ſie bleibt doch geſchehen wie ſie geſchah. Eine geiſtige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Dieſe beſteht nur durch den Glauben, und wird zerſtört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine ſolche Ueberlieferung iſt das Ereigniß mit Tell. Aus dieſem Zwange aber entſprangen Verhältniſſe, mit welchen die Kunſt nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns mit Bedacht und Geſchicklichkeit die Leiden der Schweizer vor Augen; wir ſehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die Uebrigen dulden und fürchten. Dieſe Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zuſammen, das Alles bedeckt; dieſe Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchiſch vor, gehört nicht zu dem topographiſchen Schickſale der Schweiz, und iſt übrigens der Mann nicht, eine monarchiſche Rolle zu ſpielen. Er iſt zu ängſtlich, bedenkt zu viel und duckt ſich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz ſeine Seele aus. Warum ihn aber Schiller ſo behandelt, iſt ſchwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen laſſen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochſinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der beſten Schauſpiele, das die Deutſchen haben. Es iſt mit Kunſtwerken

wie mit Menſchen: ſie können bei den größten Fehlern liebenswürdig ſeyn. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauſpiel? Ein liebenswürdiges Schauſpiel iſt ein Schauſpiel, das liebenswürdig iſt; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

LIII.

Der Hausdoktor.

Luſtſpiel von Ziegler.

---

* Das Stück iſt 24 Jahre alt. Ich weiß dieſes nicht hiſtoriſch, ſondern ſchließe darauf durch Interpretation folgender zwei Stellen. Erſtens ſagt der Major: „Iſt das nicht ein wahres Unglück für mich? Anno 1796 iſt ein Mädchen 26 Jahr alt und hat keine Amour!“ Zweitens ſteht auf dem Titelblatt des nachgedrukten Buches die Jahreszahl 1804, damals aber waren die Nachdrucker noch ſo ehrlich, daß ſie wenigſtens 8 Jahre brauchten, um Spitzbuben zu werden. Alſo iſt das Original 1796 erſchienen. Unſere kranke Bühne hat lange gezaudert, bis ſie zum Hausdoktor ſchickte, jetzt aber liegt ſie in den letzten Zügen, und weder Galenus noch Hippocrates können ihr aufhelfen. *

Dieſes Luſtſpiel iſt gut, angenehm, unterhaltend, es hat artige Streiche; doch nur mit Widerwillen laſſe ich ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil Aeußerungen gegen Recht und Sittlichkeit darin vorkommen, die nicht zu verzeihen ſind. Man pflegt zwar zu ſagen, es ſey dem dramatiſchen Dichter

und ſeiner eigenen Geſinnung nicht anzurechnen, wenn er eine dramatiſche Perſon nach ihrer böſen Natur reden und handeln läßt. Das iſt freilich wahr; aber es iſt doch dem dramatiſchen Dichter anzurechnen, wenn er verſäumt, einer ſolchen übeldenkenden und übelwollenden Perſon eine beſſergeartete gegenüber zu ſtellen, die ſchlechtes Reden und Handeln rügt und ſtraft. Da iſt ein alter Graf Sonnenſchild, von dem ſie ſagen, er habe ein gutes Herz, weil er vier Millionen Allodial-Vermögen beſitzt, ungerechnet große Fideicommiß-Güter; ſein Herz iſt aber nicht beſſer, als es ſeyn muß, wenn man dick werden will. Dieſer fette Herr Graf erlaubt ſich mit ſeinen untergebenen Hausgenoſſen hochadlige gnädige Späße, die alle ſchlecht ſind, ohne daß ſie jemand übel nimmt. Dieſes gelaſſene Dulden der Beleidigungen iſt ein Verbrechen des dramatiſchen Dichters. Nicht etwa darum, weil zu fürchten wäre, die Vornehmen möchten daraus lernen, auf die Geringeren mit Verachtung herabzuſehen (ſie haben eine größere Schule als die Bühne, worin ſie im Hochmuthe unterrichtet werden), ſondern darum, weil ſich das Volk dabei gewöhnt, ſich ſelbſt gering zu ſchätzen und zu glauben, es ſey geboren, bald das Jagdwild bald das Hausthier der Großen zu ſeyn. Ich erzähle einige von den gräflichen Späßen. Der Herr Graf fahren Abends ſpazieren, und, der Himmel mag wiſſen, ob durch eine Indigeſtion oder eine Congeſtion weich gemacht, es kommt ihnen in den Sinn, die Pracht und Majeſtät der untergehenden Sonne zu bewundern. Der dicke

Digitized by Google

Kutſcher aber, dem die Natur ſelbſt befohlen, die ganze Breite des Bockes auszufüllen, konnte dem hochgräflichen Auge nicht Platz machen, und verdunkelte die Majeſtät der Sonne. Zur Strafe mußte der alte Mann auf einem dürren Klepper ſechs Meilen Kourier reiten, ſo daß er halb todt nach Hauſe kam. Einen anderen Spaß laſſe ich eben dieſen Kutſcher Hannibal ſelbſt erzählen. „Vorigen Sommer fiel ihm (dem Grafen) auf einmal ein, ich hätte große Anlage zu einem Seiltänzer. Ich hielt das auch für einen gnädigen Spaß, und ſpaßte mit. Aber ehe ich mir es verſah, war ein Seil geſpannt, und ich mußte hinauf. Er gab mir einen großen Baum in die Hand, und mit dem Baum ſollte ich mich in der Luft erhalten. Ich fiel aber herab, und ſchlug mit der Fauſt ſeine Excellenz auf die Naſe, und da wurde ich einen ganzen Tag eingeſperrt, und bekam nichts als Häringsköpfe zu eſſen, und keinen Tropfen zu trinken.“ Man ſieht wohl, der Kutſcher Hannibal war kein Sohn des Hamilkar, ſonſt hätte er mit dem Balancir=Baume die Rechte der Menſchen beſſer im Gleichgewicht erhalten! Der Schloß=inſpector des Grafen hatte den gräflichen Kakadu zu füttern vergeſſen. Was thut der gnädige Herr, um den Tod des Lieblings zu rächen? Er jagt mit dem Degen in der Hand ſo lange hinter dem alten Inſpector her, bis dieſem keine andere Zuflucht bleibt, als den Hühnerſteig hinauf zu klettern. Darauf läßt er Stroh und Hobelſpäne unter das Hühnerhaus legen und ſie anzünden. Um dem Feuertode zu entrinnen,

muß der Geängſtigte wieder herabkommen. Der Graf wirft ihm vor, er habe das Schloß anzünden wollen, und haut ihn mit ſeinem Hirſchfänger. Nach dieſes Spaßes Vollendung läßt der gnädige Herr abermals den Kutſcher Hannibal kommen und ſagt ihm, er müſſe von Moskau nach Liſſabon Kourier reiten. Dieſer erſchrickt, worauf der Graf zu ſeiner Umgebung mit Lachen die Worte ſprich „Jetzt iſt der wieder in Todesangſt. Das iſt ſo meine Unterhaltung, koſtet mir aber viel Geld.“ Herr Ziegler, ſchreiben Sie ja keine vaterländiſchen Schauſpiele mehr; lieber verſetzen Sie die Handlung nach Nord-Amerika, wo man keinen andern Adel kennt und achtet, als den die Natur verlieh!

LIV.

Le Corrupteur,

Comédie en cinq actes et en vers;

précédée de

Dame Censure,

Tragi-Comédie en un acte et en prose; par **Lemercier**, de l'académie Française. Paris, 1823.

---

1. Dame Censure.

Es wird mir ganz unerklärlich, wie die Freunde der Preßfreiheit ſo dumm ſeyn mögen, gegen die Cenſoren zu eifern? Was können ſie dabei gewinnen? Nichts, als daß endlich kein Mann von Geiſt und Herz wird Cenſor ſeyn wollen, und daß man genöthigt ſeyn wird, die Cenſur den Nachtwächtern anzuvertrauen. Ein Schriftſteller von Verſtand hat nie einen Cenſor von Verſtand zu fürchten, denn auch die ſtrengſten Richter ſind geneigt, ihre Anverwandten freizuſprechen, und unter Cenſoren zumal begegnet man ſelten einem Brutus. Noch einen andern ſtrategiſchen Fehler begehen die Vertheidiger der Preßfreiheit. Sie glauben es

recht ſchlau zu machen, wenn ſie allen Leuten erzählen, wie durch Cenſur die liebe Aufklärung verfinſtert, wie Kunſt und Wiſſenſchaft, Geiſt, Gemüth, jede Bürgertugend dadurch gehemmt werde. Wenn dieſes wahr wäre, und es iſt nicht wahr — müßte man es zu verheimlichen ſuchen; man muß ſtatt von der Wirkſamkeit, von der Unwirkſamkeit der Cenſur ſprechen, und zeigen, daß die öffentliche Meinung elaſtiſch iſt, und, niedergedrückt, eine weit größere Kraft äußert, als ſie freigelaſſen geoffenbart hätte.... Nicht bloß aus den ausgeſprochenen Gründen, ſondern auch wegen der ſtümperhaften Bearbeitung des Stoffes iſt die Tragi-Komödie des Herrn Lemercier ein verwerfliches poetiſches Werk zu nennen. Ob es ihm an Fähigkeit gemangelt, mag noch unentſchieden bleiben, bis wir zum andern Stücke kommen; ſo lange mag das Talent des Verfaſſers die Ausflucht des **Alibi** für ſich geltend machen. Aber auch **mit** Talent hätte dem Dichter ſein Werk mißlingen müſſen, weil er nicht für die Wahrheit, ſondern für ſeinen Vortheil ſtritt, und es der Fluch des Eigennutzes iſt, ſelbſt das Recht in Unrecht umzuwandeln. Tapferkeit nur für Andere iſt eine Tugend; nicht mit Obſt, mit unfruchtbaren Lorbeern bezahlt man den Heldenmuth. Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß man nicht behaupten dürfe: zwei mal zwei iſt vier, wenn man bei dieſer Rechnung zufällig ſeinen Vortheil findet; aber dieſer Vortheil darf nur ein zufälliger Fund und nicht, wie bei Herrn Lemercier, das Ziel ſeyn, wonach man ausgeht. Der Verfaſſer war nämlich ſo

Digitized by Google

unglücklich, daß die Theatercenſur ſeine zahlreichen Tragödien und Komödien theils gar nicht, theils nur verſtümmelt zur Aufführung kommen ließ. Um ſich dafür zu rächen, ſchrieb er ſeine Dame Cenſur; die Rachegöttin iſt aber eine einfältige Muſe, und mit Säure im Herzen dichtet man ſchlecht, wie man mit Säure im Magen ſchlecht verdaut. Als handelnde Perſonen treten auf: Dame Cenſur, Tochter des Argwohns und der Furcht; die Parzen, Geſellſchaftsdamen der Cenſur; der Stolz, der Eigennutz, die Heuchelei, die Unwiſſenheit, der Parteigeiſt, die Muſen, noch allerlei himmliſche und hölliſche Perſonen — kurz, die Götter des Olymps vereinigen ſich mit den Göttern der Unterwelt, auf gemeinſchaftliche Koſten langweilig zu ſeyn. Die Komödie endigt mit einer Hinrichtung. Jupiter nämlich erhört das Flehen der Tugenden, und ſchickt den Merkur mit dem Befehle an Atropos, daß ſie der Cenſur den Kopf abſchneiden ſolle. Die Scharfrichterin nimmt ihre Scheere, thut, was ihr befohlen, und ſpricht: »Oui, crac! .... c'est fait. Voilà Dame Censure évanouie pour toujours.«

Der Leſer könnte glauben, daß wenn ich, nur ein deutſcher Recenſent, ſchon die Dame Cenſur abgeſchmackt gefunden habe, die Franzoſen gar, dieſe heilloſen Götzendiener des Geſchmacks, ſich mit Abſcheu davon weggewendet haben müſſen — aber mit nichten! der Parteigeiſt in Paris findet die Aſſa fötida wohlſchmeckend, und die Roſe wird ihm ein Gegenſtand des Ekels. Ein liberales Blatt, das mit vielem

Geiſte geſchrieben iſt, hat von dem beſprochenen Luſtſpiele geurtheilt: »Chacun de ceux qui ont déjà lu cette singulière production du plus fécond de nos auteurs dramatiques, et de l'un de nos litérateurs les plus éminens, ne nous dementira sans doute pas quand nous affirmerons que c'est un chef-d'oeuvre de malice, de causticité, de finesse et d'enjouement.« An dieſem Lobe iſt keine Sylbe wahr, und man wundert ſich, daß jener Baum der Nicht-Erkenntniß, den man nur ſanft zu ſchütteln braucht, daß die ſchönſten Früchte herabfallen, den man nur leicht anzuritzen braucht, daß der vollſte Saft herausfließe, dem Verfaſſer keinen Kern von Verſtand und keinen Tropfen Geiſt gegeben hat.

2. Le Corrupteur.

Auch dem muthwilligſten Spötter gelingt es nicht, ſeinen Freund, wie ſelbſt dem unmuthigſten nicht, ſeinen Feind lächerlich zu machen. Der Liebe erſcheint Alles im Lichte, dem Haſſe Alles im Schatten; das Lächerliche aber entſpringt aus dem Kampfe des Hellen mit dem Dunkeln, und ſich dieſen Streit klar anzuſchauen, muß man ein unbefangener Richter ſeyn. Darin liegt es wohl, daß die heutigen Franzoſen ſelten mehr eine gute Komödie ſchreiben. Die verſchiedenen Stände, nicht wie ehemals, nur durch Geburt, Rang, Reichthum, Macht und Gewerbe, ſondern feindlicher durch die Geſinnung getrennt, haſſen ſich zu ſehr, um ſich über einander luſtig zu

machen, und dringen, ſtatt mit dem Rappiere des Scherzes, mit dem Schwerte der Erbitterung gegen einander ein. Die neuern Tragödien und Komödien der Franzoſen ſind nichts als dramatiſirte Kammer-Sitzungen, und es gibt nichts Langweiligeres, als dieſe Wachparaden des Royalismus oder Liberalismus. Die Trauerſpieldichter legen das gigantiſche Schickſal gewindelt in eine epigrammatiſche Wiege, und die Luſtſpieldichter ſetzen den neugebornen Scherz auf ein Schlachtroß, und — große wie kleine Geſchichten, was an den Lauernden vorübergeht, alles wird in das Prokruſtes-Bett der Politik gemartert. Dem Geſagten zufolge wird das Luſtſpiel des Herrn Lemercier, von welchem hier die Rede iſt, höchſt wahrſcheinlich nicht viel taugen. Der Verfaſſer iſt ein griesgrämlicher Liberaler, der es nicht verſteht, in einen ſauern Apfel zu beißen und dabei zu lächeln. Ein junger Graf, ein höchſt pedantiſcher Schuft und langweiliger Lovelace, entführt die Nichte eines guten Hauſes. Der Onkel des Mädchens, ein Gerichtspräſident, deſſen Frau, die Ehepräſidentin, der Bruder, noch eine alte Tante, ein Hausfreund, ein Abbé, die Kammerfrau, der Jäger, der Portier, kurz alles Volk, was zwiſchen Dach und Keller wohnt, ſämmtlich ehrliche Leute, ſind wüthend gegen den Entführer, und wollen von deſſen Friedensanträgen nichts hören. Aber unſer Windbeutel von Graf kommt in das beleidigte Haus hineinzuſauſen und ſagt, er junger Menſch kenne die Schwächen der Herren der Schöpfung, und er wolle ſchon

Alles ins Gleiche bringen. Und wahrhaftig, es gelingt ihm! Vom Portier bis hinauf zum Gerichtspräſidenten beſticht er alle ſeine Widerſacher, und zwar alle höchſt unromantiſch mit Baarſchaft, die er jedem, nur auf eine andere Weiſe, beibringt. Er hätte auch wirklich das entführte Mädchen, das ihn nicht leiden mag, erheirathet, wenn nicht glücklicher Weiſe ein junger Menſch dazwiſchen gekommen wäre, der, ein Gran Ehrlichkeit, die Unze Spitzbüberei neutraliſirt, und der Tugend das Uebergewicht gibt.... Das ſind aber ſchlechte Späße! Nicht was weſentlich der menſchlichen Natur entſpricht, ſondern was ihr ſcheinbar widerſpricht gehört in das Luſtſpiel. Wer das Herz der Menſchen kennt, weiß, daß deren Tugend oft nur an einem Haare hängt; aber wenn auch — das Haar hält. Ueberdies hat unſer Dichter die in ſeinem Luſtſpiele vorkommenden Standesperſonen: den Grafen, den Gerichtspräſidenten, den Abbé, zu einem Teige zuſammengeknetet und Oppoſitions-Pillen daraus geformt, die gar nicht gut ſchmecken. Es iſt ein untrügliches Zeichen, daß ein dramatiſches Gedicht, oder ein epiſches, oder ein Roman, oder ein hiſtoriſches Werk, mißlungen, wenn man daraus die politiſchen Anſichten des Verfaſſers erkennt. Shakſpeare und Walter Scott haben in ihren Dichtungen mit keinem Worte verrathen, ob ſie mehr die Freiheit oder mehr die Herrſchaft liebten. — Herr Lemercier hat nur ſich gedichtet, und ſich nur.

LV.

Maria Stuart.

Trauerſpiel von Schiller.

Ob die dichteriſche Vortrefflichkeit eines Schauſpieles für deſſen ſchlechte theatraliſche Darſtellung Erſatz gebe, oder das durch letztere erregte Mißbehagen nur noch größer mache, darüber gelangt man nicht ſogleich zur klaren Anſicht. Ich habe mich endlich für das letztere, nämlich dafür beſtimmt, daß das ſchlechte Spiel in einem guten Stücke am meiſten unerträglich ſey. Doch gibt es hier wieder einen Höhepunkt, bei dem ſich die Sache umwandelt. Es können Schauſpieler unter aller Beurtheilung ihr Spiel zur Parodie eines dramatiſchen Meiſterwerks machen und hierdurch ohne ihr Verdienſt höchſt ergötzlich werden. Dieſe Art der Unterhaltung würde die heutige Vorſtellung gewährt haben, hätten alle unſere Mimen ſo geſpielt wie Einige. Aber leider geſchah es nicht, und ich vermochte darum nur die drei erſten Akte auszudauern, auf welche auch allein die nachfolgenden Bemerkungen ſich beziehen. Die ſchlechtern Schauſpieler waren es nicht, ſondern die beſſern, die mich diesmal fortgetrieben.

Frau *** darf ſich in der Darſtellung der Eliſabeth in die Reihe der vorderen tragiſchen Künſtlerinnen ſetzen, und ihr allein verdanken wir, daß Schiller's Maria Stuart wenigſtens ein Monodrama blieb. Gelang ihr auch minder das, was die heuchleriſche Königin ſcheinen wollte, darzuſtellen, als das, was ſie iſt, ſo war doch ſelbſt dieſer Theil ihres Spiels nicht ſowohl die Schattenſeite, als eine ſchwächer beleuchtete Gegend in einem ſchönen Landſchaftsgemälde. Einige Bemerkungen, ſollten auch rügende darunter vorkommen, können der Künſtlerin beweiſen, daß ſie die Aufmerkſamkeit an jede ihrer Reden und Bewegungen zu feſſeln verſtand. Bei den Worten, welche ſie gegen den bewerbenden franzöſiſchen Geſandten richtet:

Die Könige ſind Sclaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen ſie nicht folgen —

legte ſie die Hand auf's Herz. War dies recht gethan? Ich glaube nicht. Auch davon abgeſehen, daß dieſe Bewegung zu ſpielen ſelbſt die aufmerkſamſte Heuchelei ſo ſelten bedächtig genug iſt (aus phyſiſchen und phyſiologiſchen Gründen, die hier nicht erörtert werden können), ſo wäre ſie hier, wo Eliſabeth als Königin erſcheinen ſollte, auch bei wahrem Gefühle, als etwas zu Bürgerliches und Häusliches, nicht an ihrem Orte geweſen. Ueberhaupt iſt dieſes Fingerdeuten auf den Sitz der Gefühle, das die Bewohner der Bretterwelt ſo häufig gebrauchen, etwas Tadelnswerthes. Nur höchſtens in der Oper, beim Singen, iſt es zu dulden, als

ein trauriger, aber nothwendiger Entrechat der tanzenden Hände, ohne welchen dieſe nicht zum Gleichgewicht und Stehen gebracht werden können. Im Schauſpiele aber iſt das Handaufdiebruſtlegen (ein wahres Commando-wort) etwas Unedles und Unnatürliches, das oft eine komiſche Wirkung hervorbringt. Es wird hierdurch die Liebe zu einer bloſen Wallung des Geblüts herabgezogen, und ihr Schmerz als ein Muskelkrampf erklärt. — In der nämlichen Scene, da Eliſabeth dem Grafen Leiceſter das Ordensband abnimmt, und es dem franzöſiſchen Geſandten umhängt, warf Frau ***, als ſie den bekannten Wahlſpruch des Hoſenbandordens: **Hony soit qui mal y pense** ausſprach, einen ſtrengen zurechtweiſenden Blick auf Leiceſter, der mißmuthig über die franzöſiſche Brautbewerbung hätte daſtehen ſollen. Es war dies ein feiner Zug der Künſtlerin, die ſich dagegen beim Schluſſe dieſer Scene ſehr vergaß, indem ſie, ſtatt ſich gegen die franzöſiſchen Herren zu verneigen, ſie mit der Hand fortweiſend verabſchiedete. Als vorzüglich in der Darſtellung gelungen verdienen einige Stellen in dem Spiele der Frau *** herausgehoben zu werden. Erſtens, der Schluß der Unterredung mit Mortimer, wo ſie den unerfahrnen und anſcheinend argloſen Jüngling, wie auf den Zehen nachſchleichend, mit ihrem buhleriſchen Netze zu umgarnen ſucht:

Das Schweigen iſt der Gott
Der Glücklichen. — Die engſten Bande ſinds,
Die zärteſten, die das Geheimniß ſtiftet!

In den Ausdruck dieſer Worte und in die ſie begleitenden Geberden hatte Frau *** alles gelegt, was ein Weib und eine Fürſtin nur Lockendes und Verführeriſches zu bieten weiß. Die Stacheln ihres Blickes waren reich mit Roſen überhängt. Nicht die Tugend (das fühlt man ſchmerzlich), nur eine andere Leidenſchaft, die früher vom Herzen Beſitz genommen, vermag einer ſolchen Verſuchung ohne Kampf zu widerſtehen. Auch bei der Zuſammenkunft mit Marie zeigte ſich Frau ***, wenigſtens in mehreren Stellen, als ſinnreiche Künſtlerin. Eliſabeth, der es ſchwül wird unter der Maske der Gelaſſenheit und des Gleichmuthes, welche ihr Mariens unterwürfiges Betragen aufzwingt, ſucht endlich einen Anlaß zum Lüften der Maske gewaltſam herbeizuführen. Da beginnt ſie:

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Iſt's aus mit Euern Ränken? u. ſ. w.

und nachdem es ihr ſo gelungen, Marien aufzureizen, endet ſie, unter höhniſchem Lachen, mit den Worten, die auf ſie ſelbſt zurückfallen:

Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
Geſicht, bis jetzt war's nur die Larve.

In dieſe ganze Rede, ſo reichlich verſehen mit Allem, was Eiferſucht, Haß, Neid, Heimtücke und Schadenfreude nur Giftiges aufzutreiben vermochten, und worin Königin, Weib und Teufel ſo innig verſchmolzen erſcheint, hatte Frau *** Alles hineingelegt, ſo wie auch Alles wieder aus ihr

genommen, was nur immer der Dichter beſtrebt haben mochte. Dieſes war um ſo ſchwieriger und daher der dankbaren Anerkennung um ſo würdiger, da Eliſabeth nur zu der Luft ſprach; denn mehr noch als im Leben ſtand ihr die Marie dieſes Abends im Spiele als Widerſacherin gegenüber. Vor Tadel ſchützt ſie unſere Abhärtung, wir ſind nicht mehr ſo reizbar als ſonſt. Der Hunger iſt auch in Kunſtgenüſſen ein guter Koch, und die Zeit wird nicht entbleiben, daß wir die ſpartaniſchen Suppen unſerer Bühne wohlſchmeckend finden werden. Wer nur geſehen hat, wie die ſchottiſche Königin in der eben beſprochenen Scene ſich abgemattet hat, um ſich einen Schwung zu geben, und wie ihre Seele, gleich einer Henne mit beſchnittenen Flügeln, auf der Bühne herumhüpfte und nicht vermochte, nur über die Mauer des Parks aufzufliegen, der hat ihr ſein Mitleid gewiß nicht verſagt. Wenn unſere Theaterdirektion die Gelegenheit, die ſich ihr darbietet, das ſchöne Dutzend voll zu machen, verſchläft und dieſe Königin Maria anzuwerben verſäumt, dann dürfen wir uns glücklich ſchätzen. — Herr *** hat den Grafen von Leiceſter geſpielt, und mit welcher Natur, mit welcher Täuſchung! Nicht der leiſeſte Schatten, nicht der unmerklichſte Farbenpunkt dieſes ſo ſchwierigen Charakters war dem Künſtler entgangen. Wo Thaten ſprechen, wie hier, bedarf es der Worte nicht. — Herr ***, als Mortimer, befriedigte nur mäßig, obſchon Rollen dieſer Art ſonſt recht im Mittelpunkte ſeines Kunſtkreiſes liegen.

Durchaus verfehlt ſchien mir ſein Spiel da, wo Mortimer's Liebe gegen Maria bis zur wahnſinnigen Vergeſſenheit der äußern Welt hinaufſteigt, und er die Schmerzensreiche an ſeine Beuſt drückt. Herr *** war ausſchlagende Flamme, und dem gemäß ſchreiend in ſeinen Reden, und voller Heftigkeit in ſeinen Geberden. Stille, düſtre, zuſammengedrängte, eingeſchloſſene Gluth möchte wohl erforderlicher geweſen ſeyn. Die leidenſchaftliche Umarmung der Königin durfte nur als eine ſinnloſe Handlung des Körpers erſcheinen, welcher, der Aufſicht der verirrten Seele entzogen, nach eignem Triebe verfuhr. —

LVI.

Unſer Verkehr.

Poſſe.

Das Erſcheinen des Schauſpielers Wurm auf der Frankfurter Bühne hat, an dieſem Orte und in dieſe Tage fallend, eine eigne Bedeutſamkeit, die, wenn auch nicht von Allen theilnehmend empfunden, doch ſicher, auch von jedem Gleichgültigen, aufgefaßt wird. Dieſer Künſtler hat in einer Flugſchrift, die er verbreiten ließ, ſelbſt die Gegend bezeichnet, in welche er geſtellt, und den Standpunkt, von welchem aus er betrachtet und gewürdiget werden möchte. Er muß darum mit ſo größerer Ergebung das Geſchick ertragen, dem ausgezeichnete Menſchen in jeglicher Art, ſelbſt da, wo ſie anſpruchslos geweſen, ſtets unterworfen waren: Daß, indem ſie richtungsloſen Leidenſchaften und ſchwankenden Begierden zum Anziehungspunkte dienten, um welchen ſich jene befeſtigten und geſtalteten, ſie zugleich die Widerſtrebungspunkte der feindlich gegenüberſtehenden Regungen geworden ſind.

Das Jüdeln, in der erwähnten Schrift „jüdiſches Declamiren“ genannt, iſt von Herrn Wurm als diejenige

Kunſtfertigkeit angegeben worden, welche ihm auf der einen Seite ſo großen Beifall, auf der andern die traurigſte Verfolgung zugezogen habe. Die Unterſuchung, ob der eine verdient, ob die andere gerecht geweſen ſey, kann, mit welchem Ergebniß ſie auch endigen werde, immer nur zu einer Würdigung der Sache führen, dem Künſtler aber weder zur Ehre, noch zum Unglimpfe gereichen.

Unſer Verkehr iſt mehr als irgend einer der Verkehr des Herrn Wurm, und die Bühne, die dieſes Spiel darſtellte, der Markt geweſen, auf welchem derſelbe ſeine Geſchicklichkeiten an die Liebhaber brachte. Die Aufführung dieſer Poſſe zu Berlin fiel in jene Zeit, wo einige Hauptſtädter, die ſich für das deutſche Volk hielten, alles von ſich abſtießen, was nicht deutſch war, oder ſie gleich den Juden für undeutſch erklären wollten. Wie es entnervten Menſchen eigen iſt, daß ſie in den Geberdungen des Zorns und des Haſſes ſich gefallen, weil ſie ſolche Aeußerungen als Zeichen des Kraftgefühls und eines ſelbſtſtändigen Daſeyns geltend machen möchten, ſo haben auch jene Schwächlinge, um Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe zu offenbaren, einen Haß gegen Juden, der oft ihrem eignen Herzen fremd war, den Beſſern aufzudringen geſucht. Daher ward „Unſer Verkehr“ das Feldgeſchrei einer albernen Verbrüderung, die keinen ernſten Zweck hatte, ja wobei nicht einmal immer Bosheit mit eintrat. Die Theilnehmer jenes Trutzbundes gegen die Juden thaten nicht mehr, als was man zuweilen

Digitized by Google

unartige Schulknaben thun ſieht. So wie dieſe manchmal das Räuberhandwerk ſpielen, ohne Gefahr für ſich und andere, ſo haben jene, mit gleicher Bedeutungsloſigkeit, das wilde menſchenfreſſende Volk geſpielt, und ſind dabei mit allerlei theatraliſchen Grimaſſen, fürchterlichem Spuk, Beſchwörungsformeln und ſonſtigen erhabenen Floskeln zu Werke gegangen.

Aus keiner andern als dieſer Quelle iſt der Strom des Beifalls entſprungen, der ſo weit und reich der Poſſe: Unſer Verkehr, zugefloſſen iſt. Dieſes Spiel vermag auch nicht die niedrigſte Forderung der dramatiſchen Kunſt zu befriedigen, und kann, wo nicht der Zuſchauer eine eigne krankhafte Lüſternheit mitbringt, unmöglich Luſt erregen. Es ſoll die Komödie, die Lächerlichkeit der Geſinnungen oder Gemüthsarten im Menſchen, und die der geſchichtlichen oder natürlichen Erſcheinungen in der Außenwelt darſtellen. Das Lächerliche aber iſt nur vorhanden, wo das ſich Widerſprechende, verbunden oder an einander gereiht, der Vergleichung ſich ausſetzt. Eine mißlungene Bemühung, ein Streben ohne die geeignete Mächtigkeit, ein Doppelweſen in einem und demſelben Menſchen, das der natürlichen Eigenliebe zuwider ganz unerklärlich ſich ſelbſt geringſchätzt, ſich verfolgt, und wegzudrängen ſucht — dieſes ſind Bearbeitungspoſſen für den Komödiendichter. Aber ein Menſch, der ſeiner eigenen Natur treu, der Leitung ſeines Geiſtes folgſam bleibt, und in ſeinen geſelligen Handlungen den Kreis nicht verläßt, den

die bürgerliche Ordnung ihm angewieſen hat, wird, ſo ſehr er ſich auch von Andern unterſcheidet, auf die Bühne gebracht. nie Luſt und Lachen erregen.

So mag — um das Allgemeine zum Theil auf einen gegebenen Fall anzuwenden — eine in einer ungewöhnlichen oder verdorbenen Mundart redende, unter Andern reinſprechenden Perſon, dem Zuhörer wohlgefällig, und dieſes oft um ſo mehr ſeyn, je unverſtändlicher ihm die gebrauchte Sprache iſt. Wenn aber, wie es ſich der Verfaſſer der Poſſe, unſer Verkehr, zur Aufgabe gemacht hat, ein ganzes Stück in einem widerlichen Kauderwelſch geſprochen wird, ſo kann dies nur Ueberdruß und Langeweile verurſachen; denn mit dem Gegenſatze fällt auch die Luſt weg. Diejenigen Zuhörer, denen die jüdelnde Mundart geläufig iſt, überraſcht ſie nicht, und kann daher auch nicht ergötzen; denen, welchen ſie es nicht iſt, iſt ſie unverſtändlich. Nur die Jüdin Lydie mit ihren chriſtelnden Manieren hätte einen nachgiebigen Stoff zu einer gefälligen dramatiſchen Behandlung dargeboten; allein deſſen Bearbeitung iſt durchaus mißlungen, weil eine ſolche Gemüthsart, karrikirt, auch in einer Poſſe die beabſichtigte Wirkung verfehlt. Da, wo, wie in jenem Falle, alles auf eine feine Schattirung ankommt, wird auch durch Auftragung greller Farben alles verdorben. Die Jüdin hätte durchſchimmern, nicht durchleuchten dürfen. Dieſe Lydie ſpricht und geberdet ſich, nicht wie die Tochter eines reichen Mannes, bei der vorauszuſetzen iſt, daß ſie das

Materielle der weiblichen Modebildung ſich angeeignet habe, und nur im Gebrauche und Vorzeigen der Stoffe ſich ungeſchickt benehme; ſondern wie etwa eine Berliner Judenköchin, die mit einem chriſtlichen Friſeur Aeſthetik treibt.

Ueber die Rolle des Jakob können ſich deſſen theilnehmende Glaubensgenoſſen mit Recht gar nicht beklagen. Dieſer Judenburſche iſt ja die beſte Seele von der Welt! Er theilt mit ſeinem hartherzigen Vater das ihm zugefallene Glück — er nimmt, ein reichgewordener Mann, Lydien mit offenen Armen auf, ob er zwar kurz vorher von ihr verſchmäht und mißhandelt worden war — er ſtellt auf eine zarte Weiſe dem Iſidorus Morgenländer als edle Rache für die empfangenen Prügel fünfzehn Thaler zu — und wenn er auch dem Poſtillon nur falſche Groſchen ſchenkt, ſo ſpricht ſich doch ſeine Gutmüthigkeit darin aus, daß er ihn lieber durch eine Täuſchung erfreuen, als ganz mit leeren Händen abfertigen wollte. In dieſer Rolle ſoll nun Herr Wurm vorzüglich geglänzt, und den iſraelitiſchen Burſchen, „recht was man con amore“ nennt, geſpielt haben. Dieſes iſt ſehr löblich, und es ließ ſich nicht anders von jenem Künſtler erwarten, der, wie man weiß, auch die ungewöhnlichſten Gegenſtände mit Liebe zu umfaſſen und zu behandeln verſteht. Wenn aber Herr Wurm hierbei, ſo wie es in ſeiner Schutzſchrift heißt, „noch mehr that, als ſeine Rolle vorzeichnete,“ und ſich dadurch, wie behauptet wird, den Haß und die Verfolgung der Juden

zugezogen hat, ſo iſt noch zu bezweifeln, ob ihm ſo ganz Unrecht geſchehen ſey; vorausgeſetzt nämlich, daß unter jenem „mehr“ nicht blos eine quantitative Ausbreitung der Rolle, ſondern eine qualitative Steigerung derſelben verſtanden werden ſolle.

Es zeigt ſich hier der nothwendige Zuſammenhang, daß eben die zeitlichen und örtlichen Verhältniſſe, welche zu Berlin, in einer Stadt, wo ein ausgebildetes Gefühl für das Schöne und Schickliche durch alle Klaſſen der Geſellſchaft herrſcht, der abgeſchmackten Poſſe: Unſer Verkehr, eine günſtige Aufnahme verſchafften, auch zugleich den Widerwillen der dortigen Juden gegen dieſes Stück hervorrufen mußten. Vielleicht würden letztere verſtändiger gehandelt haben, wenn ſie ihre Empfindlichkeit nicht offenbart hätten; allein daß dieſe aufgeregt worden, kann etwa als eine Aeußerung einer allzureizbaren Selbſtſucht weder getadelt, noch belächelt werden. Es iſt ſchon geſagt worden, daß damals der Judenhaß Sitte war, oder wenigſtens zur Sitte hat gemacht werden ſollen. Vielleicht war dieſe, einem männlichen und verſtandesreifen Zeitalter ſo unangemeſſene Ausſchweifung mehr als ein Kinderſpiel. Vielleicht haben die Unruhigen, um ein von ihnen aufgeregtes Volk bis zur Zeit des vorbedachten Gebrauchs in Uebung zu erhalten, jene feindliche Stimmung künſtlich hervorgebracht. Vielleicht auch haben ſelbſt die Freunde der Ordnung, um eine junge Bürgerwelt austoben zu laſſen und zahnenden Kindern etwas in den Mund

zu geben, worauf ſie ihre Grimaſſen verbeißen können, jenes ränkevolle Treiben nicht ungerne geſehen. So viel aber iſt gewiß, daß die Juden als zur Zielſcheibe irgend eines politiſchen Witzes hingeſtellt oder als Schlachtopfer einer Staatsliſt auserleſen ſich anſehen mußten. Daher war ihre Widerſetzlichkeit gegen die Aufführung der Poſſe: Unſer Verkehr, in Erwägung der Beſtimmungsgründe ihrer Feinde, dieſe Darſtellung ſo eifrig herbeizuführen, nur als eine gerechte Selbſtvertheidigung zu betrachten. Die Empfindlichkeit der Juden wäre ſelbſt dann zu billigen geweſen, wenn auch das Stück ſelbſt Nichts enthielte, was einen unverdienten Spott oder Groll gegen ſie aufzuwecken geeignet wäre — welches aber, wie gezeigt werden ſoll, nicht minder der Fall iſt.

Man pflegt einzuwenden: es werde ſo oft auf der Bühne dieſer oder jener Stand der Geſellſchaft mit Spott behandelt. Der Adel, die Advokaten, Aerzte, ja ſelbſt der katholiſche Kultus wären in manchen dramatiſchen Darſtellungen verunglimpft worden; dieſes habe in Frankfurt ſogar mit Bürgermeiſtern geſchehen dürfen, ob ſolche gleich daſelbſt die höchſte Würde der Regierung ausdrückten. Warum ſollten alſo die Juden ſich dies nicht auch gefallen laſſen wollen! Jedoch ſind die Fälle, die man hier zur Vergleichung neben einander ſtellt, durchaus verſchieden. Dort werden nicht die Stände, ſondern die den Gliedern dieſer Stände zuweilen anhängende Schwächen und Fehler — es wird der Adelſtolz, die Rabuliſterei, das pfäffiſche Weſen belacht, und es iſt

weder von dem Schriftſteller gemeint, jene Klaſſen der Geſellſchaft herabzuwürdigen, noch auch tritt die Gefahr ein, daß eine ſolche Meinung bei den Zuhörern veranlaßt werde. Wenn aber Judenmanieren auf die Bühne gebracht werden, und dieſe, wie in Unſer Verkehr das ganze Spiel ausfüllen, ſo müſſen ſolche Darſtellungen den jüdiſchen Glaubensgenoſſen mit Recht verwünſchenswerth ſeyn. In dem Falle auch (was ſchon ſelten vorausgeſetzt werden kann) der dramatiſche Schriftſteller und der Schauſpieler unbefangen genug wären, hierbei nach nichts Weiterem, als nach Beluſtigung zu ſtreben, ſo ſind doch wenige Zuſchauer ſo arglos, ſich hiermit zu begnügen. Sie werden vielmehr die bei ſolchen Anläſſen empfangenen Eindrücke mit ſich aus dem Schauſpielhauſe tragen, und die auf der Bühne mit Treue oder Ueberladung vorgeſpiegelten Gebrechen der Juden üblicher Weiſe allen dieſen Glaubensbekennern anrechnen. Wer weiß es nicht, wem braucht man es erſt zu erzählen, wie dieſes beklagenswerthe Volk auch darin ſtets mit Ungerechtigkeit behandelt worden iſt, daß man alle in Zeit und Raum zerſtreute Schlechtigkeiten, ſolche, welche Juden verſchiedener Gegenden und verſchiedener Zeiten eigen oder angedichtet waren, geſammelt, und ſtets auf den einzelnen Kopf jedes nächſt daſtehenden Juden als eine Tontine gehäuft hat! — —

LVII.

Tancred.

Große heroiſche Oper von Roſſini.

Groß iſt ſie, wenn dieſes ſo viel heißt, als lang, aber Heroiſches hat ſie durchaus nichts. Man könnte ihr den liebevollſten Roman von Auguſt Lafontaine zur Unterlage geben, ohne einen Widerſpruch zu erfahren. Es iſt unbegreiflich, wie ein Tondichter von nur einigem Sinne eine zur dramatiſchen Handlung ſo unangemeſſene Muſik hat verfertigen können. Wie konnte es geſchehen, daß dieſer Tancred ſo ſehr geprieſen wurde? Schon als ich ihn das Erſtemal hörte, ward mir das Ohr ſo verſchlemmt, wie es der Magen wird, wenn man eine Mahlzeit von nichts als Confect gehalten hat. Kinder und Weiber mag eine ſolche Muſik anlocken, aber für Männer kann ſie, höchſtens in geringer Menge zum Nachtiſche genoſſen, nicht ganz unerfreulich ſeyn. Die ganze Oper, wie ohne Haltung, wie ſchleppend; wie empfindelnd, wie angefüllt von muſikaliſchen Sprichwörtern und Gemeinplätzen iſt ſie. Wenn der Sänger nur drei Töne angegeben hat, weiß man ſchon, was darauf folgen wird. Welche

unendliche Liebelei, welches widerliche Weſen des fadeſten Liebeſchmachtens! Die Muſik gibt ihre dahlende, tändelnde Weiſe nicht einmal in den Kriegsmärſchen auf. Ihr ſeht einen Schmetterling über einem Schlachtfelde fliegen.

* Um die Ungläubigen, welche die Wunder des alten Teſtaments bezweifeln, zu bekehren, ging ein ſyrakuſiſcher Soldat trocknen Fußes durch das mittelländiſche Meer, dem doch an Näſſe und Gefährlichkeit das rothe gewiß nicht beikam. *

LVIII.

Der Sammtrock.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Ich gebe Euch den freundſchaftlichen Rath, dieſes Luſtſpiel zu leſen, ehe Ihr deſſen Darſtellung beiwohnt, damit Ihr nicht ängſtlich werdet, wenn, wie es darin geſchieht, ein junger Graf bei dem Beſuche einer verheiratheten Frau, die nach ihres Mannes eigner Erklärung „appetitlich“ iſt, die Thür hinter ſich verſchließt, um ſich ungeſtört ſeiner Zärtlichkeit zu überlaſſen. Es iſt beruhigend vorherzuwiſſen, daß die Sache glücklich abläuft. Aber ihre Launen haben die Weiber, das iſt gewiß! Mir wenigſtens könnte dieſer Graf Lunger, von Herrn *** dargeſtellt, durchaus, und ſchon ſeiner altväteriſchen Kleidung wegen, nicht gefallen. Kurze Beinkleider und Strümpfe unter einem Oberrocke bezeichnen einen ſoliden, langweiligen Mann. Ueberdies ſcheint es mir, daß, wenn in einem Stücke das Klima und die Jahreszeit nicht beſtimmt angegeben ſind, der Schauſpieler ſich nach der Witterung, die in der wirklichen Welt herrſcht, kleiden müſſe. Aber am 7. Juli 1818 ging wohl kein junger

leichtfertiger Zierling ſo wie Herr *** gekleidet auf Eroberungen aus. — Herrn *** Spiel, als Magiſter Kranz, war zu loben; das Gutmüthige, Trockne und Leidenſchaftsloſe, das in der Art dieſes Künſtlers liegt, iſt der Rolle eines Stubengelehrten nicht unangemeſſen. — Frau *** war als Sibylle zu eintönig. Durch die ganze erſte Scene blieb ſie mitten im Zimmer, den Strickſtrumpf in den Händen, unbeweglich auf einem Flecke ſtehen. Das iſt nicht nach der Natur.

LIX.

Sappho.

Trauerſpiel von Grillparzer.

Vor etwa zwei Jahren wurde uns dieſe Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder, als Sappho, gleichzeitig bekannt. So empfingen wir eine köſtliche Frucht in goldener Schale mit Dank und Freude aus den Händen der großen Künſtlerin. Später wurde ſie uns wiederholt, aber auf flacher Hand, und heute auf irdenem Teller dargereicht. Der Reiz zum Genuſſe der Frucht ward ſchwächer, wenn auch nicht das Gefühl der Annehmlichkeit, indem man ſie genoß. Nicht etwa, als hätte das Spiel jener Künſtlerin Mängel des Dichtwerks verſteckt oder erſetzt, die nun, ihrer Hülle oder Entſchädigung verluſtig, nackt und unverzeihlich erſchienen — ſo nicht. Aber oft geſchieht, daß uns eine Wirklichkeit anzieht, die uns als ein Gedachtes abſtößt, daß wir an der Gegenwart preiſen, was wir als ein Entferntes tadeln, und an der Wahrheit, was uns an der Dichtung nicht erfreut. Die Sinne und das Herz prüfen nicht; die Sinne neigen ſich zum Schönen, das Herz liebt und haßt. Aber der Geiſt

urtheilt und unterſcheidet, was liebenswürdig und was haſſenswürdig ſey. Die Strafe des Verbrechens, der verſchuldete Schmerz, die thörichte Klage, können unſer Mitleid nicht erregen; aber um den Verbrecher auf dem Blutgerüſte, um den Duldenden aus Leichtſinn, um den verzweiflungsvollen Thoren weinen wir gewiß; die Schwachheit tadeln, den Schwachen bemitleiden wir. Und ſo würde behauptet, daß wir der Sappho der Dichtung nicht ganz bewilligen können, was wir der Sappho der Bühne zugeſtanden.

Ich mache mit den Philologen nicht gemeinſchaftliche Sache, deren Einer, da er zu Berlin die Sappho darſtellen ſah, ausrief: „das iſt dummes Zeug!“ Ich rede keinem Conrector nach, den es verdrießt, daß ſeine Sappho, von der man „leider“ nur noch einige Fragmente hat, ſo verkleinert worden, indem ſie der Dichter ſich mit Lappalien beſchäftigen ließ. Ich kenne die lesbiſche Sappho gar nicht; ich weiß nichts von der grauſamen Geliebten des Alcäus, nichts von der Ehefrau des Kerkolas; ich kenne nur die gekrönte Dichterin und das liebende Weib, und will betrachten, wie der Dichter Liebe und Ruhm feindlich ſich gegenübergeſtellt, und wie traurig der Kampf geendet, da der Sieg ohne Entſcheidung geblieben, und ein gemeinſchaftliches Grab beide Kämpfenden verſchlang. Freilich ſpottet die Natur der Befehle, wie der Verweiſe eines Dramaturgen; aber darf auch die Kunſt nichts darſtellen, als wozu ihr die Natur ein Vorbild reicht, ſo darf ſie doch nicht jede Erſcheinung

der Natur zum Vorbilde nehmen. Die Natur ſchafft, indem ſie zerſtört, und ſie zerſtört das Einzelne, um die Geſammtheit zu erhalten. Doch die Kunſt ſtellt nur das Einzelne dar, und zernichtet ſie ein Beſonderes, um nur ein anderes Beſondere zu erhalten, erkauft ſie das Leben des Einen mit dem Tode des Andern, ſo iſt dieſes eine frevelhafte launiſche Wahl durch keinen Zweck entſchädigt, durch keine Weisheit geleitet. —

Erhabene, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geiſt zu denken
Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt,
Ich dank' euch!

Ihr habt mit Sieg dies ſchwache Haupt gekrönt,
Und ausgeſät in weitentfernte Lande
Der Dichterin Ruhm, Saat für die Ewigkeit!
Es tönt mein gold'nes Lied von fremden Zungen
Und mit der Erde nur wird Sappho untergeh'n.
Ich dank euch!

So ſpricht Sappho,

Die Könige zu ihren Füßen ſah
Und, ſpielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen ſah und hörte, und — entließ.

und dieſes Weib, ſo hoch geſtellt von Menſchen und von Göttern, ſo in der Fülle des Werthes und dieſes Werthes froh und ſich bewußt: ſie kehrt zurück, aus der Mitte der

verſammelten Griechen, die Herrlichſte unter den Herrlichen, die Geprieſenſte unter den Geprieſenen, die Glücklichſte unter den Glücklichen, ſiegestrunken, lobberauſcht; auf ihrem Haupte den friſcheſten jüngſten Lorbeer; ſie kehrt zurück, mit Jauchzen entlaſſen, mit Jauchzen empfangen; ſie kehrt zurück und — ſteht dem Sclaven, der ihren Siegeswagen ſollte ziehen, als Sclavin zur Seite! Das iſt nicht Sinken mehr der Größe, das iſt ſchon ihr Fall. Das Grab iſt geöffnet, der Sarg iſt aufgeſchlagen, die Würmer nagen an der Leiche. Wozu unſer Bangen, da die Gefahr ſchon erreicht, wozu unſere Thränen, da die Verweſung ſchon eingetreten, was fürchten, da nichts mehr zu hoffen iſt? Sie kehrt zurück, und, noch ehe ſie herannaht, iſt ſie ſchon verurtheilt, durch einen niedrigen Diener verurtheilt, durch Rhamnes, der mit den Worten:

Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geſchäftig für ſein Wohl liebt ſtill das Weib!

die der Herrin entgegenjubelnden Mädchen in das Haus zurückweist. Aber Sappho verkündigt dem verſammelten Volke laut und gebieteriſch ihre Liebe und ihre Schande. Als ruhmvolle Herrin dürfte ſie nicht lieben, als liebendes Weib ſeine Liebe nicht verkündigen. Wir wiſſen nicht, was wir empfinden ſollen, und die Einheit der Empfindung, die in dramatiſchen Dichtungen nicht minder ſorgfältig als die Einheit der Handlung gehütet werden muß, wird getrennt. Wir

müſſen der Sappho vergeſſen, ſollen wir dem Weibe ſeine Liebe verzeihen, aber wenn wir der Sappho vergeſſen, welche Theilnahme kann noch ferner eine alltägliche Schwäche bei uns finden? Eine Königin im Krankenbette mit der Krone auf dem Haupte; oder eine Königin auf dem Throne von Fieberſchauern gerüttelt — ſo oder ſo erſcheint uns Sappho, und durch dieſe Nachbarſchaft von Größe und Schwäche wird Ehrfurcht wie Mitleid von uns abgewehrt.

Wenn die Liebe Geiſt und Arm des Mannes unterwirft und als Gebieterin des Ruhmes erſcheint, dann mögen wir ſeinen Fall beweinen, oder auch verzeihen, denn nur einfach iſt die Schwäche und die Schuld. Doch wenn das Weib, das ſein ſtilles Haus verließ, von ſeiner Liebe herabſtürzt, wird es nur Schadenfreude finden; denn zwiefach iſt die Schuld — daß es geſunken und daß es geſtiegen. Die Flügel des weiblichen Geiſtes ſind immer aus Wachs, doch nur den Fall, nicht den Ruhm der kühnen That, theilen ſie mit Ikarus.

Wenn behauptet wird, die Liebe Sappho's müſſe mit Spott und Unwillen erfüllen, iſt es etwa die Verſtimmung unſres Gemüths, iſt es etwa mein irrender Murrſinn, der dieſes ungerechte Urtheil fällt? Iſt es nicht Sappho ſelbſt, die ihre eigene Liebe geringſchätzt und faſt verhöhnt — ja geringſchätzt, ſo ſehr ſie ſich auch abmüdet, ſich vor ſich ſelber zu verſtecken. Sie denkt über ihre Liebe, und die wahre Liebe denkt nicht. Sie will auf ihrem Herzen

ſpielen, wie auf ihrer Leier; aber bei der wahren Liebe iſt eins, Finger und Saite. Sie lauſcht dem Urtheile der Welt, um es zu verſchmähen; aber die wahre Liebe vergißt die Welt und hört nicht, was ſie ſpricht. Ihre Liebe iſt ihr nur das Höchſte, aber die wahre Liebe hat auch nichts unter ſich, noch zur Seite, ſie iſt Alles und füllt alle Räume aus.

Sappho kehrt von den olympiſchen Spielen in den Kreis einer ſie anbetenden Menge zurück. Sie ſteigt mit Phaon von ihrem Siegeswagen und ihrem Ruhme herab. Die Ihrigen jauchzen. Da fühlt ſie alſobald, daß ſie dieſen ehrfurchtsvollen Empfang nicht mehr verdiene. Sie ſucht die Vorwürfe ihres Innern zu beſchwichtigen, und da ſie es nicht vermag, trotzt ſie ihnen mit Ingrimm, ſchuldbewußt:

Mögt ihr's immer wiſſen!
Ich liebe ihn!

ruft ſie dem verſammelten Volke zu. Kann die wahre Liebe fürchten, daß man ihre Wahl nicht achten werde? Sie duldet zwar nicht, daß man verletze, was ihr heilig; aber ehe man das Heilige verletzt, ahnet ſie nicht, daß man wagen könne, es zu verletzen. Aber Sappho zittert der Mißbilligung entgegen. Darum lauert ſie auf jede Miene, horcht auf jedes Wort der ſie Umgebenden, und wiegt ängſtlich und empfindlich jeden Laut ab. Sie ſtellt ihren Sclaven den Geliebten mit den Worten vor: Hier ſehet euern Herrn!“ Rhamnes (verwundert, halblaut): „Herrn?“ Sappho:

„Wer ſpricht hier? (geſpannt) was willſt du ſagen?“ Rhamnes (zurücktretend): „Nichts!“ Sappho: „So ſprich auch nicht!“

Doch wie! Darf ein Weib, weil es den Lorbeer ſich gewonnen, nicht auch die Myrthe durch ihre Locken flechten? Darf es nicht bewundern, weil es bewundert, nicht lieben, weil es angebetet wird? Sappho — ihre Eltern ſanken früh in's Grab — ward am Mutterherzen der Muſen gewartet. Des Geſanges und der Dichtung Gaben ſchnell entfaltend, ſie fortgetragen durch heitere blaue Lüfte, von dem offenen Ohr der Griechen bald vernommen, bald angeſtaunt, ihr Ruhm von Tempel zu Tempel eilend — ſo im raſchen Fluge bis hinauf zum Sitze der Götter, erreichte ſie den Gipfel ihres Ruhms glücklich und geſättigt. Da fiel das blitzende Auge Phaons in ihr Herz und erhellte ſeine Leere. Sappho kannte die Liebe nicht, und .... doch nein, ihr war Liebe nicht fremd:

Der Freundſchaft und der — Liebe Täuſchungen
Hab' ich in dieſem Buſen ſchon empfunden!

ſie bekennt es und damit ihre Schuld. Nicht überraſcht, nicht überwältigt wurde die Unerfahrne von der Leidenſchaft. Sie gab ſich ihr willig, unbedacht hin, und wäre Phaons Treue nur um einen Tag älter geworden, dann hätte Sappho ſelbſt von dem Felſen am Meere in die Wellen hinabgejammert und ihren Verrath zu ſpät bereut — wir dürfen es denken.

Aber tritt die Kraft nicht am herrlichſten hervor, wenn Schwäche ſie umſchattet? Macht nicht das Thal den Berg? Göttlich iſt der große Menſch, aber ohne Fehl wäre er Gott, und unſrer Liebe wie unſrer Bewunderung entrückt. Steht Sappho nicht größer da als zuvor, nachdem ſie ſich aufgeraſſt und ihre Liebe, als ein Spielwerk, mit dem ſie zu ernſt geſpielt, weit von ſich werfend, ihrer Luſt der Erde entflieht, um zu den Sternen emporzuſteigen? Da ſie ſpricht:

> Ich will mit Sappho's Schwäche euch verſöhnen,
> Gebeugt erſt zeigt der Bogen ſeine Kraft.

Hat ſie nicht den ſchönſten der Siegeskränze ſich erkämpft? .... Nein, das that ſie nicht. Kleiner noch als im Leben zeigt ſich Sappho ſterbend. Sie verſöhnt mit ihrer Schwäche nicht, ſie entzieht ſie nur dem Vorwurfe. Der Bogen zeigt nicht ſeine Kraft; er bricht und zeigt ſeine Gebrechlichkeit. Sie liebt und haßt, und ohnmächtig ihr Herz zu entleeren der Liebe und des Haſſes, zerſchlägt ſie das Gefäß, damit die Empfindung von ſelbſt entſtröme. Ihr Tod war nicht das Werk freier Entſchließung. Er ward im Wahnſinn beſchloſſen und im Wahnſinn vollführt, und nur das Meer, nicht die Reue, bedeckte ihre Schuld.

Doch ſchon zu lange habe ich in dieſe Sonne geſehen, um ihre Flecken zu ergründen; geblendet ſenke ich den Blick, mich ferner nur ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen. Sappho's Ruhm und Tag ſahen wir traurig, blutroth untergehen; aber um ſo ſüßer und freundlicher ſteigt ihre Nacht

herauf, mit dem milden Mondlichte der Weiblichkeit und den Liebestönen der klagenden Nachtigall. Welche tiefe, doch nicht einſchneidende, verwundende, nur vordringende Blicke hat der Dichter in das weibliche Herz geworfen! Von dem Dornenritze jener Roſe, der Sappho's Herz blutig anſtreifte, bis zum Dolchſtoße der Entführung Melitten's, der es durchbohrte — wie wahr, ſchön und naturtreu iſt das alles vorgebildet! Vergebens ſucht die männerkundige Sappho die Gefahr, die ihrer Liebe droht, herabzudeuteln, vergebens bittet ſie ihren Ruhm um Entſchädigung für ihren Schmerz, ihren Stolz um Beiſtand gegen ihn, ſie entrinnt dem Verderben nicht. Wie das Vöglein, wenn es der Blick der Klapperſchlange traf, von ihrem giftigen Anhauche umnebelt, feſt gehalten, nicht zu entfliehen vermag und immer weiter gezogen, endlich in den offenen Rachen ſtürzt — ſo auch Sappho, da die Eiferſucht ihr Schlangenhaupt gegen ſie reckt; gelähmt ſind die Flügel ihres Geiſtes und beſinnungslos ſucht ſie ſelbſt den Untergang. Wenn mir auch das Gebot der Dramaturgen, eine dramatiſche Handlung dürfe eine gewiſſe Bühnenlänge nicht überſchreiten, ſonderbar erſcheint, da ich erwäge, daß doch dem Maler verſtattet iſt, eine meilenweite Landſchaft in einen fußengen Rahmen zu ſperren, wenn nur Licht und Schatten, Größenverhältniß und Fernſicht beobachtet ſind — ſo bleibt doch rühmlich, daß der Dichter Sappho's jene Foderung ſo völlig zu gewähren verſtand. Innerhalb eines Tages und einer Nacht

ſieht man den Keim, das Wachſen, die Blüthe, die Frucht, das Hinwelken der Liebe; die Natur ſelbſt hätte keine längere Zeit bedurft.

Phaon, wie klein und niedrig erſcheint er neben Sappho, wie er ſelbſt dunkel, Schatten werfend in ihren Glanz! Wir ſtimmen ihm bei, wenn er ausruft:

Wer glaubte auch, daß Hellas erſte Frau
Auf Hellas letzten Jüngling würde ſchauen.

— und ſo ſehr bei, daß wenig ſein beſcheidener Sinn uns rührt. Sappho ſucht ihn aufzurichten, nicht um ihn, um ſich ſelbſt zu erheben:

Dem Schickſal thuſt du Unrecht und dir ſelbſt!
Verachte nicht der Götter gold'ne Gaben!

So ſpricht ſie und rechnet dieſe Gaben vor. Allein,

Der kühne Muth, der Weltgebieter Stärke —

iſt er Phaon eigen, glaubt ihn Sappho in deſſen Beſitz? Warum ſo ängſtlich beſorgt, wie eine Mutter um ihr krankes Kind beſorgt, zeigt ſie ſich um ihn? Wie ſie der Weltgebieter Einen, den Sclaven ihres Hauſes, vorſtellt!

Ihr ſeht hier euern Herrn. Was er begehrt
Iſt euch Befehl, nicht minder als mein eig'ner.
Weh' dem, der ungehorſam ſich erzeigt,
Den eine Wolke nur auf dieſer Stirn'
Als Uebertreter des Gebots verklagt!
Vergehen gegen mich kann ich vergeſſen,
Wer ihn beleidigt, wecket meinen Zorn,
Und nun, mein Freund, vertrau dich ihrer Sorgfalt....

*

Wie undankbar, wie verächtlich erſcheint Phaon! Daß er Sappho, die er hoch verehrte, nicht zu lieben vermochte, das iſt nicht ſein Vergehen; er vermochte es nicht, weil er ſie hoch verehrte. Daß er aber den Muth gewann, ſich gegen ihre Größe aufzulehnen, zeigt ſein kleines Gemüth; er hätte jenen Muth nicht gefunden, hätte er ihre Größe zu umfaſſen verſtanden.

Doch eben in der Bildung eines ſolchen Phaons hat der Dichter ſeine Meiſterſchaft gezeigt. Ein Geringerer als er, hätte den Geliebten Sappho's mit allen Gaben des Geiſtes und Gemüths ausgeſtattet, um ihn der Anbetung einer ſolchen Liebenden würdig zu machen. Wie verſäumt wäre alsdann geworden, was am meiſten Noth thut! Denn wo anders könnte Sappho Nachſicht finden für ihre Verblendung, als in der Größe dieſer Verblendung? Wo anders Mitleid für ihre Niederlage, als in der Unſcheinbarkeit des Feindes, der ſie beſiegte, weil er ungefürchtet nahe kommen durfte? Wenn zeigt ſich die Liebe allmächtiger, als indem ſie Alles gibt und Nichts dafür nimmt? Wäre Phaon Sappho's würdiger geweſen, dann erſt hätte man ihr vorrechnen können, wie thöricht ſie getauſcht und wie ſie, wenn ſie auch viel empfing, doch für das, was ſie hingegeben, nicht genug empfangen. Die wahre Liebe würdigt ihren Gegenſtand, aber das iſt die wahre Liebe nicht, die nur das Würdige liebt.

In Melitta ſehen wir den Sieg der Weiblichkeit über mannartigen Hochſinn; den Sieg des Herzens über Geiſteskraft

und den der Anmuth über Schönheit. Verſchwiegen, verſchloſſen, träumend wie eine Blume, erwartend die liebende Hand, die ſie brechen wird, ſich ihr nicht entgegenſtreckend, fromm ergeben, ſtill gehorchend — ſo ſteht ſie dem Undanke und der Rauheit Phaons, wie der Rachſucht und Heftigkeit Sappho's gegenüber, und ſo überlebt die beſcheidene Lampe der Sclavin die verzehrende Sonne der Gebieterin.

Soll ich noch ſprechen von dem holden Zauber in allen Reden unſeres Dichters? Von dieſer bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit ſeiner Bilder, von der Tiefe und Wärme ſeiner Empfindungen? Dieſer wundervolle paradieſiſche Garten iſt genug geprieſen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberſtelle. Dort findet ſich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantaſie. Zierliche Weltweiſen ſind ſie mit Lob zu nennen, welche Bücherſchränke voll guten Verſtandes mit Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer ſaftigen Frucht ein abgeriſſenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragée beſtecken — aber Dichter ſind ſie nicht. Grillparzer iſt ein Dichter.

LX.

Henriette Sonntag in Frankfurt.

Seit die holde Muſe des Geſangs, Henriette Sonntag, vor einem Jahre in Weimar erſchienen, und die frommen deutſchen Sternprieſter, unter Zither- und Zimbelklang, dieſe Conſtellation zweier Größen auf eine ſo ſeltſamliche, ſpaniſch-mauriſche, hyacinthenduftige, ſüß dämmerliche Weiſe gefeiert und ſie geſungen haben: „der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speiſe und Trank,“ ſtatt zu berichten: Fräulein Sonntag hat bei Herrn v. Göthe zu Nacht gegeſſen — ſeitdem bin ich ganz toll geworden über das toll gewordene Volk, das über Nacht umgeſprungen und, gewohnt wie es war, an der Flamme des Prometheus nur ſeine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer ſchluckte und, gewohnt wie es war, ſeine mäßige Genießbarkeit unter bittere und harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing ſüß zu werden und zu ſchwabbeln und zu gleißen und zu liebäugeln wie Gelée. Ich hatte die aufgebrachteſten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken laſſen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht gethan. Wie hätte man des

unbeugſamen Rhadamanthus geſpottet, der endlich der Feder-Vaſall eines ſchönen Mädchens geworden! Wahrlich ſeit ich die Zauberin ſelbſt gehört und geſehen, hat ſie mich bezaubert, wie die Andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung geweſen: es ſey doch nicht recht, daß wir Deutſche, die wir uns ſo ſchwer begeiſtern, die wir erſt zu trinken anfangen, wenn Andere ſchon Kopfſchmerzen haben — daß wir unſer jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der erſten lockenden Erſcheinung hingeben, die, wenn auch ſchön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohlthuend, doch nicht wohlthätig iſt. Es ſey eine unbeſonnene Verſchwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich ſage: es iſt ſchön, laßt uns des Augenblicks genießen, wozu für unſere Enkel ſparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unſere Bewunderung laut auszuſprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich dieſe Zauberin, die ein ſolches Volk umgeſtaltet, loben, aber wer gibt mir Worte? Selbſt die ungeheure Maſſe von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geſchaffen, ſeit uns der baare Sinn ausgegangen, ſelbſt dieſe iſt erſchöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives ſetzen, das für die Sonntag nicht verwendet worden wäre, und Keiner gewönne den Preis.

Man hat ſie genannt: die Namenloſe, die Himmliſche, die Hochgeprieſene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmliſche Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Geſanges, Götterkind, den theuern Sangeshort, deutſches Mädchen, die Perle der deutſchen Oper. Ich ſage zu allen dieſen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbſt nüchterne Kunſtrichter haben geurtheilt: ihre reizende Erſcheinung, ihr Spiel, ihr Geſang, könnte auch jedes für ſich verglichen werden, ſo habe man doch die Vereinigung aller dieſer Gaben der Kunſt und der Natur noch bei keiner andern Sängerin gefunden. Auch dieſem ſtimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieſer Vereinigung nicht beſtechen konnte; denn mit der größten Anſtrengung war es mir nicht gelungen, ſie zugleich zu ſehen und zu hören, und ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zuſammenrechnen, um die Summe ihres Werthes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutſche Stadt in ſo feſtliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes ſeyn. Unſere Sängerin zu preiſen, will ich von dem Taumel reden, den ſie hier hervorgebracht; denn ein ſo allgemeiner Rauſch, lobt er auch die Trinker nicht, ſo lobt er doch den Wein.

Henriette Sonntag könnte, mit einer kleinen Veränderung, wie Cäſar ſagen: ich kam, man ſah, ich ſiegte. Der Sieg ging vor ihr her, und ihr Kampf war nur ein Spiel zur

Feier des Sieges. Die erſte Huldigung, die ſie in dem überwundenen Frankfurt gefunden — die erſte, aber zugleich die wichtigſte Huldigung, weil ſie guten deutſchen treuen Sinn und hohe, innigſte Verehrung bezeichnete — war ihr von dem hieſigen *Fremdenblättchen* dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündigte: „Fräulein Sonntag, königlich preußiſche Kammerſängerin, *mit Gefolge und Dienerſchaft*.“ Es iſt nämlich zu wiſſen, daß unſer täglich erſcheinendes Fremdenblättchen den Werth und die Würde der Reiſenden auf eine höchſt ſinnreiche, genaue und ſtreng ſtaatsrechtliche Weiſe bezeichnet. Iſt ein Fremder reich, dann hat er einen *Bedienten*, iſt er ſehr reich, hat er *Bedienung*; iſt er zugleich vornehm, hat er *Dienerſchaft*; und iſt er ſehr vornehm, hat er *Gefolge und Dienerſchaft*. Statt *Gefolge* wird zuweilen *Suite* gebraucht; was aber dieſe zarte Feudal-Schattirung ausdrücken ſolle, darüber ſind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürſtliche Perſonen reiſen *mit hohem Gefolge und Dienerſchaft*. Indem man alſo der Fräulein Sonntag *Gefolge und Dienerſchaft* zuerkannte, hat man ſie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An dieſe erſte Huldigung reihet ſich am ſchicklichſten die letzte an, die ſie hier gefunden. Nämlich der Wirth des Gaſthauſes, in welchem Fräulein Sonntag vierzehn Tage gewohnt, ſchlug bei ihrer Abreiſe jede Bezahlung aus, und

veredelte und verjüngte dadurch den alten römiſchen Kaiſer zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutſche im Namen des Vaterlandes bewirthet werden. Zwiſchen dieſen beiden Huldigungen breiteten ſich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sonntag war hier in einer Zeit erſchienen, wo die allgemeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, viel ſchwerer war, als ſie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegeriſchen Trotze der Ungläubigen war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch ſprach man von der letztern auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwiſchen den Mächten das ſtaatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen ſetzt. Die wilde türkiſche Muſik, durchtönt von einer ſüßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sonntag, Codrington und Othello, der Divan und der Barbier, das wurde alles unter einander gemiſcht. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man ſie auf der Börſe von Achteln und Quarten ſprechen hörte, wußte man nicht, ob ſie Takte oder Procente meinten. Die Eingangspreiſe in das Schauſpielhaus wurden verdoppelt, und das ſagt viel! denn uns Frankfurtern, ſo reich wir auch ſind an Geld, iſt jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuſchauer ſtrömten in großen Schaaren herbei, und nicht bloß die hieſigen Einwohner, nicht bloß die Bewohner der nahe gelegenen Städte, gar weit her, von Cöln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie

bei den olympiſchen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für ſich allein miethen, und zeigte ſich, als man ihm bemerkte, daß dieſes ſchicklicher Weiſe nicht auszuführen ſey, ſehr erſtaunt über die wunderliche Continental=Prüderie. Ein junger Menſch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erſtürmte ſich einen Sitz, war ſo gutmüthig, dieſen einer matten Dame abzutreten, ſtellte ſich, ward dann ohnmächtig, ehe die Vorſtellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, ſtehend und leblos von Hand zu Hand zur Thüre hinaus geſchoben, erholte ſich erſt wieder, als der Vorhang ſchon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuße nach Wiesbaden zurück. Einen hieſigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle ſo erſchöpft, daß er nach Hauſe gehen mußte und noch denſelben Abend ſtarb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von Solchen, die mehrere Tage das Bette hüten mußten, hat man ſich erzählt. In dieſen Tagen war das Intelligenzblatt wie beſät mit verlornen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und andern Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des erſten Auftretens der Sonntag zum Optiker kam, um mein zur Ausbeſſerung dahin gegebenes Perſpektiv zu holen, mußte es unter andern fünfzig Ferngläſern, die alle in gleicher Abſicht dort verſammelt waren, hervorgeſucht

werden. Es war eine allgemeine Augenrüſtung der ganzen waffenfähigen Mannſchaft in Frankfurt, und die vielen hundert im Glanze des neuen Kronleuchters ſchimmernden Fernröhren, die alle auf ein ſchwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegeriſchen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie ſchlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeſchickten Artilleriſten wurden beſchädigt.

Das Schauſpielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und ſchon lange vorher war der große Platz vor demſelben mit Menſchen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte dem Kampfe zuzuſehen. Ein hieſiger Theater-Critiker hat das Gedränge ſehr treffend mit den Worten geſchildert: „Man hätte glauben ſollen, dem erſten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldene Stiefel zugedacht.“ Nun denke man ja nicht, es ſey etwas Kleines, es ſey ein bloßes Luſtgefecht, in das hieſige Theater zu ſtürmen. Das Haus iſt gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, ſondern vielmehr ihn zu erſchweren, es iſt wie eine Feſtung gebaut, der ſich Vauban nicht zu ſchämen hätte. Eine ſchmale und ſteile Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und dieſe Treppe wird von der engen Eingangsthüre in zwei Hälften geſchieden, ohne daß außer- und innerhalb der Thüre ein Abſatz iſt. Dieſes Pförtchen öffnet ſich nach außen, und wird, im dramatiſchen Style, plötzlich, raſch und unerwartet,

wie ein Theatercoup, und zwar von innen aufgeſtoßen, ſo daß die auf der Treppe ſtehende Menge mit Leichtigkeit herabgeſtürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei ſolchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, ſo haben ſie dieſes blos ihrer vortrefflichen gymnaſtiſchen Erziehung zu verdanken, die ſie von Kindheit an in dieſen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erſte Thür und die zweite Treppenhälſte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Thüre, die halb offen ſteht. Hinter ihr aber ſteht ein Rieſe mit breiter Bruſt und ausgebreiteten Armen und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein iſt, ſchlüpft dem Rieſen unter den Armen durch, die Großen aber müſſen warten, bis die Schlagbäume ſich aufthun.

Eine ſo hochgeſpannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuſchauer geſtanden, daß Fräulein Sonntag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Weſen gehört, was könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeſchreibliche Anmuth begleitet alle Bewegungen dieſer Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Geſang als den ſchönen Putz einer vollkommenen Schönheit anſehen ſoll. In ſcherzhaften Rollen bewahrt ſie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern ſo leicht zu verletzen, und in ernſthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend iſt.

Madame Catalani ſoll von ihr geurtheilt haben: **Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit**; wer ſie aber als Desdemona in Roſſini's Othello gehört hat, wird dieſes Urtheil ſehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeſchmackten Text des Roſſiniſchen Othello, man ſah und hörte Shakſpeare's Desdemona. Sie iſt eben ſo bewunderungswürdig im einfachen Geſange, der zu dem Herzen ſpricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man ſah alte Männer weinen — eine ſolche Wirkung bringt eine bloße Künſtelei, ſey ſie noch ſo unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verſchlingungen, Triller, Läufe und Cadenzen gleichen den anmuthigen kindlichen Verzierungen an einem gothiſchen Gebäude, die dazu dienen, den ſtrengen Ernſt erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern, und die Luſt des Himmels mit der Luſt der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernſt zu entadeln und herabzuſetzen. Die Begeiſterung, welche Henriette Sonntag als Desdemona entzündet, glich einem griechiſchen Feuer, das gar nicht zu löſchen war, und ...... Doch jetzt klammere ich mich an den Felſen der Beſonnenheit, der ſich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgeriſſen, vielleicht war es nicht blos eine Art zu reden, wenn ich früher ſagte: „ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche." Sollte ſo etwas geſchehen, ſollte mir etwas Menſchliches begegnet ſeyn — dann will ich mich nicht allein dem ſpottenden Mitleide

preiſsſtellen, ſondern mich unter meine ſchiffbrüchigen Leidensgenoſſen miſchen, und will darum Einiges von dem erzählen, was einige Theater-Critiker und Dichter hier und in Darmſtadt von der Sonntag geſagt, geſungen und gewüthet haben. So verbunden ſpotten wir der Spötter.

Mir ſchwindelt! Ich habe trunkene Deutſche geſehen — aber nicht betrunken von Wein, ſondern trunken von Begeiſterung! Die Zeit iſt im Gebähren, das Jahrhundert wird Vater werden, und große Dinge werden geſchehen. Was iſt gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landſturmsaufgebot im Olymp; ſelbſt die Weiber, Kinder, Greiſe und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritiſche alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düſtere Recenſenten haben mit ihr gekoſ't. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde Anakreons haben mit dem ſchönen Mädchen von Tod und Unſterblichkeit geſprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben ſie ſehr gebeten, ihre bisherige Unſchuld zu bewahren. Ein „Klausner" ſang:

Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
Komm, enträthſ'le meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling iſt nach Paris gereiſt und hat den hohen Sinn des Verſchleierten nicht enträthſelt! „Eine Geiſterſtimme an Henriette Sonntag," ließ ſich vernehmen, aber es war kein düſtrer Ton aus dunkler Gruft, ſondern das ſüße Saitengeflüſter in einer ſpaniſchen Nacht,

und der Geiſt war ſehr vollblütig. Das Jahrhundert von Volta war ſchon überaus ſelig, wenn es die Freude einmal electriſirte, aber das genügt nicht mehr — unſere Sängerin durchzückte ihre kritiſchen Fröſche mit „galvaniſcher Freude.“ Ein Sterngucker ſprach von der „Milchſtraße, die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt.“ Ein Anderer ſagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeiſterte alle Gemüther, jede Zwietracht war verſchwunden.“ Ach, warum ſchickt man die Sängerin nicht nach Konſtantinopel, daß ſie den Divan beſchwichtige? In deutſchen Novembertagen war die Sängerin von „heſperiſchen Lüften“ umgaukelt. Ein Anderer ſagte ſtolz, er werde mit Stolz einſt ſeinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter.“ Ein Dichter ſang prophetiſch und aufrichtig:

Mich verläßt in Deinem Kreiſe
Hauch, Bewegung, Geiſt und Leben.

Ein Anderer:

Wie war es nur ein kleines Wort,
Was Sie mir ſagte!
Wie war es nur ein Silberblick!
Den Sie mir tagte!
Und ſelig leb' ich lange Zeiten
Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieſer nüchterne Poet ſo mäßig fortlebt, kann er Cornaros hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünſchte ſich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erſcheinung

einzuſaugen," und reimte ohne es zu wollen. Ein anderer Proſaiſt hatte ſehr maleriſche und phyſikaliſche „Gedankenflocken" — wegen der Wintertage, die Waſſer in Schnee verwandeln. Ein Anderer ließ ſich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rolleſt über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Aeon die Seele aller Tugendhaften beſchütze!" Ein bejahrter Dichter ſang aus eigener Erfahrung:

In alle Glieder dringet Mark

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
Am erſten Sonntag nach dem Wort: Es werde,
Den Ewigen zu preiſen und zu ehren.
Uns jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
Verlieh er eine Sonntag jetzt der Erde,
Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieſer theologiſche Sonettiſt behauptet alſo geradezu, die Menſchheit habe erſt jetzt, im ſechstauſendſten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag recht haben! Die Geſchichte ſprach ſchon ſechstauſend Jahre, und wir hörten ſie nicht. Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übel nehmen, wenn wir künftig, ſo oft die Sonntag nicht ſingt, unſere Ohren zu etwas Anderm gebrauchen.

Nicht blos die Menſchen am Main und Rhein, ſondern auch die ſogenannte lebloſe Natur hat Henriette Sonntag beſeelt, erfreut und betrübt. Wir haben geleſen: „Die

Natur hat den Einzug der Sonntag in Frankfurt durch ein beſonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unſern Mauern wurde ein leuchtendes Meteor am Horizonte ſichtbar, das ſich mit Kanonendonner endigte.“ Freilich hatte hiergegen ein Anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede iſt, dreißig Stunden ſpäter als die Sonntag erſchienen, und hat dieſes aus den Berichten der hieſigen phyſikaliſchen Geſellſchaft zu beweiſen geſucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon ſpricht, verdient keine Beachtung, und ſoll uns unſere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner geleſen: „Kaum hatte die Heldin des Geſanges unſere Mauern verlaſſen, ſo fing ſelbſt der Himmel an zu weinen.“ Dieſes Wunder kann ich beſchwören; ich habe ſelbſt geſehen, daß es zu regnen anfing, ſo bald die Heldin des Geſanges die Thore hinter ſich hatte.

Man muß unſern „Schneeumſtöberten“ Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie in ihren „Lufteinlufthindurchaufſchwimmenden“ Sonntags-Päanen ſich von jeder irdiſchen Feſſel frei zu erhalten gewußt und ſich von keiner erdſtaubigen Regel befehlen ließen;

Denn in Dithyramben, Alles was da glänzen will,
Muß luftig ſeyn, und dunkel, und ſchwarzglimmerig,
Und flügelſchwungreich;

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten ſie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der eines Wochentages, und daß in

Sonntag zugleich Sonne und Tag enthalten ſey. Sie machten die unglaublichſten Anſtrengungen, ſich von dieſem Gedanken frei zu machen; aber, wenn ſie des Teufels hätten werden mögen — es ging nicht! Daher ein ewiges Vergleichen zwiſchen dem wöchentlichen und der ſäkulariſchen Sonntag, und ein unaufhörliches Beſingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin, ſtatt Sonntag, Freitag geheißen. Dann hätte noch ein deutſcher Zeitungsſchreiber die Freiheit beſingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art geſehen haben; denn der mitberauſchte Cenſor hätte wahrſcheinlich aller nüchternen Reclamationen geſpottet. . . . . Ich könnte noch Manches erzählen von dem, was die „flügelſchwungreichen Dithyrambenmeiſter vom Stamm der Schwänzler“ und auch erzählen von dem Brekeker koar koar, das „des Sumpfs Quellgeſchlecht, unter Schaumaufboppelung“ geſungen und wieder geſungen; aber es ſoll genug ſeyn. Ich muß endigen, ehe mir Jemand zurufe:

Es ſind nicht Alle frei, die ihrer Ketten ſpotten!

LXI.

Der Taubſtumme,

oder

Der Abbé de l'Epée.

Alle Glieder dieſes Schauſpiels, den Abbé de l'Epée ſelbſt mit eingeſchloſſen, ſind kalte, glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen iſt der taubſtumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um nicht unter dem franzöſiſchen geſtickten Kleide entweder gegen die Wärme oder gegen den Anſtand des Spiels ſich zu vergeben. Die Empfindung wallt beſonnen einen Menuet auf und ab, und erbittet höflich die Erlaubniß zu einem liebevollen Händedruck. — Herr *** zeigte als Abbé de l'Epée eine wahre Meiſterhaftigkeit. Die Kunſt in ſeinem Spiele iſt nicht ſichtbar, ſie wird nur begriffen. Er war wirklich der edle, feſte und gute Mann, dem die Tugend ein Geſchäft, nicht blos eine Luſt iſt. Seine Menſchenfreundlichkeit iſt nicht eine laut toſende, hoch aufſteigende Woge, die nach vollbrachter That zurückſinkt, ſonder.. ein ununterbrochener ruhiger Strom,

der langſam, aber anhaltend, die Menſchheit befruchtet, an deren Ufer er vorüberfließt. Den Anſtand des Gebildeten, die ſichre Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines geſellſchaftskundigen Franzoſen, dieſes Alles zeigte Herr *** in ſeltner Vereinigung.

LXII.

Die Waiſe und der Mörder.

Drama von Caſtelli. Mit Muſik von v. Seyfried.

Ein höchſt anziehender Stoff und mannigfaltig maleriſche Verhältniſſe unterhalten die Erwartung des Zuſchauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt iſt und man ihren Ausgang gleich anfänglich erräth, ſo bleibt die Theilnahme doch gefeſſelt. Der Beifall, welchen dieſes Stück findet, hat wohl in dem uns fremden Reize ſeinen Grund, den die Vereinigung von Deklamation, Muſik und Pantomime den Zuſchauern gewährt. Auch das gelungenſte dramatiſche Gedicht wird oft ermüdend, ja manchmal peinigend einwirken, wenn es nur durch ſeine eigenen Vorzüge, und mit keiner andern Kunſt zuſammengeſtellt, uns berührt. Die Theilnahme, welche die dramatiſchen Hauptperſonen durch ihr Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas Schmerzliches, weil ſie durch die Erwartung, wie ſich deren Schickſal enden und entwickeln werde, gefeſſelt iſt. Um die Luſt, welche Schauſpiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimiſchung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen,

welche die Quellen jener Luſt ſind, von den Perſonen, die ſie uns eingeflößt haben, abzuſondern, und als etwas Freies, Geiſtiges, vor jeder, gleichſam körperlichen Einwirkung ſicher zu ſtellen. Es käme darauf an, unſer Mitleid, das wir etwa dem unglücklich Liebenden gönnten, der unglücklichen Liebe — den Abſcheu, welchen ein Verbrecher uns einflößt, dem Verbrechen zuzuwenden. Auf dieſe Weiſe gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geſchichte ſich löſen werde. In der antiken Tragödie war es der Chor, welcher, die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, ſie von ihrem der Veränderlichkeit unterworfenen, erregendem Gegenſtande abziehend, als ein freies Kunſtwerk hinſtellte, und von den Launen des Künſtlers und den Verletzungen ſeines Meißels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unſerer monarchiſchen öffentlichen Erziehung in Schauer gerathen, und die Kramläden ſchließen, wenn auch nur drei Menſchen aus dem Volke den nämlichen Willen und dieſelbe Meinung haben, und ſie unter freiem Himmel auszuſprechen ſich erkühnen — bei uns kann nur die Muſik die Stelle des Chors vertreten, und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben, und ſo zum unſtörbaren Genuſſe als dauerndes Kunſtwerk hinſtellen.

Die durch das Drama geflochtene Muſik, welche beſonders das ſtumme Spiel Victorins begleitet, iſt ſinnig, geiſtvoll und höchſt maleriſch. Sie füllt auch die Zwiſchenakte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den auf die übliche Weiſe angeordneten Schauſpielen ſo wehe thut. Sobald der Vorhang fällt, wird man gewöhnlich haſtig und grob aus dem Kreiſe der Täuſchung in die Wirklichkeit geſtoßen, und ganz verduzt tritt man mit dem zweiten Akt wieder hinein und hat Mühe, die verlorene Stimmung von neuem aufzuſuchen. Die Abtheilungen der Schauſpiele ſollten immer mit einer angemeſſenen, das Vergangene nachſpielenden und das Kommende der Handlung vorbereitenden Muſik verbunden werden.

LXIII.

Das Bild.

Trauerſpiel von Freiherrn v. Houwald.

„Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Abſurden Rechenſchaft geben ſoll, immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern und ſo macht er es ſchon zu Etwas, da es eigentlich ein Nichts iſt, welches für Etwas gehalten ſeyn will. Und ſo muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausſchicken, daß weder das Abgeſchmackteſte, noch das Vortrefflichſte ganz unmittelbar aus einem Menſchen, aus einer Zeit hervorſpringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerkſamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweiſen könne." Mit dieſen Worten beginnt Göthe in ſeiner italieniſchen Reiſe die Beſchreibung der tollen Land-, Garten-, Haus- und Kunſtwirthſchaft, die der Prinz Pallagonia auf ſeinen Beſitzungen bei Palermo treibt. Durch die Anführung dieſer Rede ſichere ich den einen oder den andern Vortheil. Meinen eignen — ſollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das Bild auszuſprechen gedenke, feſt zu begründen, den des Dichters — ſollte es mir gelingen.

Was iſt der Zweck der dramatiſchen Kunſt? Nur zur Frage, nicht zur Antwort iſt hier Raum. Auch iſt genug, deß flüchtig zu gedenken, daß die Kunſt eine Nachahmung der Natur in dem Sinne ſey, daß ſie das Schaffen, nicht die Geſchöpfe der Natur nachahmt, daß ſie ſchafft wie, nicht was die Natur. Die bildende Kunſt thut es der äußern, die dramatiſche der menſchlichen Natur, das heißt: der Geſchichte nach. Sie ſtellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menſchen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begränzung, durch den Stoff, auf den ſie einwirkt, beſtimmt, und wie jedes Leiden durch eine äußere Kraft erregt wird, ſo iſt der dramatiſche Künſtler zugleich ein bildender; er hat in ſeinen Werken nicht blos die wahre Beſchaffenheit der menſchlichen, ſondern auch die der großen Natur, die Verhältniſſe rein aufzufaſſen und treu darzuſtellen. Und wie er dieſe Foderung erfüllt, das wäre der erſte Verſuch, der über den Gehalt eines dramatiſchen Werkes anzuſtellen ſey. Wir wollen dieſen Maßſtab an eine Geſchichte, die wir, wie folgt, erſinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes will die beſtehende Regierung ſtürzen. Die Verſchwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm fliehen ſeine Angehörigen. Man zieht ſeine Güter ein, er wird zum Tode verdammt und die Strafe des Geſetzes wird am Bildniſſe des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, ſein Unternehmen

noch einmal zu verſuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker ſtirbt. Welche Empfindungen wird dieſer Tod bei den Hinterlaſſenen erwecken, zu welcher Handlung wird er ſie anreizen? Gewiß, ſie werden um den verlornen Gatten, Vater und Bruder trauern, ſie werden ſeinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige That, die Triebfeder einer blutigen That, kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffodern. Und war die Triebfeder zur Verurtheilung und Einkerkerung des Grafen eine gehäſſige, zu beſtrafende? Der Graf hatte ſich wirklich verſchworen, das Geſetz hat ihn gerichtet. Wen ſollte die Rache treffen? Den Fürſten des Landes, der, was ſeine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geſchützt? Die Richter, die das Urtheil geſprochen? Tritt ja die Rache auf, ſo kann ſie es nicht als eine That der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine That der Politik kann ſie erſcheinen. Die ſie zu vollführen übernommen, müſſen, gleichgeſinnt mit dem Verſtorbenen, die mißlungene Verſchwörung von neuem anzetteln, und der Trieb, den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag ſie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr anfeuern. Aber alleiniger Zweck kann, unter ſolchen Verhältniſſen, die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung einer andern Macht vertrieben wird, wenn dieſer neuen Regierung die Familie des Geſtorbenen ergeben iſt, wenn daher die Trauer um den Todten an dem Ehrgeize

keinen Unterſtützer findet, dann wird ſie verſtummen und nicht mehr auf Rache ſinnen. Gegen wen ſollte dieſe ferner gerichtet ſeyn? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen und zurückgekehrten Grafen erkannt und in's Gefängniß geführt, oder etwa gegen einen armen ſchlechten Teufel von Auflaurer, der um eine Hand voll Geld den Geächteten verrieth? Oder gegen wen ſonſt? Nun wahrlich, es errathet's Keiner, wenn ich es ihm nicht ſage.... Doch laßt uns zum Bilde zurückkehren; denn die hier erzählte Geſchichte iſt der Inhalt dieſer Tragödie — erzählt, ſo weit die Geſchichte möglich iſt; wo das Unglaubliche beginnt, laſſe ich den Dichter ſelbſt reden.

Ein Graf Nord hatte die ſpaniſche Herrſchaft in Neapel zu ſtürzen geſucht. Flüchtig, nach entdeckter Verſchwörung, ward ſein Bild an den Galgen geſchlagen. Als Mönch verkleidet, kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet, und ſtirbt im Gefängniſſe. Dieſes ereignete ſich wenigſtens zehn Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie ſich vor unſeren Augen abſpielt. Der Schauplatz iſt auf dem Schloſſe des Grafen Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, in der Schweiz. Außer dieſem befinden ſich noch daſelbſt und treten als Hauptperſonen auf: Camilla, die verwittwete Gräfin Nord; ihr Sohn Leonhard, ein Jüngling von achtzehn Jahren; ihr Vater Marcheſe di Sorrento; ein Maler Spinaroſa, und der Schloßkaſtellan. Die Familie hatte ſich aus dem politiſchen

Sturme hierher gerettet. Aber ſeitdem hatte ſich ihr Schickſal aufgeheitert. Die öſterreichiſche Herrſchaft hatte ſich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verſtorbenen Grafen und ſeiner Angehörigen letztern zurückgeſtellt. Der alte Marcheſe erwartet einen Boten aus Italien, mit der Beſtätigung ſeines Glücks.

Da er flüchtig und verarmt eine Freiſtätte ſuchte, ließ er ſeinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit ſeiner Herkunft, als verlaſſene Waiſe, kam der Knabe in eines Malers Hände, der deſſen Naturanlage zur Kunſt ſorgfältig entwickelte. Meiſter Spinaroſa, durch einen geheimen Zug des Gemüths an den Knaben gekettet, ward ſein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinaroſa, gedenkend, ſich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher, ehe die Handlung des Dramas beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard den Marcheſe als ſeinen Großvater, Camilla als ſeine Mutter, den Grafen Nord als ſeinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marcheſe ſeines Vaters Schickſal, wie dieſer eine Verſchwörung angezettelt, wie er ſich flüchtete, wie ſein treues Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie er darauf zum zweitenmale ſich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn:

— — — — — — — — — — Das Bild
Am Galgen, von verruchter Hand gemalt,
Es war zu treu und wurde ſein Verräther.

Worauf Leonhard erwiedert:

O pfui! Wer hat die Kunſt ſo tief entweiht!

Das iſt nun die Schraube, um welche ſich die Handlung dreht, und geſchraubter findet ſich wohl auch keine in der ganzen dramatiſchen Welt. Man möchte Leonhard's Worte des Unwillens, die wir ſo eben ausſprechen gehört, wiederholen, denn nie haben poſſierlichere Stelzen den Dienſt des Cothurns vertreten. Viele Jahre ſind ſeit dem Tode des Grafen vorüber, und noch iſt alles Sinnen und Trachten des Marcheſe und des alten Caſtellans darauf gerichtet, wie ſie den Maler entdecken, der das Bild verfertigt, das man an den Galgen hing; denn dieſes Bild, reden ſie ſich ein, weil es ſo treu geweſen, habe den Grafen verrathen. Und nicht allein dieſe, ſondern ſelbſt ein Cardinal in Neapel, der Oheim des Marcheſe hat ſich jene Narrheit in den Kopf geſetzt, denn der von ihm an den Marcheſe geſchickte Bote erzählt:

Auch Seine Eminenz ſind tief empört
Und wollen ihre ganze Macht gebrauchen,
Den Maler zu erforſchen; denn ſolch ein Bild
Mit dieſem Fleiß und dieſer Sicherheit
Zu malen, meinen Sie, ſey nur das Werk
Der ſchändlichſten Verrätherei — —

Meinen Sie! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz; aber ich kann mich nicht darein finden. Kenner der ausübenden Henkerkunſt werden es beſſer wiſſen als ich, was es mit der Hinrichtung im Bildniſſe eigentlich für eine

Bewandtniß hat. Wird nicht, wie es mir wahrſcheinlich dünkt, nur irgend ein Bild ſymboliſch an den Galgen geſchlagen, mit der Abſicht, es ſolle den flüchtigen Verbrecher vorſtellen, oder wird wirklich das Konterfei des Verurtheilten, und in der Abſicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert werde? Angenommen, daß dieſes ſich ſo verhalte, und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert worden ſey, weil ſein treues Bildniß ihn verrathen; wie kann aber auch der witzigſte Argwohn auf den Gedanken kommen, daß ein Maler aus Bosheit, in der Abſicht, den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemalt habe? Er müßte es denn aus der Erinnerung gemalt haben, denn hätte der geächtete Graf ſeinem Pinſel geſeſſen, dann braucht' er ihn ja blos beim Kragen zu faſſen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Alſo ein Maler wäre zur Polizei oder zum Criminalgericht gekommen, und hätte geſagt: ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache ſein Bild gemalt; ich ſtehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ei dem andern, ſchlagt es an den Galgen, es wird ſeine Dienſte thun! Aber wäre es nicht möglich, ja wahrſcheinlich, daß das Bild des Grafen früher und keineswegs zu dieſem ſchrecklichen Vorhaben gemalt worden wäre, und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Paläſten, in denen ſie waren, wie erzählt, confiszirt hatte, gefunden, und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marcheſe, mußte ja daran denken, daß ſich der

Graf einmal habe malen laſſen, da dieſer Umſtand, wegen eines gewiſſen Vorfalles, der ſich dabei ereignet hatte, der Gräfin Camilla unvergeßlich bleiben mußte. Indeſſen, genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es gibt unerklärliche Idioſynkraſieen des Gemüths, und der Haß gegen einen unbekannten, vermuthlich ruchloſen Maler, mag eine ſolche ſeyn. Ja, es muß eine Idioſynkraſie hier Statt finden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit für den ſchon vor Jahren verſtorbenen Grafen immer noch beſeelt, zu ſolchen Rachephantaſieen ſich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht ſonderlich geliebt. Er war ein roher, harter Menſch. Der Marcheſe klagt, ſein Schwiegerſohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Camilla, ſein Weib, hatte eine frühere Neigung durch ihre ganze Ehe ſtets ungeſchwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord konnte dem verſtorbenen Bruder auch nicht gut ſeyn, da er ihm genannte Camilla, die früher ihm ſelbſt als geliebte Braut beſtimmt geweſen, weggeſchnappt hatte. Der junge Leonhard kannte ſeinen Vater kaum. Nur der alte Caſtellan bedauert ſeinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig, die Uebrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen und lieben ihn in contumaciam — ſie haben es nur mit ſeinem Bilde zu thun.

Wie geſagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Caſtellan alle ſinnen darauf, wie ſie den verrätheriſchen Maler finden und züchtigen könnten. Da ſpricht der Caſtellan:

> Ich habe drüber Jahre lang gebrütet
> Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerſt hat er ſich nach Neapel geſchlichen, das aufgehängte Bild nächtlicher Weile vom Galgen abgenommen, und dafür ein anderes hingehängt; ſodann iſt er durch vieles Ueberlegen und Suchen dahinter gekommen, daß in der Ecke des Gemäldes der Künſtler ein Zeichen hingemacht (ſein Monogram). Jetzt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen ſich ſämmtlich auf die Wanderung begeben, den Mordmaler aufzuſuchen, übertragen jedoch, wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieſer wird feierlich mit einem Schwerte umgürtet, zum Ritter geſchlagen, und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während ſie ſich aber auf ſolche Weiſe rüſten und berathen, hat ihnen der böſe Geiſt das Opfer ſchon zugeführt, denn der Maler, der das Galgenbild gemalt, iſt kein anderer als Spinaroſa. Wie er in das Haus ſeiner Feinde gekommen, iſt oben ſchon geſagt, jetzt muß erzählt werden, auf welche Weiſe er dazu kam, den Grafen Nord zu malen. Zwar ſcheint dieſes ſo natürlich, aber der gerade Weg taugt in keinen Tragödien; um gehörig ſpät zum fünften Akte zu gelangen, müſſen krumme Wege eingeſchlagen werden.

Gräfin Camilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloſter zu. Da ereignete ſich, daß daſelbſt mehrere Bilder reſtaurirt werden ſollten. Der berühmte Meiſter, deſſen Kunſt man in

Anſpruch nahm, hatte keine Zeit, und ſchickte einen ſeiner Schüler, einen Deutſchen, Namens Lenz. Wie dieſer nach und nach die beſchädigten Madonnen ausbeſſerte, bekamen ſie alle das Geſicht der ſchönen Camilla. **C'est l'Amour qui a fait ça!** Die kleine Camilla erwiederte die Liebe des jungen Malers. Da ward ſie aus dem Kloſter gezogen und dem Grafen Nord angetraut. Dieſer hat von der Liebſchaft gehört, und will dem Maler, der ſeine Braut, wenn ſie es auch damals noch nicht geweſen, zu lieben wagte, einen Streich ſpielen. Er läßt ihn rufen, um ſich malen zu laſſen. Lenz kömmt, ohne zu wiſſen, daß er den Mann ſeiner Geliebten vor ſich habe, und malt den Grafen. Als das Bild fertig war, ruft der Graf Camilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab, und ſagt: das Bild tauge nichts. Nachdem er die Abſicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beſchämen und zu ärgern, erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszahlen. Dieſer aber wirft ihm das Geld vor die Füße, ſtürzt fort, ändert ſeinen Namen und irrt in der Welt umher. Auf dieſe Weiſe ward das verhängnißvolle Bild geboren, das den Grafen das Leben koſtete. So ſinnreich beſtrafen Dichter die Bosheit!

Jetzt iſt Lenz, unter dem Namen Spinaroſa, in der Nähe ſeiner Geliebten. Die Flamme ſeines Herzens hat er durch alle Wege ſeines Lebens treu gewartet, und auch ſie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeſchwächt erhalten. Noch hat er ſie, ſie ihn nicht geſehen. Wie rührend

wird die Erkennung ſeyn! Welch ein freudiger Schrecken wird beide überfallen!.... Ach nein, daraus wird leider nichts, denn Camilla iſt blind, trägt eine Binde vor den Augen, und hat ſich ſo verändert, daß ſie unkenntlich geworden iſt. Wie, blind iſt ſie? Das iſt nicht möglich. Alſo darum muß der unſchuldige, unglückliche Maler mit einem Degen todtgeſtochen werden, weil die Dame blind iſt? Hätte ſie geſehen, und ihn erkannt, dann wären alle Mißverſtändniſſe und der daraus entſprungene Jammer verhütet worden. Darf ein dramatiſcher Künſtler ſich ſo etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarethe machen? Wenn das habſüchtige, räuberiſche Schickſal, diebiſch oder gewaltſam, in das ſchwache, unbewahrte Menſchenherz einbricht, wenn dann die Angſt unſere Schritte beflügelt, das Entſetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unſere Empfindung in Thränen auflöſt — Angſt, weil das drohende Geſchick ſo übermächtig — Entſetzen, weil es zu flüchtig, ihm zu enteilen — Thränen, weil der Liebende ein Menſch iſt wie wir, dem wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden — kann alles dieſes auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geſchickes nicht menſchlich geſtaltet iſt wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt, für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verſchloſſen iſt und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird! W i r haben unſere

guten Augen, **wir** ſehen umher, **uns** kann ſo etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alles Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe ſtürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen und ſeinen Vater erſchlagen; er kann ſeinem eignem Kinde ſtatt Zucker Rattengift in die Milch miſchen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beſchuldigen und zum Tode verurtheilen. Seine Frau ſtürzt ſich aus Verzweiflung in's Waſſer. Das iſt gewiß Jammer genug; aber es iſt ein pathologiſcher, kein dramatiſcher. Auch Shakſpeare hat kranke, geiſteszerrüttete, blinde Menſchen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erſcheint der Wahnſinn nicht als Quelle, ſondern als Ausfluß des dramatiſchen Geſchickes, und ſeine Blinden ſind nur als Theile der Scenerie hingeſtellt, wie man Blitz, Donner und Seeſtürme auf die Bühne bringt, um einem ſchauerlichen Gemälde einen entſprechenden Rahmen zu geben. Aber im **Bild** iſt die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Urſache aller Verwirrung, und man kann ohne ſchadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrath Himly aus Göttingen, wenn er zufälliger Weiſe einige Monate früher, als Spinaroſa, nach der Schweiz gekommen, und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schickſale und dem Herrn von Houwald einen rechten Poſſen geſpielt, und jenes um ſeine Beute, dieſen um ſeine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die ſchöne Gräfin, und wie kam ſie dazu? Hat ſie den grauen oder ſchwarzen Staar? Hat ſie ein Fell oder Flecken im Auge? Iſt ſie blind geboren? Iſt das Uebel nach einem Nervenfieber, oder nach einer Entzündung übrig geblieben? Ach nein, das Alles nicht. Sie hat ſich um ihren verſtorbenen Gatten blind geweint. Wahrhaftig das iſt romantiſch, welch eine Treue, welch eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ei, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, ſie war der Neigung ihrer Jugend ſtets treu geblieben, der junge deutſche Maler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat ſie ſich um ihren Gatten blind geweint? Das iſt unglaublich! Ei, es muß wohl wahr ſeyn; ſie ſelbſt und ihr Vater erzählen es. Der Marcheſe ſagt ſeinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende, das ſein Vater in Neapel genommen, mittheilt:

Durch unſere Freunde ward mir bald die Kunde.
Ich ſucht' es Deiner Mutter zu verbergen;
Denn ſie lag damals mit Dir an den Blattern
Darnieder; aber ſie erfuhr es doch;
Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
Ihr gleich nur ſpärlich zugemeſſen waren,
Doch war ſie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem ſcharfgeſalz'nen Thränenquell
Des Grams verloſchen ihre ſchönen Augen.

Und die Gräfin ſagt von ihrem verſtorbenen Manne:

Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Thränen
Sie löſchten wohl der Augen ſchwaches Licht,
Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
Der erſten Liebe.

by Google

Sie, Marquis, haben ihre Sache gut gemacht; Sie wußten ihrem Mährchen einige Wahrſcheinlichkeit zu geben. Indem ſie erzählten, die ſcharfgeſalzenen Thränen des Grams hätten die ſchönen Augen Ihrer Tochter ausgelöſcht, ungeachtet ſie eine unglückliche Ehe gehabt, da fühlten Sie ſelbſt, wie unglaublich das ſey, und da haben Sie, anſcheinend ganz abſichtslos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur ſelben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieſes ein feiner ophthalmologiſcher Zug. Die Spötter, die an der aufrichtigen Betrübniß Ihrer Tochter zweifeln mochten, können in ihrem Sinne annehmen, ſie ſey von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, ſchöne Gräfin, haben ſich gewaltig verſchnappt. Wie! Sie wollen uns weiß machen, daß die nämlichen Thränen, die nicht ſtark genug geweſen waren, die geheime, mächtige Flamme ihrer erſten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht ihrer Augen auszulöſchen, und ſie ſagen uns das in vier aufeinander folgenden Zeilen, damit der Widerſpruch recht handgreiflich werde? Gehen Sie uns, Sie ſind ſehr ſchlimm, Sie haben ſo etwas von einer Wittwe zu Epheſus. Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um ſich das Anſehen einer zärtlichen betrübten Wittwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten ſich um ihren Mann blind geweint.

Nun zurück zur Geſchichte. Maler Spinaroſa wird von dem Marcheſe aufgefordert, ſeine blinde Tochter zu malen, doch ohne daß ſie davon wiſſe, denn ſie habe ſich immer

geſträubt, einem Pinſel zu ſitzen. Spinaroſa wird in das Zimmer ſeiner Geliebten geführt. Er erkennt ſie zwar nicht, und ſie weiß nichts von ſeiner Gegenwart. Aber das in unſern neuern Tragödien ſo beliebte Dehnen und Sehnen, die magnetiſche Sympathie, das ſchwermüthige Weſen, die ſauerſüße Empfindung, wobei einem ganz jämmerlich zu Muthe wird, läßt ſich alsbald verſpüren. Er wird ahndungs- und andachtsvoll, ihr wird heiß und ſchwül, ſie bekommt das Aſthma und muß in's Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten dazwiſchen. Um den langen ungewiſſen Zuſtand zu verkürzen, ſage ich gleich, daß er endlich von Camilla's Geſellſchafterin erfährt, wen er gemalt habe, daß er der Vertrauten ſeine Hoffnung mittheilt, jetzt die Geliebte heirathen zu können, daß dieſe ihm ſagt: daraus werde wohl nichts werden, denn der Marcheſe ſey ein ſtolzer Mann.

Jetzt zu einem Andern. Wenn ich Sprünge mache, und außer Zuſammenhang die Geſchichte erzähle, ſo iſt das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Epiſoden, die ihr an Bedeutung nicht nachſtehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis ſechs Tragödien. Die Perſonen laufen verwirrt durch einander, zerſtoßen ſich die Köpfe und verſperren ſich wechſelſeitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, liebte Camilla. Sein Vater hatte ſie ihm ehemals als Braut zugedacht, ſeine zweite Mutter

aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, dieſem Camilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Maltheſerkreuz genommen. Da jetzt Camilla Wittwe, denkt er ſich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauſchen, und nachdem er ſich vom Pabſte die nöthige Diſpenſation verſchafft, entdeckt er dem Marcheſe ſeine alte Neigung zu Camilla und bittet um ihre Hand. Dieſer willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen von der früheren Neigung, die ſeine Tochter für einen deutſchen Maler hegte. Der Graf will Camilla ausholen, er ſpricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geſtändniß, daß ſie ihren Lenz nie vergeſſen werde. Der Graf erfährt von Spinaroſa, daß Lenz lebe, und daß dieſer ſein Freund ſey. Der Graf iſt hochherzig, er ladet Spinaroſa ein, ihn nach Deutſchland zu begleiten, um Lenz aufzuſuchen. Er will ſeinen beglückten Nebenbuhler Camillen in die Arme führen.

Camilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und ſeitdem ſpricht ſie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater, der Marcheſe, der darin ein Hinderniß zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinaroſa, er ſolle vorgeben, ſein Freund Lenz wäre kürzlich geſtorben, wie er ſo eben aus einem Briefe erfahren. Dieſer jammert, in Dialogen und Monologen, ob ſo grauſamer Zumuthung; endlich verſpricht er's zu thun, und nimmt ſich vor in nächſter Nacht heimlich das Schloß zu verlaſſen, um ſeiner Qual und dem Schmerze Camilla's zu entgehen. Er bittet den

Kaſtellan, ihm Nachts verſtohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher in die Ahnenbildergallerie des Schloßes zu führen, weil er ſeine Augen noch einmal an dem von ihm gemalten, und dort aufgehängten Bilde Camilla's weiden wolle. Der Kaſtellan verſpricht es zu thun. Nun erinnere man ſich, daß dieſer alte treue Diener ſich ſeit vielen Jahren in den Kopf geſetzt, durch das Monogramm des Galgenbildes den verrätheriſchen Maler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er auf dem neugemalten Bilde Camilla's das nämliche Monogramm, und ſchließt daraus, daß Spinaroſa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umſtand, daß dieſer ſich heimlich aus dem Hauſe ſtehlen wolle, beſtätigt ihn in ſeinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er ſich entdeckt glaubt. Dem Marcheſe wird die Sache mitgetheilt, und beide nehmen ſich vor, den Maler in der Bildergallerie zu belauſchen, zu überfallen und zur Rede zu ſtellen. Um Mitternacht wird Spinaroſa von dem Kaſtellan in die Gallerie gelaſſen. Dort ſpricht er eine Zeit lang mit dem Bilde Camilla's. Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg. Hölle und Teufel! Wuth. Er zieht den Degen und ſtößt damit das Bild, es durchbohrend, von der Wand herab. Es war das Konterfei des von ihm gemalten Grafen Nord, der ihm ſeine Geliebte entzogen, und ihn ſo ſchnöde behandelt. Sollte ihn dieſer Anblick nicht in Wuth ſetzen? In dem nämlichen Augenblicke ſtürzt der Marcheſe und der Kaſtellan herein. Das an

den Galgen geſchlagene, von dem Kaſtellan dem Galgen abgeſtohlene und in die Gallerie gehängte Bild des Grafen wird von Spinaroſa herabgeworfen. Das iſt lautes Bekenntniß ſeiner That. Der Marcheſe zieht den Degen, und da ſich der Maler ihm nicht entgegenſetzen will, durchſtößt er ihn.

Dies geſchah um Mitternacht. Wie ſchafft man ſogleich Camilla herbei? Dieſe hatte ihrer Geſellſchafterin geſagt, ſie wolle dieſe Nacht etwas lange aufbleiben in der Nähe der Gallerie, weil dann Geiſter dort herumwandeln ſollen, und ſie wolle hören, was Wahres daran ſey. Auf den Mordlärm eilt ſie herbei. Sie ſieht den blutenden Geliebten. Sie ſieht ihn, denn in dieſem Augenblick erhält ſie das Geſicht wieder, der Wahnwitz überfällt ſie, und ſie ſinkt todt hin. Der Maler ſtirbt auch, und der Marcheſe bedauert ſeine Uebereilung. Man hätte wahrhaftig den Maler wohlfeiler ſterben laſſen können!

Und käme nun der Dichter dieſer Tragödie und ſpräche: Herr Recenſent, Sie wollen ſchlau ſeyn, aber wie haben Sie ſich ertappen laſſen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernſt geweſen? Es konnte Ihnen entgehen, daß ich mich durch mein Bild über die dramatiſche Charlatanerie und Kinderpoſſenreißereien der deutſchen Poeten habe luſtig machen wollen? Wahrhaftig, ich würde roth werden und mich ſchämen. Man hat die Sprache in dieſer Tragödie gelobt, ſie ſoll blühend, bilderreich ſeyn; aber gar Manches wird gemalt und gar manche Kräuter blühen. Ich kann

die Bearbeitung ſo wenig loben, als die Wahl des Stoffes, und will, meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der Caſtellan beginnt das Stück mit folgenden Worten:

Lauft! lauft! und reißt die Thüren auf und zu
Als ſey das wilde Heer hier eingezogen! —
Wie mir ob dem Spektakel faſt der Mund
Erſtaunend offen ſteht, ſo ſperrt die Burg
Auch ihre längſt verſchloſſ'nen Thore auf.

Die Thüren zureißen iſt falſch. Reißen heißt gewaltſam trennen; wenn aber die Thüre heftig zugeſchlagen wird, ſo wird ſie gewaltſam mit dem Thürpfoſten verbunden. Will der Caſtellan ein Maul haben wie ein Thor, ſo habe ich nichts dagegen; aber wenn ihm der Mund faſt offen ſteht, das heißt nur halb, ſo kann er es mit dem zum Empfange der einziehenden Gäſte ganz geöffneten Thore nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen; wenn der Caſtellan ſchlecht ſpricht, ſo beweiſ't das noch nichts gegen die Uebrigen; auch in einem prächtigen Palaſte iſt die Bedientenſtube ſchlechter tapeziert und möblirt, als die Zimmer der Herrſchaft. Freilich ſpricht der Caſtellan ſo pretiös, ſo ſententiös, daß man ihn mit ſeiner Herrſchaft verwechſeln könnte.... Der junge Leonhard in der Unterredung mit dem Caſtellan ſagt:

Was du die Welt nennſt, liegt mir noch verborgen;
Doch hat die Kunſt mir eine aufgethan;

Da ſteht der Glaub' und die Erfahrungen
Der alten Meiſter ſeit Jahrhunderten
Geſammelt — —

Einem Knaben, wie Leonhard, iſt allerdings die Welt verborgen, allein er iſt ſich deſſen nicht bewußt. Der muß die Welt ſchon viel kennen, der es weiß, daß er ſie nicht genug kennt. Ueber den Unſinn dieſer Rede will ich mich nicht weiter verbreiten; daß es der junge Menſch, als Maler, an eitlem Kunſtgeſchwätz nicht wird fehlen laſſen, das läßt ſich denken, ſo wie auch, daß er ganz unausſtehlich altklug ſpricht. In unſern neuen Tragödien geberden ſich die Helden wie die Kinder, und die Kinder wie Erwachſene. Der kleine Otto in der Schuld iſt hierin mit ſeinem Beiſpiele vorausgegangen. Der ſanfte Raphael, wenn er den Kunſtſchüler Leonhard, nach Art des Novalis und des Kloſterbruders, hätte ſprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michel Angelo hätte mit ſeiner derben Fauſt dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben, und ihm zugedonnert: Arbeite, Burſche, und raiſonnire nicht! ... Der Marcheſe, in der Erzählung, die er ſeinem Enkel von der mißlungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von Neapel macht, ſagt:

Und weil Dein Vater, der Verſchwörung Haupt,
Zum Tod verurtheilt worden war, ſo hing
Man wenigſtens von ihm ein treues Bild
In contumaciam am Galgen auf.

„Verurtheilt worden war,“ — überhaupt alle dieſe Verſe, ſind doch etwas zu bürgerlich und herablaſſend.

„Wenigſtens,“ hat etwas Drolliges. In den beiden letzten Verſen herrſcht Unſinn. Der Verbrecher wird in contumaciam, d. h. als der Vorladung nicht Gehorchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das wird in Perſon gehängt. Um ein Bild in contumaciam, in effigie aufzuhängen, müßte man ſeine Copie an den Galgen ſchlagen. So hängt in manchen Bildergallerien ein Raphael, ein Titian in contumaciam, das heißt nicht, das Original, welches nicht zu haben war, ſondern die Copie. Der Ausdruck: „in contumaciam,“ ſteif, hölzern, übeltönend wie er iſt, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Prozeſſes, aber in kein Dichterwerk. Das hängt ſich centnerſchwer an den Flügel des Pegaſus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemüthliche Dichter „der Vergeltung Säule“ nennt, kommt in dem Bild ſo häufig vor, und macht auf ſelbſt ehrliche Ohren einen ſo unangenehmen Eindruck, daß in der Handſchrift dieſes Drama's, deſſen ſich die hieſige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabnere, poetiſchere Hochgericht dafür geſetzt wurde.

In der erſten Scene des dritten Akts ſpricht der Caſtellan mit dem Grafen Nord von ſeinem Racheplan gegen den Mordmaler, wenn er ihn fände. Der Graf ſucht ihn zu beſänftigen, und ſagt:

— Blinde Rach' iſt eine gier'ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleiſcht,
Indeß ſie ſelbſt mit Reue ſchwanger geht.

Digitized by Google

Alſo die Rache iſt eine Wölfin. — Das läßt ſich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleiſcht — mag hingehen, ob zwar die Naturgeſchichte nichts davon ſagt; denn wie iſt es denkbar, daß ſich die alte ſtarke Wölfin von ihrer ſchwächern Tochter ſollte beißen laſſen? Aber freilich dieſe Tochter iſt ſo ſchwach und jung nicht mehr, denn ſie iſt ſchwanger, ſo daß, indem ſie von der Mutter frißt, und das abgeriſſene Fleiſch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt, und der Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit iſt die Wölfin ſchwanger? Mit — Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht ſich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue ſchwanger, ſo iſt dieſe ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in ſtyliſtiſcher Beziehung. Will man einen Begriff durch Verſinnlichung, oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem andern Körperlichen anſchaulicher machen ſo muß man bei der Natur des Vergleichenden ſtehen bleiben und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landſchaftsgemälde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beiſpiel anführen, wie man einen ſolchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem ſchönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und ſeidenen Augenwimpern etwas Schmeichelhaftes ſchriftlich oder mündlich ſagen. „Deine Augen gleichen zwei Sonnen,“ das mag hingehen, ob es zwar auch nicht ganz recht iſt; denn man

ſieht nie am Himmel zwei Sonnen neben einander. Nun weiter: „Deine Augen ſind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende Licht zu mildern, zwei ſeidene mit Franzen geränderte Vorhänge herabhängen." Das wäre falſch, denn über der Sonne befinden ſich keine Vorhänge. Wenn Ihr aber ſagt: „Deine Augen ſind zwei kriſtallne Fenſter, über welchen Vorhänge mit ſchwarz ſeidenen Franzen hängen," ſo iſt das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Camilla Freundin, entdeckt, daß Spinaroſa kein anderer als Maler Lenz ſey. Sie will Gewißheit haben und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach ſeinem wahren Namen. Spinaroſa ſagt:

Gibt euch mein Name
Von unſerm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwiedert:

Auch dornenloſe Blumen trägt der Lenz.
Sagt, habt Ihr nie den Maler Lenz gekannt?

Abgeſehen von der Gemeinheit dieſes Wortſpiels, ſo liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. „Dornenloſe Blumen trägt der Lenz." Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, ſie will ihn ſticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn ſie gleich darauf mit den Worten: „Habt Ihr den Maler Lenz gekannt?" ihn unter die Rippen ſtößt? —

Es iſt von dem ſchändlichen Mordmaler die Rede. Der Marcheſe ſagt:

Digitized by Google

O ſchändlicher Verrath! Den Böſewicht,
Der hier aus Gift und Rache Farben miſchte,
Kennt' ich ihn nur, ich tauchte dieſen Pinſel
(an den Degen faſſend)
In ſeines Herzens rothen Farbentopf,
Bleich wie die Wand ſein Angeſicht zu malen!

„Aus Gift und Rache Farben miſcht.“ Dieſe Miſchung taugt nichts: Gift iſt eine Subſtanz, und Rache ein Begriff. Es iſt gerade ſo, als wollte man Mehl und Unſchuld unter einander miſchen. Das Schwert einen „Pinſel“ zu nennen, iſt nur einem betrunkenen Huſaren im Wirthshauſe erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen „rothen Farbentopf“ zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topfe mit rother Farbe weiß zu malen? Das iſt ein Taſchenſpielerſtreich!

Nennt der Marcheſe das Schwert einen Pinſel, ſo macht dagegen Leonhard den Pinſel zum Schwerte:

Wer konnte wohl die Kunſt ſo tief entweihen
Und ſeinen Pinſel zu dem Richtſchwert machen?

Bei eben dieſer Gelegenheit läßt ſich der Kaſtellan, wie folgt, vernehmen:

Der Meuchelmord
Iſt nicht ſo ſchändlich; 's iſt ein einziger Stoß
In Haſt und Wuth geführt . . . .
Allein der Maler ſaß, und malt', und traf!
Beſonnen brütet' er die Schandthat aus
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luſtigen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß. . . .

Die Schandthat iſt ein junges Huhn; gut. Es kommt in des Henkers Pflege — nicht gut. Es gibt ſich kein Henker mit der Hühnerzucht ab, außer zu ſeinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Koſt gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luſtigen Käfig. Es iſt wahr, zweckmäßig iſt, ſie hoch zu ſtellen, damit ſie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, ſtatt mit Gerſte. Das iſt unerhört. Oder iſt es die Schandthat, die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung, die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Iſt die Schandthat einmal zum Küchlein geworden, ſo muß ſie als Huhn leben und ſterben, und darf nie mehr wieder Schandthat werden.

Aber dieſe Kritik hat ſich ſehr ausgedehnt, daß ich die Leſer bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

Digitized by Google

LXVI.

Nachtrag zu vorſtehender Kritik,

veranlaßt durch das Tübinger Literaturblatt, herausgegeben von Müllner.

---

* Das erſte Heft des zweiten Bandes meiner lieben Zeitſchrift, der Wage, wird in der genannten Beilage zum Morgenblatte (12. Dezbr. 1820, Nr. 104) viel gelobt und wenig getadelt. Mit dem Erſtern bin ich vollkommen einverſtanden, mit dem Andern aber nicht, und ich will die Gründe ſagen, warum ich es nicht bin. Der Buchrichter *) hat ſich geäußert: bei mir überwiege der Witz die Urtheilskraft; und an einer andern Stelle: ich hätte mehr Witz als Urtheil. Eigentlich wäre dieſes kein Tadel; denn da es

*) Rezenſent iſt ein helles und heiteres Wort, das ſeinen nächtlichen Sinn falſch bezeichnet; es dringt luſtig in's Ohr, wie Schalmeien-Klänge aus dem ſonnigen Thale herauf. Buchrichter aber iſt grauenvoll und maleriſch, es tönt faſt wie Blutrichter. Als Verſuch will ich in dieſer meiner kunſtgerichtlichen Einrede ſehen und zeigen, wie es ſich ausnimmt. Uns arme Sprachreiniger aber verlache man ja nicht — das iſt unſere Beute aus dem Befreiungskriege der Deutſchen!

nicht zwei Dinge in der Welt gibt, die gleich groß oder gleich ſchwer ſind, ſo muß auch nothwendig von verſchiedenen Geiſtesgaben, die ein Menſch vereinigt, die eine ſchwerer oder größer ſeyn als die andere. Ich dürfte mich alſo des erhaltenen Lobes freuen, und dem freundlichen Spender dafür danken. Es iſt aber eine eigene Erſcheinung, daß, wenn einem hochſtehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt, wie eine Schneeflocke ſo leicht, es oft als Lawine auf die Köpfe der Menge ſtürzt und dort manche Stellung verrückt oder gar umwirft. Freunde und Nicht=Freunde hatten früher mein Urtheil immer richtig gefunden, ſobald ſie aber das Literatur=Blatt geleſen, erzählten ſie, es ſtünde darin, ich hätte durchaus kein Urtheil, und dies ſey wahr. Ja, ein Bekannter kam zu mir und fragte: haben Sie das Morgenblatt geleſen? und als ich mit Ja geantwortet, rief er: o weh! und ging fort. Da nun kein Richter abgeſetzt werden kann, außer im Falle eines überwieſenen Verbrechens, alſo auch kein Kunſtrichter, ſo muß mir viel daran gelegen ſeyn, meine Unſchuld darzuthun, damit ich mein Kunſtrichteramt nicht verliere. Ich werde alſo beweiſen, daß das Literatur=Blatt unmöglich habe behaupten wollen, es mangle mir durchaus an Urtheilskraft, da man wohl Urtheilskraft ohne Witz, aber nie dieſen ohne jenen haben kann. Freilich werden es die Leſer unſchicklich genug finden, daß ich wie ein Tölpel von meinem eigenen Witze und von meiner eigenen Urtheilskraft rede; denn wie bekannt, darf jeder Menſch

Digitized by Google

ſeinen guten Magen, ſein gutes Herz, ſein gutes Gedächtniß und ſeine Geliebte öffentlich loben; ſeinen Geiſt, ſeinen Witz und ſeine Frau aber nur im Stillen. Aber ich verletze auch dieſe Anſtandsregel nicht. Ich behaupte blos, daß wenn ich Witz habe, wie er mir im Literatur-Blatte zugeſprochen, ich auch Urtheilskraft beſitzen müſſe.

Die Monarchen U und W des Converſations-Lexicons haben mir zum Kriege gegen die Rebellen, welche die Verfaſſung meines Kopfes umgeſtoßen, indem ſie ihm die geſetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt entzogen, und nur den Hofprunk des Witzes gelaſſen, ihren Beiſtand angeboten. Aber das Hülfsheer meiner Verbündeten verſtärkt mich wenig. Meiſtens ausgediente Soldaten, noch von der Kantiſchen Kriegsſchule, mit langen gepuderten Zöpfen und mit ſo großem Gepäck beladen, daß ſie nicht von der Stelle können. König U ſchickte mir: „Urtheilskraft (judicium) iſt die zweite Handlungsweiſe des Verſtandes im weitern Sinne, oder des Denkvermögens (welches Begreifen — Verſtand im engern Sinne — Urtheilen und Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geiſtes, das Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Beſondere, und Unterordnung des Beſondern unter das Allgemeine zu beſtimmen.“ Dieſe ſchweren Reiter werden wenig ausrichten, ſie fangen mir noch keinen einzigen Kohlenbrenner in den Schluchten der Abruzzen. Ferner: „Die Urtheilskraft iſt das Spezifiſche des Mutterwitzes.“ Ungeübtes Fußvolk — ſchade! es kämpft

mit Wärme für meine Sache. Aber Mutterwitz iſt nur Lottoglück: die ihn haben, treffen die Gewinnſte, auf Zahlen, die ſie blind gezogen. Endlich: „Ein großer Mangel der Urtheilskraft iſt eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem ſolchen Gebrechen iſt gar nicht abzuhelfen.“ Dieſe unglückſelige Artillerie weiß nicht, wo der Feind ſteht, und richtet ihr Geſchütz gegen meine eigenen Glieder. Wenn ich jetzt nicht alles aufbiete, noch den Sieg zu erringen, ſo bin ich ganz verloren, ich bleibe dumm und komme nie wieder auf die Beine. Das Hülfsheer des Königs W fand ich nach der Muſterung etwas brauchbarer, doch traute ich ihm nicht ganz und ſtellte es in den Hinterhalt; denn ſeine Aeußerung: „Witz iſt eine ſpielende Urtheilskraft,“ ſchien mir ein Einverſtändniß mit dem Feinde zu verrathen.

Ich beginne die Schlacht. Urtheilen heißt: eine wirkliche Sache, oder deren Spiegelbild (den Begriff) ur—theilen, ſie in ihre Ur-Theile zerlegen, ihre Grundſtoffe auseinander ſondern, um ihr inneres Weſen, ihre Beſchaffenheit kennen zu lernen. Es gibt Dinge, die den körperlichen Sinnen, oder wenn ſie ſich an den Pforten des Geiſtes melden, äußerlich an Geſtalt, Größe und Farbe, ganz gleich erſcheinen, ob zwar ihre innere Natur von einander abweicht; es gibt wieder andere Dinge, die bei äußerer Ungleichheit dem innern Weſen nach übereinſtimmen. Das Urtheil iſt daher entweder trennend oder bindend; jenes ſtraft die äußere Uebereinſtimmung, dieſes die äußere Uneinigkeit Lüge. Man hat das

Eine **Scharfſinn**, das Andere **Witz** genannt, und hat nicht gut daran gethan, wenn man nicht etwa dadurch blos einen doppelten Ausfluß, ſondern auch eine doppelte Quelle des Urtheils bezeichnen wollte: denn es gibt nur eine Urtheilskraft, die nur in ihrer Thätigkeit verſchieden iſt. Aber nicht einmal darin verſchieden iſt der Witz, welcher blos ein ſchnelles Urtheil iſt. Wie die Voltaiſche Säule mit der Schnelle eines Augenblicks Alkalien und Erden zerſetzt, während die gemeine Chemie ſich auf troknem und naſſem Wege erſt abmatten muß, ſo entdeckt der Witz bald und leicht die Grundſtoffe einer Sache, die das Urtheil nur langſam und mit Mühe ausfindig macht. Der witzige Kopf unterſcheidet ſich von dem blos Urtheilskräftigen wie der Reiſende in einem Wagen von dem Fußgänger: jener erreicht früher das Ziel. Die Andersdenkenden werden freilich behend hierauf erwiedern: „Das eben iſt es! an dem vornehmen Reiſenden gehen Landſchaften, Städte, Dörfer und Menſchen eilig vorüber, er kann die Gegenſtände weder kennen lernen, noch genieſſen; der beſcheidne Fußwanderer aber hat Zeit, Alles genau zu unterſuchen.“ Wohl wahr; doch es kömmt hier darauf an, ob der Weg Zweck des Reiſens war oder das Ziel? Beim Urtheilen aber iſt der Schluß das Ziel, nicht das Urtheilen; die Theilung nicht die Art des Theilens. Der Witz hebt eine große Kraft mit einem Hebel, das Urtheil braucht viele Menſchen-Hände dazu. Der Witz iſt nicht ſo belehrend, als das Urtheil, aber er will auch nicht belehren, er ſpricht nur für Ausgelernte,

und erinnert ſie an das, was ſie ſchon wiſſen. Jede Sache, jedes Verhältniß hat eigene Geſichtszüge, alle Dinge haben äußere Kennzeichen, die ihrer innern Natur entſprechen; der Witz kennt dieſe Zeichen, das Urtheil will das Bezeichnete ſelbſt ſehen; jener errathet, wozu dieſer erſt die Beweiſe ſucht. Ein Fremdling in der Naturkunde will die Art eines Baumes kennen lernen; er gräbt die Wurzel aus, er ſchält die Rinde ab, er ſpaltet das Holz, er ſteckt die Frucht in den Mund. Da kömmt ein Pflanzenkundiger, dem das Sexual-Syſtem bekannt iſt, er wirft einen Blick auf die Blüthe und ein einziger Staubfaden führt ihn glücklich durch das Labyrinth. Dieſer iſt Witz, jener Urtheil. Die Ausſprüche des Witzes verdienen ſo ſtarkes Vertrauen, als die des Urtheils, aber ſie erhalten es nicht; denn der letztere beweiſt, und jener fordert Glaube. Das Urtheil, wie jedes gerichtliche ſollte, gibt Gründe an, der Witz aber verdammt oder ſpricht frei, ohne ſich zu erklären. Man ſpricht von der Oberflächlichkeit des Witzes; es gibt allerdings eine ſolche, aber ſie liegt nicht in ſeiner Natur, ſondern in ſeinem Grade, wie es auch ein oberflächliches Urtheil gibt. Ich glaube alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Witz nichts anders als das geflügelte Urtheil iſt; man kann aber keine Flügel haben ohne einen Körper, an dem ſie hängen. Habe ich das Schlachtfeld behauptet, ſo verdanke ich den Sieg ganz allein meinen eigenen Kriegsvölkern; denn weder die Königlich Uhuſchen, noch die Königlich

Weheſchen Truppen, ſind ein einziges Mal zum Schuſſe gekommen. *

Das Literatur=Blatt ſagt von mir: (ich erzähle es mit ſichtbarem aber ungeſehenem Erröthen allen Nicht=Leſern des Morgenblattes) „Hr. B. ſcheint uns ein offener, gewandter, ungemein witziger Kopf zu ſeyn; ganz geeignet, unterhaltende Recenſionen zu ſchreiben... was aber die ächte Kritik betrifft, ſo dürfte ihm — vielleicht der Umſtand im Wege ſeyn, daß der Witz die Urtheilskraft überwiegt. Dieſe Vermuthung beruht hauptſächlich auf der vor uns liegenden Theaterkritik, die er von Houwalds Trauerſpiel, das Bild, geliefert hat. Er hat ſcharfſichtig alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung ausgefunden, und mit anziehender Leichtigkeit anſchaulich gemacht. Aber wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den Galgen geſchlagene Bild eines Verfolgten täuſchend ähnlich gemalt, und dadurch dieſen in's Verderben geſtürzt haben ſoll, in folgenden Bildern ſpricht:

Beſonnen brütet' er die Schandthat aus,
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß —

ſo iſt darinnen mehr Witz — tragiſcher nämlich, Witz des Pathos —, als in den gemachten Einwendungen: „Wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert,

ſtatt mit Gerſte!" Hr. B. hat hier offenbar überſehen, daß die poetiſche Diction nicht füglich nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden kann." Dieſes ganze richterliche Verfahren enthält eine Richtigkeit im Sinne der Rechtslehre, wie der Herausgeber des Literatur-Blattes, der ein gutes Buch über die richterliche Entſcheidungskunde geſchrieben hat, ſelbſt bekennen muß. Die Anklage lautet auf Mangel an Urtheil; die Ausſage des Zeugen aber auf Mangel an Witz. Die Behauptung des letztern mag wahr ſeyn, indeſſen bin ich nicht darüber vorgeladen worden. Auch iſt der geführte Beweis falſch. Ueberſehen habe ich nicht, daß die poetiſche Diction nicht nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden könne. Wenn ich das Gegentheil irrig behauptet, ſo war es ein Fehler der Ueberlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es noch. Der Dichter ſpricht in Bildern — was heißt das? Das heißt: er will etwas Unſichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anſchaulich machen; er will ein unbekanntes Größenverhältniß durch ein bekanntes finden laſſen. Dann muß aber, ſoll der Zweck der poetiſchen Diction erreicht werden, das vorgeſtellte Bild wirklich in der ſinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe wirklich bekannt ſeyn. In der bemerkten Stelle wollte Houwald ſeine Empfindung, wie ſich Saat, Wachsthum, Frucht und Aerndte einer Uebelthat zuſammengeſellten, bis endlich das beſtimmte Opfer vergiftet hinſtürzt, den Leſern durch ein

Digitized by Google

Bild verſinnlichen. Was thut er? Er läßt einen Menſchen ſich niederkauern, ein Ei legen, wie eine Henne gackern, und endlich das Ei, welches unter der ſchweren Laſt unbegreiflicher Weiſe ganz bleibt, ausbrüten. Dieſes iſt weder dem Ohre noch dem Auge faßlich. Man ſagt zwar bildlich: der Menſch brütet über eine Schandthat, aber die Sache ſelbſt, das Original darf man ihn nicht verrichten laſſen. Nun iſt das Küchlein auf der Welt, es ſoll leben, aber all' ſein Thun und Leiden darf allerdings nur nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was dem entgegen iſt, was Naturgeſchichte oder Landwirthſchaft rückſichtlich des Federviehs verfügt haben. Das Küchlein darf alſo weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt, noch mit Ehr und Leben, am wenigſten aber mit fremder Ehr und Leben gefüttert werden; denn für einen Henker, der Diebe beſtraft, würde es ſich gar nicht ſchicken, ſelbſt zum Diebe zu werden. Bei der Sprachmalerei fällt man aus Zerſtreuung leicht und oft in ſolche falſche Bilder. Nun kann wohl der Dichter mit der Wärme ſeiner Empfindung den Mangel an Aufmerkſamkeit entſchuldigen, aber der kalte Beurtheiler nicht, und dieſem kömmt daher zu, die entdeckten Fehler zu rügen. So mochte wohl Houwald in der beſprochenen Stelle, da er vom Freſſen der Ehr' ſprach, ganz das Küchlein vergeſſen und ſich nur der Schandthat erinnert haben. Daraus entſtand die fehlerhafte Miſchung von Kunſt und Natur; man darf, wie

Digitized by Google

ich in der Wage ohngefähr geſagt habe, einen gemalten Baumſtamm nicht mit natürlichen Blättern und Blüthen krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieſes, als wie wenn ein Ueberſetzer, wo ihm die verdolmetſchenden Worte mangeln, die Worte der Urſprache einmiſchen wollte. Hätten übrigens die vier beſprochenen Verſe auch nicht gegen die poetiſche Diction gefehlt, ſo hätten ſie ſich doch immer gegen die poetiſche Kunſt vergangen. Der Witz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt ſeinen Quintilian vergeſſen, und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Verzweiflung macht allerdings garſtige Geſichter — aber auf der Bühne darf ſie es nicht; dort müſſen ſelbſt die Krämpfe der Seele ſich in den Wellen-Linien der Schönheit bewegen.

Das Literatur-Blatt urtheilt ferner: „Endlich, wenn er (der Er bin ich) den Gebrauch der Blindheit an einer Hauptperſon in der Tragödie u. a. aus dieſem Grund tadelt: „Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird? Wir haben unſere gute Augen, wir ſehen umher, uns kann ſo etwas nicht erreichen“ u. ſ. w., ſo hat er nicht nur den Oedip in Kolonos vergeſſen, ſondern auch den Umſtand überſehen, daß bei jedem Zuſchauer wenigſtens ſoviel Phantaſie vorausgeſetzt werden muß, als nöthig iſt, um ſich mit ſehenden Augen in den Zuſtand eines Blinden zu verſetzen. Wird wohl irgend einer am Schluſſe des Wallenſtein das Mitleid mit der Terzky durch den Einfall von ſich ſcheuchen: Was kümmert mich die Gräfin, ich habe kein

Gift im Leibe?“ Der Grund freilich iſt nicht feſt genug, ob zwar auch nicht ganz ſo locker, als behauptet wird. Man kann wohl mit ſehenden Augen ſich in den Zuſtand des Blinden verſetzen, aber nicht in alle Folgen dieſes Zuſtandes, nicht in jeden Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das Geſicht des Schmerzes, welches die unglückliche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tauſend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglücklichen nagen, keine beſondere Thräne. Wir ſchenken ihm eine runde Summe des Mitleids, und haben uns dann abgefunden. Gegen dieſen Grund, warum tragiſche Perſonen nicht blind erſcheinen dürfen, läßt ſich, wie auch geſchehen iſt, Einwendung machen; ich habe aber beſſere Gründe theils dargereicht, theils angeboten. Ich ſagte, es dürfe kein tragiſches Geſchick in einer Krankheit des Leidenshelden ſeine Quelle haben. Die Urſache liegt ganz oben. Der Zweikampf zwiſchen der Freiheit und der Nothwendigkeit, oder wahrer und chriſtlicher geſprochen: Der Kampf der Freiheit des Einzelnen gegen die Freiheit der Welt iſt es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die Freiheit ſeyn, welche ſtritt und unterlag, nicht die gefeſſelte Sklaverei. Der kranke Menſch jedoch iſt ein Leibeigener, dem, weil er nicht ebenbürtig mit der freien Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel — denken wir Geſunden — weil er die Waffen nicht zu führen verſtand, wir aber werden uns zu vertheidigen wiſſen. Kann der tragiſche Dichter dieſe Hoffnung des Siegs aufkommen laſſen,

wenn er dem unbezwingbaren Geſchicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich hatte freilich, als ich die Blindheit der Gräfin Camilla getadelt, nicht an Oedip in Kolonos gedacht, aber jetzt, da ich daran erinnert worden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Oedip ſeinen Vater erſchlagen und ſeine Mutter geheirathet, weil er, als Blinder, ſie als ſolche nicht erkannte, dann hätte Sophokles den Fehler Houwalds begangen. Aber Oedips Blindheit war nicht die Quelle, ſie war die Folge ſeiner That und ſeines Mißgeſchickes. Nicht ſeine Blindheit, ſeine Selbſt-Blendung rührt uns, und ſie macht die höchſte tragiſche Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängniſſe nicht entgehe, indem man die Werkzeuge ſeiner Rache meidet; denn weichen wir dieſen aus, ſo muß unſere eigene Hand die Strafe des Geſchickes an uns ſelbſt vollſtrecken. Bei Oedip erſchüttert uns der boshafte Witz, das grauſame Vorſpiel des neckenden Schickſals: Er ſah, ſo lange er blind war, und ward blind, ſo bald er ſah. Daß es nicht das Blind-ſeyn, ſondern das Blind-werden iſt, was für Oedip aufregt, kann man leicht verſuchen, wenn man beide Tragödien dieſes Namens von einander trennt. Oedip der König weggedacht, macht Oedip in Kolonos durchaus keine Wirkung; ja es iſt — ich kann kein anderes Wort finden — es iſt ekelhaft, den alten augenloſen Bettler zu begleiten, zu ſehen, wie unbehülflich er iſt, wie ihm ſeine Tochter beiſtehen muß, wenn er ſich ſetzt oder aufſteht, wie er alles

Digitized by Google

greifen muß, um es zu erkennen! Das blutende Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das abgeſchlachtete — dem Leichnam wenden wir den Rücken. — Auch das Beiſpiel der Terzky am Schluſſe des Wallenſteins iſt nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, ſo haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich ſind. Auch iſt es nicht das Gift, die Vergiftung iſt es, die tragiſch auf uns einwirkt. Es entſteht nicht der Wunſch in unſerm Herzen: möchte doch eiligſt ein Arzt herbeigeholt werden und möchte, bis er kömmt, die Gräfin einſtweilen Oel oder Seifenwaſſer trinken! Nein, ſie mag ſterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauſes. So ſehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, — an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der ſie herabſchüttelt.

* Es iſt mir zum Vorwurfe gemacht worden, daß ich einen Sprachfehler gerügt, der doch nur auf Rechnung des Abſchreibers oder des Schauſpielers zu ſetzen geweſen wäre. Ich muß dieſen Vorwurf hinnehmen. Wie ich zu jener unſchicklichen Rüge gekommen, begreife ich ſelbſt nicht; doch war es nur Vergeſſenheit, nicht Mangel an Wohlwollen, wie gemeint wird. Ich kenne ſo wenig den Dichter als ich die Dichtkunſt übe, und ſo oft ich auch geirrt haben mag, ich irrte nie aus Leidenſchaft. Zwar äußert ſich das LiteraturBlatt: ich möchte wohl bei der Beurtheilung des Bilds „durch bekannte Lobhudeleien" ein wenig gereizt worden

ſeyn; allein dieſes ſollte gewiß nicht heißen, empfindlich gemacht, ſondern veranlaßt, und ich muß geſtehen, daß es ſich wirklich ſo verhält. Jede Kritik ſollte nur auf eine ſolche Veranlaſſung geſchrieben werden. Wenn ein Dichtwerk, oder ſonſt ein anderes, nicht gelobt wird, wenn es keinen Beifall findet, iſt es dann nicht eine abſcheuliche zweckloſe Grauſamkeit, es öffentlich herabzuſetzen, und einen Schriftſteller, der, ſey er noch ſo beſcheiden, für ſeine Erzeugniſſe immer Vaterliebe hat, zu kränken? Aber ſobald es unverdientes und allgemeines Lob erlangt, muß die Kritik ihre Härte üben. Ich glaube nicht, daß eine ſchlechte dramatiſche Dichtung den Geſchmack des Leſers oder Hörers verdirbt, ich glaube aber, daß ſie, indem ſie dem verdorbenen Geſchmacke huldigt, dieſem geſetzliche Herrſchaft und Erblichkeit gibt, und daß man ſolchem verderblichen Einfluſſe begegnen müſſe. Ich habe Houwalds Bild von keinem tadeln, von vielen preiſen hören. Auch Böttiger in der Abendzeitung hat es hoch erhoben. Ein ſo kenntnißreicher Beurtheiler! was ſoll ich denken? Es wäre doch traurig, wenn mir keine andere Wahl bliebe, als zwiſchen der Erklärung: ich habe den Verſtand verloren, oder: Böttiger hat ihn verloren; ich müßte das Erſtere wählen. War es Wohlwollen? Das wäre ſehr zu tadeln! Ich bin ſo glücklich, keine Freunde zu haben, die ſchlechte Bücher ſchreiben; aber hätte ich ſolche — nun freilich, ich würde ſie auch nicht tadeln, ich ſchwiege. Weiter darf ſich die Nachſicht nicht erſtrecken; man kann ſich ſelbſt,

Digitized by Google

aber man darf nicht fremde Rechte dem Freunde opfern, und auf Wahrheit hat die ganze Welt heiligen Anſpruch.

Einige Bild=Verehrer haben mich als einen Ikonoklaſten feindlich behandelt, und den Bilder=Sturm abzuſchlagen geſucht. Die in Frankfurt erſcheinende Iris ſagte in Bezug auf mich: man habe Houwald's Tragödie, „mißverſtehend den tiefen Sinn der Dichtung, ſtreng getadelt; aber der reine Geiſt, der darin waltet, iſt unverwundbar." Von der Enkelin des Oceanus wundert es mich ſehr, daß ſie mir hierin entgegen war. Meine Landsmännin hätte wiſſen ſollen, daß Karl der Große ſelbſt ſchon vor länger als tauſend Jahren gegen die Bildverehrung geſchrieben, und daß eine damals in unſerer Vaterſtadt gehaltene Kirchen=Verſammlung ihm feierlich Recht gegeben hat. Wollte die Iris anderer Meinung ſeyn, ſo hätte ſie wenigſtens Karl dem Großen und mir ihre Gründe angeben und die von mir gegebenen Gründe der Verwerfung wiederlegen ſollen. — Die der Ikonolatrie warm ergebene Abendzeitung kam mit großer Macht zu Waſſer und zu Lande (in Proſa und Verſen) mir entgegen gezogen. Ein Frankfurter Briefwechsler (ſogenannt, weil ſie Briefe gegen Geld wechſeln), ſchrieb nach nach Dresden: „Houwald's ſchöne Dichtung hat in Hrn. Börne, der in zwei neuen Heften ſeiner Zeitſchrift (die Wage) der Welt zeigt, daß er noch in ihr iſt, einen ereiferten Gegner gefunden. Nach ſeinem Ausſpruche taugt der Plan nichts, die Sprache iſt

Digitized by Google

unpoetiſch, und es findet ſich ſogar — man höre! — ein Verſtoß gegen die Jurisprudenz. Mit dem genialen A. E. Hoffmann und dem Edelmanne, Hrn. A. v. Schaden, geht Hr. Börne nicht beſſer um. Da entſtand denn in einem Kreiſe billiger Kunſtfreunde, welche Hrn. Börne's Ausſprüche nicht billigen konnten, folgendes Diſtichon:

„Adolph von Schaden zu tadeln? Mag ſeyn! Dahin reichet dein Maßſtab;
Aber von Hoffmann laß ab, Lieber, der ſteht dir zu hoch!
Nimmſt du gar Houwald's ſo treffliches Bild auf die richtloſe Wage,
Ja, dann hängt es fürwahr in contumaciam da. —“

Die billigen Kunſtfreunde mögen wohl damals billigen Wein getrunken haben, als das Diſtichon in ihrem Kreiſe entſtand. Es iſt mir nicht klar geworden, ob der Dichter mein Freund oder Feind ſey, ob er mich loben oder tadeln wollte. Zwar duzt er mich, und nennt mich Lieber, doch vielleicht iſt er mir nur aus metriſchen Gründen zugethan. Den Schwung, das Maleriſche des Diſtichons habe ich lebhaft aufgefaßt. Das: „von Hoffmann laß ab!“ iſt wahrhaft plaſtiſch; ich fühlte die Hand des Polizei-Dieners, der mich beim Arme packte, um mich aus dem Prügelgemenge zu ziehen. Aber über den Sinn des letzten Zeilenpaars bin ich zweifelhaft. Heißt es: meine Wage wäre ein Galgen? Das bin ich zufrieden; denn an den Galgen wird keiner unverdient gehängt. Oder wollte der Dichter ſagen:

ich ſey ein Galgenſtrick? Ich wollte ihm nicht rathen, dieſes gemeint zu haben. Das wäre ſchlecht von ihm, ich bin ein ehrlicher Mann und bin kein Galgenſtrick, und hat er mich wirklich einen Galgenſtrick genannt, und ich bringe heraus wie er heißt, dann verklage ich ihn bei der Dresdner Polizei.

Mit dem Proſaiſten aber bin ich nicht zufrieden, das iſt ein grober Menſch. Warum beleidigt er mich? Wozu ſagt er von mir, ich hätte durch zwei Hefte der Wage der Welt zeigen wollen, daß ich noch in ihr ſey? Mich ärgert das ſehr. Solche Grobheiten beluſtigen weder, noch belehren ſie die Welt. Der Herausgeber der Abendzeitung hätte dieſe Kränkung nicht aufnehmen ſollen. Das Blatt iſt ſonſt immer fein, immer wohlriechend; wahrſcheinlich hat der Lampenbub vorn, ohne daß es der Hausherr wußte, dieſes brenzliche Oel in die Lampe gegoſſen. *

LXV.

Abällino, der groſse Bandit.

Trauerſpiel von Zſchokke.

Wir haben den Geſchmack, ſelbſt an groſsen Spitzbuben, durch Ueberſättigung verloren, und es iſt nicht leicht, ihn wieder anzureizen. Herr ***, als Abällino, hat die Koſt etwas zu würzen verſtanden. Ein Schauſpieler von Einſicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel die Erbärmlichkeiten eines ſo abgeſchmackten und lächerlichen Stückes zu ſehr herausheben wollen. Als Anbeter der Roſamunda war Herr *** weicher, als ein ſo tapfrer Jüngling ſeyn dürfte; ein gewiſſes ſchmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes ſteht zu unmännlich an. — Frau ***, als Roſamunde, hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anſtande einer Nichte des Dogen zu verbinden geſucht. — Herr *** ſpielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher ſeine Nichte ausgeſetzt war, das Erſcheinen des ſchrecklichen Abällino im Garten, der Tod ſeiner beiden Freunde, die Ueberraſchung Roſamundens in Flodoardo's Armen, die Enthüllung des furchtbaren Räthſels —

*

nichts von allen dieſen Eindrücken konnte den durchlauchtigen Mann außer Faſſung bringen. — Der Saal, worin das reiche fürſtliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs den Vornehmſten der Stadt ein Feſt gab, war mit großer Einſicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erſcheinung Abällino's ungemein erhöht wurde. —

LXVI.

Die Braut.

Luſtſpiel von Körner.

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieſer Stoff in Luſtſpielen behandelt wird, ſo mag doch wohl nicht Jeder Gefallen daran finden. Iſt ein ſolches Verhältniß nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen ſollte? Man denke ſich nur die Sache von der Seite: daß der Zufall (das Schickſal im Luſtſpiele) darum würfele, ob ein Mädchen Mutter oder Gattin eines Menſchen werden ſolle, und das Freche und Unbehagliche in dieſem Wettſtreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leicht fließende melodiſche Verſe zeichnen übrigens auch dieſes Scherzſpiel Körners vortheilhaft aus.

LXVII.

Hamlet,

von Shakſpeare.

Unter den Schauſpielen des brittiſchen Dichters, die ſich nicht in der Geſchichte oder Fabel Englands bewegen, iſt Hamlet das einzige, das nordiſchen Boden und nordiſchen Himmel hat. Der naturkundige Shakſpeare verſtand es gut und achtete wohl darauf, welche Luft am gedeihlichſten ſey für jede ſeiner Menſchenarten. Dem bunten Scherze, der flatternden Freude, der entſchiedenen Leidenſchaft, der hellen, ſcharf umgrenzten That gab er den blauen ſonnigen Süden, wo die Nacht nur ein ſchlafender Tag iſt; den wehmütigen, brütenden, träumeriſchen Hamlet verſetzte er in ein Land des Nebels und der langen Nächte, unter einen düſtern Himmel, wo der Tag nur eine ſchlafloſe Nacht iſt. Gleich dem Nord, dem feuchten Kerker der Natur, hält uns dieſes Trauerſpiel gefangen, und es erquickt uns wie der Sonnenſtrahl, der durch einen Ritz der Mauer in das Dunkel dringt, wenn, wie es einmal geſchieht, wir das warme Wort Rom, und das helle Frankreich darin vernehmen.

Die genaueſten Schätzer, wie die wärmſten Freunde des Dichters, haben Hamlet als ſein Meiſterwerk erklärt. Wir müſſen die Grenzen dieſer Meinung ſuchen. Hamlet iſt nicht das bewunderungswürdigſte Werk Shakſpeare's; aber Shakſpeare iſt am bewunderungswürdigſten im Hamlet. Nämlich: erſtaunen wir über eine ungewöhnliche Kraft, geſchieht es nicht, wo ihre Wirkſamkeit beginnt, ſondern wo dieſe aufhört; denn nur die Ausdauer einer Kraft zeugt von deren Größe. So hier. Durchwandern wir die glänzende Bahn des Dichters und kehrt am Ziel unſere Bewunderung ermüdet um, finden wir Hamlet auf dem Rückwege, den wir nicht erwartet. Shakſpeare mußte ſich verdoppeln, mußte aus ſich heraustreten, ihn zu ſchaffen, er hat darin ſich ſelbſt überholt. Aber dieſes iſt nicht geſagt in der redneriſchen Sprache der Lobpreiſung, ſondern in der nüchternen der Berechnung. Hamlet iſt eine Colonie von Shakſpeare's Geiſte, die unter einer andern Zone liegt, eine andere Natur hat und von ganz andern Geſetzen regiert wird als das Mutterland.

Shakſpeare iſt ein Naturgläubiger, ein Naturweiſer. Sein Gott iſt ein offenbarter Gott, die Abſpiegelung der Welt im menſchlichen Geiſte iſt ſeine Weisheit. Was er uns zeige, Himmel und Erde, Hölle und Paradies, Leben und Tod, er läßt es erſcheinen, als freundlichmenſchliches Geſicht. Alles athmet, Alles lebt, und der Tod iſt nur das Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben des Lebens. Ganz

anders Hamlet; da iſt alles myſtiſch. Ueberall ſonſt tritt der Heroismus hervor, bei Hamlet ſteht die blöde Genialität im Hintergrunde. Da iſt die Nachtſeite, die weibliche Natur des Lebens, das Empfangende, Gebährende, da hören wir die Wehen der Schöpfung. Sonſt überall bei Shakſpeare erſcheint die Philoſophie und geſtaltet ſich als Erfahrung; im Hamlet verſchwindet die Erfahrung und ſteigt als Dunſt der Philoſophie zum Wolkenhimmel auf. Alle andere Charaktere des Dichters ſind convex und bilden Brennpunkte; Hamlet iſt der einzige concave Charakter, deſſen Strahlen divergiren. Alles ſonſt, auch das Furchtbarſte, das Gräßlichſte erſcheint im Sonnenlichte; bei Hamlet erſchreckt ſelbſt der Scherz, denn ihn bleicht der Mondſchein. Nicht der Geiſt des ermordeten Königs iſt das ſchlimmſte Grauen; er zeigt ſich in der Nacht, in dieſer dunkeln Wohnung der Geiſter, wo wir nur ſchüchterne Gäſte ſind. Der Geiſt bei Tage in unſerm eigenen Hauſe — Hamlets Geiſt iſt viel entſetzlicher.

Shakſpeare iſt König, nicht unterthan der Regel. Wäre er, wie ein anderer, dürfte man ſagen: Hamlet iſt ein lyriſcher Charakter, der aller dramatiſchen Geſtaltung widerſtrebt; Hamlet iſt das Un-Ding, ſchlimmer als der Tod, das Ungeborene. Doch es iſt Shakſpeare! — wir müſſen gehorchen und ſchweigen.

Ueber dem Gemälde hängt ein Flor. Wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer zu betrachten; aber der

Flor iſt ſelbſt gemalt. Die Nähe des Auges muß die Schwäche des Lichtes erſetzen. Werfen wir zuerſt einen Blick auf die Umgebungen unſeres Leidenshelden. Hamlet iſt nicht der Mittelpunkt, wir müſſen ihn dazu m a ch e n; wir wollen erſt ſeinen Kreis bilden und ihn dazu hineinſtellen. Doch vor Allem rüſten wir uns männlich gegen den Irrthum, der uns im Leben, wie auf der Bühne, ſo oft beſiegt. Im Leben beurtheilen wir die Menſchen nach ihrem Rufe; auf der Bühne glauben wir von den dargeſtellten, ohne zu unterſuchen, Alles, was die Tugendhaften im Schauſpiele von ihnen ſagen und denken. Das iſt nicht die rechte Art; wir müſſen ſie ſelbſt beobachten und prüfen. Hamlet iſt gar nicht ſo edel und liebenswürdig, wie er ſeinem Mädchen erſcheint; der König iſt lange nicht ſo nichtswürdig, wie ihn Hamlet läſtert. Ja, wir müſſen uns ſehr vorſehen, daß wir den böſen Oheim nicht lieber gewinnen, als den guten Neffen.

Der Schauplatz iſt ein nordiſcher Hof, halb gekleidet im wilden Eiſen der alten Zeit, halb im Tuche unſerer Tageshelden, die, hinter der Fronte, mit ihrem Schwerte Federn ſchneiden. Der Roſt der Politik fing ſchon an, den kriegeriſchen Stahl fleckig zu machen. Gradſinn und krumme Wege ziehen neben einander her, Grobheit und Schmeichelei begegnen ſich. Die Hofleute haben ſchon die Witterung des achtzehnten Jahrhunderts, und wiſſen, wo der Haſe im Pfeffer liegt. Verſtand gewahren wir genug; aber nicht

Geiſt, nicht Witz, noch Bildung. Die beiden Studenten, Hamlet und Horatio, ſind Orakel, und ihre Gelehrſamkeit wird angeſtaunt. Der Scherz iſt etwas plump und unzüchtig; die Sylbenſtecherei gehört zu den Turnierübungen der ſchönen Geiſter jener Zeit. Das Volk iſt ſtörrig — „Ihr falſchen Dänenhunde,“ ſagt die Königin.

Der König hat ſeinen Bruder ermordet, deſſen Wittwe geheirathet und ſich die Krone aufgeſetzt. Er iſt verſchloſſen, wir können ihm nicht in die Bruſt ſehen; aber es ſcheint, er iſt der Königin ernſtlich zugethan und wir dürfen glauben, daß ſeine Liebe älter ſey, als ſein Ehrgeiz und ſein Verbrechen. Er hat es begangen, er hat ſich den unterirdiſchen Mächten verkauft; doch ſeine Rechnung iſt ihm klar, er weiß, was er ausgegeben und auch, was er eingenommen. Der König gleicht allen Böſewichtern Shakſpeare's, die, es in guter hausbackenen Meinung zu ſagen, der Sittlichkeit gar nicht heilſam ſind. Man kann Shakſpeare's Böſewichtern nicht recht gram werden; ſie ſind nicht ſchlimm für eigene Rechnung allein, ſie bilden Gattung, ſie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirne, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menſchheit, das nicht verantwortlich iſt für den Inhalt, den es anzeigt. Der König, nach ſeiner großen Schuld, thut nicht mehr Böſes, als nöthig iſt zu ihrer Benutzung und ſeiner Sicherheit, und er thut es nicht eher, als bis der Gebrauch und ſeine Gefahr ganz nahe gekommen. Selbſt arg, quält ihn doch der Argwohn nicht.

Er iſt ſehr nachſichtig, ſehr langmüthig gegen Hamlet, deſſen wahre Stimmung er, und er allein, durchſchaut, ſobald er ihn nur einmal unbemerkt beobachtet. Er iſt ein vornehmer Geiſt, dem ſein untergebenes Gewiſſen nur in der ſtillen Zurückgezogenheit vertraulich nahen darf. Einmal, da es ihn überraſcht, und er ſeine ſtarken Kniee vor Gott beugt, ſind wir bewegt und es ſchmerzt uns, daß ihm das Beten nicht gelingt, und daß ihm die Schuld leichter fiel, als die Buße. Er iſt ein ſtattlicher Herr, Ehrfurcht gebietend und dabei ſtaatsklug, beredtſam und freundlich. Er behandelt den alten, unbrauchbar gewordenen Polonius, mit ſchonender Achtung, Laertes und die übrigen Hofleute mit einſchmeichelnder Aufmerkſamkeit. Er iſt zechluſtig, wie ſein Land; er iſt es aus Neigung und zeigt es aus Politik. Er hat eine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart, die er nie verliert. Wenn er Hamlet's Schauſpiel plötzlich verließ, geſchah es nicht, weil er ſeine innere Bewegung nicht bemeiſtern konnte; denn wäre das, wäre er gleich nach der Pantomime aufgebrochen, die doch als der erſte Eindruck ihn am meiſten überraſchen mußte. Er entfernt ſich nur, ſich zu retten, denn er fürchtet, das Spiel könnte ernſthaft endigen und auf Hamlet's peinliches Gericht möchte gleich die Hinrichtung folgen. Darin verkannte er Hamlet; er bedachte nicht, daß ein ſtarker Mann der einmal feſt beſchloſſenen That nie eine Drohung vorausſchickt. Die ruhige Haltung und königliche Würde verläßt ihn nicht, als Laertes an der Spitze einer empörten Rotte

in den Palaſt dringt; nicht, als Hamlet unerwartet von ſeiner Seereiſe zurückkehrt und den Plan vereitelt, nicht als die Königin vergiftet niederſinkt, deren Ohnmacht er für Nervenſcheu vor Blut erklärt; ſelbſt nicht, als er ſelbſt unheilbar hinfällt — er verbirgt die Gefahr und ſendet nach Hülfe. In dieſem letzten, fürchterlichen Augenblicke, am Rande des Todes, verläßt der König den Menſchen nicht, dankbar für die von ihm erhaltenen Opfer. Er begleitet ihn hinüber in die andere Welt, hinauf zu jenem ewigen Richter, ihn dort zu vertheidigen. Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menſchen verzeihen, was der König begangen; war es ein Verbrechen, König zu ſeyn, war es nicht ſeines, ſondern das ſeines Volks.

Die Königin iſt ſchwach, ſie iſt Hamlet's Mutter. Ihr Theil an dem Verbrechen bleibt zweifelhaft; ſie iſt Hehlerin, kauft wohlfeil geſtohlenes Gut und fragt nicht, ob ein Diebſtahl geſchehen. Des Königs männliche Art hat ſie überwältigt; ihres Sohnes Gewiſſens-Lampe, erſt um Mitternacht angezündet, brennt nicht bis zum Morgen und ſie erwacht mit den Sünden des vorigen Tages.

Fortinbras und Laertes, Hamlet's Altersgenoſſen, hat der Dichter mit bedächtiger Kunſt dem Königsſohne zur Seite geſtellt, daß ſie Licht werfen auf ſeine Schatten. Fortinbras ſtreckt mit ſchöner Keckheit ſeine Hand aus nach Hamlet's künftigem Erbgut, und als er ertappt wird, wendet er ſich ruhig zu eines Andern Taſche. Er trommelt,

wie zum Spotte, in Hamlet's ſtillen Schlaf, und als dieſer ausgeträumt und ſtirbt, iſt er auf der Stelle wieder da, bei hellem Tage den Thron zu beſteigen, zu dem er früher im Dunkeln hat hinaufſchleichen wollen. Laertes, der leichtgeſinnte Jüngling, verläßt im Fluge das liederliche Paris, den Tod ſeines Vaters zu rächen, und iſt ſehr bereit, ſich die Zinſen ſeiner Ungeduld mit einer Krone bezahlt zu machen — und der ernſte, tugendhafte Hamlet, dem man auch einen Vater gemordet, kommt, ganz entkönigt, geſchlichen von dem keuſchen Wittenberg her und ſchleicht fort, und träumt und beſinnt ſich, und vollbringt nichts. Mit Laertes lauter Trauer um Ophelia ſucht er zu wetteifern; ſeinen ſtillen Schmerz um ſie theilt er nicht.

Horatio hat auch in Wittenberg ſtudirt und kam mit ſtarkem Geiſte und ſchwachem Fleiſche von dort zurück. Er iſt ein ganzer Lateiner geworden, und weiß zu erzählen von Rom und dem großen Cäſar. Die jungen Hofleute werden ſich wohl im Stillen über ihn luſtig gemacht haben. Da Hamlet umkommt, ſagt Horatio: er wäre kein Däne, ſondern ein alter Römer, und er wolle ſeinem Herrn und Freunde in den Tod nachfolgen; aber er läßt es ſchön bleiben. Hamlet brauchte ſeinen Vertrauten nicht zu wählen, die Natur ſelbſt hat ihm Horatio angetraut.

Polonius war in ſeiner Jugend ein kluger Kopf. Dem alten Manne iſt ſein Verſtand zu ſchwer geworden und er kann ihn nicht mehr aus der Scheide bringen. Er trägt

ihn gern zur Schau, als könnte er ihn noch führen, und er freut ſich der oft geprüften Waffe. Nur unzeitiger Spott kann den Greis lächerlich finden. Auf Liebe, Wahnſinn und Schwärmerei verſteht er ſich zwar nicht viel; denn dieſe Krankheitsfälle ſind ihm in ſeiner Hofpraxis noch nicht vorgekommen. Doch verſteht er ſich auch nicht auf geheime Tücke und er ließe ſich für die Biederkeit ſeines Königs todt ſchlagen. Die ſchöne Erfahrung, die das Alter verſchafft, beſitzt er im hohen Grade. Er gibt ſeinem Sohne ganz vortreffliche Reiſeregeln; er iſt ein liebender Vater und gar nicht grämlich, wie es alte Leute ſind. Seiner Tochter macht er zwar ernſte, doch zugleich milde und freundliche Vorſtellungen über ihren Umgang mit Hamlet, und der Ehrgeiz verleitet ihn nicht, ein Verhältniß zu unterhalten, das ſeiner Staatsdienerpflicht als unſchicklich erſcheint. Und doch wäre dieſes Verhältniß nicht ohne Hoffnung geweſen; denn wie man von der Königin erfährt, hatte ſie eine Verbindung zwiſchen Hamlet und Ophelia in ihren Gedanken. Polonius iſt ein treuer Diener ſeines Herrn, ein Biedermann und kein gemeiner Höfling. Wenn er Hamlet's launiſcher Meteorologie ſchmeichelt, ſo geſchieht es nicht aus alberner Kriecherei, ſondern weil er den Spötter für toll hält. Wir freuen uns, daß der gute alte Mann ſtirbt, und daß er den Untergang des Königshauſes und ſeines eigenen nicht ſieht.

Ophelia iſt gut und auch beſchränkt wie ein Bürger-

mädchen; der Hof hat ſie nicht verdorben und nicht verfeinert. Hamlet verführte ſie und bemerkte nicht eher, was ſie verloren, bis ſie mit dem Mörder ihres Vaters es unerſetzlich verloren. Zum Glück für ihre Tugend kam die Etikette der Pietät, die Politik der Moral zu Hülfe. Sie verliert die Vernunft und das Leben und weiß nicht worüber. Die Kleine ſtand gerade in einem Fußtritte des weit dahinſchreitenden Schickſals; die Eiche, die der Sturm brach, fiel um und legte das Veilchen nieder.

Iſt der Geiſt wirklich ſo erhaben, als er ſchon oft geſchildert worden? Er tritt geharniſcht auf; aber, wie mir ſcheint, iſt nur ſeine Hülle umpanzert, ſeine innere Seele aber iſt weich und bloß. Die Familienähnlichkeit zwiſchen ihm und ſeinem Sohne Hamlet iſt gar nicht zu verkennen. Er iſt ein ſchwacher, philoſophiſcher, geflügelter Geiſt, der in der Luft zu Hauſe iſt. Weſen ſolcher Art ſingen wie die Vögel, deren Ton kein Wort zum Körper hat. Hamlet's Vater ſpricht gern, viel und kunſtredneriſch; man könnte glauben, einen verklärten Schauſpieler zu hören. Die Zeit, die ihm zum Herumwandern verſtattet, iſt ſo ſehr kurz, und er verliert ſie faſt unbenutzt. Statt mit dem Wichtigſten, mit den Thatſachen, mit ſeiner Ermordung anzufangen, erzählt er zuerſt von ſeinen Höllenqualen und zeigt die größte Luſt, eine große dichteriſche Schilderung davon zu machen. Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten und mit dem Fürchterlichſten, mit dem Brudermorde endigen; das iſt aber

hier ein Fehler. Das Schauerlichſte an einem Geiſte iſt, daß er erſcheint und ſpricht; was er thut und ſagt, und wäre es das Schrecklichſte, iſt nach dem Andern Kinderei. Auch ſcheint der Geiſt in jener Welt ſeine Menſchenkenntniß nicht verbeſſert zu haben, ſonſt hätte er jeden Andern eher als Hamlet zum Vollſtrecker der Rache gewählt. Vielleicht war das auch gar nicht die Abſicht ſeiner Erſcheinung. Er wanderte auf gut Glück umher, ſich einen Rächer zu ſuchen; unglücklicher Weiſe aber war am ganzen Hofe Hamlet das einzige Sonntagskind. Der Geiſt iſt ſo beſorgt, Horatio und die andern Zeugen ſchwören zu laſſen, daß ſie nicht reden wollten von dem, was ſie geſehen, verſäumt aber, was viel nöthiger war, ſeinem Sohne Verſchwiegenheit zu empfehlen. Dieſer plaudert und verplaudert Alles und vereitelt dadurch den Wunſch ſeines Vaters und ſein eigenes Vorhaben. Der König kommt zwar endlich um, doch wird er nicht gerichtet als der Mörder ſeines Bruders, ſondern als der Mörder ſeines Neffen. Der alte Maulwurf war blind.

In dieſes Land, an dieſen Hof, unter dieſe Menſchen kommt Hamlet ganz warm von Wittenberg zurück, erkältet ſich augenblicklich und gewinnt den Schnupfen, an dem zarte Seelen ſo ſehr oft leiden. Aus dem Treibhauſe der Schule wird er in die freie Welt geſetzt und verkümmert. Ein Königsſohn, zu Krieg und Jagd erzogen, übte er ſich in Wittenberg, wilde Theſes zu beſtreiten und haſenfüßige

Sophismen aufzutreiben. Zwar wird die ſchwere deutſche Philoſophie zur Grazie in dem geiſtreichen Fürſtenſohne; aber deſto ſchlimmer — die geſchmeidige dringt in die feinſten Adern des Lebens und hemmt den Lauf des fröhlichen Blutes, während die plumpe nur die großen Wege verſperrt. Das Einzige, was er von der hohen Schule Brauchbares für das niedere Leben mitgebracht, ſeine Fechtkunſt, auf die er ſo eitel iſt, gereicht ihm zum Verderben. Er iſt weitſichtig, ſieht ganz deutlich die Gefahr, die ihm im fernen England droht; aber er ſieht nicht die ſcharf geſchliffene Degenſpitze, die nur einen Finger weit von ſeinen Augen blinkt. Hamlet iſt ein Feiertags-Menſch, ganz unverträglich mit dieſer Werkeltags-Erde. Er verſpottet das eitle Treiben der Menſchen und dieſe tadeln ſeinen eiteln Müßiggang. Ein Nachtwächter, beobachtet und verkündet er die Zeit, wenn Andere ſchlafen und Nichts von ihr wiſſen wollen, und ſchläft, während Andere wachen und geſchäftig ſind. Wie ein Fichtianer, denkt er nichts, als ich bin ich, und thut nichts, als ſein Ich ſetzen. Er lebt in Worten und führt als Hiſtoriograph ſeines Lebens ein Schreibbuch in der Taſche. Ganz Empfindung, verbrennt ihn das Herz, das ihn erwärmen ſollte. Er kennt die Menſchheit, die Menſchen ſind ihm fremd. Er iſt zu ſehr Philoſoph, um zu lieben und zu haſſen. Die Menſchen kann er nicht lieben, den Menſchen kann er nicht haſſen; darum iſt er ohne Theilnahme für ſeine Freunde und ohne Widerſtand gegen

ſeine Feinde. Muth, dieſer Bürge der Unſterblichkeit — wer hätte Muth, wenn er ſich nicht unſterblich glaubte? — er hat ihn nicht, der Königsſohn. Weil er in jedem Menſchen das übergewaltige Menſchenvolk erkennt, iſt er furchtſam, was Andere nicht ſind, die mit ihren kleinen Augen im Einzelnen nur den Einzelnen ſehen. In der Schuld ſeiner Mutter ſieht er die Gebrechlichkeit des Weibes, in dem Verbrechen ſeines Oheims die lächelnde Schurkerei der Welt. Soll er ihn wagen, dieſen tollkühnen Streit? Er zittert. Ihm fehlt nicht der Muth des Geiſtes, den ein tapferes Heer von Gedanken umgibt; ihm fehlt der Muth des Herzens, für das nur das eigene Blut kämpft. Darum iſt er kühn in Entwürfen und feige, ſie auszuführen. Zum Uebermaſſe des Verderbens kennt ſich Hamlet ſehr gut, und zu ſeiner unſeligen Schwäche geſellt ſich das Bewußtſein derſelben, das ihn noch mehr entmuthigt.

Hamlet iſt ein Todesphiloſoph, ein Nachtgelehrter. Sind die Nächte dunkel, ſteht er unentſchloſſen, unbeweglich da; ſind ſie hell, iſt es immer nur eine Monduhr, die ihm den Schatten der Stunde zeigt, er handelt ungelegen und geht irre im trügeriſchen Lichte. Das Leben iſt ihm ein Grab, die Welt ein Kirchhof. Darum iſt der Kirchhof ſeine Welt, da iſt ſein Reich, da iſt er Herr. Wie liebenswürdig erſcheint er dort! Ueberall betrübt, da iſt er heiter; überall dunkel da iſt er klar; überall verſtört, da iſt er ruhig. Wie treffend, geiſtreich und witzig zeigt er ſich dort. Sonſt betrübend durch ſeine

Todesgedanken, wird er uns tröſtlich zwiſchen Gräbern. Indem er das Leben als einen Traum verſpottet, ſpottet er den Tod auch zu nichts. Da iſt er nicht ſchwach — wer iſt ſtark im Angeſichte des Todes? Da endigt alle Kraft, aller Werth, da hört alle Berechnung, alle Schätzung, alle Verachtung, jede Vergleichung auf. Da darf Hamlet ungeſcholten den Befehl ſeines Vaters vergeſſen, da braucht er deſſen Tod nicht zu rächen. Soll er einen Verbrecher, der in den letzten Zügen einer Krankheit liegt, auf das Blutgerüſt ſchleppen? Wie grauſam! Umbringen im Angeſichte des Todes — wie lächerlich, welch' eine kindiſche Ungeduld! Es iſt, als ginge eine Schnecke dem kommenden Winde entgegen.

In dieſer ſchnöden Welt muß die Tugend Gewalt haben, um Macht zu haben, anmaßend ſeyn, der Anmaßung zu begegnen, und mit den Waffen der Hölle für den Himmel kämpfen. Hamlet's Tugend hat keine Tüchtigkeit. Ein ſo zarter Jüngling mit ſeinem ewig jungen Herzen kann in keinem Königshauſe gedeihen, wo man alt geboren wird. Hamlet hat den Adelſtolz der hochgebornen Seelen und er kann ſich zu keiner niedrigen Natur herablaſſen. Geiſtreich und feingeſittet, wird es ihm nicht behagen in einem betrunkenen Lande. Zeigt er ſich trüb geſtimmt und ſchwärmeriſch, wird er verachtet und verſpottet werden; wenn heiter, wird er ſelbſt ein Spötter ſeyn, was keiner ungeſtraft iſt, an einem Fürſten aber, dem gleiche Waffe ſich nicht offen entgegenſetzen darf, ſich im Verborgenen am gefährlichſten

Digitized by Google

rächt. Hamlet tadelt die Zechluſtigkeit des Hofes, macht Polonius geſchäftige Dienertreue lächerlich und verhöhnt die elende Kriecherei der Höflinge. Sein Oheim iſt ihm unleidlich und er würde ihn haſſen, auch wenn er nicht der Mörder ſeines Vaters wäre. Der Geiſt ohne Charakter ſteht dem Charakter ohne Geiſt und jener dieſem immer feindlich gegenüber. Hamlet fühlt ſich überwältigt von der ſtillen, ruhigen, machtgebietenden Art des Königs. Er weiß recht gut, daß es nur eitle Fechterkünſte ſind, die ihn abhalten; aber er kann ihnen nicht begegnen, er ſelbſt hat dieſe Künſte nicht geübt und dieſes gibt ihm jenen heftigen Groll, der ſelbſtbewußte Schwäche immer begleitet. Dem Könige gegenüber iſt er blöde und verlegen und aus dem ganzen Heere von Hohn und Haß, das ſich um ſein Herz gelagert, tritt ſelten eines jener großen Worte hervor, deren Hamlet ſo viele zählt, den friedlichen König herauszufodern. Wie froh wird Hamlet ſeyn, wenn er erfährt, daß ſein Oheim ein Böſewicht iſt; wie wird er ſich erleichtert fühlen, wenn ſein Haß einen Grund bekommen, wenn ſeine Abneigung ihm zur Pflicht geworden! Der Mord des Vaters iſt nicht Hamlet's Schmerz, er iſt nur das Gefäß ſeiner Leiden; jetzt faßt er, was ihn quält. Unglücklich wäre er immer geweſen.

Der Tod des Vaters ruft Hamlet zurück. Die Heirath der Mutter bekommt er drein in ſeine Trauer. Hamlet weiß beſſer als Einer, beſſer als Etwas, daß Menſchen ſterblich ſind. Aber daß auch Empfindungen ſterblich ſind, die

der Jüngling für ewig hielt, daß eine Liebe endigen, man zweimal lieben und von einer edlen Liebe zu einer gemeinen herabſteigen könne — das überraſcht ihn ſchmerzlich, das verwirrt ihn, für dieſe neue Erfahrung iſt ſelbſt ſein weiter Kreis der Troſtloſigkeit zu eng. Hamlet's Einbildungskraft iſt kühn, ſie wirft alles vor ſich nieder. Sein Oheim hat eine Krone empfangen aus den Händen ſeiner Mutter — er hat Vortheil gezogen von dem Tode ſeines Vaters — er hat dieſen todt gewünſcht — er hat ſeinen Bruder ermordet. Das ahnete Hamlet, ehe es ihm der Geiſt entdeckt. Dieſer erſcheint, ſagt laut, was ſich der Sohn leiſe geſagt, und fordert ihn zur Rache auf. Hamlet entſetzt ſich — nicht über den Mord; er entſetzt ſich, daß er ihn rächen ſoll. Nur auf freies Denken und Fühlen angewieſen, ſoll er nachdenken und handeln; die Natur hat ihn durchſichtig geſchaffen und er ſoll auf Liſte ſinnen und ſie verdecken; er iſt zum Dulden geboren und man erwartet Thaten von ihm. So geklemmt zwiſchen dem heiligen Gebote ſeines Vaters und den ſtrengen Verboten ſeiner Natur wird er bald hier fort, bald dort zurückgeſtoßen, verliert alle freie Bewegung, und ſo ſehen wir ihn hingeſchleppt von Entwürfen, die ſeiner Ohnmacht ſpotten, von Verſuchen, die ihm mißlingen, von großen Worten, die ihn lächerlich, und kleinen Handlungen, die ihn verächtlich machen — und ſo ſehen wir ihn endlich in einem gemeinen Handgemenge ſchimpflich umkommen und Alle, die ihn umgeben nicht den Schlägen, nein, einer Schlägerei des Schickſals unterliegen.

Digitized by Google

Die fürchterliche Stunde iſt da, wo Hamlet den Geiſt ſeines Vaters ſehen ſoll. Und hätte er tauſend Seelen, ſie dürften ſich nicht bewegen; und hätte er tauſend Herzen, ſie müßten ſtill ſtehen und horchen. Aber in dieſer Bangigkeit, wo wir ſelbſt, gleichgültige Hörer eines Mährchens, taubes Ohr, blindes Auge ſind — was thut Hamlet? Er füllt die Erwartung mit unnützem Werg aus. Er hält eine anthropologiſche Vorleſung, ſpricht, wie ein Prediger, von häßlichen Gewohnheiten, welche die ſauberſten Tugenden beſchmutzen, und ſtellt nüchterne Betrachtungen über das zu viele Trinken an. Der Geiſt ſchreckt ihn auf, er hatte ihn ſchon ganz vergeſſen. Der Geiſt ſpricht Feuerworte, Hamlet brennt — es iſt Zunder. Eine Minute, und es iſt verglommen und die Aſche ſeiner Begeiſterung fliegt in den Wind. Er will raſch ſeyn zur ſchönen That, er möchte fliegen, der Rückweg zum Palaſte iſt ihm um eine Welt zu lang. Aber, noch hat er keinen Schritt gethan, und er hat ſchon Mittel gefunden, die Rache mit ſeiner Bedächtigkeit, die Pflicht mit ſeiner Schwäche zu vereinigen. Er will mit Witz anfangen, was nur der Verſtand unternehmen, nur der Muth vollführen kann. Er will es fein machen, will politiſch ſeyn, ſich toll ſtellen. Was denkt er ſich dabei? Soll ihm die Tollheit den Zutritt zum Könige erleichtern? Sie wird ihn nur erſchweren. Soll ſie den König einſchläfern? Sie wird ihn nur wachſamer machen. Will er ſeine Schwermuth vermummen? Er ſoll ſie heilen, er ſoll ſie rächen. Stellt ſich Hamlet toll?

Digitized by Google

Er iſt es. Es gibt Wahnſinnige, die lichte Zeiten, es gibt Andere, die lichte Räume haben, in welche ſie zu jeder Zeit ſich ſtellen, und von dort aus ihren eigenen Wahnſinn beobachten können. Zu den letztern gehört Hamlet. Er glaubt mit ſeinem Wahnſinne zu ſpielen, und dieſer ſpielt mit ihm.

Hamlet beginnt ſein tolles Spiel, und prüft deſſen Wirkſamkeit zuerſt an der Unſchuldigſten in ſeinem Kreiſe, an der liebend-gläubigen Ophelia. Es iſt eine unbeſchreibliche Häßlichkeit in dieſem Betragen. Er hätte das gute Mädchen eher zur Vertrauten, als zur Hülle ſeines Geheimniſſes machen ſollen. Hamlets Verwirrtheit wird bemerkt, der aufmerkſame König ſchickt Roſenkranz und Güldenſtern, des Prinzen Jugendfreunde, hinter ihn, den Grund ſeines Trübſinnes zu erſpähen. Hamlet iſt eitel; er verſtellt ſich, will aber zugleich ſeinen klugen Kopf zeigen und merken laſſen, daß er ſich verſtellt. Er läßt ſich nicht ausforſchen, bekennt aber, daß er ein Geheimniß habe. Die Spione müſſen zwar unverrichteter Sache abziehen, aber nur, weil ſie Höflinge ſind, die ſich auf Schwärmereien nicht verſtehen. Hamlet beharrt in ſeiner ſchmählichen Unthätigkeit, ſtatt anzugreifen, verſchanzt er ſich gegen Angriffe. Wenn auch Menſch und Sohn, durfte er darüber den Fürſten nicht vergeſſen; er mußte in dem Mörder ſeines Vaters auch den Mörder ſeiner Krone beſtrafen. Nicht meuchelmörderiſch ſoll er den König tödten, er ſoll das Verbrechen laut verkündigen und ſich an die Spitze des Volks ſtellen, das ja, wie

Laertes Beiſpiel gezeigt, dem Könige ſo ungewogen und ſo leicht zu lenken iſt. Aber Hamlet geht umher, wie Hans der Träumer. Da werden ihm die Schauſpieler gemeldet, er wacht auf, er lebt wieder. Auf die Kunſt verſteht er ſich, er liebt ſie. Einer der Comödianten trägt etwas vor von Hekuba; er redet ſich in das Zeug hinein und wird blaß und weint. Hamlet fühlt ſich beſchämt, überhäuft ſich mit Scheltreden und betrinkt ſich in Worten, um Muth zu bekommen. Es dauert nicht lange und er redet ſich wieder in Zweifel, um die That verſchieben zu dürfen. Vielleicht hat ihn ein tückiſcher Geiſt betrogen, vielleicht iſt ſein Oheim unſchuldig. Er will ihn prüfen durch pſychologiſche Mittel, er will einen chemiſchen Verſuch anſtellen, die Schauſpieler ſollen des Königs ächte Farbe darthun. Er gibt ihnen ein Stück auf, worin ein Mord dargeſtellt wird, er macht ſelbſt Verſe dazu, und mehr als für ſeinen Vater zeigt er ſich beſorgt, daß ihm die Schauſpieler durch ſchlechten Vortrag ſeine ſchönen Verſe verunzieren möchten. Er unterrichtet ſie mit einer Ruhe, mit ſolchem Bedachte und mit ſolcher Umſtändlichkeit, als habe er ſein gutes Auskommen und ſonſt keine Sorgen auf der Welt. Der König wird gefangen, Hamlet iſt ganz vergnügt, daß ihm ſeine Liſt gelungen; die gewonnene Erfahrung zu benutzen, daran denkt er nicht. Seine Mutter läßt ihn rufen, er geht und hält ſich lange im Vorzimmer auf; dort philoſophirt er. Er hält den ſchönen Monolog, der aber in dem Munde eines Fürſten ſich ſo

häßlich ausnimmt. Das Leben iſt ihm verhaßt; aber nicht wegen der Leiden, nein, wegen der Handlungen, die es auflegt. Kein anderes Mittel, ſich vor den Plagen der Welt zu ſchützen, als Flucht, Selbſtmord; der Tod ſoll die Todesfurcht heilen. Er trifft den König unbewacht, jetzt könnte er ihn tödten; aber er betet. Hamlet will grauſam ſeyn, er will ihn betrunken zur Hölle ſchicken. Jetzt ſpricht er mit ſeiner Mutter; da iſt ihm wohl und behaglich, da vertragen ſich Pflicht und Neigung. Der Geiſt ſelbſt hat ihm Schonung aufgelegt, nur reden darf er, Dolche keine brauchen. Es rührt ſich etwas hinter dem Vorhange, Hamlet hat Muth, er ſieht den Gegner nicht; er verwundet den weichen, wahrloſen Teppich und trifft Polonius, den guten alten Mann.

Hamlets Wahnſinn ſteigt; die Maske der Verſtellung, halb fällt ſie, halb läßt er ſie ſinken. Der König wird zum Aeußerſten gebracht, er muß ſelbſt zu Grunde gehen, oder Hamlet verderben. Da beſchließt er, ihn nach England zu ſchicken, zu ſeinem Untergange. Er gibt ihm ganz freundliche Rechenſchaft von der Nothwendigkeit ſeiner Entfernung. Hamlet iſt es gleich zufrieden, das Wörtchen n e i n ſteht nicht in ſeinem Wörterbuche, er ſagt g u t und läßt ſich ſchicken. Er denkt an nichts, er entfernt ſich von Allem. Auf dem Schiffe übt er ein Bubenſtück, begeht eine ſchimpfliche feige That, gegen ſeine Begleiter Güldenſtern und Roſenkranz. Dieſe jungen Leute wollten ihr Glück machen, ſie zeigten ſich dem Könige gefällig; aber ſie durchſchauen

ſeine Tücke nicht und wiſſen nichts von der Botſchaft, die ſie nach England bringen. Hamlet ſchreibt wie ein Gauner falſche Briefe, ſchiebt ſie den ächten unter und bringt ſeine Begleiter und Jugendfreunde in die Falle, die ihm ſelbſt geſtellt. Er thut es nicht aus Bosheit, nicht aus Rachſucht, er thut es nur aus Eitelkeit. Noch nie iſt ihm eine That gelungen, er will ſich einmal etwas zu Gute thun, er will ſich mit einem klugen Streiche bewirthen. Der Zufall wirft ihn nach Dänemark zurück. Ob er jetzt auf Etwas ſinne, läßt er nicht errathen. Er wird zum Fechten mit Laertes eingeladen. Kaum hat er es zugeſagt, wird es ihm übel um's Herz; nur die Ahnung einer That macht ihn ſchon krank. Er wird handeln, er wird ſterben. Vorher verſöhnt er ſich mit Laertes auf eine würdige, rührende Art; noch einmal taucht der edle Schwan herauf und zeigt ſich rein von dem Schmutze dieſer Erde. Hamlet ficht, wird tödtlich verwundet und da, als er nichts mehr zu verlieren hat, als er keinen Muth mehr braucht, bringt er den König um. Es iſt die Keckheit eines Diebes, der ſchon unter dem Galgen ſteht und Gott, die Welt und ſeinen Richter läſtert. So endet ein edler Menſch, ein Königsſohn! Er, der Wehe über ſich gerufen, daß er geboren ward, die Welt aus ihren Fugen wieder einzurichten, tritt, wie ein blindes Pferd, das Rad des Schickſals, bis er hinfällt und, ein armes Vieh, den Peitſchenhieben ſeiner Treiber unterliegt!

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Man hat viel von Shakſpeare's Ironie geſprochen. Vielleicht habe ich nicht recht verſtanden, was man darunter verſtanden; aber ich habe Ironie überall vergebens geſucht. Ironie iſt Beſchränktheit, — oder Beſchränkung. Für letztere war Shakſpeare zu königlich, für erſtere hatte er eine zu klare Weltanſchauung; er ſieht keinen Widerſpruch zwiſchen Seyn und Schein, er ſieht keinen Irrthum. Oft zeigt er uns lächelnd des Lebens verſtellten, doch nie ſpottend des Lebens lächerlichen Ernſt. Doch im Hamlet finde ich Ironie, und keine erquickliche. Der Dichter, der uns immer ſo freundlich belehrt, uns alle unſere Zweifel löſt, verläßt uns hier in ſchweren Bedenklichkeiten und bangen Beſorgniſſen. Nicht die Gerechten, nicht die Tugendhaften gehen unter, nein ſchlimmer, die Tugend und die Gerechtigkeit. Die Natur empört ſich gegen ihren Schöpfer und ſiegt; der Augenblick iſt Herr und nach ihm der andere Augenblick; die Unendlichkeit iſt dem Raume, die Ewigkeit iſt der Zeit unterthan. Vergebens warnt uns das eigene Herz, das Böſe ja nicht zu achten, weil es ſtark, das Gute nicht zu verſchmähen, weil es ſchwach iſt; wir glauben unſern Augen mehr. Wir ſehen, daß wer viel geduldet, hat wenig gelebt, und wir wanken. Hamlet iſt ein chriſtliches Trauerſpiel.

Die Welt ſtaunt Shakſpeare's Wunderwerke an. Warum? Iſt es denn ſo viel? Man braucht nur Genie zu haben, das Andere iſt leicht. Shakſpeare wählt den Samen der Art, wirft ihn hin, er keimt, ſproßt, wächſt empor, bringt Blätter

und Blüthen und wenn die Früchte kommen, kommt der Dichter wieder und bricht ſie. Er hat ſich um nichts bekümmert, Luft und Sonne ſeines Geiſtes haben Alles gethan, und die Art iſt ſich treu geblieben. Aber den Hamlet ſtaune ich an. Hamlet hat keinen Weg, keine Richtung, keine Art. Man kann ihm nicht nachſehen, ihn nicht zurechtweiſen, nicht prüfen. Sich da nie zu vergeſſen! Immer daran zu denken, daß man an nichts zu denken habe! Ihn Nichts und Alles ſeyn zu laſſen! Ihn immer handeln und nichts thun, immer ſich bewegen und nie fortkommen zu laſſen! Ihn immer ſich als Kreiſel drehen laſſen, ohne daß er ausweiche! Das war ſchwer. Und Shakſpeare iſt ein Britte! Hätte ein Deutſcher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutſcher brauchte nur eine ſchöne, leſerliche Hand dazu. Er ſchreibt ſich ab, und Hamlet iſt fertig.

Berichtigungen.

Seite 31	Zeile 3	von oben	muß	heißen: unſerer Leidenſchaften auf die Bühne kommen.
„ 47	„ 1	„	„	ſtatt „ſchaſloſen“ ſoll heißen „ſchlafloſen.“
„ 132	„ 3	von unten	ſoll	heißen: geben uns ihr freiwillig hin.
„ 218	„ 3	„	„	ſtatt „Unthätigkeit“ ſoll heißen „Unterthänigkeit.“
„ 289	„ 7	„ oben	„	„reinſprechenden Perſon“ ſoll heißen „reinſprechenden auftretende Perſon.“
„ 302	„ 13	„	„	„ „von ſeiner Liebe hinabſtürzt“ ſoll heißen: „von ſeiner Höhe hinabſtürzt.“
„ 343	„ 5	„	„	„ nie magnetiſche — die magnetiſche.
„ 377	„ 5	„	„	„ ihn dazu hineinſtellen — ihn dann hineinſtellen.

Digitized by Google

II.

Vermiſchte Aufſätze. Erzählungen. Reiſen.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Bemerkungen über Sprache und Styl	1
Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens. 1823. .	12
Gedanken über die Rechtmäßigkeit des ſechsten Zinsthalers in Deutſchland. Eine Novelle.	28
Die Göttinger Unruhen. 1818.	41
Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik. 1826.	45
Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen. 1818. . .	60
Monographie der deutſchen Poſtſchnecke. 1821.	69
Ankündigung der Wage. 1818.	104
Vorwort zur zweiten Auflage der Wage. 1819.	126
Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt. 1819.	129
Der Roman. 1823.	142
Altes Wiſſen, neues Leben. 1823.	157
Der Janus-Tempel. 1823.	180
Die Kraniche des Ibykus. 1823.	195
Die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden. 1823.	200
Ueber den Umgang mit Menſchen. 1824.	204
Ueber das Schmollen der Weiber. 1823.	212
Der Gott in Höflingen. 1823.	217
Die große Verſchwörung. 1819.	221
Die Carbonari und meine Ohren	228
Ueber den kritiſchen Lakonismus. 1824.	241
Ankündigung der Zeitſchwingen. 1819.	248
Das Teſtament der Zeitſchwingen. 1819.	255
Denkrede auf Jean Paul. 1825.	259
Faſtenpredigt über die Eiferſucht	271
Dioptrik	279
Honeſtus. 1824.	286

Seite
Die Freiheit der Preſſe in Baiern. 1818. 301
Die Meneen. 1826. 312
Brief an einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel. 1823. 349
Vorrede zu dem Buche „die Spende“ 356
Für die Juden. 1819. 365
Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur. 1819. 373
Der Eßkünſtler. 1822. 424
Der Narr im weißen Schwan. 438

Vorwort.

* Einer von den hundert Philiſtern und Ludimagiſtern — es iſt der fünfzigſte — welche die Blätter für literariſche Unterhaltung ſchreiben, ſchrieb neulich darin, die Ankündigung meiner Schriften habe ihm nicht gefallen; er habe Anmaßung darin verſteckt gefunden; er begreife nicht, wie ich hundert und zwanzig Bogen ſammeln könne, ſoviel hätte ich ja gar nicht geſchrieben; es wäre zu wünſchen, daß ich das Verletzende in meinen Aeußerungen, zumal ſie oft nur vorübergehenden Erſcheinungen gälten, beſeitigen möchte; übrigens denke er, daß mir ſeine Bemerkungen nicht ſchaden werden; übrigens meine er es gut mit mir; übrigens gehöre er „Schreiber dieſes“ zu meinen Verehrern. Was nun das wieder für eine hausväterliche Art zu kritiſiren iſt! Spricht man ſo mit den Leuten, wenn man gedruckt redet? Daß dem Herrn Fünfzig meine Ankündigung

* Ergänzung aus der Handſchrift des Verfaſſers.

nicht gefallen, macht mir Verdruß; daß er die darin verſteckte Anmaßung gefunden, beweißt ſein Talent zur Polizei und Diplomatie; wenn Schreiber dieſes beſorgt iſt, ich möchte keine hundert und zwanzig Bogen zuſammenbringen, ſo bitte ich ihn ſich zu beruhigen — der die Raben ſpeiſt und die Lilien auf dem Felde kleidet wird auch mich nicht verlaſſen; wenn er hofft ſein Tadel werde mir nicht ſchaden, ſo hoffe ich das ſelbſt; daß er es gut mit mir meint, freut mich, und daß er ſich zu meinen Verehrern zählt, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft — ich wünſchte, er wäre hier auch der Fünfzigſte. Aber was geht das Alles den Leſer an? Das hätte mir mein Verehrer in einem frankirten Brief ſchreiben ſollen. Der Leſer hält ſich an die Werke eines Schriftſtellers, oder iſt er zu beſcheiden oder zu unkundig, ſie ſelbſt zu beurtheilen, hält er ſich an die Kritik. Ob aber der Kritiker es gut mit einem Schriftſteller meine oder nicht, ob er ihn verehre oder nicht, das iſt dem Leſer ganz gleichgültig, man kann ein ſehr verehrlicher Menſch ſeyn und doch ein ſehr langweiliger Schriftſteller dabei. Was aber den Rath des Herrn Fünfzig betrifft, das Verletzende in meinen Schriften, das vorübergehenden Erſcheinungen galt, daraus zu entfernen, darüber muß ich einige Worte ſagen. Ich hätte es auf jeden Fall

hier an dieſer Stelle gethan; da mir aber zufällig einer meiner Verehrer auf meinem Wege begegnete, ſo nahm ich ihn aus Freundſchaft mit. Uebrigens, was ich auch wegen meiner alten verletzenden Aeußerungen beſchließen möchte, ſo verſpreche ich dem Herrn Fünfzig, daß, ſollte ich je ihn ſelbſt, oder einen der Seinigen, oder eines ſeiner Werke verletzt haben, mir, wenn er ſich mir zu erkennen gibt, dieſe vorübergegangne Erſcheinung ſoll vorübergegangen bleiben, und daß ich ſie nicht zurückrufen werde, ſie zum zweitenmale zu verletzen. Ein Mann, ein Wort!

Wer ſich in Deutſchland mit allen Erſcheinungen herumzanken wollte, der würde ſich ſchon im erſten Vierteljahre zu Tode ärgern. Nein, ſo dumm war ich nie; ich habe beſſere Diät gehalten. Ich ſah nur immer auf den Grund der Erſcheinungen, auf den breiten Grund, der hundert Gattungen und tauſend Arten und Spielarten verſchiedener Früchte trägt. Wäre nun auch eine Erſcheinung vorübergegangen, was änderte das, ſo lange der Grund geblieben? Die Früchte, die ein Baum im vorigen Jahre getragen, trägt er freilich in dieſem Jahre nicht; aber es iſt die nämliche Art, es iſt die alte Wurzel und der alte Stamm, und alte Klagen brauchen darum nicht zurückgenommen zu werden. *

Man wird in dieſem und in dem folgenden Theile meiner geſammelten Schriften Aufſätze politiſchen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem ſie geſchrieben worden. Dieſes iſt aber nicht geſchehen, um ihr Alter, ſondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie ſind noch ganz ſo blank, als wären ſie erſt geſtern aus der Gedankenmünze gekommen. Denn politiſche Wahrheit geht in Deutſchland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beſchmutzt und vergriffen — nein, ſie liegt ruhig und ſauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird und wo man jung ſtirbt! Mit der Weisheit unſerer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unſerer Großväter laſſen wir unvermehrt zurück. Wir ſind e i ſ e r n e s V i e h, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie ſie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unſere Pächter . . . . . .

I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politiſchen Blattes, ſo glücklich, unter der pädagogiſchen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Zenſors zu ſtehen. Ich war damals, was ſich von ſelbſt verſteht, jünger als jetzt, ſtand in den Flegeljahren der Schriftſtellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieſer glücklichen Gemüthsſtimmung ließ ich drucken: „die Engländer ſind Spitzbuben.“ Der Herr Polizeidirector ſtrich ganz gelaſſen dieſen Satz aus der Weltgeſchichte und bemerkte mir freundſchaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht ſchade, daß ich meinen Geiſt nicht auf etwas Solides legte. Sehr beſchäftigt, wie er war, wartete er nicht erſt meine Erkundigung ab, was er unter Solides verſtehe, ſondern fügte von ſelbſt hinzu: in der deutſchen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernten könnte. Ich erwiederte hierauf:

dieſes Feld wäre allerdings ſo angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an ſeine Spaziergänge oder ſonſtige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Unterſuchungen über die deutſche Sprache beſchäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen ſollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Zenſurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirektor: das iſt unſere Sorge; Sie aber ſollten Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er ſagte: Sie aber ſollten Ihre glückliche Sorgloſigkeit gehörig benutzen, über unſere Mutterſprache Forſchungen anzuſtellen. **Beatus ille qui procul negotiis** — ſetzte er mit klaſſiſcher Bildung hinzu. **Atque emolumentis?** frug ich ſatyriſch. Aber er hörte dieſe Frage nicht, oder wollte ſie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das **Imp.**, das er im nämlichen Augenblicke niederſchrieb, die Abbreviatur von I m p e r t i n e n t oder von I m p r i m a t u r war. Indeſſen verſprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernſtlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich ſuchte, hab ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt S t y l? Büffon ſagte: **le Style c'est l'homme.** Büffon hatte einen ſchönen und glänzenden Styl, und es war alſo ſein Vortheil, dieſen Satz geltend zu machen. Iſt aber der Satz richtig? Kann man

ſagen: wie der Styl ſo der Menſch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl, ſo das Buch — wäre falſch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Doch die Behauptung: der Menſch iſt wie ſein Buch — iſt noch falſcher, und die Erfahrung ſpricht täglich dagegen. Der Eine dichtet die zarteſten Lieder, und iſt der erſte Grobian von Deutſchland; der Andere macht Luſtſpiele, und iſt ein trübſinniger Menſch; der Dritte iſt ein fröhlicher Knabe, und ſchreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, ſchrieb ſeinen Prinzen, ſo daß er alle rechtſchaffene Pſychologen in Verlegenheit und in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſie gar nicht mehr wußten, was ſie ſprachen, und ſie behaupteten, Machiavelli habe eine politiſche Satyre geſchrieben. Was heißt alſo Styl? Wie geſagt, ich weiß es nicht, und ich wünſche ſehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftſtellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darſtellung von dem Dargeſtellten, den Ausdruck von dem Gedanken ſondern. Aber dieſes wird zu oft mit einander verwechſelt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterſchieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteriſtiſche des Styls. Man kann ſehr ſchön ſchreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne ſchön zu ſchreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge ſchließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Geſicht mit ausgeſprochenen Zügen ſelten ein ſchönes,

und ein Mann von Charakter ſelten ein liebenswürdiger iſt. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, ſondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftſtellers mehr vom Charakter als vom Geiſte, mehr von ſeiner ſittlichen, als von ſeiner philoſophiſchen oder Kunſtanſchauung des Lebens ab. Cicero ſchreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäſar. Die Franzoſen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich ſchreibt, ſchreibt wie die guten franzöſiſchen Schriftſteller, oder ſchreibt ſchlecht. Vergleicht man Rouſſeau mit Voltaire, ſo findet man zwar beider Styl ſehr von einander verſchieden, doch ſind ſie es nur ſo lange, als ſich beider Anſichten von einander unterſcheiden. Wo Roſſeau denkt wie Voltaire, ſchreibt er auch wie er. Die deutſche Sprache hat — der Himmel ſey dafür geprieſen — keinen Styl, ſondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es ſo wenige deutſche Schriftſteller, die das ſchöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weiſe darzuſtellen, zu ihrem Vortheile benutzten! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht iſt Leſſing der Einzige, von dem man beſtimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kommt es, daß ſo viele

deutſche Schriftſteller ſo ſehr ſchlecht ſchreiben? Vielleicht kommt es daher, weil ſie ſich keine Mühe geben, und ſie geben ſich keine Mühe, weil ſie, als Deutſche treu und ehrlich ſich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie anſehen, den Ausdruck ſchöner zu machen, als der Gedanke iſt. Entſpringt die Vernachläſſigung des Styls aus dieſer Quelle, ſo iſt zwar die gute Geſinnung zu loben; doch iſt die Sittlichkeit, von der man ſich dabei leiten läßt, eine falſche. Wie man ſagt: der Gedanke ſchafft den Ausdruck, kann man auch ſagen: der Ausdruck ſchafft den Gedanken. Worte ſind nichtswerthe Muſcheln, in welchen ſich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man ſoll darum die Muſcheln nicht verſchmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man ſelten. Der geiſtreiche Schriftſteller unterſcheidet ſich von dem geiſtarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, ſchon vorhandene Ideen, deren Daseyn jener gar nicht merkt, aufzufaſſen und ſich anzueignen vermag; aber neue ſchafft er nicht. Der menſchliche Geiſt müßte eine ungeheure Umwälzung, eine ſolche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis ſeiner Wirkſamkeit ſich bedeutend erweitern ſollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menſchheit erlitten, war das Chriſtenthum, und doch kann man nicht ſagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd geweſen. Freilich erklärt ſich dieſes dadurch, daß auch ſchon vor Chriſtus chriſtliche Weltanſchauung, wenn auch

nicht in ſolcher Ausbreitung als jetzt, geherrſcht hat. Kann aber der Schriftſteller keine neue Ideen ſchaffen, ſo vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Geſtalt iſt, welche in der Weſenkette ein Geſchöpf über das andere ſtellt, ſo wird auch der ewige, ungeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargeſtellt — und der Pflegevater iſt auch ein Vater.

Die ſchlechte Schreibart, die man bei vielen deutſchen Schriftſtellern findet, iſt etwas ſehr Verderbliches. In Büchern iſt der Schaden, den ein vernachläſſigter Styl verurſacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von Solchen geleſen, die eine umſchloſſene oder geſicherte Bildung haben, und der ſittliche und wiſſenſchaftliche Werth dieſer Werke kann ihren Kunſtmangel vergüten. Zeitſchriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks ſeine Bildung, wenigſtens ſeine Fortbildung ſchöpft, ſchaden ungemein, wenn ſie in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Die wenigſten deutſchen Zeitſchriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es iſt aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von ſolcher Art iſt, daß ſie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtſamkeit geſchrieben hätten, die zu befolgen Pflicht iſt, ſobald man vor dreißig Millionen Menſchen

ſpricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunſttalent müſſe angeboren ſeyn. Dieſes iſt aber nur in einem beſchränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, ſo iſt es das des Styls. Man nehme ſich nur vor, nicht alles gleich niederzuſchreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu laſſen, wie man es niedergeſchrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich ſehr lächerlich) iſt das Ueberſetzen, beſonders aus alten Sprachen. Ich meinerſeits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Ueberſetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutſchen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, ſondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateiniſchen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutſchen wieder geben könne, ich ließ mich aber nicht abſchrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu überſetzen ſey, und erſt am neunten kritiſchen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutſche Journaliſten werden es einſt bereuen, daß ſie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbeſſerung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römiſchen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei herausſprechen darf, iſt man genöthigt, für

alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die ſchönſten Stellen des Tacitus ſind, wo er von der alten Freiheit ſpricht, weil er dieſes verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiſer, aber doch unter einem Alleinherrſcher lebte. Unſere Zeit auch verſtattet nicht, alles frei herauszuſagen, und durch dieſen Zwang befördert ſie ſehr den guten Styl. Man möchte von Conſtitution, von Spanien, von Italien ſprechen, aber es iſt verboten. Was thut ein erfinderiſcher Kopf? Statt Conſtitution ſagt er „Leibesbeſchaffenheit,“ ſtatt Spanien „Iberien,“ ſtatt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen,“ und gebraucht für dieſen und jenen Gedanken dieſen und jenen dichteriſchen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht verſteht. Denn darauf kommt jetzt Alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, ſondern fühle, was wir gewollt. Die deutſchen Journaliſten müſſen ſich aber eilen. Sie ſollen nicht vergeſſen, daß am 20. September 1824, Abends mit dem Glockenſchlage zwölf, die Zenſur in Deutſchland aufhört. Wenn ſie alſo bis dahin ihren Styl nicht verbeſſert, werden ſie mit ihrem ſchlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in ſo freundſchaftlichen Unterhaltungen begriffen ſind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu überſetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Inſel Elba zurück. Wir deutſchen Zeitungsſchreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus

Liebe für die korſiſche Geißel — bewahre der Himmel! — ſondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfriſchende Nachrichten zugekommen. Ich ſchrieb hurtig einen ſchönen Artikel in meine eitung — nicht *für*, ſondern *gegen* Napoleon; denn, es offenherzig zu geſtehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und ſehr dumm, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geſchrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirector dennoch geſtrichen. Den andern Tag fragte ich deſſen Secretair, warum es geſchehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menſchheit Krieg führten? Dieſer antwortete mir: „Wind iſt Wind, ob er nach Oſten oder Weſten bläſt — gleichviel. Er ſoll gar nicht blaſen, wir wollen Ruhe haben.“ Alſo, wie geſagt, mein Artikel wurde geſtrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er ſeine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich ſetze mich hin, und überſetze daraus die Ode: **Nunc est bibidum**, und bringe das naſſe Manuſcript zum Zenſiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirector ſaß. Dieſer las es, und ſprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie die Ode recht gut überſetzt. Horaz — ja das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delicateſſe, welches attiſche Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieſes Salz ein Regal iſt!)

Und welche Philoſophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!“... Als ich Horaz wegen ſeiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, ſtreckte feierlich wie ein Geſpenſt meine Rechte aus, und ſprach wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? der? Nun, dann ſeyd mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäſar rauben, als ich Octavius ſtehlen ſah, gab ich die römiſche Freiheit verloren — erſt dann weinte ich um ſie, als ich Horaz geleſen. Er, ein Römer, ihr Götter! und ſeine Kinderaugen haben die Freiheit geſehen — er war der erſte, der ſich am Feuer des göttlichen Genius ſeine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmuth ſeyn. Was ſingt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unſterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu ſcherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, ſeinen kleinen Schild „nicht gar löblich“ verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirector, und doch warf er ihn weg — ſo leicht macht' er ſich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann?“.... Ich ſagte noch mehrere ſolche, theils fürchterliche, theils heidniſche Dinge. Der Polizeidirector entſetzte ſich, trat weit, weit von mir zurück, und ſah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er iſt doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Anſteckung!

* Aber das Lob, das offizielle Lob, daß ich Nunc est bibendum gut verdeutſcht, hatte ich weg. Das munterte mich auf, ich übte mich weiter, und ſo habe ich nach und nach faſt den ganzen Horaz überſetzt. Da liegen ſie nun, die armen Oden und Satyren, und ich weiß nicht, was ich damit machen ſoll. Sollte ein unglückſeliger Zeitungsſchreiber Gebrauch davon machen wollen, die Zahnlücken der Zeit damit auszufüllen, ſo ſtehen ſie ihm zu Gebote. Briefe werden poſtfrei erbeten. *

II.

Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens.

(1823.)

Ich erinere mich mit Entzücken jener akademiſchen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar iſt die Jugend jedem ſchön, wo und wie ſie ihm auch vorüber gehe; aber akademiſchen Jünglingen iſt ſie es doppelt. Es iſt der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernſt begegnen, und die ſchmerzliche Wahl zwiſchen Luſt und Mühe iſt ihnen erlaſſen; die Andern aber ſtehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrſchte damals ein friſches, ſeelenvolles, höchſt bewegtes wiſſenſchaftliches Leben. Göttingen war, was es immer geweſen, was es noch iſt: der Staat des ehrwürdigen altherkömmlichen Wiſſens, ein hochgeachteter Adelſtand, reich an feſten, ſichern, unveräußerlichen Grundbeſitzungen. In Halle aber herrſchte mehr der bürgerliche Gewerbefleiß, die Geldwirthſchaft des Geiſtes, und die Lehre wie das Gelernte ging raſch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weiſe und gütige Sorgfalt der preußiſchen Regierung

hatte einen Verein von akademiſchen Lehrern gebildet, die, ohne ſich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, deſſen Ruhm nicht größer iſt, als deſſen Verdienſt, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie ſie Socrates gelehrt hätte, wäre er ein Chriſt geweſen. In ſeinen Vorleſungen über die Ethik betrachtete er das ſittliche, das wiſſenſchaftliche und das bürgerliche Leben der Menſchen. Sein Hörſal vereinigte nicht blos die akademiſche Jugend, ſondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Univerſitäts-Prediger, und ſeine Zuhörer wurden um ſo andächtiger, je bedächtiger ſie wurden; denn Schleiermacher ſchiffte, mit dem Compaſſe des Wiſſens verſehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, ſicherer, zweifelloſer Richtung. Reil war als Menſch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von anſehnlicher, Achtung gebietender Geſtalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter ſeinen Schülern, die ihn eben ſo ſehr liebten als bewunderten, ſo konnte man ſich leicht in die Akademie von Athen verſetzen, er wußte ſeinen Kranken und deren Angehörigen ein unerſchütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und unermiſchte ſeine Vorleſungen über Therapie und Augenkrankheiten

mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köſtlichen Früchte ſeiner Forſchung waren unter Blumen verſteckt. Wer nur den erſten Stunden ſeiner halbjährlichen Vorleſungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Profeſſor der Moral oder der Aeſthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wiſſen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geiſtes ihr ſchwaches Haupt zur Erde niederſenken, und dieſes nothwendigen Naturgeſetzes ſich bewußt — äußerte Reil im engen Kreiſe von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchſt liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geiſtes verlieren. Um ſich gegen dieſen Verluſt zu ſchützen, war er immer darauf bedacht, ſich mit ſtrebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte ſich die Lehren Cüvier's angeeignet, und brachte die Wiſſenſchaft der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geiſtreiche Art mit den unmündigen Geſchwiſtern des Menſchen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menſchlichen Organiſation an den Unvollkommenheiten der thieriſchen nach. Er war ein ſo höchſt beſcheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein ſo lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Reſultate ſeiner Forſchung die Wege und Berechnungen mitzutheilen verſäumte, über und durch welche er zu dieſen Reſultaten gelangt war. Endlich war es Steffens, der die akademiſche Jugend zur

höchſten Begeiſterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Profeſſor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphiloſophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphiloſophie zu lächeln. Es hätte immer geſchehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über ſeine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphiloſophie vergeſſen, wie ſie eigennützig über den ſpendenden Herbſt den Frühling vergeſſen, welcher zugeſagt! Sie denken nicht daran, daß wenn ſie die Naturphiloſophie entbehren gelernt, dieſe ſelbſt es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß ſie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er ſie des längern Bedürfniſſes der Wohlthaten überhob. Die Naturphiloſophie iſt der Schlüſſel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüſſel für den Schatz genommen und ſtatt Gold Eiſen gefunden — der hat ſich ſelbſt anzuklagen.... Steffens iſt ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle ſein Lehramt begann, der deutſchen Sprache, wenigſtens der deutſchen Ausſprache noch nicht ganz mächtig. Dieſes gab ſeinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades ſo wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geſchöpft, reichte er friſch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erſt am Ufer fing er zu überlegen an.

Von ſolchen Lehrern angetrieben, ſtrömte der akademiſchen

Digitized by Google

Jugend das Blut raſcher und feuriger durch alle Adern des Geiſtes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geſelliges Leben war wilder und rauher als es je geweſen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantiſch ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder ſchwarzen Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen. So glichen ſie von oben römiſchen Kriegern, und von unten deutſchen Poſtillionen. Brach aber aus dieſer rohen Hülle die wiſſenſchaftliche Begeiſterung hervor, ſo war ſie um ſo rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmauſe, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Geſellen über die Schellingſche Naturphiloſophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten ſie ſich über die Polaritäten verſtändigt, über den Indifferenzpunkt aber ſich entzweit. Der Eine ſagte dem Andern, er habe dumm geſprochen. Das war eine Herausfoderung, und zwei Tage ſpäter floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie iſt die deutſche akademiſche Jugend ſo glücklich! Verdorren möge die erſte Hand, die dieſes ſchöne Leben beſchmutzt! Da wurde die Schlacht von Jena geſchlagen, die Franzoſen kamen, und die Univerſität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europens Heere nicht, aber den Geiſt fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle ſich ja kein Anderer mit dieſer Sympathie brüſten! Napoleon

zertrat den Geiſt nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn feſt, weil er ihn als einen Löwen hochhielt; und ſchwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verſtanden, wie viel nöthiger ſey, die Füchſe als die Löwen einzuſperren.

Reil iſt geſtorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens iſt in Breslau. Von dem Letztern hat man ſeit einigen Jahren vernommen — mit Verwunderung werden die Einen, mit Schmerz werden die Andern ſagen — er habe ſich von der Naturphiloſophie „ermüdet abgewendet," (das ſind ſeine eigenen Worte), und ſey ein Gläubiger geworden (ſo ſprachen die Andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erſcheinung iſt nicht neu, und ſie thut auch nicht ſo wehe. Die Irrthümer eines großen Geiſtes ſind belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn ſie den Weg verfehlen, haben ſie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geiſtreiche oder ſonſt bedeutende Männer in Deutſchland die gewohnte Lebensbahn verlaſſen, und haben eine neue betreten. Die Einen haben es im Stillen gethan, und ſich begnügt, den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die Andern mit Geräuſch und ſind zum Katholizismus übergetreten. Es iſt wohl erſprießlich, daß wir uns über ſolche Erſcheinungen zu verſtändigen ſuchen. Zuvörderſt aber iſt hierbei Eines zu beſeitigen. Man ſchämt ſich faſt davon zu ſprechen! Iſt aber hiebei Etwas, deſſen man ſich zu ſchämen, ſo fällt es auf die zurück, deren kindiſche Fehler die kindiſche

Zurechtweiſung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdiſchen Vortheil gefunden, und da war man — ſoll ich ſagen ſo frech, ſoll ich ſagen ſo wahnſinnig? Ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entſpringen — man war ſo unbedacht zu ſagen, den Vortheil, den ſie bei ihrer Bekehrung gefunden, hätten ſie geſucht. So wunderlich iſt der Menſch, daß er ſich bald zu den Göttern erhebt, und ſich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und ſich bald zum Viehe erniedrigt, und ſich einer Verworfenheit beſchuldigt, die außer ſeiner Natur liegt! Nie, niemals noch, hat ein Menſch ſeine Meinung ſeinem Vortheile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieſes ſey geſchehen, da iſt es keine wahre, keine Herzens-Meinung geweſen, die ſie hingegeben. Auch der gleichgültigſte Menſch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwei Häuſern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er gibt es hin, und war es ihm noch ſo lieb und bequem. Wohnſt Du aber nicht in der Meinung, wohnt die Meinung in Dir, dann gibſt Du ſie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl iſt es ſchmerzlich zu ſehen, daß der Geiſt, wenn auch nur in ſeinem Wahnſinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen in den Sold der Dummheit und des Laſters tritt! Es iſt eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, ſie glaubten

etwas; um ihr Wiſſen zu verbreiten, um ihren Glauben auch Andern einzuflößen, hielten ſie für recht und klug, ſich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verſtanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geiſt ſich zu gemeinſchaftlichen Zwecken mit der Maſchine verbindet, die Maſchine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geiſt iſt gebrechlich, er wird müde, krank, er ſtirbt; aber die Maſchine wird nicht müde, denn die Hände, die ſie in Bewegung ſetzen, wechſeln ab, die verdorbene Maſchine kann ausgebeſſert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue erſetzt werden. So hatten ſie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn, daß man es nur wiſſe: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geiſt, ſelbſt wenn er ihr dient, als ſie die andere Dummheit haſſet und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber ſteht.

Steffens neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur geſtehe) die Naturphiloſophie, von der er ſich ermüdet abgewendet, hat ſich von mir abgewendet; ich habe ſie vergeſſen. Vieles lernt der Deutſche, und vieles vergißt er; der Franzoſe lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das geſellige Leben täglich die ſchläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren ſo angenehm iſt. Das Leben aber, das der Deutſche in ſeinem Studierzimmer führt, gleichet einer in Zucker oder Eſſig eingemachten Frucht; oder er verduftet ſeinen Geiſt in Caſſinos und Theaterklatſchereien, iſt eine Blume, wenn er viel iſt, ſättigt nicht und wird nicht

ſatt. Doch ob ich Steffens Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird geſagt haben, was ſeine Glaubensgenoſſen früher geſagt. Seine geiſtige Bekehrung iſt mir nur aus Kritiken ſeiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung ſeiner neueſten Schrift „von der wahren Religion und der falſchen Theologie,“ die im Literatur-Blatte abgedruckt ſtand, hat ſie mir in Erinnerung gebracht. Ueber ſolche Erſcheinungen will ich gemeinſchaftlich mit den Leſern eine Belehrung ſuchen, die ich zu bringen weder Andern, noch mir ſelbſt verſpreche.

Der Menſch hat einen Körper, eine irdiſche und eine himmliſche Seele. Der Körper dient der irdiſchen Seele zur Hülle, dieſe der himmliſchen. Sinnlich beginnt der Menſch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieſes iſt der Weg, den Alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung ſtreben. Aber nicht Alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reiſe iſt erſt dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit dieſem Gefühle erwacht das Leben; dann fragſt du: wer bin ich? dann fragſt du: was war ich? was werde ich? Du darfſt aber über die erſte Antwort nicht vergeſſen, was du ohne Frage ſchon gewußt, du darfſt über die zweite Antwort die erſte Frage nicht vergeſſen! Vergebens ſagt man dir, wer du biſt, wenn du nicht mehr fühlſt, daß du biſt; vergebens haſt du gehört, woher du kommſt und wohin du gehſt, wenn du nicht mehr weißt, wer du biſt! Dein Verſtand iſt ſchwankend,

wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube iſt dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdiſche Seele iſt ſelbſtſüchtig, ſie nimmt die Welt in ſich auf; die himmliſche Seele iſt alliebend, ſie löst ſich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen iſt, faßt ſie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erſcheinungen, ſo iſt dein Glaube bedingt, löſteſt du dich nicht ganz mit deinem Geiſte und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbſtzernichtung iſt die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder Alles wollen, Nichts oder Alles haben, das iſt ganz Eins; Alexander wollte Diogenes ſeyn, wenn er nicht Alexander wäre. Du ſagſt: ich denke nicht, ich glaube. Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die ſich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkſt, ſo denkſt du dieſes Wiſſen — doch dies ſey dir überſehen. Aber was machteſt du mit deiner Vernunft? Du haſt ſie zerſtört oder zurückgelaſſen, du haſt alſo nicht Alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, iſt Gott außer deinem Gedanken; ſind deine Sinne außer deinem Geiſte, iſt dein Geiſt ſinnlos. Du ſagſt: ein kindlich Herz iſt Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du haſt Recht. Nahſt du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, ſondern an dein volles Herz ſich werfen; kommſt du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, gibſt du, an deiner Freundſchaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du ſagſt: „ich denke nicht, ich

Digitized by Google

glaube, und fühle mich beſeligt in dieſem Gefühle überſchwenglicher Gewißheit.“ Wir wollen ſehen, welche Ruhe es iſt, die du gefunden, und wir fürchten ſehr, es iſt „die Ruhe des Kirchhofs,“ wie ſie Marquis Poſa in Don Carlos nennt. Du wurdeſt von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da ſuchteſt du den Schwerpunkt deines Lebens und fandeſt ihn nicht. Du fandeſt ihn nicht, weil du ihn ſuchteſt. Er iſt in dir, er iſt überall, wo du biſt, du magſt dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinſtellen. Aber du ſuchteſt ihn im Norden und im Süden, im Oſten und im Weſten, und als du ihn nicht gefunden, haſt du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen. Das Gleichgewicht kannſt du nun nicht mehr verlieren, aber haſt du den Schwerpunkt gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeſchickte Baumeiſter nicht aufzurichten wußte; da liegt ſie — und freilich ſie wankt nicht mehr! Weil es dir an Muth oder an Kraft gebrach, im freien Felde des Lebens auszuhalten, haſt du dich in die Feſte des Glaubens zurückgezogen; du haſt nicht geſiegt, du haſt dich nur gegen deine Niederlage geſichert. Weil du lahm biſt, haſt du dich in dein Bett gelegt — biſt du weniger lahm, ſeit du deine Füße nicht mehr gebrauchſt? Dein Geiſt war krank; ihn von ſeinen Schmerzen zu heilen, haſt du ihn getödtet. Immerhin! genügt dir dieſe Geſundheit; wolle aber Anderer Uebel nicht auf gleiche Weiſe heilen!

Digitized by Google

Welche Philoſophie iſt die wahre? Welcher Glaube iſt der rechte? Das will ich dir ſagen, Leſer. Die Philoſophie iſt die wahre, die, daß ſie die wahre bleibe, nicht nöthig hat, eine andere Lügen zu ſtrafen. Der Glaube iſt der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen iſt, einen andern irrgläubig zu finden. Ich ſage Dieſes, du ſagſt Jenes, ein Anderer ſagt ein Anderes — wer von uns hat Recht? Der hat Recht, der den beiden Andern nicht Unrecht gibt, und dennoch Recht behält. So lange du einen Irrthum findeſt, in einem Menſchen oder in einem Dinge, wandelſt du im Dunkeln. Lächelſt du über deinen eigenen früheren Wahn, wirſt du ſpäter über deinen jetzigen lächeln; bereueſt du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jetziges bereuſt. Du kommſt nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunkt in dir gefunden und dir ſelbſt leuchteſt. Ragſt du mit deinem Geiſte noch ſo hoch empor, verſchmähſt aber das Thal zu deinen Füßen und füllſt es aus: dann haſt du mit dem Thale auch dich vernichtet, du haſt dich ſelbſt abgetragen. Warum ſchmähſt du deine ehemaligen Kinderſpiele nicht? Du biſt gewachſen, deine Puppen ſind gewachſen; dort war Ernſt, oder hier iſt Spiel. Du fragſt: was iſt Wahrheit? Frage: was iſt Irrthum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn ſie ihren giftigen Saft bereitet?.... Die Erde bebt, die erſchrockenen Menſchen ſtürzen bleich aus ihren Häuſern und höhere Geiſter lachen, wie

wir ſelbſt lachen, wenn die geſchüttelte Mücke eilig von der nieſenden Naſe wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurück geworfen und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben ſie nicht verſtanden, ihr Glück im Vaterlande zu finden, daß ſie hinaus geſchifft nach fremden Welttheilen? Hatten ſie nicht Geiſt, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug? Vielleicht hatten ſie nicht Geiſt genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geiſt, oder für Geiſt und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben ſie alle Saiten, die ſie nicht übereinzuſtimmen vermochten, zerriſſen, und nur eine Saite übrig gelaſſen, deren Ton, wie er ihr eigenes Daſeyn beherrſcht, auch das unſere beherrſchen will. Es gibt eine Schwelgerei des Geiſtes, wie es eine Schwelgerei der Sinne gibt. Daran litten jene Männer; ſie hatten einen Durſt des Wiſſens, der um ſo heftiger ward, je mehr ſie ihn ſtillten. Nun iſt zwar dem Menſchen Erkenntniß genug verſtattet; aber ſein Geiſt hat nur eine Pforte, nur Eines nach dem Andern vermag einzutreten. Aber jene ungeduldigen Wirthe ſind aus ſich ſelbſt geſtürzt, die Schaar der Gäſte vor der Thüre zu empfangen. Da ſind ſie betäubt worden im Gedränge und im Getöſe; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Fauſt, ſich dem Teufel verſchrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man ſeine Freiheit wohlfeil oder theuer

verkaufe, ob man einem guten oder einem böſen Herrn diene, man hat ſeine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber, ſoll man nur Gott, das heißt: Allem, Allem, und ſich ſelber; denn Alles, Alle und wir ſelbſt ſind in Gott, und Gott iſt in Allem, in Allen und in Uns. Gott iſt überall und für jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht ſieht. Unter Menſchen gibt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter, die ihre Kinder verlernet; Gott aber kennt und liebt alle ſeine Kinder, auch die verlorenen.

Auf zweierlei Weiſe zerfällt der Menſch mit ſich, und kommt ſo zur Sünde, ſo zur Buße, ſo zu Bußpredigten, Unſchuldigen gehalten. Entweder er entzweit ſich in ſich ſelber, und opfert die eine oder die andere Hälfte ſeines Daſeyns auf, um fortzubeſtehen; oder die Zeit zerfällt mit ſich, und theilt die Unentſchloſſenen, die nicht wiſſen, ſollen ſie drüben bleiben, ſollen ſie herüberkommen. Sie ſtehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wiſſen nicht, wohin ſie ſich zu wenden, unter ihnen flutet ſchäumend die Geſchichte, reißt früher oder ſpäter die Ufer ein, auf deſſen Rande jene fußen, und ſchwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geſchah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geſchieht in unſerer. Wenn die Erde bebt, ſchwärmen die Menſchen. Dann kommen die klugen Leute — ſo oder ſo klug — und ſagen: das

Digitized by Google

Comité Directeur oder die apoſtoliſche Junta wühle wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es iſt ihr einziger Troſt, zu glauben, daß Alles durch Menſchen geſchähe, die man ſchrecken, köpfen oder beſtechen kann. Auch haben ſie Recht; gibt es einen Gott, ſind ſie verloren.

Ich habe früher geſagt: „du irrſt, ſo lange du einen im Irrthume findeſt,“ und doch habe ich geſagt, daß Steffens mit ſeinen Glaubensgenoſſen irrt! Ich habe es geſagt, ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer lieſt, aber ich will nicht betrügen. Der Geiſt iſt ſtark, das Fleiſch iſt ſchwach. Eines aber entſchuldigt. Der Menſch ſoll Alles dulden — aber auch die Unduldſamkeit? Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer; verſuche es jeder mit ſeiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer gelernt, mit der ſchwerſten Liebe zu lieben, dem fällt die leichtere dann um ſo leichter.

Der Beurtheiler des Werkes „vom wahren Glauben und von der falſchen Theologie“ hat geſagt: das Werk ſey unheilbringend. Das war ein böſes und ein unkluges Wort! Bös — weil es nicht wahr iſt; kein Buch, nur Schweigen iſt unheilbringend. Unklug — weil es nicht klug iſt zu ſagen, was manche Menſchen gar zu gern vernehmen. Der Beurtheiler ſprach von Inquiſition, von Scheiterhaufen, und anderm hergebrachten Jammer, wozu Steffens' Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das iſt das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen ſucht. Als die Inquiſition wüthete, ſchrieb

man keine Bücher, ſie zu vertheidigen, und jetzt, da in keinem Staate mehr politiſcher Deſpotismus herrſcht, erſcheinen täglich Werke, die den Deſpotismus anpreiſen. Es iſt ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es iſt todt, weil man, oder man tödtet es, indem man es zergliedert.

III.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des ſechsten Zinsthalers in Deutſchland.

Eine Novelle.

Ueberhaupt wäre ich ſehr dafür, daß der deutſche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fiele es leichter wie jedem andern Stande, denn er brauchte nur nicht länger mehr ehrlich zu ſeyn. Die Sache iſt von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutſche Akademie hatte beſchloſſen, ihre philoſophiſche Klaſſe aufzuheben, weil das ſchwere Gepäck der Philoſophie ſie am ſchnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philoſophie im Schutz. Nun, darüber habe ich nicht gelacht, denn ich fand das Eine lobenswerth, das Andere natürlich; ſondern über Folgendes: Ein deutſcher Gelehrter, der die Sache erfuhr und gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes ſo ſchön, daß er ſich darüber wunderte. Dieſer Gelehrte iſt kein Träumer, kein Nachtwandler, ſondern ein ſehr heller, ſehr wacher Kopf; er iſt ein guter Rechner, hat ſich oft als tapferer Degen gezeigt —

und doch hat er das nicht verſtanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verſtanden. Er wußte ſehr wohl, daß in Deutſchland die Philoſophie einſchränken, Nichts Anderes heiße, als die Freiheit erweitern, und die Philoſophie erweitern, Nichts Anderes, als die Freiheit einſchränken — und was er wünſche und wie er geſinnt ſey, darüber hat er in ſeinen vielen Schriften viel geſprochen. Seht! da habt ihr Spitzbüberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beiſpiel. Ein Diplomat ſchrieb einem Profeſſor, er möchte ihm einen Hofmeiſter für ſeine Kinder verſchaffen; es müſſe aber ein ordentlicher Menſch ſeyn und kein liberaler. Der Profeſſor ſchrieb zurück, daß er bedaure, nicht dienen zu können, denn in unſeren Tagen wären alle ordentliche Menſchen liberal. Das war ehrlich und gerade herausgeſprochen. Wäre aber der Profeſſor ein Spitzbube geweſen, wie es ſich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgeſucht, ihn dem Diplomaten zugeſchickt, und dieſem dabei gemeldet: beiliegend wäre ein Menſch, wie er beſtellt worden, ein Muſter von jungen Menſchen, ein Vetter des Herrn von Haller in Bern. Dann hätte der geſchmuggelte liberale Jüngling im Stillen den Saamen des Guten ſtreuen können in ſeine adeligen Zöglinge; ja er hätte vielleicht den Alten ſelbſt umgewandelt. Warum denn nicht? Iſt das ſo unmöglich? Iſt ein Diplomat nicht auch ein Menſch?

Was nützt euch eure Gradheit, eure Härte? Könnt

etwas damit faſſen, etwas damit feſthalten, euer Glück, anderer? Macht euch weich an einem Ende und ſchmiegt euch dem Harten an. Biegt euch zum Haken um und hängt euch in die Ringe der Welt; dann zieht ihr ſie fort, und man weiß es, ihr werdet ſie zum Guten ziehen. Wollt ihr böſe Grundſätze bekämpfen, nähert euch ihnen; wie kann man einen Feind beſiegen, von dem man aus Haſſe ſich entfernt hält? Will der Verſtand auf den Unverſtand wirken, muß er unverſtändig ſeyn an beiden Ecken. In der Mitte ſeyd klug. Ein harter Körper ändert keinen flüſſigen; umgekehrt: der flüſſige löst den harten auf. Werdet flüſſig, Profeſſoren! Seyd nicht ſo ſtolz, macht euch klein, ihr großen Geiſter, zertheilt euch, und vermengt euch dann mit den Verhältniſſen dieſes ſandigen Landes. Wie wunderbar! Was in andern Ländern Schutz findet hinter der Unwiſſenheit, findet bei uns den nämlichen Schutz auch hinter der Gelehrſamkeit. Dieſe bildet den Wall, jene den Graben. Füllt die Unwiſſenheit aus, mit dem, was ihr von der Gelehrſamkeit abtragt; thut das und ihr werdet ſehen, wie bald ſie kapituliren. Lernt von den Jeſuiten, die das Regieren gut verſtanden, wie man ſolchem Regieren widerſteht. Sie bildeten die größten Gelehrten und die größten Dummköpfe; einen Mittelſtand des Geiſtes duldeten ſie nicht.

Seht Voltaire, ſeht Rouſſeau! der eine war, was ich ein Spitzbube nenne, und ward geliebt und geehrt von Allen; der andere war ein edler Mann und wurde für einen Schurken

gehalten und ſein ganzes Leben verhöhnt und verfolgt. Wo entſprang dieſe Verkehrtheit? Gegen das Böſe ſtritten, das Gute wollten beide Männer; aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rouſſeau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt, wie ſie da iſt, ſuchte ihre Krankheiten zu heilen, unheilbare Gebrechen berührte er nicht; Rouſſeau wollte die alte Welt verjüngen und glaubte kindiſch ihr die Unſchuld wieder zu geben, wenn er ihr die Kindermilch wieder gab. Darum hat Rouſſeau nicht gewirkt auf ſeine Zeit, wie viele glauben in ihrer Täuſchung; er dachte und fühlte, wie die Zeit nach ihm, er ging vor ihr her, aber dieſe wäre auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf ſeine Zeit, und ohne ihn wäre erſt ein ſpäteres Jahrhundert geworden was das frühere, oder ein Anderer wäre Voltaire geworden. Rouſſeau führte das Schwert — ein Arm, ſo tapfer er auch ſey, wie wenig vermag er! Voltaire verſtand es, Andere zu bewaffnen und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den ungewiſſen Morgenſchein vor ſich. Er liebkoste die goldnen Gewitterableiter, ließ ſich folgſam von ihnen leiten und ſchlug zwiſchen Menſchenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rouſſeau, ein freier Blitz, ſchlug im Freien ein, wirkungslos. Voltaire ſchmeichelte den Großen — glaubt Ihr, daß er ſie liebte? Er ſchmeichelte ihnen, wie man wilden Thieren ſchmeichelt, ſie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen

kindiſchen Mund mit Zuckerwerk füllte, er ſprach, ſie ten. Rouſſeau gab ihnen bittere Wahrheit und ſie wandten ſich von ihm. Voltaire verfolgte die Jeſuiten mit Haß und Leidenſchaft, und er nahm einen Jeſuiten unter ſein Dach, an ſeinen Tiſch. Das hätte unſer Voß nimmer gethan! Der Jeſuit hieß Adam, und Voltaire ſtellte ihn jedem Beſuchenden mit den Worten vor: le père **Adam**, **mais il n'est pas** le prémier homme du monde. Der Jeſuit ſtellte ſich dumm und verſtand den Spott nicht, ſpielte Schach mit Voltaire, der es ſchlecht ſpielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jeſuit war Jeſuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Vereinigt die Wiſſenſchaft, die Kunſt, das Leben. Getrennt werden ſie beherrſcht und nicht von euch; getrennt iſt die Wiſſenſchaft blaß, die Kunſt mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, ſoll der Tiſch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die franzöſiſchen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Düclos, Raynal, Condorcet, Mably nicht gründlich, darum, weil ſie die Gläſer aus Flaſchen füllten, nicht aus Brunnen? Waren ſie nicht Gold, weil ſie glänzten, und nicht alles Gold iſt, was glänzt? Könnt ihr nicht geiſtreich ſeyn, weil ihr tiefſinnig ſeyd? Morgens verſteht euch kein Engel und Abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wiſſenſchaft dienen, ſie ungefällig machen? Fällt euch das Denken ſo ſchwer, daß ihr euch davon erholen

müßt, ſo denkt nicht. Das Leben iſt Arbeit dem geſunden Geiſte, die Wiſſenſchaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte ſich nicht von der Philoſophie bei Aspaſia; von Aspaſia erholte er ſich bei der Philoſophie. O Hofräthe, werdet anmuthig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, ſucht die Kreiſelung des Quadrats; ſeyd nicht viereckig, liegt nicht ſo feſt auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unſere großen Dichter, und nur unſere, immer aus ſo großen Bechern tranken? Woher, daß ſich Mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantaſie, wenn ſie ermüdet war, fand in dieſem ſandigen Lande keinen grünen Hügel, ſich auszuruhen, und ſie mußte ſich entkörpern, um nicht herabzufallen in die Wüſte. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul fünfzig Jahre in ſeinem Phöbuswagen über das ſchlechte Pflaſter und die Miſthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne ſeines Geiſtes niederſank, ſie, ſtatt in die friſche Fluth zu tauchen, nur umſchattet wurde vom Pfeifenqualm der Caſinos, und wie nur Philiſter ſeine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geſelligkeit hinauf, wo man die ſchweren Sorgen, den Dunſt und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verſchuldet? Ihr, eure

Gelehrſamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudeſuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden ſtolz und unzugänglich gemacht. Sie verſchmähet euch, wie ihr ſie verſchmäht. Die wahre Philoſophie erhebt das Handwerk zur Kunſt — das Handwerk im Leben und im Verrichten — und die Kunſt zu ſich. Aber das vermag eure nicht, eure macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariſer Gelehrten fand ich nur einen, der hypochondriſch war, und dieſer eine beſchäftigte ſich mit deutſcher Philoſophie. Er war der edelſte, gutmüthigſte, eingezogenſte, furchtſamſte Menſch von der Welt. Einmal reiste er in Deutſchland — ich muß lachen, wenn ich daran denke — und da wurde er als Demagog gefangen genommen, während ſo vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geſchah. Seht ihr? Eure Philoſophie führt zur Hypochondrie, dieſe zur Demagogie, dieſe zur Pandantrie — freilich Andrer — und dieſe führt auf die Feſtung. Aergert euch nicht, und geſteht, daß ich Recht habe.

Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen, verſäumt es nicht. Verliebt euch etwas, das macht munter. Gewinnt die Weiber; der Einſatz iſt nicht groß. Rührt euch! Geht in die geheime Polizei, nichts macht geſchmeidiger, als das. Doch, wohlverſtanden, daß ihr ſie betrügt. Geſchähe auch, daß euch die Sache Ernſt würde und euch der Teufel holte — was liegt daran, wenn einige Gelehrte in die Hölle

kommen. Man kann ein großer Philoſoph ſeyn, und doch ein Spion, und doch verdammt. Doch nein, geht nicht in die geheime Polizei, nehmt den kürzern Weg, geht lieber gleich unter die Jeſuiten: jene bemüht ſich doch nur für dieſe.

Ihr ſeyd nicht ſcharf genug, ihr gleicht den Lichtſcheeren in deutſchen Gaſthöfen, die, wenn dort auch ſonſt Alles gut iſt, nie recht ſchneiden. Gebt eurer Feder Federkraft, ſchnellt empor; doch ſeyd artig und nett dabei. Leſet fleißig das Leipziger Modejournal und richtet euch darnach. Ein deutſcher Gelehrter, wie er ſeyn ſoll, trägt ein feines ſchwarzes Kleid, die allerfeinſte Wäſche, eine diamantne Hemdnadel, eine weiße Unterweſte, und einen großen Siegelring an der Hand. Um ſeinen geſunden Magen tändelt eine Lorgnette. An ſeiner Uhrkette hängen hundert artige Kleinodien und Reliquien: der erſte Zahn der Sonntag, der letzte der Mara, eine Haarnadel der Neumann, eine Pille aus dem Krankenzimmer der Schechner — Alles in Gold gefaßt — ein Cryſtallfläſchchen voll Diplomatenthränen und andere ſolche artige Sachen. Iſt der Gelehrte alt, ſo daß er nicht mehr gehen kann, reitet er, zeigt ſich immer in Sporen, trägt eine blonde Perrücke, läßt ſich ſeine Hefte von einem Bedienten auf das Katheder bringen, riecht ſehr gut — kurz, iſt ein Narr. Auf der Reiſe iſt der Gelehrte ſplendid, verzehrt viel, beſtellt ſtark, und gibt ſtarke Trinkgelder. Bei Tiſche ſteht eine Flaſche mit langem Stöpſel vor ihm; beim Deſert ſchenkt

er ſeinen Nachbarn Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Eſſen lächelt er und hat Geheimniſſe mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, ſpringen zwölf Kellner hinaus: ſie hören ſchon am Knallen des Poſtillons, daß ein deutſcher Gelehrter kommt ..... Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundſätze gewinnen, macht ſie glauben, ſie wären ſchon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd in's Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz geſinnt ſey, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt ihr nicht erlaube, ſich in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen. Nichts iſt ſchmeichelnder als das Zutrauen, daß man ein ſtarkes Herz habe und zugleich die Macht, es zu bändigen; man ſey ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, ſcheint es aus Eigennutz zu thun, und man wird eurer Klugheit euren Edelſinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seyd demüthig in euren Worten und ſtolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr ſchreibt. Die Schrift iſt ſtreng, feierlich für die Welt; das Wort iſt mild, alltäglich für das Haus. Die Uebel der Menſchheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch ſchmerzt; die Schwächen der Menſchen muß man mit Nachſicht behandeln, ſie beſprechen und ſtreicheln.

Verſchwiſtert die Wiſſenſchaften zu ſolcher Einigung, daß keine mehr weiß, was ſie beigetragen, daß Alles jeder gehört, und Jedes allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge,

redet nie, wenn man ſich hingeſezt euch anzuhören, und ſagt nie, was man erwartet. Kein Eſſen ſchmeckt beſſer, als das zur ungewöhnlichen Zeit: der Magen iſt froh, von dem Zwange der Etiquette erlöst zu ſeyn. Sprecht vor allen Dingen da, wo ſie nicht hingehören: in der Religion von den Jeſuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutſchen Prozeſſe erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Cenſur; lehrt bei der Polizeiwiſſenſchaft die Hypochondrie, in der Toxicologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechſelfieber vom hohen deutſchen Adel. Seht! ich bin kein trockner, heuchleriſcher Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er Andern gibt, ich begleite meine Moral mit Beiſpielen aus meinen eignen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spitzbüberei wollte ſprechen, wären die ehrlichen deutſchen Gelehrten davon gelaufen, um ſich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich ſtehen laſſen, um ſich bei alten, ihnen längſt bekannten Geſchichten nicht zu langweilen. Ich habe aber die Einen gelockt durch den ſchönen ſechsten Zinsthaler, die Andern durch eine artige Novelle, und ſie ſind gekommen, und jezt werden ſie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.

Ihr ſcheltet die Reichen, die im Ueberfluſſe ſchwelgen, und ſeyd von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet ſo ſchön und geberdenvoll gegen die im Feuer der

Ueppigkeit geſtählten Herzen! Seyd ihr denn beſſer? Ihr wißt Alles und euch umſtehen Menſchen, die nichts wiſſen: ihr ſeyd ſo gelehrt und euch umgibt ein geiſtarmes Volk. Schämt euch! Iſt es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg ſo viele Menſchen gibt, die nicht leſen und ſchreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräthe Dummköpfe gibt? Iſt es nicht eine Schande, daß der Landmann in ſeinen Feierſtunden keine geſunde und angenehme Geiſtesnahrung findet, und er in Branntwein die läſtige Zeit ertränken muß? Befördert den wechſelſeitigen Unterricht, ſchreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die Dampfſchiffe, die Dampfkutſchen, die Dampfmaſchinen aller Art. Hört ihr's! das iſt die Hauptſache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, ſeit die Geſchichte ſpricht, zu jeder plumpen Gewaltthätigkeit Grund, Vorwand und Werkzeug war.

Ich hätte noch gar Vieles mit euch zu ſprechen; aber — doch ſtill — ſtill — ich habe einen Gedanken — o, er iſt himmliſch — das Herz lacht mir in der Bruſt, wenn ich an meinen Gedanken denke. Ueberall begegnen ſich die ſchönen Geiſter, nur in Deutſchland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zuſammen kommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen, uns kennen zu lernen, uns umarmen, küſſen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. Obſcurus Knopfdiſtel, wer biſt du?

Ach wie ſehnt ſich mein Herz nach dir! Die franzöſiſchen Gelehrten laden wir auch ein: Etienne, Jouy, Conſtant, Villemain, Thiers, Couſin — den nehmen wir in die Mitte — Guizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remüſat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was thut's? Aller Anfang iſt ſchwer. Will die Contemporaine aus Paris mitkommen — deſto beſſer, dann gibt es kleine Zeitgenoſſen. Wir wollen zuſammen kommen, wie die Naturforſcher, jedes Jahr an einem andern Orte. Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographiſch und mit Verſtand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philoſophen, Hiſtoriker, Politiker, Novelliſten, Humoriſten, Aeſthetiker, Journaliſten, Kritiker! Wir leſen uns unſere Werke vor, die ungedruckten und die unbekannten, — Novellen und humoriſtiſche Aufſätze, Buntes aus dem Leben, Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Tragödien, Comödien, Poſſen, dramatiſche Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauſpiele ſeines Wohnorts und von den Leiſtungen der dortigen Künſtler, ſeit dem Sturze Robespierre's. Wir ſind unſerer Viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das ſchadet nicht; jeder fängt nur ſeinen Artikel an, die Fortſetzung folgt im nächſten Jahre. Kommt, kommt! Wir eſſen, trinken, ſcherzen. Nach Tiſche prügeln wir alle Rezenſenten durch, mit Ausnahme derjenigen, die uns gelobt — das ſind dumme Menſchen und ſie ſind doch nicht zu beſſern — wir prügeln und

belehren nur die Andern. Gibt es etwas Himmliſcheres? Um Reiſegeld brauchen wir nicht beſorgt zu ſeyn, wir reiſen ja, wir können unſere Reiſen beſchreiben. Wehe den Buchhändlern! wie werden ſie die tauſend Colliſionen vermeiden? Wir ſind unſerer tauſend und beſchreiben jeder dieſelbe Reiſe. Es iſt eine Erquickung! In den nächſten Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort iſt der Geiſt, der Witz, der gute Humor zu Hauſe. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen ſtreuen. Im geräumigen Marſtalle wird uns der Tiſch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben koſten. Der Adel füttert uns todt, er erdrückt uns mit ſeinen Liebkoſungen. Doch ſüß iſt der Tod, den die Liebe gibt. Laßt uns Hannover ſehen und dann ſterben — **Vedere Annovera e poi morire.**

Seyd Spitzbuben und befördert die Dampfmaſchinen, dann braucht ihr es nicht länger zu ſeyn. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind geſprochen. Sie werden ſagen: ein humoriſtiſcher Aufſatz. Mit dieſen Menſchen iſt gar nichts anzufangen.

IV.

Die Göttinger Unruhen.

(1818.)

Der Deutſche, wie die Natur, ſchätzt wenig die Arten; nur die Gattungen der Dinge ſind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze ſammeln, ohne ſie zu gebrauchen, ſo häufen die Deutſchen Grundſätze auf, ohne ſie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgeſetze abzufaſſen, wie ein deutſcher Bundestag anzuordnen ſey, das mögen ſie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer beſprechen, aber ob das badiſche Ständeweſen tauglich, wie die Preßfreiheit eines beſtimmten Staates beſchaffen ſey, was die Bundesverſammlung zu Frankfurt thue oder unterlaſſe, dieſem nachzuforſchen, ermüden ſie gar bald. So ſind die Ereigniſſe zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug beſprochen worden. Jetzt darf man den ſchönſten und gelehrteſten Abhandlungen über die akademiſche Freiheit, deren Urſprung aus dem Mittelalter, über die Erſprießlichkeit ihrer

Fortdauer oder Einſchränkung mit Gewißheit entgegenſehen. Die vaterländiſchen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunſt hinaufſteigen, aber Göttingen darüber vergeſſen; und darüber zu fodern verſäumen, daß die ausgewanderten Studirenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit ſo wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat beſtraft und die durch franzöſiſch-weſtphäliſchen Witz nur gelenker gemachte ſteife Herrſchbegierde der hannövriſchen hochadligen Beamtenſchaar von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die ſechszehnendigen Hirſche, nachdem ſie lange ſich furchtſam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutſchen Volkes von Neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studirenden begangen, was, wenn ſie auch wirklich gefehlt, Tadelnswürdigeres, als was ſchon hundertmal geſchehen? Oder haben die vorſichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfeſtes gefürchtet und frühzeitig das Hochgefühl freiheitsbegeiſterter Jünglinge zu demüthigen geſucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder ſollten geduldige Deutſche als Heloten zur Schau geſtellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit ſtolzer Britten daran erſtarke? Iſt es nicht derſelbe König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine ſo weichherzige Spießbürgerſeele, die gerührt wird, wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morſcher

Selbſtling, deſſen Geiſt nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfaſſungen? Sind unſere Fürſten nicht herrlich, iſt ihr Wille nicht gut? Wohl ſind ſie es, wohl iſt er es, aber was eine Conſtitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne erſetzt werden könne, das mag euch das hier beſprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein ſchlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlaments nach ſeinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt, die Gewalt zu gebrauchen gegen ſeine eignen Unterthanen, die er hier gegen ſchuldloſe Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutſches Blatt ſpricht mehr von dieſer Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäiſche Adelsbund, wird den Gegenſtand nach Aachen ziehen und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutſcher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademiſche Freiheit zu zernichten ſuchen, und — Dank der waltenden Vorſehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle euch bei, daß die Hochſchüler in England ein dumpfes, trauriges Leben zwiſchen Mauern eingeſchloſſen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerloſeſten Vögel ſind. Die Freiheit der deutſchen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildeſten Burſche waren die zahmſten Spießbürger geworden.

Sind die Ueberſchlauen am Steuerruder toll und verblendet genug, die deutſche wiſſenſchaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigeſetze zu beugen, zwingt man ſie, die verlorne Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft, die ſie in zweckloſer Luſt und beſinnungsloſem Toben vergeudet, in ernſte Thaten zu verbrauchen, dann — dann iſt ſie geſprengt die Kette.

V.

Einige Worte

über die angekündigten

Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik,

herausgegeben

von

der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zu Berlin.

(1826.)

Was dieſe meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwiſſende Gott jetzt ſchon; ich aber weiß es noch nicht. Nur ſo viel ſehe ich in die Ferne, daß, was ich auch ſagen dürfte, der Leſer ſich doch immer meine Angſt, und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener Berliner Jahrbücher gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfaſſer dieſer Blätter vielleicht mehr gedacht als geſagt, und welche Abſicht hatte er, als er ſie geſchrieben? Um dieſe zu erfahren, darum ſchreibe ich ſie eben: der Leſer ſoll mir ſagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Ueberlegung in die Hand genommen,

nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und ſpotte keiner hierüber! Sage mir Leſer, wenn Dir träumte, Dein Freund ſey in Gefahr und jammere nach Deiner Hülfe, würdeſt Du nicht aufſpringen von dem weichen und warmen Bette und zum Beiſtande des Freundes eilen? Und wenn unter tauſend Traumgeſtalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erſchienen — würdeſt Du kalt die tauſend Täuſchungen berechnen, und eitel die kleine Gefahr, verlacht zu werden, mit der des Freundes meſſen? Nein, das thäteſt Du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen ſolchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich geleſen, es gäbe Menſchen mit ſo reizbaren Nerven, daß ſie eine Wolke am heitern Himmel, die ſie nicht ſehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es ſteht eine Wolke am reinen Himmel der deutſchen Wiſſenſchaft; ich ſehe ſie nicht, aber ich empfinde ſie. Den Vorwurf, daß ich kränklich ſey, will ich gern ertragen, hört man nur auf das, was ich ſage.

Deutſche Rezenſionen laſſen ſich in der Kürze mit Nichts treffender vergleichen, als mit dem Löſchpapiere, auf dem ſie gedruckt ſind. Ach, man kennt ja dieſes Löſchpapier und das, was darauf ſteht! Es löſcht den Durſt nicht, es iſt ſelbſt durſtig. Und doch rühmen ſich die Deutſchen, die

beſten Kritiker zu ſeyn! Sie ſind es auch, nur daß ſie nicht wiſſen, ſich als ſolche geltend zu machen, wie ſie überhaupt nicht verſtehen, zu zeigen was ſie haben, und zu ſcheinen was ſie ſind. Die Natur hat die Deutſchen zum Denken und nicht zum Schreiben beſtimmt, und blieben ſie ihrer Beſtimmung treu, würden ſie ihre Gedanken roh ausführen und ſie von Franzoſen und Engländern verarbeiten laſſen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken ſich immer ſchön und ſauber kleiden und darum Zutritt in guter Geſellſchaft finden, hüllen ſich die reichſten deutſchen Geiſter in Lumpen ein, finden alle Thüren verſchloſſen und werden von jedem unverſchämten Hofhunde angebellt. Der Deutſche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch, wie es ſeyn ſoll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun verſuche man es mit einem deutſchen Werke, ob man ohne das Titelblatt ſeinen Inhalt und ſeine Beſtimmung errathen kann. Es ſind Baumaterialien, die beſten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Cryſtallſpiegel, ſchöne Gemälde; aber es iſt kein fertiges Haus. Und iſt ja ein Haus daraus geworden, und es iſt wohnlich und bequem, ſo hat man die Außenſeite vernachläſſigt, und kein Vorübergehender wird gelockt, hineinzugehen und das Haus zu ſehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte ruhen hinter Lehmwänden auf ſeidenen Polſtern, während Pariſer Lumpengeſindel durch hohe Marmorportale zu ſeinem Strohlager trippelt. So ſchlimm iſt es mit Büchern; mit Zeitſchriften, alſo auch mit

Digitized by Google

kritiſchen iſt es noch ſchlimmer. Es gibt kein kritiſches Blatt in Deutſchland, das verdiente, ſein eigner Gegenſtand zu werden. Woher das Uebel? Der deutſche Gelehrte betrachtet ſich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher ſind ihm Akten, ſeine Studirſtube iſt ihm eine Kanzlei, ſeine Wiſſenſchaft ein Geheimniß. Er hat es geſchworen, den Verſtand zu Hauſe zu laſſen, ſo oft er ausgeht, nämlich, ſo oft er ſchreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Noth oder Laune an, für das Volk mit Verſtand zu ſchreiben, macht er es eben, wie jene Beamte, welchen er gleicht. Dieſe haben über dem Gebrauch der Macht den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Ueberredung wirken könnte, ſtehen ſie unbehülflich da, grinſen, wenn ſie bitten, ſind ohne Grazie, wenn ſie ſchmeicheln, und lächerlich, wenn ſie rühren wollen. Die deutſche gelehrte Welt iſt ein Freiſtaat und ſie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Trotze. Da aber in einem Freiſtaate weder monarchiſcher noch ariſtokratiſcher Einfluß geſtattet iſt, ſo bleibt denen, welchen die Natur ſelbſt den Herrſcherſtab in die Hand gegeben, nichts Anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß ſie Demagogen werden und das Volk durch Lehre und Beiſpiel zu leiten ſuchen. Aber dieſes zu thun unterlaſſen die vornehmen deutſchen Gelehrten, die Einen aus Stolz, die Andern aus Feigheit. Sie fürchten das literariſche Volk und verachten es. Aber indem ſie es fürchten, machen ſie es furchtbar, indem ſie es verachten,

verächtlich. Darum iſt in Deutſchland der literariſche Pöbel ſo herrſchend, darum füllt er mit ſeinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit ſeinem Geſchreie jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es iſt die Schuld derer, die durch ihre eitle Abſonderung das Volk zu Pöbel gemacht. In Deutſchland nehmen die beſſern und beſten Köpfe keinen Theil an Zeitſchriften. Warum thun ſie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der ſo geheimnißvollen Berliner Societät für Kritik, warum ſie nicht ſchon früher kritiſirt? ſie verſprechen jährlich hundert und zwanzig Bogen zu ſchreiben; dieſe hätten hingereicht, allen ſchon beſtehenden kritiſchen Zeitſchriften einen Werth zu geben, die ſchlechten Kritiker ins Dunkel zu ſetzen, ſie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beiſpiel ſie zu beſſern. Ob aber durch eine geſchloſſene Societät, ob durch den Glanz einer kritiſchen Reſidenz das arme platte Land der deutſchen Kritik bereichert werden wird, das wollen wir jetzt unterſuchen.

Ich haſſe jede Geſellſchaft, die kleiner iſt, als die menſchliche. Unterwirft man ſich dem Staate, ſo iſt dieſes eine traurige Nothwendigkeit; aber man ſoll ſich nicht mehr unterwerfen, als man muß. Nichts iſt betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Luſt, welche beſonders die Deutſchen haben, ſich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den ſeltenen Wölfen ſich täglich den Launen des Schäfers und ſeinen unvermeidlichen Hunden preiszugeben. Nur allein die deutſchen Gelehrten — und das gereicht ihrem

Geiſte und ihrem Herzen zu Ruhme — haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verſtanden. Sie haben, weder aus Uebermuth noch aus Feigheit, weder herrſch- noch ſchutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Geſellſchaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geſchadet. Die Wiſſenſchaft haben ſie aufgehalten, und den Leidenſchaften freien Lauf gelaſſen. Nicht den edlen Leidenſchaften, welche, gleich Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung raſcher machen; ſondern den unedlen, narkotiſchen, die betäuben, verwirren, einſchläfern und damit endigen, jede Kraft zu zerſtören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinſchaftliche Kaſſe legen, lacht der Teufel; denn mit einem Griffe holt er ſie dann alle hundert. Eine ſolche Geſellſchaft hat ſich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; ſie hat ſich angekündigt. Man täuſche ſich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literariſchen Unternehmungen vorausgeſchickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfniſſe redet, wo man auch verſpricht, dem Bedürfniſſe abzuhelfen, es aber nachher macht wie alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung iſt ſehr bedächtig, in ſehr abgemeſſenen Reden abgefaßt, und es iſt eher zu fürchten, daß ſie mehr, als daß ſie weniger halte, als was ſie verſprochen, und daß der Vortheil die guten Köpfe anzuziehen, den Nachtheil, ſie abgezogen zu haben,

nicht vergüten werde. Kurz, um es gerade heraus zu ſagen, ich fürchte, die Berliner Geſellſchaft möchte die bisherige Freiheit der deutſchen Kritik und als Folge, die der Wiſſenſchaft überhaupt, gefährden, und vor dieſer Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben und alljährlich nach Vertheilung der Dividende, ihren Statuten gemäß, von ihrem Verfahren Rechenſchaft ablegen. Aber was enthalten dieſe Statuten? Warum werden ſie nicht bekannt gemacht? Moſes auch hatte ſeine Geſetzestafeln von dem Wolkengipfel des Berg Sinai's herabgebracht und keiner wußte, von wem er ſie erhalten; aber er machte den Inhalt der Geſetze bekannt, und ſo konnte jeder urtheilen, ob ſie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden, ſich ihr anſchließen? Sie werden eine Art dienender Brüder ſeyn, die nicht Alles wiſſen, die man aber Alles zu thun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwiſſenden befördern ſoll. Zu wiſſenſchaftlichen Zwecken verbundene Männer ſollen nichts gemeinſchaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen und das Papier, auf dem ſie drucken laſſen. Was ſie noch außerdem verbindet, iſt als Freiheit beſchränkend zu verwünſchen, und es wird, nach innen auf die Geſellſchaft, nach außen auf die Wiſſenſchaft verderblichen Einfluß haben.

*

Leiſe, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgeſprochen, den die in Deutſchland übliche Kritik lauter verdient hätte. Aber die Kritik iſt eine Frucht der Wiſſenſchaft und jede Veredlung, die man beabſichtige, müſſe mit letzterer anfangen. Was fehlt dieſer nun? Nichts als friſche Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Oeffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Uebung abgeſtorben. Ihr fehlt feine Sitte, Gewandtheit, Anſtand, Muth und Gegenwart des Geiſtes. In Deutſchland ſchreibt jeder, der die Hand zu nichts Anderem gebraucht, und wer nicht ſchreiben kann, rezenſirt. Nichts iſt verzeihlicher als das, es iſt jeder berechtigt, über Alles, was Alle angeht, ſeine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu ſammeln wären, daß man ſie zählen könne. Dieſe herbeizuſchaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen, und die Abſtimmung zu leiten, dazu ſollte ſich eine Geſellſchaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeſchloſſen, unmregelt und monarchiſch wie ſie iſt, und mögen noch ſo viele, noch ſo achtungswürdige Männer ſich ihr anſchließen, wird das kritiſche Geſchrei doch nur mit einer Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannichfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuſchen.

Die Societät will nur ſolche Schriften beurtheilen, „die in irgend einer Richtung bedeutend ſind und eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen.“ Durch dieſes

Verfahren würde künftig jedes neue Werk ſchon durch die bloſe Anzeige in den Berliner Jahrbüchern ſich ausgezeichnet, ſchon durch deren Stillſchweigen ſich zurückgeſetzt ſehen — eine ſchnelle aber ſcharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit ſolcher Urtheilsſprüche fordern, die kein Entſcheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte ſie, wären die Mitglieder, die ſie bilden, frei; da ſie es aber nicht ſind, ſondern, wie wir ſchon angedeutet haben und noch klarer erörtern werden, einer monarchiſchen Regel unterworfen — ſo kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Uebrigens iſt es ſehr zu fürchten, daß wenn nur ſolche Werke beurtheilt werden ſollen, die eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen, die verſprochenen hundert und zwanzig Bogen jährlich nicht möchten ausgefüllt werden können. Die Geſchichte der Wiſſenſchaft, das heißt ihr Wachsthum; aber die deutſche Wiſſenſchaft iſt ausgewachſen, ſie wächſt nur noch in die Breite, und da ſie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu ſich nimmt und ſich gar keine Bewegung macht, ſo iſt wohl zu beſorgen, daß ſie einmal in ihrem Lehnſtuhle der Schlag rühren möchte, und daß ſie das viele ſchöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.

Unſere kritiſchen Hauptſtädter wollen ſich in Klaſſen theilen, je nach den Fächern der Wiſſenſchaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulaſſung zum Drucke, die Genehmigung der betreffenden Klaſſe erhalten und mit

dem Namen des Verfaſſers verſehen ſeyn müſſen. Ich geſtehe es frei — früher konnte ich es nicht geſtehen, da es mir während dem Schreiben erſt ſelbſt klar geworden — daß dieſes der Punkt iſt, der meine Gefühle aufgeregt, und ſie gegen jene Anſtalt ſo feindlich geſtimmt hat. Die Vernunftgründe, meine Abneigung zu vertheidigen, habe ich erſt ſpäter geſucht und, wie ich denke, auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutſchen Gelehrten Männer zu finden, die ſich einen ſolchen Zwang freiwillig gefallen ließen; doch hätte ſie ſie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuverſicht. Die Mitglieder jener Societät haben ſich nicht genannt; doch ſind es ganz gewiß ſehr achtungswerthe Männer, die Bedacht genommen haben werden, ſich unter den fremden Gelehrten nur gleich begabte, gleich geſinnte, zuzugeſellen. Iſt dieſes aber geſchehen und ſind die Männer bewährt, wozu dann noch jene beleidigende Vorſicht, wozu jene Freiheit beſchränkende Cenſur? Sie ſagen, es geſchähe: „damit Willkühr und Nebenrückſicht ausgeſchloſſen bleibe.“ Allein wenn zu wählen iſt zwiſchen der Willkühr eines Einzelnen und der Willkühr einer Klaſſe, ſo iſt die erſtere zu wählen. Der Einzelne hat ſeine Leidenſchaften, aber ſie wechſeln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gut machen, wenn es nicht aus Tugend geſchieht. Aber die Leidenſchaften einer Klaſſe wechſeln nicht. Der Eigenſinn einer Geſellſchaft thaut niemals auf, und da

ſie, wie den Gewinn, den ſie beabſichtigt, auch die Schuld unter ſich theilt, die auf ihr liegt, ſo hat ſie kein Gewiſſen, und ſie kennt die Reue nicht. Alle ihre Fehler ſind unverbeſſerlich. Wer bürgt uns für die Unparteilichkeit der Berliner Societät, wenn ſie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die Unbedeutendheit der beurtheilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigenthümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufkommen laſſen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darſtellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrſchſüchtiger Regel nicht zuſagende, Art der Darſtellung, warum die Anzeige zurückgewieſen worden. Man weiß ja, wie eine Geſellſchaft gleich der, von welcher wir hier ſprechen, ſich bildet. Der ſchaffende Gedanke entſpringt aus einem Kopfe; es wird ein guter, ein encyclopädiſcher Kopf ſeyn, einer der das ganze Reich der Wiſſenſchaften überſieht, und jeder Einzelnen Lage und Gränzen kennt. Aber mit dieſem encyclopädiſchen Kopfe wird auch ein encyclopädiſches Herz verbunden ſeyn, das zwar alle Tugenden in ſich ſchließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenſchaften enthalten kann. Ein ſolcher Stifter wählt ſich gleichgeſinnte Anhänger, dieſe wählen andere, und ſo wird es ein Gedanke, der alle beherrſcht, und dem Alle, die ſich dem Kreiſe anſchließen, ſich unterwerfen müſſen.

Jede Kritik ſoll mit der Unterſchrift des Verfaſſers verſehen ſeyn müſſen. Warum dieſer Zwang? Es wäre wohl

gut, wenn es freiwillig geſchähe. Ich habe nie begreifen können, wie man ſchreiben, wie man kritiſiren mag, ohne ſich zu nennen. Es iſt ſo etwas Unbehagliches; ſo etwas Geſpenſtiſches darin. Ach ich habe auch geſchrieben und gekrittelt, aber ich habe, zur Buße, mich immer genannt, und wenn ich, aus Laune oder Unachtſamkeit, meinen Namen verſchwiegen, ging ich immer ſchwermüthig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit, wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte treffen können. Doch nicht Jeder iſt ſo frei, viele deutſche Gelehrte leben in Verhältniſſen der Dienſtbarkeit, ſie haben Familien, und keiner iſt verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, Andere als ſich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutſche Schriftſteller ſich nennen müßte, würde Manches verſchwiegen bleiben, was, kund geworden, ſehr erſprießlich geweſen wäre. Die Theilnehmer an den vortrefflichen Wiener Jahrbüchern der Literatur nennen ſich auch nicht, ſie müſſen es wenigſtens nicht — warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern dazu zwingen? Iſt Furcht etwa keine ſo gute Entſchuldigung als Schaam es iſt? Wenn es geheime Diener des Böſen gibt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden? — Es iſt Alles bedacht, Alles beſtimmt worden, bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für

die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden ſoll. Es wird der Ton „durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wiſſenſchaft angemeſſen ſeyn.“ Gehalten! Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Viervierteltakt, von dem wir nur ſchon zu viel ausgehalten? Thut eine ſolche Erinnerung Noth? Wäre nicht dringender, den Gelehrten presto presto zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutſchen Federn den ſchleichenden Menuet ihren Voreltern überließen, und etwas walzten? Die Würde der Wiſſenſchaft! Nun freilich, Würde ſoll ſie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht ſie nur der Werth, den ſie hat, nicht der Schein, den ſie annimmt. Ernſt ſoll die Wiſſenſchaft ſeyn, und das Leben auch; aber nicht ernſthaft. Nur zu ernſthaft iſt ſie in unſerm Vaterlande, und es wäre gut, ſie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe ſeines Werthes geh darin auf, daß er ſeine lächerliche Erſcheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stylordnung? Doch nicht die Wiſſenſchaft zu iſoliren gleich ehemals? Dann wäre ihre Täuſchung groß und ihre Enttäuſchung würde bitter ſeyn. Wahr iſt es, die deutſche Wiſſenſchaft konnte ſich nur darum zu ſolcher Kraft und Freiheit entwickeln, weil ſie einſam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt ſie Furcht und Argwohn, Haß und Verfolgung von ſich fern. Aber die Noth der Zeit hat ſie ins Freie gerufen, ſie hat ſich im

Felde des Lebens verſucht, man lernte ſie kennen, fürchten und haſſen. Nun hofft ſie vergebens, wenn ſie das Feld räume und in ihre vorige Einſamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wieder zu finden — man wird ſie bis in ihre Feſte verfolgen, und nur erſt auf deren Trümmern wird der Argwohn ſeinen alten Schlaf wieder finden. Darum bekämpfe ſie den Feind, ihn zu beſchwichtigen, iſt zu ſpät geworden.

Die kritiſche Geſellſchaft, ſpricht am Schluſſe ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte „eine neue, eben unter bedeutenden Auſpicien aufblühende Anſtalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verſtärken.“ Ich denke, damit iſt München gemeint, und wünſche mich zu irren, wenn ich dieſes denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anſtalt nicht ihren eigenen Weg einſchlüge, und fremder Führung folgte. Die Münchner Profeſſoren werden ſich bedenken, ſie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhauſen nachgeſtellt. Dieſer band einen guten Biſſen an eine Schnur; die erſte Ente verſchlang den Biſſen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von ſich. Die zweite Ente verſchlang den nämlichen Biſſen und machte es weiter ſo. Dann kam die dritte, die vierte Ente; ſo eine nach der andern. Nachdem die letzte angebiſſen, zog der kluge Jäger die Schnur an ſich, hockte die ganze Heerde auf ſeinen Rücken, und trug ſie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten,

da flatterten, da ſchnatterten ſie — zu ſpät; ſie hingen, ſie hatten ſich feſt gefreſſen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verſtand, und, ehe ſie nach einer Lockſpeiſe ſchnappen, ſehen ſie zu, ob kein Bindfaden daran befeſtigt.

VI.

Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen.

(1818.)

Im deutſchen Bundes-Parlamente ſtellt Oeſtreich das erhaltende Prinzip (die Pairskammer), Preußen das ſchaffende Prinzip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes iſt das bindende Azot, dieſes das frei machende Oxygen in der politiſchen Atmoſphäre Deutſchlands. Aus ihrer gehörigen Miſchung allein entſteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrſchte, würde das deutſche Gemeinweſen ein ſieches, unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuraſchen Athemzügen ſich verzehren.

Oeſtreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geiſt und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablaſſende Theilnahme an den frohen Lebensſpielen des deutſchen Volks mußte um ſo mehr überraſchen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde

eines ernſten Mannes kommt. Preußens Wirkſamkeit war freilich ſeelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat that es, nur aus Luſt und ſeinem Naturtriebe folgend, was Oeſtreich mit Verſtand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verſpotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geiſt der Zeit ſeine Freude findet.

Die öſtreichiſche Regierung fürchtet jede Volksbewegung und iſt folgerecht genug, auch keine ſolche zu dulden, die zu ihrem eigenen Beſten thätig iſt. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, ſie war die einzige Macht, die eine Volksbegeiſterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen laſſen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutſchen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur ſpielend ſich zeigte, hätte geehrt werden ſollen, lächerlich gemacht.

Oeſtreich iſt die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ſtändiſchen oder freien Munizipal-Verfaſſungen, die dort noch ſtattfinden, dienen nur, ſie wirkſamer zu machen, indem ſie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geiſt des Staatskörpers iſt in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke iſt nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieſes Reiches inneres Regierungsſyſtem, die Unmündigkeit, worin der Geiſt der Unterhanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Preſſe, die Quarantaine, der ſich jede aus der

Digitized by Google

Fremde herkommende Meinung und Anſicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verſtattet wird, oder die gänzliche Gedankenſperre ausländiſcher Erzeugniſſe — alles dieſes war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilſam. Joſephs II. allzuraſche und darum mißlungene Verſuche mochten es billig ſchüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und in der Lage der Dinge, die man mit dem Namen franzöſiſche Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an ſich erwünſchte Freiheiten, da ſie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf geſetzlichem Wege zufließen zu laſſen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit, den Bürgern freiwillig zu geben, was man ſich nicht abtrotzen zu laſſen ſich ſtark genug gezeigt hatte. Daß das öſtreichiſche Volk mit innigerer Liebe als irgend ein anderes an ſeinen Fürſten hängt, beweiſt nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfaſſung, ſondern die des Fürſten und der Verwaltung. Aber Letztere ſind ſterblich, während Erſtere dauert. Weder Liebe noch Furcht iſt jetzt mehr ein ſicheres Band zwiſchen Volk und Herrſcher, ſondern Achtung allein; denn die Völker ſind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren unüberſteiglich geachtete Berge erklimmt, und geht jetzt thalwärts, den Frieden und die Heimath ſuchend.

Man mag ihr immer eine heilſame Hemmkette anlegen, um ihren Lauf zu ſchwächen, aber aufhalten läßt ſie ſich nicht, ſie zerreißt die Kette und zieht jeden, der ſie gewaltſam zurückhält, mit ſich hinab.

Oeſtreich iſt das europäiſche China, ein ſtill ſtehender, ausgewachſener Staat. Er treibt ſeine ſtarken Wurzeln weit über ſeinem eigenen Gebiete unter dem Boden anderer Länder fort. Dieſe ſtarke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, ſchwerer iſt, es zu lieben. Es mag zu ſeinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geiſtreiche Männer für ſich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben geſinnt ſey, ſpricht ſich in dieſen ſeinen Verfechtern am deutlichſten aus. Verſpottet und gehaßt, führen ſie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die, gut oder ſchlecht, ſtets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen ſiegt das letztere; darum wird auch Oeſtreich kalt, beſonnen und lieblos, wie es iſt, dem Geiſte der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm ſtiftet.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oeſtreich nicht entbehrt, und deſſen gutmeinender Fürſt nicht unwillig ſind, dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber ſie gehen zu langſam in dieſer eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur, wer ſtille ſteht, nicht, wer ſich bewegt. Es iſt eine überkluge Staatskunſt in einer Zeit der Neuerungsſucht, und eben weil ſie ſo beſchaffen.

Digitized by Google

das Alte trotzend zu behaupten. Vorſicht iſt nöthig, aber ſchleichen heißt nicht behutſam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man ſchnell zu kommen ſuchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr ſelbſt verringern.

Es gibt politiſche Gebrechen, die für den einen Staat, als in ſeiner Organiſation gegründet, nothwendig und daher auch heilſam ſind, für den andern aber, weil ſie ſeiner Natur widerſprechen, verderblich werden, und ihn früher oder ſpäter entweder zu einer Umänderung oder zur Zerſtörung führen. So iſt die Schuldenlaſt Englands ſowohl die Stütze ſeiner innern Freiheit, als die Bürgſchaft ſeiner äußern Ruhe, indem es hierdurch das Schickſal anderer Staaten an ſeine eigene Fortdauer knüpft. Für Oeſtreich hingegen iſt die Zerrüttung des Finanzweſens, an der es leidet, ein Uebel ohne Erſatz. Ohne dieſes Gebrechen wäre es ein unabhängiger geſchloſſener Staat. Sein Finanzweſen widerſpricht durchaus ſeinem angenommenen Regierungsſyſteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider ſeinen Willen mit dem liberalen Geiſte unſerer Zeit zuſammen, da es genöthigt ſeyn wird, zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, ſich den übrigen deutſchen Staaten in Einführung freiſinniger Verfaſſungen anzuſchließen.

Aber ſo mußte Oeſtreich beſchaffen und mit dieſen Fehlern mußte es begabt ſeyn, um Europa's Retter zu werden. In unſerer ſturmbewegten Zeit war dieſer Staat der einzige Felſen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte

und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere ſich vereinten. Die europäiſchen Fürſten erkennen es nicht genug, wie viel, ja, daß ſie Oeſtreich Alles zu verdanken haben. Es kämpfte fünfundzwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürſtengeſchlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es hat den gewaltigen Geiſt der Zeit — beſiegt nicht, aber aufgehalten, für ſo lange, als das Schickſal es in der Menſchen ſchwache Hände geben wird. Aber nicht blos wo Oeſtreich ſich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenſtellte, auch da war es Rettung bringend, wo es beſonnen den Lauf der Dinge anſcheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden ſchloß. In unſern Treibhauszeiten, wo jede That, von der Glut einer wahnſinnigen Sehnſucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht hervorbringt, iſt die langſame nüchterne Kraft, die ſich nie ganz verbraucht und darum aushält, die wirkſamſte und nützlichſte. Mit dieſer hat Oeſtreich geſtritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene, faſt bewußtlos handelnde Staatsklugheit unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger, zappelnder Geſchäftigkeit. Gleich dieſer Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleoniſchen Herrſchaft, da ſie noch in ihrem Jugendfeuer war, ſich unverſöhnlicher entgegengeſetzt hätte. Oeſtreich hat Napoleon's Macht, vielleicht nicht abſichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener ſie zu befeſtigen gedachte, und die Welt ſelbſt ſie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich

durch die Vermählung mit Maria Louiſe. Halb Frankreich und viele ſeiner Anhänger außer ihm hatte ſich der franzöſiſche Kaiſer hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieſer Verbindung mit einer legitimen und die Grundſätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerſtören und unterdrücken. Daß er dieſe Furcht einflößte, ohne ſie zu rechtfertigen, war um ſo gefährlicher für ihn, denn Oeſtreich und die alten franzöſiſchen Ariſtokraten ſahen ſich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikaniſchen Franzoſen hörten darum nicht auf, beſorgt zu ſeyn. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oeſtreich keinen Feind mehr in ſeinem Wirkungskreiſe zu ſcheuen fand, verließ er den Schwerpunkt, der ihn ſicherte, und indem er, Rußland bekriegend, ſich mit ſeiner Macht zu ſehr hinnüber neigte, ſtürzte er von ſeiner Höhe herab. —

Preußen kann in ſeinem langgeſtreckten Gebiete ſich nur mühſam bewegen; ſeine Gränzen ſchlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachſen das Kleid auszufüllen ſuchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen ſie einverleibt worden ſind, wohlthätig wirken, indem ſie ihnen die unter der franzöſiſchen Herrſchaft errungenen, neuen und heilſamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Setzt man ſich aber dieſer Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen

verderblich für beide werden und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geiſt der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiſerlichen Regierung das franzöſiſche Volk der Gleichheit ſich erfreute, die man ſchmerzlicher vermißt, als ſelbſt die Freiheit, und daß, wenn ſie Napoleon der letztern beraubte, es weniger geſchah, um ſie ſelbſt zu unterjochen, als um ſie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freiſinnigen Regierungslehren ſeiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es beſſer, dieſe Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schleſien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrſche! Oeſtreich hat darum ſo feſt und ungeſtört ſeine Staaten jeder Zeit zu beherrſchen gewußt, weil es jedes Land nach ſeiner eigenen Weiſe, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen iſt keine europäiſche Macht; nicht ſeiner Größe und ſeinem Gewichte, ſondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die ſeiner Stimme im Rathe der mächtigſten Fürſten gegeben wird. Aber Preußen iſt eine deutſche Macht, und da es die einzige reine iſt, ſo iſt Deutſchland nur in Preußen. Das deutſche Gemeinweſen findet allein im preußiſchen Könige ſeinen aufrichtigen Freund, die andern Fürſten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil ſie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieſes

Digitized by Google

Bewußtſeyn, die Dankbarkeit des deutſchen Volkes zu verdienen, kann allein Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutſchland bei ſeinen ausgedehnten Gränzen dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der preußiſchen Macht jene hohe Bedeutung zugeſteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch ſpielend treiben, aber das Spiel iſt des Ernſtes gute Vorübung. Deutſchlands Geiſt iſt in Preußen, und der iſt's, der den Körper regiert.

VII.

Monographie der deutſchen Poſtſchnecke.

Beitrag zur Naturgeſchichte der Mollusken und Teſtaceen.

(1821.)

Es iſt ſehr einfältig, daß ich gleich vorn ſage: ich werde mich in dieſer Abhandlung über vaterländiſche Poſtwägen ſatyriſch auslaſſen; denn indem ich durch dieſes Geſtändniß die Ueberraſchung ſtöre, übertrete ich die heilſamſten Polizei-Geſetze der Redekunſt. Aber kann ich anders? Iſt nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberſchrift werde alle Leſer abſchrecken, wenn ſie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz geweſen? Sie ſollte aber keinen abſchrecken als den Zenſor, zu ſeinem und meinem Vortheile, und da dieſer jetzt ſchon getäuſcht iſt, und der falſche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, ſo iſt längere Verſtellung unnöthig. Wahrlich, Menſchenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie ſtärker, als wenn ich an einen Zenſor

denke, der beſſer iſt als ſein Amt. Leidet er nicht an den ſchmerzlichſten aller Plagen, an ſolchen die man gibt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwigs XIV. aller engliſchen Freiheit in Reden und Gärten gram erſcheinen, und, ein Schüler des Le Nôtre, jeden überrankenden Zweig mit der Scheere abſchneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als ſolche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße überſäet ſind? Hat er nicht die vollſten, kühnſten Bäume in Affen, Bären und andere Viehgeſtalten umzuſtutzen? Muß ihm nicht ſelbſt oft wehe ſeyn, bei ſeiner Aufſicht über die ſchnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftſteller danken, der, gleich mir, ihn überliſtet, unter einer naturgeſchichtlichen Ueberſchrift über die öffentlichſte aller Staats-Angelegenheiten, über Poſtwägen, ſchreibt, und erſt, nachdem ſich die betaſtenden Finger entfernt haben, ſeine Fühlfäden aus dem Schneckenhauſe ſtreckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Poſtwägen aber habe ich ſchon auf früheren Fahrten die beſten ſatyriſchen Einfälle gefunden, doch ſie auch alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin iſt zu klein, und gibt mir keinen Platz, um Gedanken-Ernten, die ich nicht gleich verzehre und niederſchreibend verarbeite, aufzuſpeichern. Gedanken über Poſtwägen konnte ich aber nie gleich aufſchreiben, da der Stoß dieſer mit dem Anſtoße zu jenen immer zuſammenfiel. Noch auf meiner letzten Fahrt ſah ich, wie einem **Commis-Voyageur**, der während des Fahrens einen badiſchen Kupfer-Kreuzer, den er durch den

Schlag einem Bettler zugeworfen, ſeinem Prinzipale zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens ſo ſtark die Hand ſchwankte, daß das 1 ſtatt in die Kreuzer-, in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Menſch ganz untröſtlich war; denn, ſagte er, es ſey nicht mehr zu ändern, da er ſich durch Radiren bei ſeinem Prinzipale verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich, ohne darauf zu denken, bereits ſatyriſch geweſen. Es wäre Unverſtand von mir, wenn ich das langſame Fahren der Poſtwägen innerhalb der Städte aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in ſeinem Buche über den Umgang mit Menſchen das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich ſagt, in Städten ſolle man ſchnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches ſey, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Poſtillone können hinlänglich beweiſen, daß ſie jenes Werk über feine Lebensart niemals geleſen haben; vielmehr ſind die Vortheile dieſes langſamen Fahrens auffallend. Nach den Fenſtern guter Freundinnen kann man oft und lange zurückſehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reiſender vergeſſen, ſeine Rechnung im Gaſthauſe zu bezahlen, ſo kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereist wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde ſich getröſtet und gedacht haben: jetzt

endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun und mich den Eindrücken der ſchönen Natur hingeben, ſobald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langſame Fahren hätte der mitreiſende Franzoſe niemals ſeinen Dukaten Silbermünze wiedergefunden. Er ſagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechſeln laſſen, und ſey dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte ſo gut ſeyn und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich ſey kein Handelsmann, erwiederte er in logiſcher Zerſtreuung: tout le monde est marchand ici. Ich fing an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdſtöße, die unter dem Himmel der Poſtwägen ſo häufig ſind, und ſchleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzoſe ſtieg aus, und hatte ſchon nach fünf Minuten den letzten Groſchen von der Fahrgaſſe wieder aufgeleſen, worauf er dem Poſtillon zurief, er könne jetzt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er ſich einbildete, man hätte ſeinetwegen ſtill gehalten, welches gar nicht der Fall geweſen.

Schwerer aber iſt zu entſchuldigen, daß das langſame Fahren auch auf der Landſtraße fortgeſetzt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungsgrund anführen. Der plötzliche Wechſel der Schritte, von langſamen zu geſchwinden und umgekehrt, iſt den Pferden, wie bekanntlich, ſehr ſchädlich. Da nun nach Obigem in Städten und Dörfern langſam gefahren werden müſſe, und

das ganze Land zwiſchen Frankfurt und Stuttgart ſo geſegnet und bevölkert iſt, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, ſo könne man nie dazu kommen, raſch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langſamen Schritt eine Viertelſtunde fortgeſetzt, ſo müſſe man ihn wegen des nächſten Ortes, zur Vermeidung des ſchnellen Wechſels, von neuem anfangen und ſo immer weiter. Dem iſt allerdings ſo; doch der Grund gegen das langſame Fahren auf der Landſtraße iſt von größerem Gewichte. Menſchen- und Pferdekenner wiſſen, daß langſames Gehen am meiſten ermüdet, weil man dabei länger gehen und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Poſtillon und Pferde bald ſo abgemattet, daß ſie ſchon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um ſich zu ſtärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge ſchöne Frau, die mir im Wagen gegenüber ſaß, die Neuvermählte ihres Begleiters ſey, der ſie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereiſt war, um ſie nach Trieſt in ſein elterliches Haus zu bringen. Er hatte ſich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten, als der Poſtwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß dieſe junge Frau ſo viel glücklicher ſey, als andere Neuvermählte, weil ſie, ſtatt der üblichen Flitterwochen, ſich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erſte häusliche Zwiſt kann nur zu Hauſe, aber in keinem Poſtwagen

Digitized by Google

entſtehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie ſehr die ſchlechten Herbſtwege die Fahrt verzögern müſſen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Trieſt nicht blos eine geliebte Schwiegertochter, ſondern auch einen Enkel werde bewillkommnen und küſſen können.

In Langen, als der erſten Station oder Bettfahrt, dachte ich gar nichts, ſondern ſchlief während dem Umſpannen der Pferde ſanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht wegen der Abſchieds-Zeche verſäumt hatte. Wir kamen um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erſt um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlaſſen, und mich, der ich in eben ſo viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel ſchwerer aber ein beladener Poſtwagen fortzubringen ſey, als ein 120pfündiger Doctor, bedenke man gehörig! In Darmſtadt hatte ich ſowohl am als im Darmſtädter Hofe — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gaſthauſes heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine ſchönere Zeit, da man nicht mehr die ſchlechten Menſchen zu geheimen Aufſehern über die guten beſtellt, ſondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel beſſer es alsdann ſeyn würde, wenn lohnſüchtige Wächter durch erlogene Gefahren nicht länger Fürſten und Völker mit Argwohn erfüllten und ſie ängſtigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl

auch zum geheimen Kundſchafter gebrauchen, und irgend ein unſichtbarer Ober=Tugend=Direktor gibt mir den Auftrag, Deutſchland zu durchreiſen, um die Stimmung des Volks zu unterſuchen und zu erforſchen, ob nirgends unzärtliche verdächtige Triebe ſich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligſt von Frankfurt abgereist, und hätte aus dem Darmſtädter Hofe zu Darmſtadt Folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober=Tugend=Director!

„Zufolge erhaltenen Auftrags bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Poſtwagen abgegangen und um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Dienſteifer zu erregen, ſo würde ich ſogleich wieder zurückreiſen, da der Zweck meiner Sendung ſchon vollkommen erreicht iſt. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen böſen Geiſte der Einwohner, ſondern im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber ſind mir die ſtärkſten Beweiſe geworden, daß der nämliche gute Geiſt das ganze deutſche Volk beſeelt. Der Poſtwagen überzeugte mich davon. Poſthalter, Conducteurs, Poſtillone, Wagenmeiſter, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürſtlich Turn= und Taxiſchfahrende Perſonal, gehen bei ihrem Geſchäft mit ſolcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl ſieht, es ſind gute, ruhige Bürger die Deutſchen, die nichts Gewagtes unternehmen.

Desgleichen die Paſſagiere, deren keiner über das langſame Fahren ungeduldig wurde und etwas aus der Haut fuhr. Ja ſelbſt der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen zwiſchen Frankfurt und Darmſtadt ſich dreimal erquickte mit Wein und kalten Speiſen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht ſchon das häufige Trinken die beſten Geſinnungen? Menſchen, die verdächtige Gedanken hegen, ſind auf ihrer Hut und trinken Waſſer, weßwegen auch die Diligencen-Poſtillone im revolutionsſüchtigen Frankreich kein Trinkgeld fordern, damit ſie nicht verſucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor, aus dem Geſagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutſchland Alles ruhig iſt und bleiben wird; denn ſie ſind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine ſolche Ausnahme iſt mir allerdings aufgeſtoßen. Unter den Paſſagieren war Einer, der durch ſeine Unzufriedenheit mit der beſtehenden Ordnung der Poſtdinge deutliche Spuren neologiſcher Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, ſchnalzte mit den Fingern und geberdete ſich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Poſtillonen zu, ſie ſollten doch ins Teufels Namen nicht ſo raſch fahren, er verliere den Athem, er werde ſchwindlich und die ſchönſten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Paſſagier auf der Station Langen zum Poſtillon ſagte: Ehrwürdiger Greis,

wie Ihr doch noch ſo ſehr munter und rüſtig ſeyd! Da habt Ihr nicht blos die 8 kr. Taxe, ſondern noch 2 weitere, und macht euren jüngſten Enkeln, die noch unverheirathet ſeyn können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug geſpottet. Ja, in Arheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu ſich nahm, ſpottete er noch offener, und ſagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Poſtwagen ein Hochfürſtlich Turn- und Tariſches Stückfaß geſtellt würde, damit das fahrende und gefahrene Perſonal daraus zapfen und trinken könne, ohne ſich aufzuhalten, und eine vollſtändige Reſtauration der Poſtwägen ſey noch wünſchenswerther. Dieſer gefährliche Paſſagier hat noch auf andere Weiſe ſeine verdächtigen Geſinnungen an den Tag gelegt. In Darmſtadt machte er beim Ausſteigen einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar ſehr bequem hätte durchgehen können. Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen geſucht. Bei ſolchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Paſſagier ſtets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten laſſen. Ich bin ſo gewiſſer, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich ſelbſt dieſer Paſſagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, die Verſicherung meiner Hochachtung."

Ich wollte eben den Brief verſiegeln, da trat der Conducteur

in die Gaſtſtube des Darmſtädter Hofes und lärmte ſtark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wiſſe, daß ich auf einem Poſtwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich ſolle eilen, denn er könne ſich nicht länger aufhalten, als bis er ſeinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm ſo eben hätte vorſetzen laſſen. Nach einer halben Stunde gingen wir beide ans Poſthaus, und wirklich war der Sattelgaul ſchon vorgeſpannt. Ich erſchrack; wie leicht hätte ich zu ſpät kommen können!

Von der Nacht habe ich Nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergſträßer Freudenſtation. Ich erwachte wie ein Mühlknappe aus dem feſteſten Schlafe, da die Räder ſtillſtanden und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Poſthalterei — eines Dorfes, wie ich dachte, denn das Haus lag abgeſondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, ſtieg eine Treppe hinauf, und öffnete raſch und gebieteriſch die Stubenthüre. Nichts anderes ſuchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen ſtädtiſch geordneten Abendtiſch ſaßen vierundzwanzig Augen (worunter mehrere ſchöne), die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtſeyn meiner äußern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochſentreiber ſah ich nicht ſowohl ähnlich als

gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, ſondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Poſtwagen nämlich hatte gleich einem jungen muntern Kater ſeine Freude daran, mit der Mütze zu ſpielen, er machte häufige Sprünge und warf ſie in die Höhe; da mußte ich ſie feſtbinden. Eine angeſchneite Halsbinde hing als gewäſſertes Ordensband in weiten Kreiſen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein ſchäbiger Biber. Ich riß beim Eintreten ſchnell Mütze und Tuch vom Kopfe und ſagte halb fragend halb poſitiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Poſtmeiſterin ſagte! ja, und hieß mich Platz nehmen, indem ſie den nahe am Tiſche ſtehenden leeren Stuhl etwas zurückſchob. Dieſe Excommunication aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannſtrahl durch mein Herz und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder ſey in jedem häuslichen Kreiſe, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht ſtöre, wo er kein Glück zu ſtören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tiſche kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboßt, ich dachte höhniſch: Kleider machen Leute, und ſchlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Geſellſchaft den eleganten engliſchen Frack darunter ſähe, wie ihn wohl kein Ochſentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückſeliger hatte vergeſſen, daß ich in Darmſtadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz

Digitized by Google

angezogen, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zuſammengeſetzt war. Jetzt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte, das Befeſtigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böſer Geiſt verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und ſo machte ich mir, als wollte ich die ganze Poſt verhöhnen, eine lange baumwollene Naſe, deren Spitze die hundertäſtige Quaſte bildete. Jetzt konnte es der Poſthalter nicht länger aushalten, das Lachen ſtand ihm ſchon an der Unterlippe; er ergriff ſchnell ein Glas und trank, aber das Weinwaſſer war zu ſeicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glaſe wieder hervor. Es platzte los; ich glühte.

Da erbarmte ſich meiner ein Engel in der höchſten Noth, die Tochter des Poſthauſes. Ihre zwei dunkelblauen italieniſchen Nachthimmel ſtrahlten die ſüßeſten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens ſaß, und zur Guitarre ſingend mit fröhlichen und ſchmachtenden Liedern in das Herz und Auge der ſeligen Braut einzog. Das ſeidenumſponnene Köpfchen lag auf ſeiner Schulter, und ihr Arm war zwiſchen dem ſeinigen, und von dem rothen Bande der Guitarre umringelt gar wunderlieblich geflochten. „Wilhelm,“ ſprach ſie, ſanft ſeine Hand und das Spiel hemmend, „ſo einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen laſſen, der hält wohl warm.“ Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem ſchüchternen Katzenfelle durch Erwähnung

ſeiner vornehmen Verwandten Muth einſprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reiſe, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme ſchmolz das Eis um meinem Herzen. Jetzt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punſche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tiſch, und pries zum erſten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde ſchlich diebiſch-leiſe vorüber. Ich ſtieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erſt am Morgen an den ſteinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit, ſechs Profeſſoren, den Schloßgarten und die nächſten Umgebungen der Stadt zu beſuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzoſe einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte „la police dévoilée par Manuel“ und die „Briefe eines reiſenden Franzoſen über die geheime Polizei in Wien“ geleſen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, ſtarker, zerlumpter Kerl, der ſich für einen reiſenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte ſeinen Flaſſan im Kopfe ſo gut als Einer, und ſprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er deſſen geheimer Sekretair geweſen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzoſe und erhob die Deutſchen über ſeine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablöſende Landsmännin wollte eine Gouvernante

vorſtellen, die nach Lauſanne, ihrem Geburtsorte, reiste. Im Poſtwagen nahm ſie ihren Platz und die Paſſagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei ſchwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er ſchwieg und wenn er ſprach. Sie warf ein breites Netz aus, deſſen Maſchen ſehr eng waren. Von einem Schreinergeſellen, der aus Paris kam, ließ ſie ſich ein deutſches Zettelchen überſetzen; der Schreiner leimte mühſam, aber ſtolz und zufrieden, die Worte zuſammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm ſie ein, indem ſie gegen ihren Gemahl einſylbig war, und dieſen gewann ſie durch verſtohlenes Treten der Fußzehen. Ich ſelbſt betete ſie ſchon aus Dankbarkeit, obzwar im Stillen an, da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Franzöſin zu einem künftigen Oſtern- oder Michaelis-Romane unaufhörlich ſchöpfte. Sie ſetzte ihre feine Aufmerkſamkeit ſogar fort, wenn wir Paſſagiere des Nachts ſchliefen, und fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichſten Theilnahme: warum er ſo ſtille und zerſtreut ſey. Unter allen Paſſagieren war ſie gegen mich am artigſten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man ſie für Nieten hält.

Obige Gouvernante iſt für unſere Naturgeſchichte von der äußerſten Wichtigkeit; denn ſie ſagte über die Phyſiologie

der Poſtwägen die frappanteſten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckargemünd ausſteigen mußten, weil es bergan ging, bemerkte ſie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden ſollte, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannſchaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Poſtwägen die Ballen höher ſchätze, als die Menſchen, und jedes gefühlvolle Paſſagierherz müſſe darüber ſeufzen. Ein Paſſagier, er möge noch ſo ſchwer ſeyn, brauche für ſeine Perſon kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koſte ihr kaum ſechs Gulden, und ſie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Zentner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte. Dieſer Tarif beleidige die Würde der menſchlichen Natur auf das Gröblichſte. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängſtlichſten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man ſich verſichert, daß keines fehle. Um die Paſſagiere aber bekümmere man ſich nicht, und ſobald der Conducteur ſich ſatt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben ſeyn, wer da wolle ... Jetzt konnte es der Conducteur in concreto, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und ſagte (als Rheinländer und recitiver Patriot): ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit 4 Einquartierungspferden dans une voiture générale bequemer gefahren ſeyn, das habe ſich aber jetzt geändert. Er wollte

ſagen: in einem Generalswagen Die Franzöſin verſtand ihn aber nicht, und fuhr in der Weiſe des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte ſie es ärger und hielt an der Wirthstafel öffentliche ſatyriſche Vorleſungen über unſere vaterländiſchen Poſtwägen. Sie frug, warum ſo ein **lourd animal, diligence** hieße, und nicht, was richtiger wäre, **paresse** oder **négligence**? Man ſolle ihr Kamillenthee machen, ſie ſey von dem ſtarken Schaukeln ganz ſeekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die ſteilen Wogen durch ausgegoſſenes Oel breche und hierdurch dem Schiffe einen ſanften Weg bahne; warum man Achſen, Federn und ſonſtiges Eiſenwerk des Poſtwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geſchmeidiger zu machen ſuche? Die langſame Fahrt des Poſtwagens habe ihr ſchon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie ſey nämlich unter ſehr vortheilhaften Bedingungen von Stralſund nach der Gegend von Halberſtadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre ſie auch ſchon im Poſtwagen geſeſſen. Als ſie aber an Ort und Stelle gekommen, habe ſie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte ſich das Fräulein in einen jungen Huſaren-Offizier verliebt, und denſelben, nach langem Widerſtande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte ſie ihre Reiſekoſten wieder

erſtattet bekommen.... Einen reiſenden Flötiſten an der Wirthstafel fragte ſie, ob er niemals auf die vielen Inſtrumente Acht gehabt, die alle der Poſtwagen ſpiele? Sie habe ſich erſtaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechſelnd, während des Fahrens von ſich gebe. Er ächze, ſeufze, ſtöhne, klappere, grunze, ſchnurre, raſſele, ziſche, maue, belle, knurre, ſchnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, ſchluchze, ſinge, klage und ſchmolle. (Die muntere Franzöſin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akuſtiſch nach, welches artig genug war.) Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von ſich. Sie habe im Sächſiſchen vier und zwanzig ſolcher Jammer-Tonarten gezählt und auch durch fleißiges Nachforſchen jedesmal deren Entſtehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenſter in ſeiner Fuge, bald raſſelte die Kette des Hemmſchuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grauſamen Drucke ſeiner ſechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe ſie einen gewiſſen Tongrund unergründlich gefunden, durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern ſey von zwei ſechspfündigen Vorhängeſchlöſſern entſtanden, welche die Packete in dem Sitzkaſten des Poſtwagens ängſtlicher ſchützten als nöthig war. Dieſes mörderiſche Geklapper ſey ihr ſo läſtig gefallen, daß ſie auf der nächſten Station, nachdem die übrigen Paſſagiere ausgeſtiegen waren, vermittelſt eines Fadens die Schlöſſer geſchickt befeſtigt habe, damit ſie ſich nicht mehr rühren könnten. Ueber dieſer Arbeit

habe ſie der Conducteur ertappt und ſie als Poſtdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem ſie vorgeführt, hätte ſie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er geſagt, er wiſſe recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß ſie vermittelſt eines Zwirnfadens die feſteſten Vorhängeſchlöſſer öffnen könnten. Sie ſey damals in große Noth gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem ſie, den reichſten und mächtigſten Fürſten gleich, vor einem gefallenen Napoleon ſich zu bücken verſchmähte und kaum hinab ſah, den Richter von ihrem Ueberfluſſe und ihrer Unſchuld zu überzeugen. Während der Unterſuchung ſey der Poſtwagen abgefahren und habe einen Vorſprung von zwei Stunden gewonnen, weßwegen ſie genöthigt geweſen, mit Extrapoſt nachzueilen, und ob ſie zwar ſchon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt und die Extrapoſt zurückgeſchickt habe, hätte ſie doch die ganze Station zahlen müſſen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Franzöſin auf gemeldete Weiſe länger als zwei Stunden ironiſch war. Hatte ſie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Poſtwagens verſchaffte ſie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was ſie über verwandte deutſche Angelegenheiten pythiſch ſprach (der Glühweinnapf gab die delphiſchen Dünſte), verſchweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geſchicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelſtunde früher

heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber ſein Herz machte als blinder Paſſagier noch die ganze Nachtreiſe mit. Er hatte bald in den Geſichtszügen der ſchönen Franzöſin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit ſeiner Braut gefunden, und ſeine Blicke ſangen unter vollſtändiger Seufzerbegleitung die rührendſten Liebeslieder. Deutſche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine beſſere Probe ſtellen, als wenn ſie ſie eine fünfzig Meilen weite Reiſe auf einem vaterländiſchen Poſtwagen machen und ſie nach der Rückkunft ſchwören ließen, daß auf dieſer Ulyſſesfahrt nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn ſie nicht falſch ſchwören, dürfen ſich die guten Mädchen wenigſtens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde ſtill. Die Thüre wurde haſtig aufgeriſſen, und eine fürchterliche Geſtalt in langem Barte und Schwert an der Seite drohte einzuſteigen. Der Neuvermählte ſchrie: Herr Jeſus! Seine Frau wollte ſchnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da, lieber Herr! ſo fürchterlich in's Ohr, daß ich ſpäter mein zaghaftes Schreckgeſchrei verſchönernd in einen Schmerzesruf verwandeln konnte; die Franzöſin ſagte gelaſſen: Hätten wir nur eine Laterne (ſie hoffte, der Räuber würde ſie ſchonen, ſobald er ſie ſähe); der Schreinergeſell blieb ruhig. Wir wurden es auch alle wieder, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle

ein wenig einſteigen, weil es ſchneie. Der Fußgänger, der, wie ſich ſpäter ergab, um ſich abzuhärten, gern in Winternächten reiste, nahm den Bräutigamsplatz an der Seite der Französin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er ſich erſt vor Kurzem aus einer Turnpflanzſchule geriſſen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er ſich nach Ludwigsburg zu verſetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Französin ihre Sprache, die ſie keineswegs verloren, ſondern nur verſteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnſetzling das Wagenfenſter nieder und ſagte, er müſſe Luft ſchöpfen. Es werde ihm immer engbrüſtig, ſobald er die Sprache des Erbfeindes höre. In ſeiner baldigen Erziehungsanſtalt werde er, zum Nutzen ſeiner Zöglinge, die das Französiſche unglücklicher Weiſe früher kennen gelernt als ihn, eine falſche französiſche Grammatik und ein desgleichen Wörterbuch drucken laſſen, damit ſie es daraus wieder verlernten. Auch dürften ſie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrſchaft ſtärker ſchütze, als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der französiſchen Sprache ſey Jedermann hinlänglich bekannt; der der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zuſammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldatenhälſe am engſten zugeſchnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller und fühlten verſtändiger; ſie hätten ſtets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne

vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen *).

Die Franzöſin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (ſie verſtand das Deutſche wenig), daß er die Höflichkeit zu den Laſtern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Paſſagiere alle hatten uns aus Rückſicht ihrer auf der ganzen Reiſe des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erſte Pfeiſe geſtopft, wußte ſie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Huſten geſchickt nachzumachen, und ſagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr,“ hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verſtehen, wie man bemerken kann, daß ſelbſt ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes ſagt. Aber es half mir nichts. Sie ſagte: als Franzöſin ſey ihr Vaterland überall, und wie ich wiſſen werde, ſey das Rauchen ausländiſchen Tabaks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte ſich nicht darum und dampfte. In Beſigheim auf der Station führte die Franzöſin Klage beim Poſthalter und berief ſich auf ihren Heidelberger Poſtzettel, worin es heißt: das Rauchen iſt unterſagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Poſtzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach

*) Der Turn-Pepiniriſt urtheilt falſch. Die Orientalen, die immer deſpotiſch regiert wurden, tragen den Hals nackt.

Heidelberg ausgefertigt worden und worin es Art. 15 heißt: das Rauchen aus wohlverſchloſſenen Pfeifen ſey erlaubt; nun aber könne nicht geläugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg ſey, der von Heidelberg nach Stuttgart, und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Poſthalter wagte weder das badiſche noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt ſich der Entſcheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernſt vor den Turner hin und ſprach: Wandersmann, die alten Deutſchen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an ſeine Bruſt und ſprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aſchenkrug, der auf dem Leichenfelde der zwei und zwanzigſten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus ſchenkte er mir Meth in ein Horn ein und trank mir zu. Wir ließen die freundſchaftſtiftenden Poſtſtationen hoch leben. Kurz vor dem Einſteigen ſagte ich dem Teutonen: Bruder, du biſt ein Narr! Dir es mündlich zu beweiſen, iſt jetzt die Zeit zu kurz. Ich will es aber ſchriftlich in meiner Monographie der deutſchen Poſtſchnecke darthun. Er wolle ſich gedulden, ſagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg fragte ich den Conducteur: warum der ſchwerbeladene, nur mit zwei Pferden beſpannte Beiwagen dem mit vieren beſpannten Poſtwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des letzteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieſes ſey nothwendig, die Hochfürſtlich Turn=

und Taxiſchen fahrenden Poſtpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitſchenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spießruthenlaufen, ein gelaſſenes Hinderniß vorangehen ließe. Dieſes erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorſätzlich aus unverzeihlicher Trägheit ſo langſam, und ich wollte in meiner wahrſcheinlichen Satyre über die vaterländiſchen Poſtwägen den Rath ertheilen, man ſolle den Gäulen vor dem Anſpannen einige Originalfläſchchen von den ſo beliebten als magenſtärkenden Diabolini, mit welchen der Conditor Schnell in Frankfurt beſtens verſehen iſt, verſchlucken laſſen, damit ſie den Teufel in den Leib bekämen, und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der Ihrigen zurückzukehren. Jetzt aber ſind ſie überflüſſig, der Teufel und der Rath. Allerdings ſind ſie das, erwiederte der verſtändige Conducteur. „Sie glauben nicht," fuhr er fort, „welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raſchen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr ſelbſt thut, den Mißbrauch der thieriſchen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier ſah ich den Wagen- und Paſſagier-Aufſeher mit dummen Augen an und zog meine Fühlhörner vorſichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der nicht bloß mit Habe und Gut der Einzelnen, ſondern auch mit ſteuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Poſtwagen würde in Trümmer gehen,

wenn man den vorgeſpannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die ſchwerfälligſten Poſtwägen ſey dieſer zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, ſobald er durch einigen Gebrauch abgeſchliffener, geſchmeidiger und leichter geworden wäre, ſogleich ab- und dafür neue alte angeſchafft würden, wie Sie ſich am nächſten 8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürſtlich Turn- und Taxiſche Haupt-Expedition fahrender Poſten im Ramhofe zwei für den Dienſt nicht mehr verwendbare Diligencen öffentlich an den Meiſtbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratification einer hochpreißlichen General-Poſt-Direction, wird verſteigern laſſen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an Nichts, als an Gewicht."

In Ludwigsburg räumte der altdeutſche Nachzügler und Spätturner ſeinen Platz Nr. 6. einem Manne ein, der ſehr niedergeſchlagen ſchien, und in der hohen Poſtwagenverſammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erſt eine Stunde ſpäter munterte ihn die Präſidialſtimme (die der Franzöſin) zum Reden und Klagen auf. Er ſey ein Hutmachermeiſter, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten ſey er von der Wanderſchaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meiſterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitfeſt gegeben und die feinſten, gebildetſten Honoratioren, als ſtarke Hut-Conſumenten, dazu eingeladen. Die Gäſte, als ſie ſpät am Morgen weggegangen, hätten ihren

Dank nur ſtammeln können, ſo voll ſey ihnen Kopf und Herz geweſen. Zwei Tage ſpäter ſey ihm dieſer und jener der Hochzeitgäſte auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er bald mit mehr Verdruß als Erſtaunen bemerkt, daß ihn keiner mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchſtens habe man mit einer leichten Handbewegung ſeinen Gruß erwiedert. Darüber ſey er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf ſeiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt und erfahren, daß, wenn ſie es auch nicht immer verſchmäht, ſich mit den Geringern gemeinſchaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Geſinnung doch jedesmal wieder zum Vorſchein komme, ſobald die Weinüberſchwemmung abgelaufen ſey. Er für ſeine Perſon habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht und, ſeines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen ſie verdoppelt, indem er ſeinen Hut, als ſein ambulantes Waarenſchild und Muſter, ſtark vor ihnen geſchwenkt. Eines Tages, da er dieſen vor einem Gerichtsaſſeſſor, der auch bei ſeiner Hochzeit geweſen, beſonders tief geneigt, ſey jener zu ihm hingetreten und habe erzürnt geſprochen: „Wie können Sie ſich unterſtehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie ſind ein Flegel, wiſſen Sie das?“ Er, Hutmachermeiſter, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann, nachgeſehen, und einer ganzen Viertelſtunde bedurft, um von den Straßenſteinen wieder los zu frieren. Selbſt ſeine Frau, die den

Aſſeſſor als einen ſonſt lieben Menſchen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinſtube oft geſeſſen, habe geſagt, ſie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe ſich das Räthſel gelöſt. Die Hutmacher-Geſchwornen hatten auf den Abend ſämmtliche Meiſter zuſammenberufen laſſen, und ihnen vorgeſtellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetſten Stände der Stadt hätten ſich nämlich vereinigt, gemeinſchaftlich grob zu ſeyn, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, ſondern ſich beim Begegnen blos ſtarr anzuſehen. Was in dieſer Noth zu thun ſey? Aber Keiner habe Rath gewußt. Wie nun ſeitdem das Nicht-hutabnehmen täglich zunehme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und ſechs brod- und hoffnungsloſe Meiſter hätten ſich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Paſ-ſagier, reiſe nach Stuttgart, um ſich einen Paß zu holen.

Die Franzöſin hörte dieſer Erzählung um ſo aufmerk-ſamer zu, je weniger ſie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verſtand. Ich aber ſchämte mich der Albernheiten meiner Landsleute und hütete mich, den Dolmetſcher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hut-machermeiſter aber tröſtete ich. „Beruhigen Sie ſich, lieber Freund,“ ſagte ich, „unſere deutſchen Landsleute ſind glück-licher Weiſe keine chroniſche Narren, ſondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hauſe zu-rück, doch wollen Sie ſich von Ihrem Auswanderungsvorhaben

nicht abbringen laſſen, ſo eilen Sie ſich wenigſtens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutſchland wandern, ſondern fahren Sie lieber im Poſtwagen, und ehe Sie die deutſche Grenze übertreten, wird ſich die Geſinnung der groben Geſellſchaft gebeſſert haben.“ Meine Zuſprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeiſter aufmerkſam machte, wie ſehr durch das Rütteln des Poſtwagens die Hüte gequetſcht und abgenützt würden, man habe ſie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße, oder oben im Netze, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, und er ſagte, er bemerke dieſes mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Peſtbeulen für ſie, woran ſie ſterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hochfürſtlich Turn- und Tariſchen fahrenden Poſtpaſſagier kein Mittel gebe, ſeinen Hut unbeſchädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich ſolle ihn auf den Boden des Wagens ſtellen und abwechſelnd den rechten und linken Fuß hineinſetzen, wodurch nicht allein der Hut unerſchütterlich, ſondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug ſorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironiſchen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ ſie frei ihre Jammertöne über vaterländiſche Poſtwägen in der Trinkſtube ausbrummen. „Herr Major,“ ſagte ich, „hätte ich einen Säbel wie Sie, meine äſthetiſchen Flüche gehörig zu unterſtützen, hol mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Iſt

der Paſſagier ein Narr jedes Poſtmeiſters, Conducteurs und Poſtillons, und muß er liegen bleiben, ſo oft es dieſen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuſchenken? Kommt man in ein Neſt, und trägt nicht Luſt, im Poſtwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unſern ſchlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tauſend Fragezeichen im Geſichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Paſſagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cottelets eſſen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit iſt es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Alſo kaum 40 Stunden! und auf dieſem kurzen Wege, haben wir 15 Stunden Raſt gehalten *). Ich bin von Straßburg nach

*) Damit ſich die Leſer überzeugen können, daß ich mir keine größere poetiſche Freiheit genommen, als billig iſt, will ich eine genaue Berechnung der Zeit, die wir uns zwiſchen Frankfurt und Stuttgart aufgehalten, nebſt Benennung der Orte, wo dieſes geſchah, folgen laſſen. Aus dieſer Statiſtik (Stillſtandslehre) des Poſtwagens wird ſich ergeben, daß ich noch nicht zwei Procent gelogen, indem auf 15 Stunden die Uebertreibung nur 16 Minuten beträgt.

	Stunden.	Minuten.
In Sprendlingen	—	12
„ Langen	—	50
„ Darmſtadt	—	45
„ Bickenbach	—	30
„ Heppenheim	1	45
„ Weinheim	—	30
„ Heidelberg	3	15
Transport	7	17

Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereiſt, und hatte kein Sohlleder unter mir, ſondern gute Verviers-Mitteltücher, und auf dieſen beiden Reiſen, zuſammen, hat ſich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Iſt das nicht zum toll werden, nämlich das Erſtere? Iſt es nicht Schimpf und Schande, daß das Zuſammentreffen der Poſtwägen auf den Kreuzwegen ſo ſchlecht eingerichtet iſt, daß ich — ich erzähle es Ihnen jetzt ſchon, Herr Major, ob es mir zwar erſt acht Tage ſpäter auf meiner Rückreiſe begegnen wird — daß ich in Bruchſal 24 Stunden liegen bleiben und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum gibt man den Reiſenden nicht wenigſtens Wartegeld, gleich den quiescirenden Staatsdienern, bis ſie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer erſtattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Poſtpapier, die ich in Bruchſal zu dieſer Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze dieſe Gelegenheit, mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier ſo

	Stunden.	Minuten.
Transport	7	17
In Neckargmünd	—	15
„ Wieſenbach	—	12
„ Sinzheim	1	15
„ Fürfeld	—	30
„ Heilbronn	3	10
„ Beſigheim	1	5
„ Ludwigsburg	1	—
Summa:	14	44

Digitized by Google

uneigentlich Poſtpapier? Ich weiß nicht, ob ſie die Abendzeitung leſen, Herr Major? dort erzählt Herr Mühlen in Nr. 33. dieſes Jahrgangs die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereiſt ſey. Auf dieſen Reiſen (wird erzählt), die er ſtets mit Extrapoſt machte, verurſachte ihm aber nichts ſo viel Aerger, als die Poſtmeiſter, Poſthalter und Poſtillone, und wenn er auf dieſe zu ſprechen kam, ſo war er unerſchöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und der Langſamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieſer Antagonismus ſprach ſich auch in ſeinem letzten Willen aus. In ſeinem Teſtament hatte er Nachſtehendes verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche ſeine Leiche zur Ruheſtätte begleiten ſollten, hieß es: „Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Perſonen in mit Extrapoſtpferden beſpannten Wagen meiner Leiche folgen ſollen, und ſind die diesfälligen Koſten aus den zu meinem Begräbniß ausgeſetzten Summen zu beſtreiten; denn da es der Anſtand erheiſcht, daß ein Leichenzug feierlich und langſam vor ſich gehen muß, ſo werden die Poſtillone das Letztere unfehlbar am beſten ausrichten.“ Hätten Sie, wie ich, die Abendzeitung geleſen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man ſollte nicht die Leidtragenden, ſondern die Leichen ſelbſt auf Hochfürſtlich-Thurn- und Taxiſchen fahrenden Poſtwägen zum Begräbniſſe führen, damit ſie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Aſche des Lebens nur noch ein Fünkchen

Digitized by Google

glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müſſe. Wäre dieſes nicht eine ſehr gute ambulante Todtenſchau?

Nachdem ich mich auf dieſe Weiſe ſchlau zu revolutionären Aeußerungen verleitet hatte, ging ich eiligſt auf mein Zimmer, um Alles, was ich von mir gehört, wie folgt zu berichten.

„Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

„Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmſtadt ſogleich wieder umgekehrt bin, ſie wäre ſelbſt umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verſchwörung entdeckt, und halte ſämmtliche Verſchwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich außer Acht laſſen, da ich ſeit jener Turnübung, wovon ich Ihnen früher berichtet, ſonſt keine verdächtigen Geſinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt, und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, ſondern höchſt wahrſcheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauſchte ich ein Geſpräch, das ich mit dem Oberkellner geführt, und das ich ſtellenweiſe hierherſetzen will. Ich: Welche Zeit iſt es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht ſchlagen hören. Ich: Wo iſt Ihr Herr? Kellner: Er ſitzt dort am Tiſche und trinkt rothen Wein. Ich: Wo iſt der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und ſchläft. Ich: Wo kauft man Apfelſinen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonaden. Kellner:

Die letzte Kohle iſt ausgelöſcht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule. . . Der Herr, der Blut trinkt — der ſchlafende Knecht — der reiſende Wolf in den Apenninen — die ausgelöſchte Kohle — Keule — Carbonarie. . . Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchleriſchen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonariſchen Umtriebe beſtätigte ſich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten laſſen, berichtete mir, der Poſtwagen-Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Haſtigkeit erwiederte: Nein, nein, ich logire jedesmal im römiſchen Kaiſer und werde auch dieſesmal dort logiren, ich laſſe nicht vom römiſchen Kaiſer. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, von ſelbſt daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutſche Reichsverfaſſung und das ehemalige Reichsoberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt, und den verbrecheriſchen Wunſch, die Einheit Deutſchlands wieder hergeſtellt zu ſehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tiſche mit einem Franzoſen ſehr eifrig von **jambon de Mayence** geſprochen, und es wäre leichtſinnig geweſen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten **Jean Bon St. André** im Sinne führe. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieſer Napoleoniſche Präfekt nicht

geſtorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten geſucht, ſondern präfektirt in Mainz heimlich fort.

„Da ich auf dieſe Weiſe die Wurzel der Verſchwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war ſo glücklich, die wichtigſten Entdeckungen zu machen. Die **alta vendita** der deutſchen Carbonarie iſt in Ludwigsburg, und bereits hat ſie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchter-Logen errichtet. Statt der ausgelöſchten Kohle haben ſie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und ſie nennen ſich Brüder vom ſtandhaften Hute. Ihr geheimer Zweck iſt: **Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber ſind ſie grob, und ſtellen ſich** fremd gegen einander, um **ſich nicht** zu verrathen. Ihr Grundſatz iſt, die Welt ſey nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter **ſie ſinnbildlich** verſtehen, die Völker ſeyen **nicht** wegen der Regierungen geſchaffen; denn da der Kopf den Menſchen beherrſcht, ſo ſind die Hüte die Reſidenzen und Hauptſtädte der Menſchheit. **Sie grüßen ſich nicht durch Hutabziehen, ſondern auf militairiſche Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer ſolchen Verbindung ſtimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die ſoldatiſche Begrüßungsweiſe iſt nichts als eine verſteckte Waffenübung, und es iſt klar**

bewieſen, daß die Brüder vom ſtandhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es iſt dringend, dieſen carbonariſchen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutſchland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.

„Ich muß eiligſt den Bericht ſchließen; denn man meldet mir ſo eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.

Der Ihrige.“

„Nachſchrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, ſo habe ich mir auf meine Koſten mehrere Male Wein vorſetzen laſſen, und bin ſo frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überſchicken.“

Auf meiner Rückreiſe von Stuttgart nach Frankfurt fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen ſatyriſchen Feldzug wieder einſtellen, dieſen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er ſollte die Feinde dafür beſtrafen, daß ſie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicher Weiſe wurden zu Bruchſal die verſäumten Verſäumniſſe nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifeſt ergehen und rückte vor. Dem Turner aber ſchrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

Trübſal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Beſigheim verſprach ich, dir ein anderes Mal zu beweiſen, daß du ein Narr biſt, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig ſehr beſchäftigt, da mein Vortrupp noch in dieſer Stunde ins Tariſche einrückt. Nur ſo viel ſey dir geſagt: Du biſt kein Hofnarr, aber ein Volksnarr, und das iſt ſchlimmer; denn das heißt, aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein ſchreibendes Hauptquartier aufgeſchlagen habe, heißt Bruchſal, aber mir iſt er ein Trübſal und Scheuſal. Wenn die Verzweiflung Witz gibt oder nimmt, ſo werde ich hier ein Voltaire oder eine Cretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genuß, mich durchzulaſſen, da ich ganz geſchwollen bin vor Wuth. So einen geſchlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünſche habe ich jetzt. Erſtens wünſche ich, daß zehn tauſend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Neſt ſchlügen, und zweitens wünſche ich das Nämliche noch einmal.

Ich gehe zu ſtreiten für die gute Sache. Falle ich, ſo laſſe deine Jungen jedes Jahr an meinem Sterbetage einen **Burzelbaum über meinen Grabeshügel ſchlagen. Lebe wohl, Bruderherz.**

Digitized by Google

VIII.

Ankündigung der Wage.

(1818.)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen die Ankündigung einer neuen Zeitſchrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigſte Leſer nicht, wenn er ein Deutſcher iſt. Denn dieſem erſcheint das lange Ausſprechen über vaterländiſche Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines geſunden freien Geiſtes, ſondern als das Stöhnen einer beengten Bruſt, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich iſt. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältniſſe überziehen, dünken dem Deutſchen nur der Schimmel zu ſeyn, der ſich unſern verdorbenen Einrichtungen angeſetzt hat und die als Werk der Fäulniß ſeine Trauer erregen. Den Leſern ſolcher Geſinnung ihren Wahn zu entziehen, als ſolle eine Zeitſchrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk ſelbſt, welches

die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortſchritte abmißt, — dieſes zu thun wird ein künftiges Beſtreben der hier angekündigten Blätter ſeyn. — Aber es gibt auch Andersdenkende, welche die Luſt und Würde des freien Wortes beſſer erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachſen ſehen, weil deren nur wenige von der breiten ſtaubigen Landſtraße abweichen, durch anmuthigere Pfade ziehen und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wenn die auf einem Wege, aber nach entgegengeſetzter Richtung Wandernden ſich begegnen und die Köpfe aneinander ſtoßen. Mit dieſen Letztern möchte ich mich ſogleich verſtändigen und darzuthun ſuchen, daß eine Zeitſchrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge, als die Vermehrung der ſchon Beſtehenden, dennoch von Erſprießlichkeit ſey.

Und wahrlich ſo iſt es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch ſie große und mannigfaltige Kräfte ſich verkünden, ſo zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtauſche der Gedanken, wenn ihrer freien und ſchnellen Mittheilung viele Wege offen ſtehen.

Wenn ein Zeitſchriftſteller auch nur der Fuhrmann der Wiſſenſchaft und der Geſchichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er iſt mehr als das. Er reicht uns

Digitized by Google

das Gefäß, das unentbehrlich iſt, um an der Quelle der Wahrheit für den Durſt des Augenblicks zu ſchöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wiſſenſchaft durch mühſame Forſchung aus der Tiefe des menſchlichen Geiſtes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Beſitzer ohne Luſt und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und ſo geſchieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfniſſen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wiſſen iſt nicht mehr als das Metall, womit ſich das Leben bezahlt; für ſich ungenießbar, gibt es nur Anweiſung auf Genuß, und erſt durch Hingeben empfängt man ſeinen Werth. Aber die B a r r e n der Wahrheit, von Reichen an Geiſt in großen Werken niedergelegt, ſind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfniſſe der Unbemittelten damit zu vergelten. Dieſe Brauchbarkeit hat nur das a u s g e m ü n z t e Wiſſen.

Die Zeitſchriften ſind es, welche dieſe Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt, unterhalten ſie den Wechſelverkehr zwiſchen Lehre und Ausübung. Nur ſie führen die Wiſſenſchaft in's Leben ein und das Leben zur Wiſſenſchaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgeſinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingeſtehen, daß Zeitſchriften ſo wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimiſchung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache, was ihre Brauchbarkeit vermehrt.

Digitized by Google

Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, iſt mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermiſcht ausgebreitet werden kann, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurtheil ſich knüpft, ſo wird doch endlich das Untaugliche zu Boden ſinken, und das Gute allein ſich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutſchen ſich nur an einem ungebührlichen Haſſe gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die ſchöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der ſchmutzige Schwamm, der ſie erzeugte, ſchon längſt verglommen iſt?

Im deutſchen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menſchen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speiſe gab, und die Kunſt war eine Blumenflur, die nur das Aug' ergötzte. Reicher an Quellen des Wiſſens iſt wohl kein anderes Land und dennoch dürſtet das Volk; denn die Wünſchelruthe, welche jene zu Tag bringt, iſt in den Händen der ſchuldbewußten Furchtſamen, die in den ſturmbewegten Wellen, welche das ſchlechtgeſteuerte Schiff verſchlingen, und in dem Labetrunke im Becher nur die anverwandten Waſſertropfen ſehen. Wenn Kinder glücklich ſind, die, im engen Gehäuſe der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich iſt, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er ſie nicht ſieht; wenn der Buchgelehrte

glücklich iſt, den in ſeinem Treibhauſe der Wiſſenſchaft die kalte friſche Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutſchen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich iſt, der alle Kräfte, die er ſich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menſchen immer den Blick richten, und wenn es Zeit iſt, auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich iſt, der wie in einer Uhrwerkſtätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — ſo waren es die Deutſchen auch nicht.

Sie ſind auf dem Wege, es zu werden. Für wen die Geſchichte arbeitet, weiß keiner vorher zu ſagen, aber wer am meiſten dabei gewann, für den hat ſie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben als unſer Vaterland, das am meiſten zu erwerben hatte, weil es am wenigſten beſaß?

Die Ausſagen der Zeit zu erlauſchen, ihr Mienenſpiel zu deuten und beides niederzuſchreiben, wäre ein ehrenvoller Dienſt, ſelbſt wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieſes iſt, vermehrt ſeinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer ſolchen Lockung zu widerſtehen. Die Menſchen haben Furcht, als wären ſie Geſchöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt ſo vieles Gute, in Worten, wie in Thaten.

Zu jenem Dienſte ſind noch lange nicht genug berufen, und doch iſt ſo Vieles daran gelegen, daß die Zeitſchriften

ſich vermehren; ja oft wäre zu wünſchen, daß die Tages=blätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geſchehenen nicht zu häufig werden. Die Entwicklungsſtufe, über welche jetzt die Menſchheit ſchreitet, bringt Verborgenes hervor, das ſich ſchnell wieder bedeckt, ſo bald die Stufe erſtiegen iſt, und erſt nach Jahrhunderten des Stillſtandes, wenn das Menſchen=geſchlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erſcheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, ſeine Ge=heimniſſe hervorſpringen und in den Erſcheinungen der Krank=heit ſich uns die Geſetze des Wohlbefindens offenbaren, ſo müſſen wir an den Gebrechen dieſer Zeit die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürger=lichen Geſellſchaft zu erforſchen, ſchnell, ehe ſie ſich ſchließen, durch ihre offenen Wunden ſehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, ſoll nichts un=bedacht laſſen, was die Theilnahme der Verſtändigen und Gefühlvollen beſitzt oder verdient. Sie wird beſprechen: das bürgerliche Leben, die Wiſſenſchaft und die Kunſt, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des erſten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten vermag für ſich allein die Menſchheit zu beſeligen; nur ihre Ver=bindung kann es. Und das iſt's, was das gegenwärtige Geſchlecht an Glück und Bedeutung über das vergangene

erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Luſt und Luſt nicht mehr ſo feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menſchen und das Hausgewand des ruhenden Vaters ſeyn darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Alterthums uns der Meinung unterworfen haben, daß das menſchliche Daſeyn zur Knechtarbeit beſtimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens ſey, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu ſammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfernd, und dieſes bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher aller dieſer Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu ſagen wäre gefährlich, und fruchtlos iſt's, wo man ſich verſtändlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, ſeitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erſcheint, iſt uns das Heilige zum Spiel herabgeſunken. Das glücklichſte aller Völker, bei dem jene düſtere Lebensanſicht am wenigſtens vorherrſcht, und das den alten Griechen am meiſten gleicht, iſt das franzöſiſche. Wer in ſeinen Zeitſchriften lieſt, wie auf derſelben Blattſeite Talma's Spiel auf der Bühne und das der Miniſter in den Kammern, beides mit gleichem Ernſte und gleicher Heiterkeit, beſprochen wird; der Deutſche, der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht, welch' einen Vorſprung die Franzoſen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Geſundheit aus dem umſchloſſenen gewärmten Tempel

der Kunſt in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens übertreten.

Die Kunſt, welche das Geſchöpf zum Schöpfer erhebend, und indem ſie das Leben ein= und fortpflanzt, allen Weſen, die ſie beſeelt, Unſterblichkeit gibt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit ſchon längſt ſich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden beſaßen, hätten ſie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben ſich entfaltete, und die Nacht des Wiſſens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunſt da gedeihen, wo Philoſophie mit dem Glauben kämpft? Die deutſche Dichtkunſt liegt im Dämmerſcheine; ob es Morgen= oder Abenddämmerung ſey — ich weiß es nicht. Schöne rothe Streifen am Himmel reden für beides. — Die Tonkunſt iſt die einzige, deren die Deutſchen Meiſter ſind, und worin ſie den übrigen Völkern es zuvorthun. Den Verſtand der Franzoſen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, iſt die deutſche Muſik plaſtiſch und maleriſch, Geiſt und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genuſſe nicht dem Himmel um der Erde willen zu entſagen. Könnten die Deutſchen in Tönen reden und nach dieſen Worten auch handeln, ſie wären das erſte aller Völker,

und würden vielleicht ſich ſelbſt achten. Da Werke auch verſchiedener Künſte wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darſtellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinſchaftliche Streben Aller iſt, ſo mag die deutſche Tonkunſt ihren Mozart kühn an die Seite Raphael's, Shakſpeares und Canova's ſtellen.

Dieſen Künſten ſoll in der Wage ein Platz angewieſen werden, welcher der Würde, die ſie im öffentlichen Leben der Deutſchen genießen, angemeſſen iſt.

Die Schauſpielkunſt zeigt jetzt in Deutſchland einen raſchen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nacheilend, verdient ſie eine hohe Aufmerkſamkeit. Deren Gänge und Halte wird dieſe Zeitſchrift nie aus dem Blicke verlieren. Es iſt nicht blos der Kunſtſinn und das Gefühl für's Schöne, die ſich an der Beurtheilung dramatiſcher Werke und ihrer Darſtellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Theilnahme feſſeln. Das ſtehende Schauſpiel eines Orts iſt ſelten beſſer, nie ſchlechter als die Zuhörer darin, und ſo wird es die höflichſte Art, einer lieben Bürgerſchaft überall zu ſagen, was an ihr ſey, daß man über ihre Bühne ſpreche.

Die Wiſſenſchaft, dieſes Meer, wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küſtenſtriche der menſchlichen Wohnſtätten beſpült und das große Feſtland trocken gelaſſen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unſerer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Waſſerzungen

in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean ſelbſt haben fruchtbare Inſeln ſich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutſche Wiſſenſchaft glich auch darin dem Meere, daß ſie geſalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unſern vielen Nöthen die Deſtillation des Meerwaſſers für den Trank etwas erlernt, und ſeitdem ſind unſere Fahrten fröhlicher geworden. Man ſagt, die Wiſſenſchaft in Deutſchland habe an Tiefe verloren; es mag ſeyn, aber ſie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrſamkeit der Kunſtgärtnerei zieht den Blick nicht ſo heiter an, als die ins Freie gepflanzte Wiſſenſchaft, durch deren Zweige der friſche Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichniſſe, dem ſchönſten unter allen in Deutſchland erſcheinenden Büchern, erſieht man mit Freude, wie der vaterländiſche Sinn immer mehr und mehr heranwachſe, und ſelbſt die entfernteſten Wiſſenſchaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unſerer Zeitſchrift ſollen die vorzüglichſten Werke der vaterländiſchen Wiſſenſchaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einſeitigkeit der Kritik ſich geltend machen könne, wird man die Ausſprüche von Männern verſchiedenartiger Anſichten zu erlangen ſuchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verſchiedenen Kräfte der menſchlichen Natur ſich vermählen und fruchtbar werden, wird unſer Blick und Sinn, wie die

Zeit ſelbſt es thut, am häufigſten gerichtet ſeyn. Hätten die, welche alle Macht beſaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht ſo lange verwehrt, dann wäre dieſer geſunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen ſie denn ihre unbeſchreibliche Angſt als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philoſophen hatten das Menſchengeſchöpf ganz drollig in ein dreiſtöckiges Haus abgetheilt, und Staatsbaumeiſter dieſen willkommenen Plan ſchnell und ſchadenfroh ausgeführt. Unten ſolle das Vieh wohnen, über ihm der Menſch, nächſt dem Dache der Bürger. Dieſe verſchiedenen Bewohner Eines Hauſes lebten lange in ſtiller Feindſchaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeſchoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm ſich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke verſteckte ſich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die ſchlaue, immer wache und lauernde Zwingherrſchaft benutzte dieſen Streit, um jeden allein nach ſeiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab ſie zu eſſen oder machte es durch Hunger zahm; den Menſchen umhüllte ſie mit den Wolken des Aberglaubens, dieſe für den Himmel erklärend; den Bürger ſchreckte ſie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, blos weil jeder einzelne Menſch mit ſich ſelbſt zerfallen war. Da geſchah es zu unſerer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauſes Feuer ausbrach, und

deſſen Erdgeſchoß durch Ueberſchwemmungen litt. Die Zerſtörung des Gebäudes unten und oben nöthigte nun das Thier und den Bürger zum Menſchen ihre Zuflucht zu nehmen, und ſeitdem wohnen ſie zum Aerger der Böſen friedlich in einer Stube beiſammen.

Der Zwiſt der Hausgenoſſen iſt geſchlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte, was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieſer Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird: es iſt ſonſt nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich beſänftigt fortfließen, liegt in der Ordnung der Dinge, und beſſer iſt es, daß die überſpannten Gemüther durch mäßige Anſtrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abſpannung überſpringen.

Wie die Zeitſchriftſteller dieſen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens zu beobachten und ſeinen abwechſelnden Erfolg zu berichten hätten, darüber iſt mehr geſprochen als gedacht worden. Eine falſche Anſicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrſche, von den Schriftſtellern ſelbſt erſt angefacht, dann unterhalten, dann beſchrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne ſie. Es iſt als ſage man, der kranke Menſch werde von allen ſeinen

Schmerzen geheilt, ſo bald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem ſolchen Wahnwitze gegenüber ſtill zu ſchweigen, iſt leichter als nur gelaſſen zu eifern. Doch auch zu Letzterm iſt hier der Ort nicht, und es ſoll nur geſagt werden, was als Vorbereitung Noth thut.

Mancher Tadel ſchon hat diejenigen getroffen, die über unſere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich ſprachen. Die Schriftſteller, diesmal im Beſitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die ſie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit iſt nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterſpruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben ſelbſt auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entſcheidung hierüber. Sie bleibe dem Leſer überlaſſen, und zu deſſen Richtſchnur werde Einiges hier mitgetheilt von dem, was dieſe, und von dem, was jene ſagen.

Man kann von dem Schriftſteller nicht fodern, daß er ohne Haß und ohne Liebe ſey, und über alle Wolken der Selbſtſucht erhaben die Gewitter nur unter ſich wahrnehme. Wie ſollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Geſetze ſeines eigenen Vortheils die Regel der Weltordnung zu ſehen glauben? Aber das mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einflußes ſich bewußt bleibe, und nicht keck und unbeſonnen auf die Unfehlbarkeit ſeiner Anſichten trotze. Daß er ſie gegen Jeden zu verfechten

und geltend zu machen ſuche, iſt nicht unrühmlich, weil es für den Ernſt der innern Ueberzeugung ſpricht. Aber, wer den Fehdehandſchuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweiſen, und, wie es oft geſchieht, ſeine aus ſelbſtbewußter Schwäche entſpringende Furcht hinter eine angenommene Geringſchätzung verbergen. Es gibt in Deutſchland auch nicht eine Zeitſchrift, welche ſo unparteiiſch wäre, daß ſie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht blos dann aufnimmt, wenn ſie erprobt hat, daß ſie ſie ſchlagen werde, ſondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben iſt. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahleriſcher Großmuth gaſtlich auf. Der Sklave ſeiner eigenen Meinung trägt auch ſchimpfliche Ketten; man ſoll nicht der Diener der guten Sache, ſondern ihr Freund ſeyn. Es gibt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere, als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitſchrift müßte jeder Anſicht offen ſtehen, und einer ſchädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu verſagen, iſt eben ſo unverſtändig, als es wäre, aus der Naturgeſchichte die Lehre der Giftpflanzen und biſſigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage ſoll jede Anſicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen iſt, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja ſie ſoll ſehr willkommen ſeyn, weil am Widerſpruche die Wahrheit erſtarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath an der Gaſtfreundſchaft anſehen, wenn der Wirth ſelbſt

das, was ihm an ſeinen Gäſten nicht behagt, freimüthig tadelt, oder geſchehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verſchiedenen Zeiten nicht unedle Menſchen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unſerer Tage gern und oft: daß das Wiſſen ſeine Wendekreiſe habe, über welche hinaus Geiſt und Herz verkohle, und daß die glücklichſten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht iſt Wahrheit in dieſer Lehre, denn auch in den ſchönſten Sonnentagen der Geſchichte haben Prieſter und Tempel ein noch ſchöneres Licht ſtets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wiſſens iſt noch jetzt die europäiſche Menſchheit, und wie lau und ſanft iſt all ihr Wollen und ihr Thun. Darum ſey man unbeſorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrſchaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkoſend die frierenden Bürger in der Staatskinderſtube zurück gehalten hat, und die verdunſtete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach Jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht geliſpelt wird, wie ein Donner aufſchreckt. Sie ſagen Euch leiſe, ganz leiſe ins Ohr: es wäre freilich nicht Alles wie es ſeyn ſollte; aber ſie bäten höflichſt keinen Lärm zu machen, der ſtillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längſt die Sitte auch für die Meinungskriege an

Digitized by Google

die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anſtändiger Kunſtwaffen geſetzt! — So reden ſie. — Aber wißt Ihr, welche am meiſten ſich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigſten an dieſer Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menſchlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anſtand verſtecken. Es iſt wahrlich gut, daß der Geiſt des Menſchen ſeine urſprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückiſchen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr iſt's, auch im Streite der Meinungen gibt es Waffen, deren Gebrauch in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es gibt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Fauſtkampf der Gemeinheit durchfechten. Dieſen nicht gleich zu ſeyn, iſt nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird ſich ernſtlich bemühen, die Wärme der Leidenſchaft ohne ihre Ungebührlichkeit ſich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieſes Beſtreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verſchieden ſind die Deutungen der Menſchen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch ſie vermeiden iſt gut, ſie entſchuldigen iſt beſſer, und das Beſte ſie ganz unſchuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder artig genannt wurden, wenn ſie ſteif wie Wachskerzen um den elterlichen Tiſch ſaßen, und Meſſer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder

an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung gleich einer garſtigen Raupe die ſchönſten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man ſey dieſer Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutſchen Volke aus Grämlichkeit und mißverſtandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beſte Schule für den männlichen Ernſt ſind.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, ſey mir noch ein freundlich ernſtes Wort verſtattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindiſche Geiſterſcheu nie Eingang fand, und welche kein Rauſchen der Blätter erſchreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutſchen dem öffentlichen entwöhnt, und das beſtändige Tragen von Schaafs- oder Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme, gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengſtlichkeit, den Gegenſtand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind ſie etwas betrunken, dann machen ſie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickſte Gefahr hinein, und ſagen — Herr Eſel! Aber, Herr Sempronius Eſel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. — Hat doch ſelbſt der heldenmüthige Ankündiger dieſer Zeitſchrift nicht eher gewagt, den Namen Sempronius hineinzuſchreiben, als bis er ſich überzeugt, daß er nicht im Kalender ſtehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei ſeinem Vornamen zu nennen, ſondern

höchſtens deſſen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Eſel ſehr groß iſt, ſo werden die Tadler bei ihrer Vorſicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebeſſert und Alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen verſteht. Wer ſich einer Tugend bewußt iſt, ſpricht den Tadel ohne Aengſtlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört; aber bei ſelbſtbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit, fühlt man ſich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und ſagen: man möge tadeln, ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren, ohne wehe zu thun, man möge lehren, doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und es iſt ſchwer ſie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe mit Zierlichkeit ſtrauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Veſtris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die ſchon ſeit vielen Jahren ſchwindelnd ſchnell um die ganze Windroſe kreist, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß ſie ſich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß ſie behutſam zwiſchen die faulen Eier gehen, und an jede Thür leiſe anklopfen ehe ſie ſie öffnen? Beſcheidenheit und immerfort Beſcheidenheit! Aber die Natur gibt ihre Noth durch einen S ch r e i zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne ſingt der Schmerz in A moll.

Digitized by Google

Wenn es Männer gibt, die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Anmuth verbinden, und gleich Spartern geſchmückt und unter ſüßen Flötentönen die ernſte Schlacht beſtehen, ſo ſind ſie wahrlich vor Allen zu ehren. Aber ſo hochbegabt mögen nur wenige ſeyn, und der Herausgeber dieſer Blätter gehört nicht zu ihnen. Er bekennt es frei, daß die Kunſt, die der Verfaſſer des Buches „Welt und Zeit“ beſitzt: die Bäume hinter dem Walde zu verſtecken, ihm eben ſo fremd iſt, als der Wunſch nach ihr. Wer ſeine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unſchuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftſteller, als ſolche angeſehen, wenn ſie nur der geaichten Maaße ſich bedienen, ſind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Toffana, welche die öffentliche Meinung ſiech und welk macht, und deren Gift weder durch Geſchmack noch Farbe, noch ſchnelles Wirken eine rettende Warnung gibt. Indem ſie Fürſten und Völkern zugleich ſchmeicheln, durch das zur Hälfte zugeſprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieſer auf Freiheit, machen ſie die Einen lüſtern, die Andern ſchlaff und verderben beide.

Noch ſo Manches wird, verſchuldet oder nicht, den Zeitſchriftſtellern, die nicht ſind, wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unſern Tagen leichter iſt, Andere als ſich ſelbſt betrügen, ſo mögen die ſchlauen

Eiferer, wenn ſie allein ſind, und ſie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und ſich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geſchichte ein Wort ſtammelnd auseinander, aber es ſollen die Zeitſchriftſteller nicht gleich einem Echo nur die letzte Sylbe der Ereigniſſe, ſondern das ganze verſtändliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, dieſe Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo ſie geſammelt werden müſſen; doch gelingt es nicht immer, ſich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geſchieht, daß die Zeitſchriftſteller bald den Baum der Geſchichte zu frühe ſchütteln und ihren hungrigen Gäſten unreifes Obſt vorſetzen, bald es zu ſpät thun, wann die Früchte ſchon faul und ungenießbar geworden ſind.

Der Herausgeber dieſer Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfter als es geſchieht, vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitſchriftſtellern gefodert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Foderung, ſtets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre ſo leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jetzt ſo ſchön plattirte Lügen verfertigt, daß ſie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterſcheiden ſind. Man ſey doch nachſichtiger hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben ſuchen oder finden, für die Zeitgeſchichte nicht minder wichtig ſind als wirklich

geſchehene Dinge, weil ſie am deutlichſten ausſprechen, was die öffentliche Meinung wünſcht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitſchrift wie eine Poſtkutſche an beſtimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, dieſe Einrichtung iſt ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe laſſen es wenigſtens an blinden Paſſagieren niemals fehlen. Aber da es ſolcher Anſtalten ſchon ſo viele gibt, ſo iſt ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird ſich erſt dann in Bewegung ſetzen, wenn Geſchichte oder Wiſſenſchaft ſie befrachtet hat, und ihre Erſcheinung kann daher an keine beſtimmte Zeit gebunden ſeyn.

Sie hätte wohl gewünſcht ihre Anſichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leſer auch das kleinſte und flüchtigſte Ereigniß erſtehen mögen; aber die Erfüllung dieſes Wunſches blieb verſagt. Cäſar, heißt es, habe den hagern Caſſius geſcheut, doch bei dem beleibten Antonius ſei ihm wohlgemuth geweſen. Die Herrſcher wechſeln und die Herrſchſucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geiſt gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man ſich ſicher. Große Schriften ſind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — Dat veniam corvis, vexat Censura columbas. — Darum, o werther Leſer, findet Ihr künftig, daß in unſern Reden nicht Alles Geiſt und Blut iſt, ſondern auch unnützes Werg darin ſteckt und Tagblättergedanken mit Wulſt umgeben erſcheinen, ſo wißt Ihr warum es geſchah; ſie haben ſich nicht ausgeſtopft,

um ſich zu brüſten; ſondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geiſt des öffentlichen Lebens erfriſcht noch lange nicht genug alle Glieder des deutſchen Staatskörpers, am wenigſten in jenen Landſtrichen, die in der Mitte zwiſchen süd-deutſcher und nord-deutſcher Geſinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländiſche Dinge; unter ihnen iſt es nicht dunkel genug, um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug, um es zu entbehren. Für ſie thut es am meiſten Noth, daß die zerſtreuten Lichtſtrahlen ſich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geiſtreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem ſo edlen Vorhaben ſich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuverſicht auf ihren Beiſtand zählen?

Gefährlich iſt nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt ſich, das ausgeſprochene iſt nie vergebens. Es iſt Täuſchung oder Schwachſinn, zu wähnen, die Rede ſey ja fruchtlos geweſen. Was die öffentliche Meinung ernſt fordert, verſagt ihr keiner; was ihr abgeſchlagen worden, das hatte ſie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

Digitized by Google

IX.

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage.

(1819.)

Erſt fünf Hefte dieſer Zeitſchrift ſind bis jetzt erſchienen; aber der Beifall, der mir zu Theil ward, hätte der Lohn ſeyn dürfen eines längern Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre Dieſes Schwäche oder Selbſtgenügſamkeit? In unſern erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher ſteht und glücklicher iſt als der Mann, weil jenes ſeine Beſtimmung erfüllen darf, dieſer aber nicht; in unſern Tagen, wo die zufriedenſten Bürger, auch der vollkommenſten Staaten, immer nicht mehr als Wiedergeneſene ſind, die in einem Krankenhauſe, lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch ſchwach und in frommen, kindiſchen und ſinnlichen Wünſchen befangen, daherſchleichen; jetzt, da keine Rede mehr wirkt als Muſik, wohlgefällig, wenn ſie ſchön iſt, aber auch verhallend wie dieſe — welch einen andern Lohn könnte ein öffentlicher Redner erwarten, als verſtanden, empfunden und für Worte ohne That mit Worten ohne That bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menſchen mir gegönnt,

hat mich erfreut, aber in Verwunderung geſetzt, angetrieben und zurückgeſchüchtert, geehrt und beſchämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimüthigkeit geſagt, wohl öfter wegen ihrer ſelbſt, als wegen des Gegenſtandes, an dem ſie ſich geübt; und ich erröthete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte, und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit ſich ſo mancher Gedanke dort verſteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit erſprießlich? So lange zu freimüthigem Reden Muth gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüſſig, ſobald man ohne Gefahr die Wahrheit ſpricht.

Aber da das Herz weniger rechnet, als der Kopf, und weniger berechenbar iſt, ſo werde ich fortfahren, und verſuchen, mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.

Wohl beſſere Männer als ich, die früher für das deutſche Volk geredet, ſchweigen jetzt; das Vaterland hat ſie nicht auf immer verloren, oder es hat Nichts an ihnen verloren. Was ſie abgeſchreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutendheit ihrer Widerſacher. Edlen Menſchen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche, die Kerker, die Schlangenbiſſe zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das unter einander verbündet die Geduld ausſaugt, und die tauſend Nadelſtiche, an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil

ſie keine Narben zurücklaſſen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht Alles thut, hat Nichts gethan, wer nicht Alles hingibt, hat Alles verweigert.

X.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt.

(1819.)

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutſche Ueberſetzung derſelben, ich meine die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, fühlt ſich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Geſinnungen, die flüchtig umherirren und ein dunkles Obdach ſuchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es iſt edel, der verfolgten Unſchuld, aber es iſt mitverbrecheriſch, dem Verbrechen eine Freiſtätte zu gewähren. Welches andere Blatt Englands, Frankreichs und Deutſchlands hat mit ſo wenig Scham, als das genannte, ſpaniſcher Ruchloſigkeit, jeſuitiſcher Hinterliſt und ariſtokratiſchem Hochmuthe das Wort geredet, verroſtete Grundſätze ſo emſig geſcheuert und ihnen den verlornen Glanz wieder zu geben geſucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu Jenen, die, uneingedenk, daß auch ſie wohl ſelbſt des Wahnes fähig ſind, Jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt wie ſie.

Noch weniger hege ich für die gute Sache jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich ſehe ſie gern dem Sturme preisgegeben; ſie ſoll ihm widerſtehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widerſprechenden Geiſtes ſcheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und genießbar werde. Aber Eins iſt, das mich ſchmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urtheilen, es entſpringe aus wahlverwandtſchaftlichen Verhältniſſen, daß einzig unter allen deutſchen Blättern die Zeitung der freien Stadt Frankfurt alle unfreiſinnigen Anſichten aufnimmt und verbreitet. So iſt es nicht, und etwa einige alte Baſen ausgenommen, finden zu Frankfurt die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätſchelten Grundſätze ſo großen Spott und Tadel, als ich ſelbſt ihn wahrlich nicht auszuſprechen gedenke. Ich habe dieſes Blatt früher ſelbſt geſchrieben, und dieſes allein hat mich bis jetzt abgehalten, mich ſeiner fehlerhaften Richtung entgegenzuſetzen. Denn Mancher hätte denken mögen, es geſchehe aus einer eiteln Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Geſinnung nicht fortgeführt zu ſehen. Dem Vorwurfe der perſönlichen Befangenheit entgeht man in Deutſchland ſchwer. So wenig wurden wir zugelaſſen, im Oeffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu ſo zahmen Hausthieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrſchaft gemacht, daß die politiſchen Schriftſteller der entgegengeſetzten Anſichten darin übereinkommen, ſich wechſelſeitig vorzuwerfen, ihr

Eigennutz ſey ihnen das Höchſte, und die einträgliche Sache ſey ihnen die gute. Den Liberalen ſagen ihre Gegner, ſie ſuchten Verwirrung zu ſtiften, um wie Diebe im Gedränge zu ſtehlen; den ſervilen Schriftſtellern wird zugeläſtert, ſie wären beſtochen durch Geld oder Eitelkeit, und ſie wären nichtswürdige Spione. Dieſe begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute aus reiner Liebe für Freiheit und Recht ſtreiten könne: und jene begreifen nicht, daß es geborne Sklaven gibt, die nicht, weil ſie ſich einem Herrn verkauft, ſondern aus Herzensneigung knechtiſchen Geſinnungen huldigen.

Die reinlichſten Gaſſen und Städte haben ihre Abführungskanäle; ja ſie werden zu jenen erſt durch dieſe. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um ſich lauter zu erhalten, eines freien Abfluſſes ſchmutziger Geſinnungen bedürfe. Doch unterirdiſch und im Dunkeln ſey ihr Weg, und ſie ſollen in der Nähe menſchlicher Wohnungen nicht erſcheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutſchen Vaterlandsfreundes, in einem Freiſtaate, im Angeſichte der Stellvertreter unſerer Fürſten, in Frankfurt, Grundſätze ausgeſprochen zu ſehen, wie ſie das bezeichnete Blatt ſo oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt von ſeinen Anſichten trenne, dieſes iſt eine ſo verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

*

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbſtmord zu Grunde geht: die **halbe Wahrheit**, welche, mit freundlichem Geſichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebiſches Gefolge nachzieht — dieſe muß bekämpft werden. Nicht das Dunkle bedarf der Beleuchtung, um als ſolches erkannt zu werden, ſondern die falſchen und ſchmutzigen Farben. Und ſolcher gleisneriſchen Zuſammenſetzung, ſolchen betrüglichen Gewebes, wo mit den beſſern Fäden auch die ſchlechten, als Kette und Einſchlag ſich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, iſt dasjenige, was die Zeitung der freien Stadt Frankfurt in ihrem 233ſten Blatte unter **Deutſchland** mittheilt. Da wird von dünnem Eiſe geſprochen, auf das man ſich gewagt, von der Zeit der Reife, die man nicht abgewartet, von Ideen, die nicht in das wirkliche Leben paſſen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren abgemähten politiſchen Wieſen mit Wohlbehagen hin- und hergegrast; da werden alle die abgeſchmackten Mährchen vorgeſungen, mit welchen man die Völker, als ſie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jetzt, da ſie erwachſen ſind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmuth erregen.

Es ſey ſehr beklagenswerth, „daß durch ſolche Erſcheinungen (wie die Ermordung Kotzebue's) die Nachbarn Deutſchlands hinlänglichen Stoff zu eben ſo bittern, als die Ehre des deutſchen Volkes kompromittirenden Betrachtungen

erhielten.“ Wollte der Himmel, es wäre Euch ſo viel an der Achtung Eurer Nachbarn gelegen, als hier geheuchelt wird, dann müßte Vieles beſſer werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sand's den Franzoſen zu bittern Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutſche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb in ſolche tolle Lüſte ausbrechen müſſe; ſie haben gezeigt, wie die myſtiſche Nacht des Mittelalters, mit der Ihr Euch umgebt, um unter deren Schutze ariſtokratiſchen Uebermuth zu treiben, auch Manchen aus dem Volke verführt habe, demokratiſche Ausſchweifungen zu begehen; und ſie haben gezeigt, auf welche liſtige Weiſe Ihr die freche That Eines Einzelnen werdet benutzen wollen, um die Freiheit von Millionen einzuſchränken. Daß Ihr ſo unklug ſeyd, auf unſere Nachbarn hinzuweiſen! Es iſt zum Lachen. Sollen wir ſie zum Vorbilde nehmen? Dürft Ihr das wollen? Sie haben das Herrlichſte erkämpft, mit Blut, mit tauſend Verbrechen erkämpft, und Euch ſelbſt die Einrede benommen, daß nie ein ſchlechter Weg zu gutem Ziele, nie Verwirrung zur Ordnung führen könne.

Es muß „der unbefangene wahre Vaterlandsfreund mit Schmerz ſich ſagen, daß man ſich immer weiter von dem Ziele wieder zu entfernen ſcheine, zu welchem die Bahn gereinigt worden war.“ Heuchleriſche Klage! Wenn mit jedem Schritte, den die Freunde geſetzlicher Freiheit vorwärts

machen, Ihr das Ziel weiter hinausſteckt, oder es vom Wege ab, bald rechts, bald links ſchiebt, an wem liegt dann die Schuld der Verzögerung, oder daß es nie erreicht wird? Und wer hat die Bahn gereinigt? Das Volk, Ihr nicht. Deſſen Bewegung läßt ſich freilich nicht ſo lenken, wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalſtock, wie die eines Dutzends gehorſamſter Beamten durch Tabellen und Weiſungen geregelt wird; aber das thut auch nicht Noth. Berge von Schutt ſind wegzuräumen, und bei dieſer Arbeit ſind Haſt und Fleiß das Erforderlichſte. Zum Bauen gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt Ihr Eure Riſſe zeichnen und beſprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft Ihr nicht ſo viel Zeit fordern, als das eingeſtürzte Gebäude geſtanden hat, deſſen Schutt weggeführt werden ſoll, und nicht die Langſamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden iſt.

„Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Vertheidiger der Freiſinnigkeit in Wort und That müſſen dem kalten, unparteiiſchen Beurtheiler wie Kinder erſcheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis ſich wagen... Mit ihnen zugleich wird die ſchönere, beſſere Idee zur Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar geweſen ſeyn und herrliche Früchte getragen haben würde." Das ſind von den überreifen

Früchten, die von dem Baume der böſen Erkenntniß ſo reichlich abfallen; das ſind von den faulen Redensarten, zu denen Ihr vergebens einen Käufer ſucht! Wenn Euch die Vertheidiger der Freiſinnigkeit als Kinder erſchienen, die Ihr täuſchen könntet, dann wären ſie Euch ſehr willkommen. Weil ſie aber klug und beſonnen handeln, ob zwar nicht mit Bedacht in Eurem Sinne, da ſie den eigenen Vortheil vergeſſen und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt Ihr ſie. Das noch zu dünne Eis! Darin eben liegt Eure Verblendung zugleich mit Eurer Liſt. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters ſey da, und man müſſe abwarten, bis Alles feſt zuſammengefroren ſey, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahm werde, und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freiſinnigen wiſſen, daß der Frühling gekommen iſt, und wollen das noch nicht ganz geſchmolzne Eis aufhauen, damit der Strom um ſo früher luſtig und frei werde. Die Zeit der Reife! Wer hat ſie zu beſtimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutſcher einige Höflinge ſich allein vermeſſen, den Kalender der Natur zu machen? „Die Früchte ſind noch nicht reif,“ das iſt eine ſchlechte Vogelſcheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Pächter des Staates zuriefen: „jetzt pickt zu!“ kämen wir viel zu ſpät, denn ſie hätten dann alle Bäume ſchon kahl geſchüttelt. Auch iſt von Früchteſammeln, von Ernte unter uns noch keine Rede,

ſondern nur vom Säen, und je mehr man ſchreit, der Boden ſey noch nicht urbar, je emſiger und tiefer muß gepflügt werden. Guter Gott! ſie reden von „vorzeitiger That“ als handelten hier nicht auch Menſchen, wie ſie ſelbſt ſind, ja oft beſſere. Seyd ihr ſo große Künſtler, daß Ihr es Euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geſchichte auf die Minute zu ſtellen, die Euch beliebt, und ſie ſchlagen zu laſſen, wann es Euch gelüſtet? Aber, um dieſes Bild noch einmal zu gebrauchen: geht Euern langſamern Weg und laßt das Volk ſeinen ſchnellern gehen, nur daß Ihr Euch um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk iſt der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch raſcher umlaufe, ſo verfolgt er doch gleiche Bahn. Es iſt leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haſpelt ſich ſo weiter ab: „Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln — (auch Worte werden zur That) — der gemeinen guten Sache ſchadet, ſondern man ſcheint auch daran, ob ſolche Ideen in das wirkliche Leben paſſen, nicht gedacht zu haben.“ Und jetzt wird geſagt, was Lüders geſagt hat! daß für den wahren Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was wirklich erreichbar ſey, nimmer aber eine ſogenannte höchſte Idee, die niemals mit der Praxis des eigentlich politiſchen Lebens ſich vertragen werde, noch es könne; aus der Staatskunſt ſey jede Speculation zu verbannen; und was dergleichen

Göttinger Hofrathsthesen mehr ſind. Solche Redensarten zeigen nun zum tauſendſten Male seit sechs Jahren, wie wenig noch die Anführer der ſtehenden Geſinnungen, die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und ſie werden darum, ſey es in gerechten oder ungerechten Kriegen, ſtets von jenen geſchlagen werden, ſo wie die franzöſiſchen Volksheere die ungelenke Taktik aller europäiſchen Feldherrn zu Schande gemacht haben. Sie verrammeln ſich hinter ihren gothiſchen Grundſätzen, legen die ganze Macht ihrer Beredſamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeſchickten Ausfall und meinen, das ſey die rechte Art, die feindlichen Anſichten zu bekämpfen. Indeſſen ſpottet man ihrer Feſtungen, hungert ſie gelegentlich aus, umgeht ſie und gewinnt das offene Land. Ideen, die nicht in's Leben paſſen, Speculationen, Träumereien, mit denen ſich ein ächter Staatsmann nicht befaſſen mag! Reden dieſe politiſchen Marktſchreier nicht heute noch, als ſey die Regierungskunſt noch immer ein Kabinetsgeheimniß und thun groß mit Wundermitteln, deren einfache Beſtandtheile Jedermann kennt. Der ächte Staatsmann iſt, wer die Ideen ſeiner Zeit aufzufaſſen und anzuwenden verſteht; wer dieſes nicht vermag, taugt ſelbſt zum Gehorchen nicht, um ſo weniger zum Geſetzgeber. Man nenne uns doch die politiſchen Schwärmereien, denen ſich „die Vertheidiger der Freiſinnigkeit“ hingegeben! Es iſt wahr, irgend ein junger Mann

hat eine Aller=Deutſchen=Stadt bauen und in einem prächtigen Dome die Reichsverſammlung halten laſſen wollen. Das iſt aber das Aergſte, was an den Tag gekommen. Die Franzoſen, im Anfange ihrer Revolution, hatten ſchlimmere Träume, aber ſie ſind, nachdem ſie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren, freiſinnigen Ideen, ob ſie ſie zwar anfänglich mißbraucht, ſind dennoch nicht untergegangen und auf ein „ſpäteres Jahrhundert hinaus, zurückgeworfen“ worden. Sie hatten eine konſtitutionelle Monarchie gefordert; da widerſetzte ſich der Adel, und zog den Thron mit in ſein eigenes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, ſie mit einer konſtitutionellen Monarchie zufrieden zu ſtellen. Haben den Franzoſen ihre Ausſchweifungen geſchadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten; ſie ſpielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländiſchen Herd ſo ſicherer zu behaupten. Die deutſchen Schriftſteller, welche die gute Sache verfechten, ſollten ſich freilich etwas beſtimmter ausdrücken, um den Uebelwollenden die Ausflucht zu benehmen, ſie wüßten eigentlich nicht, was ſie für's deutſche Volk verlangten. Sie ſollten ſagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren ſich die Franzoſen erfreuen, als da ſind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einfluſſe; Volksvertretung durch jährliche Parlamente; Schutz und Heiligkeit der Perſonen; Freiheit des Handels und der Gewerbe; Aufhebung der Zünfte; Aufhebung der

Privilegien; Gleichheit vor dem Geſetze; gleichen Schutz allen Religionen; Oeffentlichkeit der Juſtiz; Geſchwornen-Gerichte; Preßfreiheit; Verantwortlichkeit der Miniſter und der untern Beamten. Und wenn ſie dieſes forderten, könntet Ihr wohl ſo unbeſonnen ſeyn, zu antworten: Das ſind wahrlich gute Dinge; aber nur nach einer Revolution, die Alles über den Haufen wirft, können ſolche eingeführt werden. Könntet Ihr mit ſo plumpen Heucheleien gleich folgenden erwiedern wollen:

„Man übereile ſich und die Sache nicht, und verfehle dabei nicht die Manier, die ſchicklichſte Art und Weiſe; man überhebe ſich nicht über ſeinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältniß verletzt werde; man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundſätze, aber man thue dieſes nur auf dem einfachen Wege der Volkserziehung, nicht aber, indem man die Regierungen, die eben beſtehen, unmittelbar angreife und vor dem eigenen Volke die leitenden, oberſten Behörden kompromittire. Dieſe dürfen ſolches nicht dulden, und indem man dadurch ſie zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen gleichſam ſelbſt zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem einſt ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch, der ungereiften Zeit, zum Opfer!" Daß es Gecken gibt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede iſt, von Manier ſprechen,

mit der man für die gute Sache zu ſtreiten habe, und etwa gar fordern, man ſolle den Tanzmeiſter und den Hofmarſchall dabei zu Rathe ziehen, darüber mag man lachen — das ſchadet nicht. Aber anderer Rathſchläge ernſterer Art mögen ſie ſich enthalten! Wie ſchlau! Die einmal beſtehenden Mißbräuche ſoll man achten, aber das Volk durch die Erziehung erſt für beſſere Einrichtungen empfänglich machen! Daß dieſe Erziehung den Jeſuiten anvertraut werden müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Unterdeſſen und bis die Kinder die Schule verlaſſen, hat man Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu verſehen, die Vorrathskammern der Privilegirten wieder anzufüllen und dann lacht man aller liberalen Grundſätze. Die oberſten Behörden dürfen durch Tadel nicht „kompromittirt“ werden. Schon einmal kam dieſes Wort vor, und dieſer elegante Ausdruck verräth deutlich, daß der in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier beſtrittene Aufſatz ein Konverſationsſtück iſt, von der feinſten Theegeſellſchaft gelegentlich abgeſchnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde die Regierungen „zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen“ gezwungen werden. Dieſes iſt gar nicht ſchlau; denn welcher liberale Schriftſteller wird ſich abſchrecken laſſen, wenn man ihm mit ſcheinbaren Gewaltſtreichen droht? Aber das Eine iſt wahr und man

muß es zugeben: So lange die Machthaber die Freiheit der Geſinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, ſo lange ſind ſie berechtigt, es zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente ſie nicht zu erreichen. Hier iſt der Beſitz ganz der Maßſtab des Rechts.

XI.

Der Roman.

(1823.)

1.

Nicht ein Bischen haben Sie mich lieb — flüſterte Karoline ihrem Freunde zu, und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern ſchweben — nicht ſo viel! Sie ſtand von dem Stickrahmen auf, ſetzte ſich auf den entfernteſten Stuhl im Zimmer und ſchmollte. Wie unartig biſt du wieder — rief ihr die Mutter zu — und ſieh nur, wie du den Oberſten verſtimmt haſt! Wahrhaftig, ihr Beide da macht prächtige Geſichter, das ſind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit! — Hochzeit? .... entgegnete Karoline, und ſchüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen.... das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geſchickt, auf jedem andern Ball auch brauchen. — Die Gräfin lachte. Ei du liebe Unſchuld, wo haſt du denn das gelernt? Du ſprichſt ja wie eine moraliſche Erzählung von Marmontel! Sey geſchickt, komm her, und erkläre mir dein Zörnchen. — Sie

geben mir auch immer Unrecht, Mutter. Iſt das ein Anbeter? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß ſie ſie nicht alle leſen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten! Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wiſſen, Karl hat mir einen Roman verſprochen, worin er mich ſchildern wollte, ich freute mich ſo ſehr darauf. Das ſind nun ſechs Wochen, und ſo oft ich ihn daran erinnere, ſagt er morgen, und macht ein Paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachparade bei ſeinen garſtigen Schnurbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr! Der Oberſt ſchien gekränkt und ſchwieg. Karoline reichte ihm die Hand. — Wir wollen wieder gute Freunde ſeyn, ſey nicht böſe, lieber Karl! — Sie ſtreichelte ihm die Haare von der Stirne. . . . Wo war es, wo du dieſe Wunde bekamſt? kann ich doch den Namen nicht behalten! — In der Schlacht von Smolensk. — Die abſcheulichen Koſaken! Das muß dir wohl recht wehe gethan haben? — Es war meine ſchmerzlichſte Wunde nicht. — Du biſt ja heute ſehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den Puls fühlen. . . . Sie legte die Hand auf ſeine Bruſt; der Oberſt drückte ſie mit Heftigkeit in ſeine Arme. . . Mein geliebtes Mädchen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich könnte ich nicht verlieren. — Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen uns ewig lieben! — Unſterblich iſt jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrath, nicht der Tod kann ſie tödten. Sie ſchlummert

nur, wie im Sarge, ſo im erkalteten Herzen unter der Winterdecke, um mit der Frühlingsſonne friſcher und grünender zu erwachen. Die Stunde iſt die körperliche Hülle der Ewigkeit — es lieben ſich ewig, die ſich auch nur eine Stunde geliebt. — Was ſagſt du, Karl? . . Der Oberſt zog ein Heft aus ſeiner Taſche, und überreichte es lächelnd ſeiner Braut. — Hier, Karoline, iſt der verſprochene Roman.

Karoline belohnte mit den anmuthigſten Liebkoſungen das längſt erwartete Geſchenk. Aber, warte — ſagte ſie mit drohendem Finger — jetzt ſehe ich, wie du dich verſtellen kannſt! Dachte ich doch, du ſeyeſt fürchterlich böſe auf mich, weil ich dich an dein Verſprechen erinnert, und — nicht wahr, du haſt nur ein ſo ernſthaftes Geſicht gemacht, um mich zu überraſchen? Doch, wie heißt dein Roman, ich ſehe ja keine Ueberſchrift? — Wie du willſt, liebes Kind! — Wie endigt die Geſchichte, iſt ſie traurig oder luſtig? — Wie es kommt, Karoline. Nun, ſetzt euch jetzt, Karl ſoll uns ſeinen Roman vorleſen. Und du, Fritz, ſprach ſie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit ſchweren Tritten das Zimmer erſchütterte, ſtöre uns nicht mit deinen Sporen, mache dirs in dieſem Seſſel bequem, aber rühre dich nicht. Hörſt du?

Die kleine Familie ſetzte ſich um den Tiſch. Der Oberſt legte das aufgeſchlagene Heft vor ſich, ſtützte den Kopf auf ſeine Hand... Friede des Kriegs, o ſüße Ruhe der Schlachten — ſprach er leiſe vor ſich hin. — Du mußt lauter reden, flüſterte ihm Karoline zu, die Mutter kann dich ſonſt nicht verſtehen.

„Die Winterſchule war geendigt, die Feuer wurden ausgelöſcht, die Fenſter geöffnet, muntere Sonnenſtrahlen erheiterten die düſtere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tauſend Spielen.“ .... „Haltet ein — rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufſprang, und den Oberſten beim Arm faßte — haltet ein, Herr Schwager; ich weiß ſchon die ganze Geſchichte. Jetzt kommt der Himmel, und ein Fluß, und ein Wald, und ein beſonderer Baum, und darunter ſitzt Rinaldo und ſeufzt oder flucht.“ ... Karoline legte dem Schwätzer die Hand auf den Mund. Horch doch, Fritz, dein Schimmel hat ſchon zweimal gerufen, du mußt hinuntergehen und ſehen, was deinem Freunde fehlt. — Nein, erwiederte der Hauptmann, ſich niederſetzend — ich will ruhig zuhören; aber ihr werdet ſehen, daß ich recht habe. Rinaldo ſitzt unter einem Baume und ſeufzt oder flucht.

Der Oberſt fuhr fort. „Knaben und Vögel jubelten; glückliche Liebe lächelte und ſchwieg, die unglückliche weinte heißer, aber ſtiller. An einem dieſer ſchönen Tage gingen Auguſt und Klara den Hügel hinauf, von dem ſie den Strom, die Stadt, die alte Burg, und unten im Parke die fröhlichen Gäſte ſehen konnten, die eingeladen waren, Auguſts Geburtsfeſt zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hauſe, in das er als Kriegsgaſt gekommen, eine ſchwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus ſeinem Fieberſchlummer geneſen erwachte, lächelte ihm wiedergefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara

die ſchöne Tochter ſeiner freundlichen Wirthe, hatte ihm den letzten Becher des Heiltranks mit zitternder Hand und niedergeſchlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das ſich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das ſich der Dankbarkeit geöffnet, ſchlich die Liebe ein. Sie erriethen ſich bald; Klarens Eltern ſahen froh dieſe Wechſelneigung entſtehen. Auguſt war Sekretär bei einem franzöſiſchen Prinzen und Marſchall, und hatte Gelegenheit gefunden, ſich dem Kaiſer bemerklich zu machen. Er ſchritt auf dem Wege des Glücks raſch und raſcher fort. Klarens Hand wurde ihm zugeſagt.

„Die Liebenden ſaßen oben auf der Moosbank in ſüßen Geſprächen verſunken. Auguſt erzählte von ſeinen Fieberträumen, und wie ihm ein Engel in blauem Gewande erſchienen ſey, der ihm Geneſung verheißen. Klara erzählte von ihren Aengſten, von ihren durchweinten Nächten. So ſäuſelte eine Paradieſesſtunde vorüber. Die Sonne neigte ſich zum Untergange, die Luft ward kühl, Klara erinnerte ihren Freund, daß er ſich noch zu ſchonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gäſten empfangen, verbarg Klara ihr Erröthen an der Bruſt ihrer Mutter. Auguſt, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartenthüre hielte, die ihn zu ſprechen wünſchte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich aber wunderlich gekleidet und geſchmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. Auguſt ſtürzte in ihre Arme . . . Meine

Mutter!... Mein Sohn!... Nun Gott ſey Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und geſund finde. Jetzt will ich gern ſterben. — Welche Ueberraſchung! — Gleich nach dem Briefe, den du mir durch deinen Arzt ſchreiben ließeſt, reiſte ich ab, um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich ſelbſt ſchwach, und mußte acht Tage liegen bleiben.... Theure Mutter!... Biſt du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich geändert haſt! Und ein vornehmer Herr biſt du geworden, dein Vater ſelig hat es immer geſagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du haſt ja gar einen Orden? Aber, mein Sohn, das darfſt du ja nicht tragen!... Liebe Mutter, erwiederte Auguſt lächelnd, es iſt kein Kreuz, es iſt ein Stern.... Ja, es iſt wahr. Schau, was das koſtbar iſt! Aber wie leicht kannſt du das verlieren; laß es dir feſt nähen.

„Unterdeſſen waren die Gäſte, welche die wunderliche Scene aus der Ferne mit angeſehen, herbeigekommen. Klara hielt neckiſch das Schnupftuch vor den Augen und ſprach unter Schluchzen: Du Ungetreuer, du Böſewicht, haſt dein Mädchen betrogen, liebſt eine Andere! — Klarens Eltern drohten lachend mit dem Finger: Feiner Herr, ſauberer Herr, das erfahren wir noch zur rechten Zeit.... Ah! Frau Rachel — ließ ſich ein junger Offizier vernehmen — nicht wahr, dem Herrn Baron da habt ihr früher aus der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand bei euch, habt ihr ein

Wechſelchen? Machts chriſtlich.... Auguſt wandte ſich dem Spötter zu und ſprach mit flammendem Geſichte und drohendem Blicke: Sie iſt meine Mutter!"...

Ein Schmerzensſchrei, den die Gräfin ausſtieß, unterbrach hier die Vorleſung. Karoline und ihr Bruder ſprangen erſchrocken auf.... Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß? — Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei. — Die Gräfin, nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, bat den Oberſten, morgen fortzufahren, der Kopf ſchmerze ihr. — Haben denn Klarens Eltern nicht gewußt, daß Auguſt ein Jude iſt? fragte Karoline den Oberſten. Das werden wir morgen hören, erwiederte dieſer. — Das iſt eine Teufelsgeſchichte! bemerkte der Hauptmann. Aus der Heirath kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume ſeufzt, iſt ein Hebräer. Muß doch morgen unſern Haus-Jud fragen, ob ſich ein Hebräer verlieben darf, nach Moſis Geſetz. — Es iſt wahrlich eine verdrießliche Geſchichte, fiel der Oberſt lachend ein. Was thäten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein ſolches Unglück begegnete? Die Gräfin bückte ſich nach ihrem gefallenen Taſchentuche. — Und ihr, Herr Schwager? — Hölle und Teufel — erwiederte der Hauptmann, mit den Füßen ſtampfend — wenn mir ein verdammter Jude einen ſolchen Streich ſpielte, würde ich den Kerl vom dritten Stockwerk hinabwerfen, daß Vater Abraham Ach und Weh ſchreien ſoll, wenn ihm ſo plötzlich ein ſchwerer

Klotz in den Schoos fällt.... Und du — und Sie, Fräulein? .... fragte der Oberſt Karolinen. Dieſe machte einen tiefen Knix. Bedanke mich ſchön für das Kompliment, Herr Oberſt. Wahrhaftig, Sie ſind ein artiger Herr. Wie kannſt du dir nur denken, Karl, daß ich einen ſchwarzen, ſpitzbübiſchen Juden jemals lieb gewinnen könnte? — Es gibt auch blonde und ehrliche, erwiederte der Oberſt. — Es iſt freilich ſchlimm, es iſt ſehr traurig, nachdem man ſich geliebt und geküßt hat, ſich wieder zu verlaſſen. Aber was iſt zu thun? — Du würdeſt alſo deinen Geliebten verſtoßen, Karoline? — Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdiſcher Mann dürfte ja nicht einmal ins Caſino gehen. Aber ſie muß es geſcheidt anfangen, wenn ſie ihn fortſchickt. Lieber Herr Schmul, würde ich meinem Bräutigam ſagen — nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — Lieber Herr Schatz, es iſt wahr, ich habe Sie lieb gehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein närriſches Mädchen geweſen — aber lieber Herr Schmul, ſeyn Sie vernünftig, wir können uns nicht heirathen. Seyn Sie nicht bös, lieber Herr Schmul: ſehen Sie, ich ſchenke Ihnen alle meine Brillanten, alle meine Blonden, ſind viel Geld werth, Sie können gute Geſchäfte damit machen auf der Braunſchweiger Meſſe; aber geben Sie mir mein Wort zurück.

Nimm es! ſprach der Obriſt mit bebender Stimme, und ſtürzte wie im Wahnſinne fort.

Digitized by Google

2.

Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit geſtohlen, Ihr ſchlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den ſüßen Becher der Jugend; Ihr habt die tückiſche Verläumdung und den albernen Spott hingeſtellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdroſſen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt Ihr mir getödtet, und einen Kirchhof geſchaffen aus dieſer lebensvollen Bruſt. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, ſie zu züchtigen! Ich kann ſie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und Recht behalten, wie immer, wird das ſchlaue Vieh. . . . Ach, dieſer ſchöne Sonntag, wie ſchnell ging er vorüber! Da ſind ſie wieder, die alten Fledermäuſe, die mir ſo lange um Stirn und Ohren ſchwirrten; da biſt du wieder höhniſches Geſpenſt, das mich aus der Mutter Schoos in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein Wort — die Erzählung eines alten Schalls — furchtbarer Zauber! . . Verloren, verrathen, betrogen! . .

In dieſen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens ſuchte Karl ſich ſeines Grams zu entladen. Corre, ſein treuer Freund und Waffenbruder,

ſtand ihm längſt zur Seite. Bravo! — rief dieſer, in die Hände klatſchend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Haſt Pröbe gehalten? Werdet morgen die Komödie aufführen bei deiner gnädigen Mama? — Die Komödie iſt aus, erwiederte Karl. — Schon geſchehen? Schade, wäre gern dabei geweſen. Haſt Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippſchaft dich gelobt? Hat die hohe Götterſchaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren, Alles hin, nur du allein bleibſt mir noch. — Karl ſank mit thränenden Augen an die Bruſt ſeines Freundes. — Was iſt das, Charles, was bedeutet das? Das iſt nicht Spiel, rede, was iſt geſchehen? — Karl ſprach und weinte ſich aus. — Das iſt Alles? Weil du ein Jude biſt? frug Corre unter Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger, als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott ſey Dank! mein Name ſteht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Lämmer, die ſich geduldig ſchlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre beſſer zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerriſſen. — Alles, ſeufzte Karl, Alles iſt verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und dieſe Narbe iſt dir Nichts, und die Erinnerung, für wen du ſie trägſt, rechneſt du für Nichts? — Mit tauſend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und ſo zurückgeſtoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks! — Sey ein Mann, Charles,

du haſt ein Mädchen verloren und dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit dir ſprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges ſeyn, was meinen Charles beſiegte. Doch hätteſt du nur eine Andere gewählt! Und wäre es die ſchielende Aliſon, die liebliche Tochter unſerer Marketenderin geweſen; ich hätte Mondnächte mit dir durchſeufzt und durchwacht und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeſchlecht iſt meiner Seele verhaßt. Du kennſt ſie nicht, Charles, ich kenne ſie beſſer. Den Hund verachten wir nicht ſo, wie ſie uns verachten. Die Uebermüthigen Verdorbenen, ob ich ſie kenne! Sie haben uns alle unſere Siege vorgebahnt. Fürſt und Land und Volk haben ſie verrathen. Eure Bürger haben wir mit den Waffen beſiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand, und überall. Sey froh, Charles! Wein her, laß uns dieſes Glas leeren. Es lebe die Freiheit! — Es lebe die Freiheit! rief Karl begeiſtert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Heftigkeit aufgeſtoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, ſtürzte wüthend in's Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erſt an ſeiner Stimme erkennen. Finde ich dich endlich, ſpitzbübiſcher Jude! Hab ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieſer ſuchte ſeinen Degen und da er ihn nicht fand, drängte er ſich an Corre, ihm den ſeinigen

aus der Scheide zu ziehen. Corre ſtieß ihn zurück. Wag' es nicht, ſagte er; dieſer Degen iſt mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht — ſchrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud und Franzos, Franzos und Jud, das gehört zuſammen, das ſteht Eines für das Andere. — Zieh! ſchrie Corre, wahr' dein Roſenblut, Page! Sie fielen aus, beim zweiten Gange ſtürzte der Hauptmann nieder und badete ſich in ſeinem Blute. — Eil, lauf zum Stabs-Chirurg, rief Corre beklommen. — Schick zum Pfaffen, ſprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum Uebrigen lege.

3.

Karoline v. P. an ihre Freundin.

Wenn Sie Recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergeſſen würden — wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück iſt mir nur mein Leid geblieben, und das iſt leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Geſtern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter geſtorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltſam den ſchlummernden Zorn in ſeiner Bruſt auf; am Abend warf er Blut aus und war ſehr krank. Ach wie ſchrecklich ſind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat

noch die Kraft zu haſſen. Es iſt keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verrathen, der mir mit Troſt entgegen kam, ehe ich ihn ſuchte. Die Stichwunde, die er in der Bruſt erhalten, hat ihn unheilbar verletzt. Alle unſere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberſt getadelt, und mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlaſſen. Nachdem uns das Unglück getroffen, ſahen ſie uns mit ſchadenfrohen Augen an, und jetzt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einſam iſt doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen ſtets engern, einen ſtets ſüßern Kreis um Sie ſchließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, ſich ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Oberſten habe ich nichts gehört. Neulich ſagten ſie, er ſey in Gefangenſchaft der Engländer gerathen. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchſte Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurecht finden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Menſch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er iſt ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungs-Anſtalt zu kommen ſuchen. Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder ſehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern

geſellen, denken, ſie wären auch verlaſſene Waiſen, und ihre ältere Schweſter ſeyn.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren gütigen Brief.

4.

Oberſt W. an Corre.

Cadix, den 26. Dec. 1819.

Ich kenne dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem Andern würde ich ſagen: Du liebſt die Freiheit, und kannſt der Tyrannei nicht dienen? Nicht über Alles liebſt du ſie. Brutus hat den Blödſinnigen geſpielt — ich vermochte mehr als dieſer. Seit vier Jahren lächle ich wie ein Schurke, ſtecke Gold ein wie ein Bube, und ſchließe mit allen Kutten Brüderſchaft. Wohl manchmal am Abend ſinken mir die Knie von der Arbeit des Tages! dann laſſe ich mich in das Meer hinausſchiffen, erzähle den Wellen mein Geheimniß, und kehre geſtärkt nach Hauſe. Du fragſt mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht geſehen. Wo Kerker ſind, erkenne ich meine Heimath; wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond iſt mir ſo nah wie Deutſchland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieſes

umpanzerte Herz geöffnet, und da haben ſie mich ſchnell und gut getroffen. Es geſchieht nicht wieder.

Alles iſt gerüſtet, die Winde ſind günſtig, in wenigen Tagen wölbt ſich ein ſchönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu ſprechen, aber wiſſe, der Tag, an dem Du dieſen Brief erhältſt, war der glücklichſte in dem Leben Deines Freundes.

XII.

Altes Wiſſen, neues Leben.

(1823.)

Alphons, König von Aragonien, der Himmel und Erde kannte — er war beigenannt der Aſtronom, der Philoſoph und der Weiſe — hat geſagt: „Vieles beſitzt der Menſch, Vielos begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens ſind nur folgende wichtig: Altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Geſellſchaft und alte Bücher zu Leſen. Das Uebrige iſt Lumperei.“ Da jede wackere Hausfrau weiß, daß dürres Holz beſſer als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer als junger mundet, und dieſer wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — ſo wollen wir blos von alten Büchern ſprechen.

Es iſt eine anerkannte Wahrheit und die oft genug ausgeſprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt; wahrſcheinlich gibt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geſchieht, geſchieht zum wiederholten Male; was gedacht wird, wurde früher ſchon gedacht;

was geſagt, geſchrieben wird, haben ſchon Andere geſagt und geſchrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden ſie auch nur — ein Anderer hatte ſie verloren. Wir entdecken ſie, wie wir Amerika entdeckt, und ſo wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum Erſtenmal beſchreibt, geſchaffen hat, ſo wenig haben wir die neuen Ideen geſchaffen, mit welchen wir zum Erſtenmale unſere Zeitgenoſſen bekannt machen. Da ſich nun dieſes ſo verhält, und wir uns alle aus Büchern belehren, iſt die Frage: Soll man dieſe Belehrung mehr aus alten oder mehr aus neuen Büchern ſchöpfen? Wohl iſt das Erſtere anzurathen, aus mancherlei Gründen. Bei den Alten war das Leben von der Wiſſenſchaft nicht getrennt, ſie dachten ihr Leben und lebten ihre Gedanken, und dieſen, da die ganze Fülle des Daſeyns ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Miniſterium des Herzens und aus der geheimen Kanzlei des Geiſtes. Aber die Philoſophen und Staatsmänner unſerer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen und einen ſehr großen nicht offiziellen Theil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmuth haben, was in einer verdießlichen Amtsſtunde gethan und geſchrieben wurde, in einer Stunde der Zerſtreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch iſt zu bedenken. daß viele neuere Schriftſteller, die wiſſentlich von den Alten Ideen

genommen, und ſie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebſtahl zu verheimlichen, das Zeichen an den geſtohlenen Ideen vertilgt und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigenthümlichkeit ſich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftſteller; woher entſtand dieſe Einfachheit und dieſe Klarheit? Die Alten ſuchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß ſie beſcheidener geweſen, als wir ſind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht ſo groß, als es jetzt iſt, und man hatte, um ſich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu ſchreien und zu blenden. Die Alten hielten ſich an der Sache, an der Wahrheit, ſie gebrauchten keine ſchmetternden Worte, keine ſchimmernden Redensarten; ſie begnügten ſich, von ihren Anſichten ſcharfe und genaue Umriſſe zu geben. So ſind ſie der neuen Zeit zugekommen; es iſt aber mit den Gedanken, dieſen Abdrücken des menſchlichen Geiſtes, wie mit den Kupferſtichen; die Abdrücke vor der Schrift ſind die beſten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei ſind die Anſichten der Alten ſehr vervielfältigt, ſehr verbreitet, aber auch ſehr geſchwächt worden. Ueberdies ſind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbögen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminirt, und da wir dabei aus Unachtſamkeit, Ungeſchicklichkeit, oder weil es ſchwer iſt, den Pinſel immer feſt und genau zu führen, oft rechts und links ausgeſchweift ſind, haben wir die Contouren verwiſcht, und man kann von

unſerer neuen abgebildeten Wiſſenſchaft ſagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der Mitte liegt, aber am Anfange und Ende verletzt worden. Aber wie bedeutend und unglückſelig iſt dieſes Ueberſchreiten! Um einer Wahrheit Daſeyn wird ſelten geſtritten, auch nicht zwiſchen den feindlichſten Geſinnungen; gekämpft wird nur um die Gränzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unſerer und früherer Zeit. Wie ſchlimm! Als Chriſten können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perſpektive nicht entbehren. Jeder Grundſatz iſt uns nur ein Vorhang, den wir wegſchieben, um das zu ſehen, was dahinter iſt; da aber das Hintere auch ein Vorhang iſt, werden wir nicht fertig. — Jede Wiſſenſchaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu ſteigen, und ſind wir oben, oder glauben, oben zu ſeyn, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, ſo bald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwiſcht und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter ſind wir freilich als die Alten, wir ſind aber ſo weit gekommen, daß wir unſere Heimath nicht mehr finden, und während Jene in dem engern Kreiſe ihres Wiſſens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unſern weiten Fahrten in Angſt und Sorgen den Kompaß um die ſchwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweier Wiſſenſchaften gedenken — es ſind freilich ſolche, die das ganze menſchliche Daſeyn umfaſſen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: der Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidenthums iſt uns zu enge geworden, wir ſind ihr entwachſen; die Sittenlehre des Chriſtenthums iſt uns zu weit, wir füllen ſie nicht aus, und ſo leben wir — nicht ohne Sittlichkeit, denn, Dank der Güte und Kraft der menſchlichen Natur, daß nicht Wahnſinn, nicht Bosheit und Gewalt ſie zu zerſtören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzſichtig; ſie ſahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verſchwender vergeudeten ſie des Lebens Reichthum in wenigen irdiſchen Jahren; aber ſie ſtarben ſatt, in Unſchuld und Unwiſſenheit, wie die Kinder, und die Kinder ſind es, die am nächſten ſtehen Gottes Throne. Die Chriſten ſind weitſichtig, ſie erkennen das Leben nicht; ſie vermögen nur zu leſen, was mit Sternen am Himmel geſchrieben; eine Schrift mannigfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen ſie Schätze auf Schätze, Zinſen auf Zinſen, ſterben im und am Hunger, mit Sünden belaſtet und dieſer Bürde ſich bewußt; aber verloren iſt, wer ſich aufgibt; ſchuldig iſt, wer ſich ſchuldig fühlt; dort oben gibt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen ſich ſelbſt gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geſchaffen, die ſie als Parteihäupter

betrachten, mit deren einem man es verderben müſſe, wolle man mit dem andern es halten! Man müſſe unglücklich ſeyn, um ſelig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde ſich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So ſtehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben und nicht den Muth zu ſterben. Freilich ſind wir beſſer, als wir denken, ſind glücklicher, als wir zu ſeyn glauben; aber unſere Seele iſt hypochondriſch — nicht krank genug, am Uebel zu ſterben, nicht geſund genug, ſich wohl zu fühlen. Jede natürliche und geſunde Neigung halten wir für eine Leidenſchaft, jede Leidenſchaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, ſie werde uns in die Hölle ſtürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückſelige, die wir ſind! Der uns erlöſt, den haben wir gebunden, und ſo harren wir des neuen Meſſias, der den Erlöſer erlöſe; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiſt verſöhne. Kommt dieſe Zeit des dritten Teſtaments, dann wird der glückliche Menſch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbſte verbinden, zugleich Chriſt und Heide ſeyn — und dann wird der Himmel ſeyn überall, wo ein klares Auge iſt, ihn zu erkennen.

Mit der Staatslehre iſt es noch viel ſchlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, ſo haben wir doch wenigſtens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landkarte finden. Wir haben aber nicht blos keine Staatslehre, ſondern auch keine Staatskunſt. Der Beweis für dieſe Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweiſe weniger wären; man muß ſich aber durch das Gewühl der neuen erſt durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen ſind. Seit der Wiederbelebung der Künſte und Wiſſenſchaften in Europa haben alle Menſchen, jeder in ſeinem Kreiſe, die Erfahrung benützt. Aerzte, Naturforſcher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte ſich vorzüglich daran, daß ſie mühſam ihren Scharfſinn vergeudeten, die Verſchiedenheit der geſchichtlichen Verhältniſſe aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urtheilten und verfuhren darnach, wie ein Menſch urtheilen würde, der dächte: Ich werde nie ſterben, denn von allen Menſchen, die je geſtorben, hat keiner völlig meine Geſtalt gehabt. Hätte man den Anſtiftern und Lenkern des dreißigjährigen Krieges geſagt: „Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe; erinnert euch, was Luther dem Churfürſten von Sachſen geſchrieben: „Ew. churfürſtliche Gnaden wiſſen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders

als zu Nürnberg über dieſe Sache beſchloſſen iſt.“ ... Glaubt den Todten, die Todten lügen nicht — ſie hätten geantwortet: „Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg geſprochen und nicht von Prag.“ Wie iſt mit ſolchen Leuten fertig zu werden? Büſchings Geographie iſt gar dick. Und hätte Luther von Prag geſprochen, ſo hätte er nicht von Leipzig geſprochen; und hätte er von Leipzig geſprochen, ſo hätte er nicht von Magdeburg geſprochen; und hätte er von Magdeburg geſprochen, ſo hätte er nicht von Nördlingen geſprochen, und von welchem Orte er alſo geſprochen hätte, er hätte vergebens geſprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geſchichte der letzten Jahrhunderte war nur eine Familiengeſchichte, und man regierte Europa, indem man höchſtens ſechs Menſchen leitete. Dieſes iſt ſo wörtlich wahr, daß, ſo bald in einem Ereigniſſe der ſiebente Mann hinzutrat, ſie zu kurz kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die engliſche und die franzöſiſche Revolution weder zu verhindern, noch zu lenken gewußt. Freilich kann man ſagen: „Das lag außer dem Kreiſe menſchlicher Macht!“ — aber verſucht haben ſie es doch, und wer das Unmögliche verſucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag, und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimental-Politik hat keinen größern Werth als die

Experimental-Phyſik; ſie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erſcheinungen der Geſchichte zu erklären, die Elemente und Miſchungen der menſchlichen Verhältniſſe den Sinnen darzuthun, aber ſie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Phyſiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektriſche Funken herausziehen, galvaniſche Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darſtellen: aber das Wetter, das Klima, zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen ſie nicht. Die Politiker der frühern Jahrhunderte waren Staats-Chirurgen, aber keine Staats-Aerzte. Zwar hatten die Beſten unter ihnen den Lehrſatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eiſen; was das Eiſen nicht heilt, heilt das Feuer.“ Aber ſie hatten den Satz umgekehrt und geſagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eiſen; was das Eiſen nicht heilt, heilen Arzneimittel.“ Demnach hatten ſie gegen kranke Zeiten zuerſt Kanonenfeuer gebraucht; half dieſes nicht, operirten ſie die Köpfe, und half auch dieſes nichts, fingen ſie über innere Mittel zu ſinnen an. Aber dann war es zu ſpät, der Kranke war geſtorben und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eiſen überſtanden, ſo zwangen ſie ihm nicht blos die bittere Arznei, ſondern auch den Löffel auf, worin ſie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erſtickte. Da waren die Staatsmänner des Alterthums ganz andere Menſchen!

Die heutigen Spanier, ſo ſchlimm ſie auch ſeyn mögen, ſind lange nicht ſo hartnäckig, als das jüdiſche Volk geweſen — denn dieſes konnte man bis jetzt noch nicht bändigen — und doch war Moſes mit ihm fertig geworden! Wie mächtig haben Seſoſtris, Confucius, Solòn, Lykurg, Manco=Capac gewirkt; wie Metall haben ſie ihre Völker umgeſchmolzen! Ihr ſagt: „Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten ſie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.“ .... Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe nichts Anderes hören wollen! Ausgebildete Völker ſchmilzt auch kein Moſes um, und ſtünden ihm alle egyptiſchen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunſt haben? Zu dieſer Unterſuchung iſt hier der Ort nicht, und ſie wäre auch ohne Nutzen; denn die Uebel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume, an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es ſoll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntniß des Alterthums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine ſolche Kenntniß aber würde nicht blos auf die wiſſenſchaftliche Bildung der Zeitgenoſſen, ſondern auch auf das wirkliche und allſtündliche Leben von unausſprechlich wohlthätiger Wirkung ſeyn. Was die Kämpfe unſerer Tage ſo ſchrecklich macht, iſt nichts Anderes, als die Ueberraſchung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erſcheinungen der Geſchichte

entgegentreten. Ueberraſchung aber gebiert Schrecken, Schrecken iſt der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung iſt blind. Wir alle, verſchiedenen Geſinnungen zugethan, ſind im Wahne, es geſchähe Neues; neue Laſter, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entſtanden. Aber die Tyrannei iſt alt, und die Freiheit iſt alt, und der Kampf zwiſchen beiden iſt alt. Weil wir den Umlauf der Menſchheit nicht kennen, verwechſeln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln Dieſe und trauern Jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen Jene und jauchzen Dieſe: der Frühling komme; und ſo tritt nach jeder gewonnenen oder verlorenen Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Beſiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüſſe gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen Narren werden den Mund aufſperren! Kennten wir das Alterthum, würde uns die Vergangenheit als Landcharte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der beſten Charte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, ſo geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr verſehen, wird man nie einen Ort in Europa ſuchen, der in Amerika liegt. Manche Menſchen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil ſie glauben, daß ſie unterm Drucke leben; kennten ſie aber die Lage, worin die alten Völker geweſen, ſie würden ihre eigene beneidenswerth finden.

Sie würden einſehen, daß ihnen Gewerbfleiß und Wohlſtand eine Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie beſaßen; daß dieſe ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almoſen theuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrſcht, und von ihnen zum erſten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Ariſtokratie des Geiſtes herrſchte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil ſie ſich auf Wenige erſtreckte, und viel entmuthigender, weil ſie Keiner, dem ſie die blinde Gunſt der Natur verſagte, je verdienen oder erſchmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikaniſcher Regierungsverfaſſung weniger ſchwärmen, wenn er wüßte, daß die erſten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfaſſung den Vorzug gegeben, in der eine ſtarke Miſchung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigſten Staatsverhandlungen ſeine Stimme geben oder verſagen, Krieg und Frieden beſchließen, verdammen und freiſprechen, beſtrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz ſo gebraucht wurde, als jetzt die Soldaten von den Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu ſchlagen, ſtoßen, tödten, ſchreien, ſchimpfen, zu plündern verſtattet, die aber Alles, was ſie thun, nicht für ihren eigenen Vortheil,

ſondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Menſch findet es beſchämend, daß er den Lohn für ſeine Verdienſte nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wiſſe aber, daß es ſonſt viel ſchlimmer war; daß man ſich jetzt bei den Großen wenigſtens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Alterthume aber die Patrone eine geſetzliche Herrſchaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältniſſen äußerſt drückend war. Und wenn Dieſes auch nicht ſo, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich ſchlimmer wäre, als die der Alten war, ſo würden die, die für eine Verbeſſerung dieſes Zuſtandes kämpfen, ihren Streit beſonnener und milder führen, wenn ſie das Alterthum beſſer verſtünden; ſie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geſchäftigkeit fruchtlos verſchwenden. Wiſſen wir nicht, wie ſich eine Freiheit ausbildet, ſo wiſſen wir doch, wie eine Freiheit zerſtört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang geſehen, kann ſich eine Vorſtellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geſchichte Roms von der Zerſtörung Karthago's bis zur Zeit der römiſchen Kaiſer verfolgt, braucht, um die Zukunft zu beſtimmen, dieſe Geſchichte nur zurückzuführen; denn die Vorſehung heilt die Krankheiten der Menſchheit, wie die Natur die Krankheiten der Menſchen heilt, die, wenn ſie in Geneſung übergehen, mit ihren letzten Erſcheinungen zuerſt, und mit ihren erſten zuletzt verſchwinden. Auf dieſe Weiſe würde eine genaue Kenntniß des Alterthums den ſtrebenden

Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, ſey es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerſtreben, ſo würden ſie ſchneller und ſicherer ihren Zweck erreichen, wenn ſie, ſtatt Ximenes, Richelieu und Alberoni, die Taſchenſpieler waren, ſich Mäcenas zum Muſter nähmen; ſie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Auguſtus beſſer lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsrauſche begegne, als aus der ganzen Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rath fragen, und nicht „Halle's Magie der Staatskunſt,“ da dieſe jetzt in Jedermanns Händen iſt, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erſtaunen ſetzt, aber Männer nicht mehr.

Natürlich wird man fragen: Iſt denn die klaſſiſche Literatur nicht verbreitet genug? Geht nicht unſer Aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen ſehen, wie es ſich damit verhält. Zuvörderſt iſt zu bedenken, daß nur die Gelehrten und die höhern Stände ſich einer klaſſiſchen Bildung erfreuen; daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, ſondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das geſellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes ſoll dadurch nicht herabgeſetzt werden. Er bildet das Magazin der Wiſſenſchaft, aus dem man ſich für die täglichen Bedürfniſſe verſorgt; aber eben an dieſer Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern ſchützt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim

Bäcker ſtillt den Hunger des Augenblicks. In Deutſchland ſind die Wege, die von der Wiſſenſchaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und ſie ſind unfahrbar. Der wiſſenſchaftliche Reichthum der Franzoſen iſt vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutſchen, er wirkt aber eben ſo ſtark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgeſetzt wird, geſchieht es in Deutſchland nur einmal. Der Franzoſe weiß freilich nicht mehr, als was er geſagt und geſchrieben; aber Alles, was er weiß, ſagt und ſchreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutſchland darben wir aus lauter Ueberfluß. Soll der Deutſche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorſehung, was ſie thut und geſchehen läßt; vielleicht hat Deutſchlands Schutzgeiſt auch ſeinen Traum gehabt von den ſieben magern Kühen, und ſorgt für die Zukunft. Aber die Abſichten der Vorſehung können wir nicht durchſchauen, und wir müſſen das Unſrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt ſich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachsthum der deutſchen Wiſſenſchaft zurückhalten, daß Hagelſchlag und Heuſchrecken deren Fluren zerſtören werden; Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologiſcher und politiſcher Beziehung für unſern Welttheil iſt: der feſte Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberſchwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrſchaft ſichert — das iſt Deutſchland für Europa in ethiſcher Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der

Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Deſpotismus noch Anarchie Alles überſchwemme. Würde die Neutralität der deutſchen Wiſſenſchaft verletzt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr iſt zu groß, als daß ſie zu befürchten wäre.

Der vorausgeſetzten Einwendung des Leſers: daß die Kenntniß der klaſſiſchen Literatur verbreitet genug wäre, wurde erſtens dadurch zu begegnen geſucht, daß daran erinnert wurde, wie ſich dieſe Kenntniß nicht auf alle Stände erſtrecke. Jetzt aber iſt noch darzuthun, daß ſelbſt jene Menſchen, auf deren Erziehung das klaſſiſche Alterthum einfließt, nicht innig genug davon durchdrungen ſind, daß man eine ſonderliche Wirkung auf das geſellige Leben dabei ſpüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr als deren Sprache? verſtehen wir mehr als Worte? Iſt ein Knabe fähig, den Zuſammenhang der alten Religionen, Sitten, Philoſophien und Staatsverfaſſungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demoſthenes, Plato verſtehen? Er wird nicht einmal fähig ſeyn, die Schönheiten Homers und Virgils zu faſſen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Klaſſiker zurück, um ſie ſelten mehr zu öffnen. Freilich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete uns die Pforten des Alterthums, und es bleibt uns freigeſtellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unſern Geiſt, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar letztere ſo

ſehr vergeſſen, daß wir in reifern Jahren oft kein gleich=ſeitiges Dreieck mehr zu conſtruiren wiſſen. Diejenigen, welche das Studium des klaſſiſchen Alterthums fortſetzen, die Philologen, halten ſich aus Neigung und Beſtimmung mehr an der Form, an Buchſtaben, und ihnen gilt das „ſtirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg“ nicht blos zum Troſte, ſondern auch zur Aufmunterung — ſie tödten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann alſo höchſtens ſagen, daß wir mit dem klaſſiſchen Alterthum bekannt ſind, aber befreundet ſind wir nicht mit ihm. Nur in England iſt Dieſes beſſer; man merkt es aber auch den brittiſchen Staatsmännern an allen ihren Reden und Handlungen an, daß ſie noch etwas mehr gelernt, als ihren Vattel und Martens, und daß ſie häufiger an das alte zerſtörte Karthago, als an die ſchönſten neuen Coloniſirungs=Syſteme denken.

Es gibt zwei Mittel, den Einfluß der klaſſiſchen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenoſſen zu vermehren: Ueberſetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch dieſe in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutſchland weniger als jedem andern Lande an guten Ueberſetzungen, aber das Bedürfniß iſt noch lange nicht befriedigt. Der Mangel entſpringt daher, weil es meiſt Philologen waren, welche jene Ueber=ſetzungen verfaßten, aber auch die genaueſte Kenntniß der alten Sprachen eben ſo wenig ausreicht, um in den Geiſt der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der

Mutterſprache genug iſt, uns jedes Buch, das in ihr geſchrieben iſt, verſtändlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Cicero's Buch von den Pflichten, vortrefflich im Deutſchen überſetzt, weil es dort ein Dichter, hier ein platoniſcher Geiſt und hier ein tugendhafter Mann geweſen, der das Werk unternommen. Von manchen hiſtoriſchen und politiſchen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Ueberſetzungen. Ein Conrektor in ſeinem glücklichen beneidenswerthen Stillleben iſt nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Ueberſetzungen müßte ſich die Kritik geſellen, welche die Aufmerkſamkeit des lebenden Geſchlechts zu den alten Schriftſtellern hinleitet, und deren Werth beſtimmt, und zwar in der Münze unſerer Zeit berechnet. Durch eine ſolche Kritik würde nicht blos die klaſſiſche Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, ſondern es würde auch noch etwas Anderes dabei gewonnen werden. Wir ſind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß ſich die meiſten Ideen der neuen Denker auch ſchon bei den Alten fanden. Will man nun irgend eine Anſicht der Kritik unterwerfen, ſo verfährt man viel vorſichtiger und ſchüzt ſeine eigene Rechtlichkeit viel beſſer, wenn man dieſe Anſicht aus einem alten, als wenn man ſie aus einem neuen Schriftſteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenoſſen oder gleichzeitig geltender Anſichten muß nothwendig perſönlich in der Art werden, daß die Perſönlichkeit des Kritikers zum Vorſchein kömmt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem ſie der

Kritiker, will er ſeine eigenen Ideen aufſtellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber ſind unter der Erde; ſie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können ſie daher beſtehen laſſen, ohne unſerm eigenen Urtheile zu ſchaden. Wollten wir uns z. B. über die jeſeitigen Vorzüge einer monarchiſchen, ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Verfaſſung ausſprechen, und zu dieſem Zwecke ein Werk in Unterſuchung nehmen, worin jener Gegenſtand behandelt worden, ſo würden wir allerdings in Benjamin Conſtant's und in den politiſchen Werken anderer neueren Schriftſteller alle die Anſichten finden, die Cicero und Ariſtoteles hatten, und vielleicht mehrere und beſſere; der Unterſchied iſt aber, daß wir die erſtern als Gegenſtände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturweſen ganz ſo, wie dem Naturforſcher die Geſchöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erſcheinen, die er mit gleicher Treue und Unpartheilichkeit beſchreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder geſund; die Blume ſchön oder unanſehnlich ſeyn. Man denke ſich, es erſchiene heute ein geſchichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeſchreibungen der zwölf erſten Kaiſer iſt. Das Buch iſt in einem elenden langweiligen Kanzleiſtyle geſchrieben. Der Verfaſſer erlaubt ſich nie ein Urtheil; wahrſcheinlich hatte er keines. Er hört nichts und ſieht nichts und ſtellt den ungehörten Schall und die ungeſehene Farbe den Sinnen der Leſer zur beliebigen Aufnahme vor. Er ſpricht mit

gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiſer. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimſten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, ſondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen, wie das Herz, mit gleichem Fleiße zergliedert. Erſchiene jetzt ein ſolches Werk, würde es ſicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringſchätzung behandelt werden. Sie würden ſagen: „Der Herr Verfaſſer hat einen ſchlechten Styl; es fehlt ihm an hiſtoriſchem Forſchungsgeiſte; er macht Sittenloſigkeiten bekannt, die beſſer verheimlicht worden wären; die Geſchichte iſt keine Spinnſtube.“ Weil aber das Buch alt iſt, ſind wir im Stande es unparteiiſch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichſten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es iſt wahr, Sueton hat keinen ſchönen Styl; aber um ſo weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geſchichte. Er hat kein Urtheil; deſto unbefangener kann der Leſer urtheilen. Er ſpricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Ekel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiſer Rom, und das Laſter den Kaiſer beherrſchte, ſo war die Welt im kaiſerlichen Schlafzimmer, und die Weltgeſchichte in den kaiſerlichen Sünden.

Dieſe Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte ſich nicht blos auf die Schriften der Griechen und Römer beſchränken, ſie müßte auch auf die ältern Werke

der ſpätern Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzoſen, Spanier, auf die der Deutſchen zumal. In Frankreich iſt das literariſche Fürſtenthum erblich, Corneille und Racine ſind heute noch ſo angeſehen, als ſie es ehemals waren; in Deutſchland aber ſind die Geiſtesfürſten Wahlfürſten, und es iſt daher in jedem Jahrhundert neu zu unterſuchen, wer zu herrſchen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Leſern des Morgenblatts kennen Leſſing, Klopſtock — was man kennen heißt, wie ſie Göthe und Schiller kennen? Die Anſichten älterer Schriftſteller ſind aber oft lehrreicher als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenoſſen ſchöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verſtorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abbt, Mendelsſohn, der von den Roſen der Philoſophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie Viele kennen den holden Fielding, Richardſon, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldſmith? Wie Viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verſchlingen würde, wären die Biſſen nicht zu groß und wären ſeine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharſis auswendig, wie das Einmaleins — eine Kenntniß, die Jeden in dieſen Tagen allſtündlich erquicken würde? Sie ſind in Erinnerung zu bringen und anzupreiſen. Ja es iſt zu vermuthen, daß die Bibel ſelbſt, die das ſchönſte aller Bücher wäre, wenn ſie auch nicht das heiligſte wäre, Weltleuten von Geſchmack

ſehr gefallen würde, kämen ſie nur erſt dazu, ſie zu leſen. Aber ſie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis ſie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet ſteht, „die wirklich fertig geworden ſind,“ und ſie leſen ſie nicht eher, als bis ſie in einem beliebten Literatur=blatte gelobt werden. Auch noch Anderes iſt zu bedenken. Es gibt Schriftſteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verſtanden worden, weil ſie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat ſich die Pflicht herabgeerbt, ſie in ihre angeborne Würde wieder einzuſetzen. Es gibt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geiſt keinen Stoff vor=fand, ſich daran abzubilden; uns käme es zu, jener unge=brauchten Kraft Beſchäftigung zu geben. Als Luther lebte und ſchrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luthers Feinde wie ſeine Freunde ſuchten und fanden in ſeinen Werken nichts Anderes als Waffen zu ſeiner Vertheidigung oder zu ſeiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenoſſen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiſte in Luthers Schriften bekannt zu machen. Leſſing war ein mächtiger Schmiede=hammer, der auf einen nackten Ambos ſchlug; denn zu ſeiner Zeit hatten die Deutſchen weder Theater noch Literatur und der Hammer fand kein Eiſen zu ſchmieden. Wir aber ſollten die Werke der ſpätern Schriftſteller dem ſtrengen Urtheile jenes unterirdiſchen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jetzt ſchon dem zweiten Geſchlechte, und er ſteigt mehr und mehr

in der Liebe und Achtung der Zeitgenoſſen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurtheilten, der, weil er ſpäter unſchuldig und tugendhaft befunden, frei umhergeht und ſich der Theilnahme der Menſchen erfreut; doch das alte, förmlich ausgeſprochene Urtheil iſt nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre ſchön und erſprießlich, die Kritik jener ältern deutſchen Philiſter, die Jean Paul in ſeinen Schriften mit dem Ausdrucke: „allgemeine deutſch-bibliothekariſche Menſchen“ bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und ſie umzuändern. Voltaire's Flammengeiſt droht zu verlöſchen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuſer, alle die Zwingburgen, die er angezündet, ſind jetzt niedergebrannt, und es thut Noth, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am beſten wäre, für die Kritik älterer Schriftſteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Converſationslexikon, das ſonſt viele Vorzüge hat, iſt darin mangelhaft. Es hat die neuen Schriftſteller ſo ſo beurtheilt, die ältern aber nicht einmal ſo ſo. Von Fielding, Richardſon und Andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß ſie ſelbſt bei dieſem oder jenem jungen Herrn Hofmeiſter geweſen, und daß ſie am Schlage oder am Podagra geſtorben. Eine Zeiſchrift erwähnter Art wäre ſehr erſprießlich; das alte Wiſſen würde das neue Leben berathen, und das neue Leben das alte Wiſſen verjüngen.

XIII.

Der Janus=Tempel.

(1823.)

„Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!“ . . . So oft mein fünf und dreißigjähriger Freund — nicht unſere Freundſchaft, er iſt ſo alt — dieſen ſelbſt gezogenen Spruch herſagt, macht er ein gar närriſches Geſicht dazu, und ſchüttelt ſich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Waſſer kommt. Neulich beſuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf die linke Hand geſtützt; in der rechten hielt er eine Feder, und ſchien in das vor ihm liegende Papierheft geſchrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du ſiehſt ja aus wie der Gott des Novembers! — „Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!“ erwiederte er, und begleitete ſeine Worte mit einem langgehaltenen Vierviertel=Seufzer. — Wo iſt deine liebe Frau? — „Liebe Frau!“ Er ſprang vom Stuhle auf. „Ja, lieb ſind ſie alle, bis man ſie liebt.“ — Ich ließ ein helles Gelächter erſchallen. . . . Eheliche Leiden! Das iſt prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen. . . . Ich ſetzte mich in den weichſten Seſſel, ſchlug die Beine über einander,

und ſtrich mir behaglich den Magen. . . . Jetzt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen!

„In meiner ſechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich ſchon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt und habe ſchon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilch's göttlicher Ordnung im Leben und Sterben lebe ich noch neun und zwanzig Jahre. In ſechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, ein und zwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neun und zwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, ſieben und zwanzig Tage, eilf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden aſtronomiſche Trauerzeit beträgt.“ — Wahr, ſehr wahr, Fritz! Die Ehe iſt ein mathematiſches Unglück. — „Und wenn du, Karl, früher ſtirbſt, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Theil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer.“ — Darüber ſey unbeſorgt, Fritz, ich werde dir dieſen Verdruß nicht anthun. Aber, das werden auch wichtige Dinge ſeyn, über die ihr euch entzweit! Das ſind die Frühlings-Aequinoktial-Stürme der Ehe; ſie gehen vorüber. — „Ja, ſieh nur ſelbſt, wie ſie vorübergehen!“ Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit meſſingnen Bändern umgeben; die zwei Stufen, auf welchen er ſtand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche

Anſehen eines Altars. Ueber der Platte erhob ſich eine meſſingene Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehſt du das offne Thürchen?“ — Du wirſt doch nicht einheizen wollen? Es ſteht ein Gewitter am Himmel. — „Was kümmert dich das Gewitter; es ſteht an meinem Himmel. Schon zwei Tage ſteht das Ofenthürchen geöffnet!“ — Fritz, ſeit deiner Heirath biſt du ganz paraboliſch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.“ — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln gibt ſie dir großmüthig baare Geſchichten? — „An dem Tage, da wir uns zum Erſtenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus-Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden ſchloſſen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, ſagte ich, hier der Ofen ſey unſer Janus-Tempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Thürchen öffnen. Willſt du Frieden, kannſt du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu verſöhnen.“ — Das haſt du gut gemacht, Fritz. Man ſollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Geſichter; er öffnet und ſchließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das iſt der Mann: und in der linken einen Schlüſſel: das iſt die Frau. Haſt du das deinem Weibchen auch erzählt? — „Ja; aber ſie wußte es ſchon. Der Himmel weiß, woher ſie das erfahren hat, denn ſie war übrigens in der Mythologie

wenig bewandert.“ — Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntniß ihrer eigenen Rechte nehmen es die Weiber mit den beſten Juriſten auf. — „Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen ſehen. Wenn ſie einige Stunden geſchmollt hat, ſchließt ſie den Janus-Tempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir ſind ausgeſöhnt.“ — Und was iſt es, worüber ſie jetzt ſo hartnäckig zürnt? — „Du ſollſt es erfahren, Karl, ich will dir es vorleſen.“ — Wie, du führſt ein Hauptbuch über deine Leiden? — „Wir nennen es poetiſch unſere Faſti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieſes Papierheft voll iſt, es drucken zu laſſen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen.“ — Sey klug, Fritz, laſſ' dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jetzt alle beliebte Schriftſteller. Fange nur zu leſen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum Erſtenmale aus einander gekommen.

„Mittwoch, den 25. Juni. . . .“ — War nicht an dieſem Tage deine Hochzeit? — „Nein, die war den Tag vorher. . . . O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunſt! Welch ein Geiſt! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erſt ſelbſt klar geworden; ſie hat meine ſchlummernde Seele mit Saitenſpiel aufgeweckt. Wie zart faßt ſie Alles! Sie gibt mir Beſſeres, als den ſchönſten Rath: ſie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unſchickliches

Digitized by Google

geſagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht blos alle meine Wünſche, ſie weiß neue in mir zu erregen, um ſie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfſchmerzen bekomme.“ — Fritz, das iſt gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeiungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindeſten gelegen iſt. — „Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es iſt ja deine einzige Freude, mich glücklich zu ſehen, und dieſe Freude ſchaffſt du dir ſelbſt!“ — Willſt du mich zum Beſten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben.“

„Abends zehn Uhr.“ — Des nämlichen Tages? — „Ach ja, es war der nämliche Tag. . . . O Gott, wie betrübt bin ich!“ — Schäm' dich, Fritz! Als du Morgens glücklich warſt, riefſt du die Götter an, und erſt als du Abends in Unglück kamſt, wurdeſt du ein guter Chriſt, und wendeteſt dich zu Gott. Du biſt ein arges Weltkind! — „Wir ſaßen in der Laube und laſen Romeo und Julie. Wie viel werther iſt mir Sophie geworden, ſeit ich weiß, daß ihr Shakſpeare werth iſt. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dülons Flöte! Es wollte mich etwas Eiferſucht anwandeln, denn ich argwöhnte, ſie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele

dachte gewiß an Nichts; ſie hatte ja Thränen in den Augen.... Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggeſellen-Herberge hatte herholen laſſen. Sophie ging mit naſſen Augen hinaus, ſie in Empfang zu nehmen. Ich las unterdeſſen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich ſchickte nach ihr; das Mädchen ſagte, Madame wäre beſchäftigt, und könne jetzt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhitzt vor Anſtrengung, vor einem großen Schranke ſtehen. Sie hatte meine Wäſche und meine Kleidungsſtücke, nach Schnitt und Farbe, ſyſtematiſch geordnet, das Beſchädigte in große Globen zuſammengebunden, aus Allem ein tabellariſches Verzeichniß verfertigt, und den Zettel an die innere Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, ſagte ſie mir ſchwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären ſind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte ſie freundlich: Aber, Sophie, wie konnteſt du um einer ſolchen Bettelei willen mich und Shakſpeare auf länger als zwei Stunden verlaſſen? Das verdroß ſie, ſie machte ein trübes Geſicht, und ſagte, ſie hätte Kopfſchmerzen.“ — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — „Ja. Sie ſchmollte, und legte ſich um neun Uhr zu Bette.“ — Du mußt auch nicht Alles gleich ſo übel deuten, Fritz.

„Samſtag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie

einen Ehrenbeſuch bei einer ihrer Freundinnen. Die Zeit ward mir dort ſchrecklich lange. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber ſie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, ſtand ſie auf. Mir ward ganz leicht zu Muthe, und ich zeigte mich noch in den letzten Minuten als angenehmer Geſellſchafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erſt recht an! Eine Viertelſtunde ſprachen ſie innerhalb der Thüre, eine Viertelſtunde vor der Thüre draußen und eine Viertelſtunde auf der Treppe.“ — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Poſtſcriptum ſchreiben, noch einen Beſuch ohne Poſtdictum entlaſſen. Sind die ſich Beſuchenden wahre Freundinnen, dann iſt die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden iſt. Sind ſie ſich aber ſpinnefeind, iſt es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß ſie ungern fortgeht, und die Entlaſſende, daß ſie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiſerlichen Poſtulate von den böhmiſchen Ständen, die wichtigſten Dinge bei offnen Thüren verhandelt. — „Beim Abendeſſen bat ich Sophie, ſie möchte doch künftig nicht ſo lange auf der Treppe ſprechen, ſie könne ſich darüber erkälten. Sie bemerkte mir, es ſey ihr Grundſatz, ſich in alle Leute zu

ſchicken. Denk' nur, Karl, Grundſätze hat ſie auch! Sie fing zu ſchmollen an, und ſprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, ſchon ganz frühe, ſchloß ſie den Janus-Tempel; ſie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen."

„Donnerſtag, den 3. Juli. Als ich nach Hauſe kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studierzimmer und ſagte: Sieh nur, Fritz, wie hübſch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erſchrak aufs Heftigſte; ſie hatte meine Bücher ſo in Ordnung geſtellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Ueberſetzung des franzöſiſchen peinlichen Geſetzbuches ſtand neben Winkelmann, weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdoſe, die ſie für ein Buch angeſehen, hatte ſie neben Rouſſeau's Heloiſe geſtellt, weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat ſie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte ſie, und um einer ſolchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!" — Fritz, mein Profeſſor der Mathematik pflegte zu ſagen: Die Ehe iſt die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur ſeiner häuslichen Zufriedenheit vergebens geſucht. Seine Frau rollte von Laune zu Laune, bis ſie in das Grab fiel. — „Und da ward der gute Proffeſſor wohl recht froh?" — Ach nein; er weinte, und ſtarb.

„Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein

Zimmer, und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenſter, und ſagte mit gedämpften Ernſte: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen! . . . Karl, theurer Freund, haſt du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von geſetztem Charakter!“ — Alter, willſt du ſagen. — „Nun meinetwegen, wenn du willſt, Alter. Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!“

„Montag, den 14. Juli. . . .“ — Deine Montage ſind nicht blau, wie es ſcheint. — „Meine Sophie iſt aber auch gar zu furchtſam! Einige Aengſtlichkeit ſteht dem Weibe gut; ein muthiges Weib iſt ſo häßlich, als ein furchtſamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtſamkeit nicht ſeyn. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerheerde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund ſtrecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog ſie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward ſie. . . .“ — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich ſagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — „Jetzt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verſchweigen muß, Karl.“ — Behalte ſie für dich, wenn du Verſchwiegenheit geſchworen. Freimaurer-Geheimniſſe, die jeder erwachſene Menſch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euern jetzigen, nun ſchon dreißigſtündigen Krieg veranlaßt.

„Vorgeſtern brachten wir den Tag auf unſerm Landhauſe zu. Vor dem Eſſen gingen wir ſpazieren. Da ſah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warſt dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Weſtphalen geſchlagen; aber wenn ich Frau Marthe ſehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetoriſch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauſes, in jedes Mausloch des Zimmers, und erzählt, was ſeit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn ſie fertig iſt, verdreht ſie die Augen, und ſagt, das Beſte, nämlich das Schlimmſte, verſchweige ſie aus Menſchenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bei ſo viel Geiſt und Herz, an einer ſolchen Läſterzunge Wohlgefallen finden kann!“ — Und das begreifſt du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geiſtreichſten wie in der dümmſten, ein Gänschen ſteckt, und daß, wenn die Stunde des Schnatterns kommt, auch Frau von Staël mit ihrem Kammermädchen ſympathiſirt. — „Noch trennte uns ein Hügel, um den ſich mehrere Wege bogen. Ich ſchlug den Weg ein, auf dem ich ſie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein ſchlechter Taktiker, denn als wir aus dem Hohlwege kamen ſtießen wir gerade mit den Köpfen an einander. Erſt wurden weibliche Küſſe gewechſelt, dieſe geheimen Ordenskennzeichen der Schweſterſchaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Student

in einer Mühle geſchlafen; aber wenigſtens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter ſchön. Doch Frau Marthe iſt häßlich wie die Nacht.“ — O wehe, du armer Fritz! Wenn Frau Marthe häßlich iſt, iſt das Freundſchaftsbündniß gar nicht aufzulöſen. — „Und das Schleichen, Karl! Du kennſt dieſe Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich ſechszig Schritte um meine Sophie, während ſie Einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu Theil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht faſſen, die ich erſt empfände, wenn ich ſtarken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte! ... Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unſern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat ſie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe ſchlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie ſpricht mit ihrer Flötenſtimme: Beſte, Sie haben uns nach Hauſe begleitet, jetzt wollen wir Sie nach Hauſe begleiten. Wir, hat ſie geſagt, als wär' ich der Kometenſchweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich ſtieß meine Frau leiſe an. Da trennten ſie ſich. Ich ſchöpfte freie Luft; auch hatte ich ſie bald nöthig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte ſich wie ein Alp auf meine Bruſt und erdrückte ſie faſt. Sie ſagte, gegen Frau Marthe wäre

ich grob geweſen, und ſie ſelbſt hätte ich geſtoßen. Ich ſchwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Roſenfingern hätte ſie nicht zarter berühren können. Aber ſie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff gegeben, und ſie ſagte, ich wäre ein Bär." — Ein Bär! — „Ja, ein Bär! Und das war das letzte Wort, das ich ſeit vorgeſtern von ihr gehört." — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da ſollte doch lieber ... Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechiſch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden ſehen, ſo wäre ſie auch fähig, dich zu vergiften. Laſſ' dich von ihr ſcheiden, Fritz. Ich habe zum Spaße Karls V. peinliche Halsgerichts-Ordnung geleſen, und die ganze neuere Literatur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdroſſelt, geviertheilt, erſäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich ſchlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben ſie kein Wort geſagt; von dem Verbrechen, einem menſchlichen Weſen, einem Ebenbilde Gottes, L a n g e w e i l e z u m a ch e n. Freilich, die Herren Geſetzgeber waren große und vornehme Herren, die Jeden nach Belieben vor ſich ließen oder wegſchickten, empfingen oder verabſchiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten ſo wenig daran, eine Strafe auf dieſes Verbrechen zu ſetzen, als Solon an den Elternmord gedacht. Iſt Langeweile verurſachen nicht ein

wahrer Elternmord? Iſt nicht die Zeit unſer Aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verletzt oder getödtet: wer mir aber Langeweile macht, verlezt oder ermordet meine Seele. — „So denke ich auch, Karl. Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durſt, Froſt und Hitze, Rheumatismen und die Quotidienne in Paris, Zahnſchmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die iſt ſtärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verurſacht zu haben, vermehrt ſie noch dieſelbe, indem ſie ſchmollt, und mich ſeit zwei Tagen allein gelaſſen hat.“ — Führe mich zu ihr, Fritz; ich will ihr den Kopf zurecht ſetzen. — „Thue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, ſey nicht grob.“ — Laſſ' mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat ſchon in zwanzig Fällen gute Dienſte geleiſtet. In zehn Minuten haſt du ſie wieder gewonnen, oder du haſt Nichts an ihr verloren.

Fritz führte mich in das Zimmer ſeiner Frau. Das liebe Weibchen ſaß ganz vergnügt an einem Tiſchchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft lag vor ihr aufgeſchlagen. Als wir eintraten, wollte ſie fortgehen; ich bat ſie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nöthige Dinge zu ſagen. Jetzt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, ſondern gleich ganz erſchrecklich, wie die Ouverture zur diebiſchen Elſter.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geſchnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürſtlich Haupt!
Das kränkt die Schönheit, wie der Froſt die Flur,
Entſtellt den Ruf, wie Sturm den Blüthenbaum,
Und iſt durchaus nicht hübſch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Moraſtig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz;
So lang' er das iſt, nicht der Durſtigſte
Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rührt ihn an.
Dein Eh'mann iſt dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürſt, dein Oberhaupt; er ſorgt für dich
Und deinen Wohlſtand; er gibt preis den Leib
Mühſamer Arbeit, rings zur See, zu Land,
Ausharrt er Nächt' im Sturm und Tag in Froſt,
Weil du daheim liegſt warm und wohlgemuth;
Und keinen Zins verlangt er ſonſt von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgſamkeit:
Zu kleine Zahlung für ſo große Schuld!
Was ſchuldig iſt der Unterthan dem Herrn,
Das iſt die Frau auch ſchuldig ihrem Mann.
Und iſt ſie kopfſtarr, launiſch, düſter, ſau'r,
Unfolgſam, ſelbſt dem billigſten Gebot,
Was iſt ſie, als aufſätzige Rebellin,
Danklos und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber ſind ſo dumm,
Krieg ſuchend, wo man ſollte knie'n um Frieden;
Erſtrebend Herrſchaft, Macht und Tyrannei,
Wo beſſer ziemt Gehorſam, Lieb' und Treu.
Warum iſt euer Bau ſo zart, fein und ſanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein ſanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Soll ſtimmen mit dem Aeußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen ſpöttiſchen Mund; dann lächelte ſie; dann ward ſie ſtill; dann wurde ſie ernſt; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an; dann entſtürzte ihnen ein

Digitized by Google

Strom von Thränen; dann ſchlüpfte ſie hinaus, ſchloß den Janus=Tempel, kam zurück und fiel ihrem Manne ſchluchzend um den Hals. Shakſpeare's Geiſt lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

XIV.

Die Kraniche des Ibykus.

(1823.)

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du biſt der Mann, biſt fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du biſt ein Mädchen, dein Herz iſt zehn Jahre älter, als das meinige, an dir iſt es, anzufangen. — Sey mein Meiſter, Karl, gehe mir mit deinem Beiſpiele vor, ich werde dir folgen. — Es ſoll geſchehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner älteſten Liebe. Nie haben dieſe Lippen einer Andern den Schwur der Treue beſiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erſte volle Lied meines Herzens. Was früher ſonſt ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war.... — Dreizehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schweſter wurde jeden Abend von einer Freundin beſucht, die ich nach Hauſe begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing ſchüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre ſagte ſie mir:

Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte ſie nicht und antwortete: Ich wünſche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiſelle! Aber ſobald ſie hinein war, ſetzte ich mich auf eine Thürſchwelle gegenüber und wartete, bis Licht im dritten Stock erſchien. Sie ſtreckte die Arme weit heraus, die Fenſterladen zu ſchließen; ich verbarg mein Geſicht mit den Händen, ſah zwiſchen den Fingern hinauf, taumelte ſelig nach Hauſe und träumte manchen ſchönen Traum. — Kinderſpiele, Karl! Weiter. — Ich ſollte die Schule verlaſſen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen beſuchte ich meinen Conrector; er war nicht zu Hauſe. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studirzimmer ihres Vaters und verſchloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf ſeinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierſtreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden ſollten und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: Bin ich Ihnen nicht ſehr gut, lieber Herr Karl? Gut war ſie freilich, aber ſie war häßlich . . . — War ſie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Univerſität lernte ich die ſchöne Nichte meines Profeſſors der Geſchichte kennen. Er trug viermal wöchentlich Nachmittags zwei Uhr die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte vor. Die weſtphäliſchen Friedensverhandlungen fielen in die heißeſten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten

und ſchlief ein. Da blieb ich aus der Vorleſung weg und ſchlich mich ein Viertel nach zwei mit der Mappe unter dem Arm in des Profeſſors Garten, wo die ſchöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die franzöſiſche Revolution ausbrach. — War dir die franzöſiſche Freiheit lieber als das deutſche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man ſetzte mir den Doctorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philiſterland zurück. Die Schweiz und Frankreich ſah ich vorher. An einem rheiniſchen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechſelten traulich tauſend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens ſtanden die Alpen. Ich reiſte am folgenden Tage fort, und hatte das reizende Geſchöpf bald vergeſſen. — Das war ein Saitengriff des Zufalls. Iſt das Alles, Karl? — Das iſt Alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich ſchwöre es dir, Julie! Jetzt erzähle du. — Als ich ſieben Jahre alt war . . . — Sieben Jahre? Du beſchämſt deinen Meiſter. — Der wilde Knabe ſprang über die Mauer, die unſere Gärten ſchied. Es war Herbſt. Wir warfen uns mit Kaſtanien, von welchen der Raſen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte . . . — Du weinſt noch, Julie? — Ach der arme Knabe iſt todt! —

Iſt er gewiß todt? — Ja, er ſtarb am Scharlachfieber. — Schön, Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstage meiner Mutter kam zum erſtenmal ein Herr in unſer Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erſt fünfzehn. Er verliebte ſich heftig in mich und ich glaube gar, er hat mich heirathen wollen; ich lachte ihn aus. — Das war recht, Julie! Aber woher wußteſt du, daß er ſchon dreißig Jahre alt war? — O, er mußte noch älter geweſen ſeyn. — Weiter, Julie! — Vor zwei Jahren reiſte ich mit der ſeligen Tante in's Bad von ... — Wie alt war deine ſelige Tante, als ſie ſtarb? — Achtzig Jahre. — Dann war ſie ſchon fünfzig Jahre auf Erden ſelig. — Spötter, du zeigſt mir meinen Himmel ſehr nahe! ... Die Tante legte ſich ſchon um neun Uhr zu Bette und ich mußte bei ihr bleiben. Es war eine ſüße, warme Nacht. Die Sterne ſahen hell und freundlich auf die ſchlafende Erde herab, der Strom blinkte die ſilbernen Strahlen des Mondes zurück. Johanniswürmchen funkelten im Laube, ſüß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Geſang und Saitenſpiel näher und näher kommen. Es war eine Geſellſchaft von ältern und jüngern Perſonen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenſter und luden mich zu ſich ein. Ich fürchtete, ſie möchten die Tante wecken, ſchlich mich hinab, verſchloß leiſe die Thüre und geſellte mich den Fröhlichen zu. „Herr Einſiedler,“ rief eine heitere Matrone einem jungen Manne

zu, „hier iſt eine Einſiedlerin; Ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unſere Julie.“.... Du biſt zerſtreut, Karl? — Nein, ich höre ſehr aufmerkſam zu. — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir ſtiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab; gingen dann über die Hügel zurück. Wir ſprachen von Muſik, vom Tanz, von der Freundſchaft, von Tod und Unſterblichkeit, von Shakſpeare, Göthe und Jean Paul — mein Lieblingsſchriftſteller und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorne Lilie im Graſe. „Liane!“ liſpelte mein Begleiter. „Wie er hoch über der Erde ſchwebt — fuhr ich fort — und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelſten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küſſend.“ ... „Selten — ſagte mein Begleiter — kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe; dann aber iſt Zögerung Sünde“ — und er raubte mir einen Kuß. — Karl ſprang auf und ſprach im komiſchen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwiſchen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, beſann ſich, lächelte, erhob ſich raſch und ſprach mit froher Haſt: Eine Fledermaus? Die Kraniche des Ibykus! ja, es flog mir eine in die Locken; Du warſt der Räuber! — Karl ſchlug die Augen nieder. — Ahnung, liebe Julie! ſüße Ahnung! — Erfüllung, lieber Karl, ſüßere Erfüllung! — und die zweimal Verlobten ſanken ſich an das ſchlagende Herz.

XV.

Die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden.

(1823.)

Es gibt Menſchen und Schriften, welche Anweiſung geben, die lateiniſche, griechiſche, franzöſiſche Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei ſogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftſteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch iſt es ſo leicht! Man hat Nichts dabei zu lernen, ſondern nur Vieles zu verlernen; Nichts zu erfahren, ſondern Manches zu vergeſſen. Wie die Welt jetzt beſchaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und alſo auch ihre Werke, den alten Handſchriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faſeleien eines Mönchs erſt abkratzen muß, um zu einem römiſchen Klaſſiker zu kommen. Jedem menſchlichen Geiſte ſind ſchöne Gedanken, und weil mit jedem Menſchen die Welt neu geſchaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht ſchreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken ſie. Man bekommt

eine ziemlich richtige Anſicht von dieſer Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Geſtalt, was ſie ſind, erſcheinen ſie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerſtrauchs, einer Roſe eine wahre Anſchauung haben, der nur eine Rebhuhnpaſtete, Himbeerſaft und Roſenöl kennen gelernt? So iſt es aber mit den Wiſſenſchaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiſte und nicht durch die Sinne auffaſſen: zubereitet und verwandelt werden ſie uns vorgeſetzt, und in ihrer rohen und nackten Geſtalt lernen wir ſie nicht kennen. Die Meinung iſt die Küche, worin alle Wahrheiten abgeſchlachtet, gerupft, zerhackt, geſchmort und gewürzt werden. An Nichts iſt größerer Mangel, als an Büchern ohne Verſtand, an ſolchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es gibt nur eine kleine Zahl origineller Schriftſteller, und die beſten unterſcheiden ſich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer ſchleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu ſeinem Zeile; aber Ziel und Weg iſt Allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einſamkeit; wie gewinnt man aber die Einſamkeit? Man kann die Menſchen fliehen, dann ſteht man auf dem geräuſchvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus ſeinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntniſſe, die der Unterricht hineingebracht?

In der Kunſt, ſich unwiſſend zu machen, iſt die wahre Kunſt der Selbſterziehung die nöthigſte, die ſchönſte, aber die am ſeltenſten und am ſtümperhafteſten geübt wird. Wie es unter einer Million Menſchen nur tauſend Denker gibt, ſo gibt es unter tauſend Denkern nur einen Selbſtdenker. Ein Volk iſt jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit gibt; etwas Kerniges und Feſtes findet ſich nur an der Scharre, in der unterſten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausſchöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtſchaft aufgehoben.

Das wahre wiſſenſchaftliche Streben iſt keine Columbiſche Entdeckungsreiſe, ſondern eine Ulyſſes-Fahrt. Der Menſch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath ſuchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken iſt das Herz; an dieſer Quelle muß ſchöpfen, wer friſch trinken will; der Geiſt iſt nur Strom, Tauſende ſind daran gelagert, und trüben das Waſſer mit Waſchen, mit Baden, mit Flachs röſten und andern ſchmutzigen Hanthierungen. Der Geiſt iſt der Arm, das Herz iſt der Wille; Kraft kann man ſich anbilden, man kann ſie ſteigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, ſie zu gebrauchen? Eine ſchimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender, als die Zenſur der Regierungen, iſt die Zenſur, welche die öffentliche Meinung über unſere Geiſteswerke ausübt. Nicht an Geiſt, an Charakter mangelt es den meiſten

Schriftſtellern, um beſſer zu ſeyn, als ſie ſind. Aus Eitelkeit entſpringt dieſe Schwäche. Der Künſtler, der Schriftſteller will ſeine Genoſſen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man ſich ihm zur Seite ſtellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftſteller ſo Vieles mit den ſchlechten gemein: im guten ſteckt ganz der ſchlechte; nur iſt er etwas mehr; der gute geht ganz den Weg des ſchlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme ſeines Herzens hört, ſtatt auf das Marktgeſchrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der iſt immer originell. Aufrichtigkeit iſt die Quelle aller Genialität, und die Menſchen wären geiſtreicher, wenn ſie ſittlicher wären. Und hier folgt die verſprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und ſchreibt drei Tage hinter einander, ohne Falſch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch ſelbſt, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Göthe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngſten Gerichte, von euern Vorgeſetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das iſt die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden!

XVI.

Ueber den Umgang mit Menſchen.

(1824.)

Vieles kann der Menſch entbehren, nur den Menſchen nicht. Ihm iſt die Welt gegeben; was er nicht hat, iſt er. Nichts iſt herrenlos auf dieſer Erde, nicht einmal der Herr; nichts iſt frei, nicht einmal die Luft — man kann ſie dir nehmen. Gelüſtet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem ſie wachſen, iſt einem Menſchen eigen. Suchſt du Weisheit: der Menſch lehrt ſie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willſt du in den Himmel: Petrus hat den Schlüſſel. Biſt du arm, brauchſt du Menſchen, die dir geben; biſt du reich, brauchſt du Menſchen, welchen du gibſt. Denn ob du einſam auf einer wüſten Inſel darbſt, ob du einſam im wüſten Herzen genießeſt, du biſt nicht glücklich, wenn du einſam biſt. Dein Glück auch in der Einſamkeit zu finden, mußt du heilig ſeyn, und das biſt Du nicht, wenn du willſt; Wenige ſind auserkoren. Was dir Menſchen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du haſt, oder theurer, mit dem, was du biſt. Auch Freundſchaft wird

dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in ſeinem Leben einen ſchönen Kindertag, wo er, wie die erſten Menſchen im Paradieſe die Früchte des Feldes, ſo auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Iſt dieſer Tag aber vorüber, erwirbſt du, wie dein Brod, ſo auch Liebe nur im Schweiße deines Angeſichts. Ihr müßt Herzen ſäen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menſchen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Erſatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beſchaffen, die wir niemals ſehen. Aber wie die Menſchen beſchaffen, die uns umgeben, und welche Wege ſie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde ſchmeicheln, und das träge anſpornen; ſchwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menſchen gebrauchen, und böſe beſchwichtigen; wie wir dem Stolzen ſchmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenſchaften ſchwimmen — das lernen wir nicht. Ihr ſagt: das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künſte und andere Fragen. Doch ſoll man um den Menſchen

dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuſchen? Soll man ihm ſchmeicheln? Du kannſt noch viele ſolche Dinge fragen, und findeſt keine Antwort darauf. Und wäreſt du der klarſte Geiſt, und das tugendhafteſte Gemüth, du wüßteſt nicht, was recht iſt. Glücklich auch hier, daß du nicht frei biſt; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenſchaften gegeben oder verſagt, die dich auf dieſen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl erſparen. Biſt du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meiſter zu thun, was du willſt: ſo wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menſchen führen: du mußt ſie lieben oder haſſen, hochſchätzen oder verachten, ſie als göttliche Weſen oder als Sachen anſehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge ſich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig biſt, wirſt du geliebt; wenn man dich liebt, wirſt du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, iſt leicht, ſchwer iſt nur, daß uns Andere gefallen. Hier iſt die Kunſt, mit Menſchen umzugehen! Du ſagſt: „Ich verabſcheue jenen Menſchen, er iſt ſchlecht.“ Nein, er iſt krank. Gewährſt du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und ſind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichſten? „Aber er iſt frei, er kann ſich beſſern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth haſt, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen dieſe Laſt auf. „Er iſt ein Wütherich, ein Attila.“ Er iſt

ein Bliz. Bewunderſt du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigſten Gewürm? „Er iſt dumm.“ Er iſt nur ein dummer Menſch, aber das klügſte Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er iſt ungeſellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinſtock gibt dir ſeine Früchte, die Eiche ihren Schatten; haſt du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinſtocke begehrt? „Er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe, er iſt ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrſt. Ein Rieſe iſt nur zweimal ſo groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg iſt ein halber Rieſe. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meiſten Menſchen gegeben. Hier bildet ſie ſich zum Geiſte, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Geſundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe iſt ſelten Einer. „Aber er iſt einer dieſer Seltenen; er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigſtens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbſt dieſe iſt ſchlecht.“ Dann wird er wenig eſſen und trinken; lobe ſeine Mäßigkeit, mache aus ſeiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht ſchmeicheln; ſchmeicheln iſt ſündlich.“ So liebe ihn! Liebe iſt eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachſenen, Guten wie Böſen — und ſie iſt auch Gott gefällig.

Du haſſeſt Könige, wenn ſie raſen — raſeſt du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber ſie ſollen nicht trinken, ſie ſollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!“ Aber ſie ſind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man iſt nur Herr, ſich den erſten Becher zu verſagen, nicht den zweiten. Du Liberaler haſſeſt den Ultra — was hat er dir gethan? „Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für ſich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn ſein Recht auch nur ein Geſchwür wäre, er ſtürbe daran, wenn man es öffnete. Doch ſein Beſitz iſt edler, tauſendjährig, und ſeine Vorfahren haben ſich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er ſelbſt hat kein Verdienſt!“ Biſt du beſſer? Verſchwelgſt du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit ſaurer Mühe erworben? Biſt du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht iſt wie Reichthum... Du Ultra verfolgſt den Liberalen — warum verfolgſt du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will ſie nur mit dir theilen, er iſt ein Menſch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Beſitz.“ Deſto ſchlimmer für dich, du biſt ihm auch die Zinſen ſchuldig. „Aber er iſt ein Schwärmer, den man ſchrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerſtörſt, was gewinnſt du? Der Geiſt bleibt, der Geiſt hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er ſpottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tauſend

ſanatiſche Menſchen hinrichten läſſeſt, haſt du darum den Fanatismus zerſtört? Glaubſt du das, dann biſt du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei iſt wie eine Tontine, der Antheil der Verſtorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrſt, haſt du Nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Alſo — ſprecht ihr und ihr — ſollen wir die Hände in den Schoos legen, und gelaſſen mit anſehen, wie uns unſere Feinde bedrohen, uns berauben, in unſer Gebiet fallen?“ Nein, das ſollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Biſt du ein Krieger, fechte; biſt du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche ſchone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menſchenliebe, der auch den Mörder ſchützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menſchen lieben, ich will Jedem zu gefallen ſuchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Böſen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Haſt du einen hohen Geiſt, bückſt du dich vergebens; ſo dumm iſt die Dummheit nie, daß ſie nicht die krumme Linie zur geraden umzumeſſen wüßte. Du mußt klein ſeyn, willſt du kleinen Menſchen gefallen. „Doch ich lebe

unter Philiſtern, ich muß unter ihnen leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch iſt dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willſt du wiſſen, wie unglücklich man iſt, wenn man mit den Menſchen zerfallen, denke an Rouſſeau. Sein Staub iſt nicht mehr, du kennſt ſein Leben und ſeine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geiſtes geweſen. Du weißt aber auch, hätteſt du zu ſeiner Zeit gelebt, du würdeſt ihn, wie es Alle gethan, für einen Böſewicht und für einen Narren gehalten haben. Rouſſeau war ein Sklave ſeiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnſinn ſteigert, daß er, um aller geſelligen Bande los zu ſeyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geſchick. Darum ſuche die Menſchen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnſt den Menſchen nicht, wenn du ihn nicht hochſchätzeſt oder verachteſt; und gibt es eine Kunſt, in der zu ſtümpern lächerlich oder verdammlich iſt, ſo iſt es die, mit Menſchen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beiſpiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — ſuchte ich von einem Großen etwas zu erſchmeicheln. Es iſt ſchon lange her, und es geſchah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Miniſter auf dem Blocksberge in Göthe's Fauſt geſungen:

Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Cheſterfield gelehrt, wählte ich das Schönſte und Beſte, band es zierlich zuſammen, und überreichte den Blumenſtrauß. Aber ich war falſch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Miniſter — warf mich zur Thüre hinaus.

XVII.

Ueber das Schmollen der Weiber.

(1823.)

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte iſt, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böſe auf ſie bin, einen gefallenen Engel, iſt das Ehewetter aber heiter, einen geſtuzten. „Warum geſtuzter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum erſtenmale dieſes Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verſtellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen ſey, und wie ohne dieſen Lichtſchirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine! — ſagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den ſie ſehr liebt, in den Purpurmund ſteckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas geſtuzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflatterteſt“ .... und flögeſt den Himmel hinauf, wo deine Heimath iſt — wollte ich höchſt poetiſcher Weiſe hinzuſetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchteſt alſo, ich

könnte dir untreu werden?“ fragte ſie, wartete aber auf keine Antwort, ſondern nahm ihr Geſicht zuſammen, verſchloß den Mund und ſchmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen ſogar, ſie ſchmollte fort. Ich ging mit ſtarken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engels Mimik iſt keine Bewegung geſchildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darſtellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine ſprach kein Wort. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen und ſeitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigſte Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebſes trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollſtuhl, dann nahm ſie einen Schmollwinkel ein, ſpäter verſchloß ſie ſich in ein Schmollkämmerchen, bis ſie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hauſe zu ſchmollen.

Ich habe mich in der theoretiſchen wie in der praktiſchen Philoſophie etwas umgeſehen, Metaphyſik, Logik, Anthropologie, empiriſche Pſychologie ſind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unſtreitigen Grundſätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; ſie ſind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier=Händler, oder Staats=Papierhändler (ich weiß

nicht, welche Schreibart die richtigere iſt) fragen ſich und Andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwiſſenheit! Nur wer nicht verheirathet iſt, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es beſtimmt, daß die Franzoſen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber iſt nichts als ein Guerillaskrieg, den ſie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem ſie immer ſiegen. Was nützt euch eure ſchwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, ſtechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttauſend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten ſie mit dem Böſen ein Bündniß geſchloſſen, ſind gründefeſt, es dringt keiner durch. Ihre gefährlichſte Waffe iſt der Mund, ſie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden ſie, und ihr habt viel Verſtand und Geduld, dann könnt ihr ſie zuweilen zum Schweigen bringen; ſchweigen ſie aber (welches in der häuslichen Kriegskunſt Schmollen heißt), iſt alle Mühe vergebens, ſie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und ſchließt um jede Bedingung einen pyrenäiſchen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigſtens mit dem Kopfe über die Wolken ſeines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter ſeinen Füßen; die Frau aber ſteht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finſteres Geſicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer

Viertelſtunde wieder verſöhnt ſeyn werde. Mein ſchmollender Engel aber hat gar keine Vorſtellung davon, daß ſie mir je wieder gut werden könnte. Ein komiſches Mißverſtändniß trägt gewöhnlich dazu bei, ſie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber ſo oft ſie zankt, rufe ich ſie Minchen. Dieſes Wort macht ſie nur unverſöhnlicher, denn ſie wähnt, ich bediene mich der liebkoſenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatt erfahren, daß ich ſie, wenn ſie ſchmollt, nur darum Minchen nenne, weil ſie mir dann als ein kleiner Mina vorkömmt — ſo geſchickt weiß ſie den Guerillaskrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau ſchon oft vorgeſchlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns beſſer ſtehen; aber ſie wollte von einem ſolchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schluſſe des Jahres fällt die meteorologiſche Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch ſeltſameres und traurigeres Anſehen gibt, iſt, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu ſchmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo ſie zu ſchmollen aufgehört. Sie vergrollt ſo leiſe und allmählig, daß nicht zu beſtimmen iſt, wann der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verſchallte,

und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wiſſen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber ſo machten, die, wenn ſie ihr ſtillſtehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel=Stunden, über welche der Zeiger rücke, ſchlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe ſtände. Sie müßten das ſo machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradieſe, das ſie mir ſelbſt geſchaffen, auf Stunden und Tage hinaus ſchmollt, ſo iſt das nur meine eigene Schuld. Ich habe unbeſonnen meiner häuslichen Verfaſſung die Fehler der ſpaniſchen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und ſo muß denn geſchehen, was in ſolchen Fällen immer geſchieht: das demokratiſche Princip gewinnt die Herrſchaft über das ariſtokratiſche. Das weibliche Herz iſt ein athenienſiſcher Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumenſträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geiſt, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Geſetzgebung weiſe in zwei Kammern getrennt iſt, wo der Mann das Oberhaus und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein bairiſcher Pair unvergleichlich ſchön geſungen hat, die Wogen der Demokratie ſich an den Felſen der Ariſtokratie brechen, auf welchen Felſen der Thron gebaut iſt und der Frieden!

XVIII.

Der Gott in Höflingen.

(1823.)

Das Spaßhafte der Sache liegt nur darin: daß die Leſer anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer ſpotten, und daß der letzteren Einer, begreift er endlich, daß ich es ernſt gemeint, voller Angſt zu ſeinem Arzte ſchicken und dem herbeigeeilten ſagen wird: „Medizinalrath, ich bin ein Mann und zittere vor dem Tode nicht, darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Grade heraus, iſt die Krankheit immer tödtlich, oder hat man Beiſpiele von deren glücklichen Heilung? Was halten ſie von meinem Zuſtande?“ Ja, Herr Hofmarſchall! Sie ſind ſchwärmeriſcher als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phantaſtiſcher als Jakob Böhm; Sie leben in einer luftigen Ideenwelt und ſind gar nicht praktiſch. Aber beunruhigen Sie ſich nicht, Sie haben eine gute Natur, und werden nicht daran ſterben! . . . Ich ſage: das iſt allein der Spaß; im Uebrigen aber, wird man den heiligen Ernſt nicht verkennen.

Jener Haushofmeiſter eines Prinzen Conti, der, nach beendigtem Feſtmahle, das er für ſeinen Gebieter angeordnet, ſich den Degen in das Herz ſtieß und ſtarb, weil auf dem Tiſche eine Schüſſel Stockfiſche gemangelt — gemangelt ohne ſein Verſchulden, (der Eilbote war damit eine Stunde zu ſpät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, ſeinem Künſtlerauge, nicht den Gäſten und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeiſters, werdet ihr ihn verſpotten? Thut das nicht, nur ſeiner Zeit dürft ihr lachen. Gibt es einen himmliſchen Lohn für jede irdiſche Hingebung, dann wird auch der Haushofmeiſter ſeine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegen ſchweben, aber ſie werden ihm lächeln wie einem Kinde; und wenn der Himmel ſeine Spiele hat, werden ſie ihn ergötzen, und der verklärte Haushofmeiſter wird mit ſeinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäſar ſtehen, und die Majeſtät wird ſeine Kunſt loben, und an Stockfiſchen wird's nicht mangeln!... Racine, welcher krank ward und ſtarb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war — Er ſtarb nur ſeinem Gotte, doch er ſtarb dem Göttlichen. Der Himmel hat tauſend Pforten, die Hölle hat nur eine, und ſeltner als man denkt, gelingt es Menſchen und ſchwerer als man glaubt, ſich verdammen zu laſſen.

Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet;

die Eitelkeit iſt der Mond dieſer Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält, wie Wein im Waſſer, auch verdünnt von ſeiner Kraft. Der Menſch, ſo gemein auch ſein Treiben ſey, lebt in Ideen, bis in den Sumpf ſpiegelt ſich der Himmel ab. Der Höfling, der ſich alle ſeine Jahre um ein Band am Rocke, um ein Lächeln ſeines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edlern Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und iſt es ſein Vergehen, wenn er mit den Zeitgenoſſen ſummt, die den vergoldeten Thurmknopf, um den ſie gleich Mücken kriechen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der ſich ſo gern an den Pranger ſtellte, als einen Orden trüge, den aber jede Volksgunſt, die in alter oder neuer Zeit dieſem oder jenem widerfahren, bis zu Thränen der Eiferſucht bewegt. Er hat freilich ein größeres und ſchöneres Recht, als jener Höfling, aber kein anderes. Wohl iſt es größer und ſchöner, den nach Bewegung lechzenden Geiſt auf weiter See ſchiffen zu laſſen, und das glühende Herz an Meeresſtürmen abzukühlen, als ſich auf einem Gartenteiche zu ſchaukeln und mit einem Fächer die heißen Wangen zu erfriſchen; aber hier und dort iſt Wind und Waſſer, iſt das göttliche Element, woraus Jeder ſchöpft nach Vermögen, mit kleinerem oder größerem, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann ſpottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er ſich ſelbſt nicht kennt. Nachdem er ſeinen Hunger

geſtillt und ſeinen Durſt gelöſcht, wofür bemüht er ſich? Für ein Gedankenbild; er ſchwärmt ſelbſt. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; kehrten dieſe zurück, ſie würden uns mehr bewundern, als wir ſie. Was iſt leichter, im Rauſche der Begeiſterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrigue zu tanzen und mit klopfendem Herzen ängſtliche Blicke rechts und links auf die Balancirſtange der Liſt zu werfen, um keinen andern Lohn, als ſich von kindiſchen Zuſchauern begaffen und beklatſchen zu laſſen? Was iſt gewinnſüchtiger, ſchnödes Geld gegen Freiheit eintauſchen — oder eine eiſerne Kette ſchleppen, ſich damit eine goldne zu verdienen? Darum nicht verachten oder haſſen, belehren und belächeln ſoll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung ſpotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über ſie ſelbſt hätte, würde ſie zu ihrer Beſchämung dahin bringen, daß ſie mit Füßen treten, was ſie früher angebetet, und anbeten, was ſie früher mit Füßen getreten. Alle Menſchen aller Zeiten wurzelten in dem ſchmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüthen und Früchten erhoben ſie ſich über die Erde und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachſend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder ſüßer Frucht, je nach Saamen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsſtrich und Pflege — aber alle nach dem Himmel ſtrebend.

XIX.

Die große Verſchwörung.

(1819.)

Wie viel leichter es ſey, mit vielen Worten Nichts, als mit wenigen Worten Viel zu ſagen, hat die preußiſche Staatszeitung in ihrem zweiten Bülletin der großen Polizei-Armee abermals bewieſen. Der Herausgeber jenes Blattes verrieth ſchon oft, daß ihm der erfoderliche Mangel an Verſtand mangle, um eine Hofzeitung gehörig ſchreiben zu können. Man muß ſelbſt befangen ſeyn, um das Urtheil Anderer zu verſtricken, man muß ſelbſt glauben, um Glauben zu finden, und nur eigene Ueberzeugung pflanzt ſich fort; die fehlende Natur kann hier durch Kunſt nie erſetzt werden.

Es hätten die größten Spötter, um dem Verſchwörungstraume und deſſen abergläubiſcher Deutung die verdiente Lächerlichkeit zuzuwenden, keine treffendere Karrikatur davon zeichnen können, als die Staatszeitung in ihrem amtlichen Berichte gethan, nur daß jenſeits der Spott zugleich grauſam iſt.

Gleich anfänglich wird der gegen die ſchwarzen

catilinariſchen Burſche mit ſo großer Uebereile und fürchterlichem Gepraſſel unternommene Krieg als eine bloße polizeiliche Maßregel angegeben. Was man unter polizeilichem Verfahren zu verſtehen habe, zumal in Deutſchland, wo mit der ſchnödeſten Willkühr, die hierbei aller Orten Statt findet, auch noch die tölpelhafte Ungeſchicklichkeit verbunden iſt, weiß wohl Jedermann. In Frankreich, wo die Polizei kunſtgeübter und erfahrner iſt, beſitzt ſie eine Art Zuverſicht, die ſie vor unbeſonnenen Schritten bewahrt. Allſehend, allwiſſend, die Fäden der Ereigniſſe nie verlierend, iſt ſie dort geduldig, fürchtet nicht, daß ihr die Beute über Nacht entgehen werde, und ſchüttelt darum den Baum nicht eher, als bis die Früchte reif geworden ſind. Die Berliner Polizei aber hat in einen ſauern Apfel gebiſſen: ſie geſteht es nicht ein, doch ihre Geſichter verrathen es. Ich kenne meine Landsleute und weiß, was ſie zu thun fähig ſind. Darum erbiete ich mich kühn, ſelbſt als Verſchworner angeſehen und als ſolcher beſtraft zu werden, wenn unter allen den eingekerkerten Männern und Knaben ſich am Ende der Unterſuchung auch nur ein Einziger finden ſollte, über den die Geſetze das Schuldig ausſprechen werden.

Die Staatszeitung verſichert, es beſtünde eine durch mehrere deutſche Länder verzweigte Vereinigung, die den Zweck hat, Deutſchland in eine Republik umzuſchaffen. Sie ſagt ferner, um dieſen Entwurf zu bearbeiten, beſtünden an vielen Orten eigene Vereine, theils förmlich konſtituirt,

theils in Vereinigung der Grundſätze und Geſinnungen. Sie ſagt ferner, die Freiheits-Apoſtel zögen in Deutſchland herum, um den Saamen der Unzufriedenheit unter das Volk auszuſtreuen. Angenommen nun, dieſes ſey Alles wahr, wie es behauptet wird, und die mütterliche Zärtlichkeit, welche die Polizei für ihre Staatskinder hegt, habe die Beſorgniß nicht zu weit getrieben, ſo iſt hier dennoch kein Verbrechen vorhanden, welches die befolgten ſtrengen Maßregeln rechtfertigen könnte. Ein Entwurf zu einer Republik, welcher erſt bearbeitet, Saamen der Unzufriedenheit, welcher erſt ausgeſtreut werden ſoll, das bildet wahrlich noch nicht den Schatten von dem Schatten einer Verſchwörung. Höchſtens hatten einige akademiſche Milchknaben ſich bis zu Kühen und Kälbern hinaufgeſchwindelt, die ſie von dem Ertrage ihres Marktverkaufes erſtehen wollten, und da ſtrauchelten ſie, und da fiel der Topf, und — was ward verſchüttet? Milch, wahrhaftig kein Tropfen Blut. Ich wollte ein Nero ſeyn in Deutſchland und meine Krone in den nächſten Strom werfen, und den gefährlichſten ſchwarzen Bruder herbeirufen und ihm ſagen: apporte! und der treue Pudel ſpränge hinein, tauchte unter, und brächte mir wedelnd meine Krone zurück.

„Theils in Vereinigung der Grundſätze und Geſinnungen“ ſollen die zum Umſturze der deutſchen Staaten ſich gebildeten Vereine beſtehen! In der That, man weiß nicht, ob man mehr das Sonderbare dieſes ſtrafrechtlichen

Grundſatzes, oder die Naivetät bewundern ſoll, mit der man ſich zu ihm bekennt. Wenn Geſinnungen gerichtet werden dürfen, wo fände man dann vor dem Schwerte des Henkers Schutz? .. Aber man hat dennoch, ohne es zu wollen, das große und wahre Geheimniß der Sache ausgeſprochen. Es gibt wirklich eine Verſchwörung, die nicht blos in Deutſchland, ſondern in ganz Europa verzweigt iſt. Die Verſchwornen kennen ſich nicht, ſie ſehen, ſie ſprechen ſich nicht, ſie haben keine verbindende Zeichen, Wege und Zwecke, und dennoch ſind ſie verbrüdert — durch die Geſinnung nämlich. Aber dieſer Bund iſt nicht gegen die fürſtliche Gewalt, ſondern gegen deren Mißbrauch in den Händen der Staatsdiener, ſie iſt gegen den geſetzloſen Zuſtand, gegen jede Willkühr gerichtet, und er wird trotz allen Polizeien ſeinen Zweck erreichen.

Sind die Worte und Redensarten, welche die preußiſche Staatszeitung anführt, wirklich aus entdeckten und in Beſchlag genommenen Handſchriften gezogen, ſo beweiſt deren hochtrabende, ſtolzirende, tragiſch-komödienhafte Abfaſſung, daß ſie nichts Anderes als Stylübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamiren, Geſtikuliren und Rühren ſchön verfertigt. Man gebe ſie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbeſſert zurück und überreiche ihnen dabei Adelungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutſchen Reformationsprojekte, die ich bisher geleſen habe, waren übrigens ſehr

trocken, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein naſſes gefunden hat.

In der Behauptung, es wären nur ſehr wenige Individuen verhaftet worden, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verſchwörung wirklich ſo ausgebreitet war, als man vorgibt, wenn die Unterſuchung bereits ſehr erhebliche Reſultate geliefert hat, warum hat man ſo wenige Verdächtige gefunden, die ſich zur Verhaftung geeignet hätten? .. Noch wunderbarer iſt das Eingeſtändniß der Staatszeitung: man habe ohne Gründe des Verdachts bei Mehreren die Papiere in Beſchlag genommen, um ſich der Beweiſe gegen die eigentlichen Schuldigen zu bemächtigen. Man braucht gerade kein Rheinländer zu ſeyn, um dieſes Verfahren nicht ſehr angenehm zu finden. Unſchuldige Menſchen in Schrecken zu ſetzen und Feuer zu rufen, oder ihnen gar das Haus über dem Kopf anzuzünden, damit ein Spitzbube, der ſich etwa in einem Winkel verſteckt haben könnte, hervorkäme und ſich fangen laſſe — die Rechtlichkeit dieſer Polizei-Maßregeln iſt ſicher „einem Jeden bekannt.“ Das inquiſitoriſche Verfahren in Braſilien, wo man die Arbeiter in den Diamantgruben zum Laxiren zwingt, damit ſie die etwa verſchluckten Diamanten wieder herausgeben, iſt wenigſtens ſpaßhafter.

Wenn, wie der amtliche Bericht verſichert, die Verhafteten größtentheils Ausländer waren, die auch in Preußen

das demagogiſche Gift zu verbreiten geſucht hätten, ſie aber auf das brave, verſtändige und treue preußiſche Volk wenig gewirkt haben, ſo möchte man an die Berliner Polizei mehrere Fragen thun. Erſtens, warum die preußiſche Regierung zu gleicher Zeit, indem ſie alle Nicht-Preußen für Ausländer erklärt, die Sache des Auslandes, die ſie ja ihren Reden nach ſo wenig ſelbſt berührt, mit ſo vielem Eifer behandelt, als wäre es ihre eigene, und warum ſie die Erforſchung, Unterdrückung und Beſtrafung der ſtaatsverrätheriſchen Umtriebe nicht den Regierungen überlaſſe, auf deren Verderben es abgeſehen iſt? Zweitens, in welchem deutſchen Staate des Auslandes die Mutterkirche des neuen politiſchen Glaubens, von welcher eine Filial-Revolution in Preußen habe geſtiftet werden ſollen, eigentlich ihren Sitz habe? Und drittens; warum man in Süddeutſchland, wo durch die freiere Preſſe und die Ständeverſammlungen demagogiſches Gift leichter zu verbreiten geweſen wäre, als im nördlichen, von revolutionären Bewegungen und dadurch nöthig gewordenen Einkerkerungen und andern Maßregeln der Strenge durchaus Nichts vernommen hat?

Die Ausdrücke der Staatszeitung: „Die Unterſuchung wird zwar jetzt noch polizeilich, jedoch von einer aus Rechtsverſtändigen beſtehenden Kommiſſion geführt,“ können auch ſo gedeutet werden: „Die Unterſuchung wird von Juſtizperſonen geführt, ob zwar die Unbedeutendheit der Sache nur ein polizeiliches Verfahren verſtattete,“ und dieſe

Auslegung wäre nicht geeignet, der Heiligkeit der Juſtiz die erforderliche Ehrfurcht zu bewahren. Und wenn es ferner heißt, daß, wenn die an mehreren Orten in Beſchlag genommenen Papiere eingegangen ſind, dann auf dem völlig geſetzlichen Wege eine unparteiiſche Unterſuchung Statt finden werde, ſo liegt in dieſen Worten zugleich das Geſtändniß, daß die Unterſuchung, wie ſie bisher geführt, auf keinem völlig geſetzlichen Wege und nicht unparteiiſch geführt worden ſey.

XX.

Die Carbonari und meine Ohren.

Als ich nach Mailand kam, herrſchte dort eine ſichtbare Gährung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhniſch, achtſam, ſtreng; das Geſindel freute ſich auf die kommende Verwirrung; und manche angeſehene Bürger ſahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Geſicht machen. Ich hatte in Mailand italieniſche Sprache gefunden, aber keinen italieniſchen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieſes zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino auf den folgenden Tag für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scala. Man gab die Oper Othello von Roſſini. Da mir die abgöttiſche Verehrung bekannt war, die man in Mailand wie in ganz Italien vor Roſſini hegte, mußte meine Verwunderung groß ſeyn zu bemerken, daß man im ganzen Saale der Darſtellung nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Man lachte, ſchwazte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfriſchungen, und der Himmel weiß, vor wem ſich die

Sänger und Sängereien eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf und ward mit Beifallklatſchen empfangen. Sie verneigte ſich dreimal, zuerſt vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die ſie zu ſingen hatte, es trat, ſobald ſie erſchien, die größte Stille ein. Sie ſang eine tödtliche Viertelſtunde; der Hals war mir wie zugeſchnürt, und es ward mir erſt leichter, als ich an den Schnörkeln und ſchnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß ſich die Cavatine dem entſcheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Breſche, die ſie in das Herz der Zuhörer geſungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. Ein tapferer Triller drängte ſich voraus — man hörte keinen Athemzug ...... da fiel ein Kanonenſchuß. Ich ſprang erſchrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entſtand im Saale, ich hörte, wie in einer etwas entfernten Loge man ſich in das Ohr flüſterte: bis morgen ſind ſie hier. Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmliſche Freudigkeit durchfächelte meine Adern; und da mir armen Schelme immer das Herz bis am Munde ſteht, und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir ſelbſt zu ſprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief ſo vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: es leben die Carbonari! es lebe Italien!

Zitto! quieckte ein Sopranſtimmchen hinter mir; ein anderer feiſter Herr ſah mich mit Verwunderung an; eine ſchöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine aufrühriſchen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten ſollen, wahrſcheinlich, weil man den Sinn der deutſchen Worte nicht verſtanden. Ich ſelbſt aber hatte ſie nur zu gut verſtanden, und als der Begeiſterung Ueberlegung und Kopfſchmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältniſſe gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomiſchen Gerichten, ſchon fühlte ich den Scharfrichter das Maaß von meinem Halſe nehmen, und wollte ich noch ſo gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Unterſuchung und eine lange Gefangenſchaft nicht erlaſſen, und meine verzagte Hoffnung ſchmeichelte ſich nichts Größeres, als daß ſie mich hier in Mailand behalten, und nicht in dem abſcheulichen Ollmütz einſperren würden. Ach, ſeufzte ich, ſäßeſt du jetzt an einem Froſchteiche in der Mark Brandenburg, wie viel wohler wäre dir dort, als bei dem ſüßen Geleier der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende iſt, kommt die Wache und holt dich! ..... Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren abſingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt, und ein Ballet ſollte folgen. In der ſtillen Zwiſchenzeit trat ein junger Menſch in meine

Loge, der zuerſt mit dieſem und jenem ſich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überraſcht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich ſeiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verſchiedenen Geſellſchaften geſprochen, murrte ich zum tauſendſten Male über mein ſchlechtes Gedächtniß für Namen und Geſichter. „Ich wundre mich,“ ſagte der junge Menſch, „daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hierſeyn erzählt hat.“ — Wie! rief ich, S. iſt hier? — „Und das wiſſen Sie nicht? dort in der Loge ſitzt er. Ich will Sie hinführen.“ Ich, ſehr vergnügt, einem meiner älteſten Freunde ſo unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthüre hinter mir, als mein dienſtwilliger Herr verſchwand, und acht Soldaten ſarmatiſchen Anſehens mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachſtube des Opernhauſes. Dort durchſuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taſchen, meine Papiere wurden mir abgenommen — „wenn es Ihnen gefällig iſt,“ ſagte der Polizei-Commiſſair; ich folgte ihm. Vor dem Hauſe hielt eine Kutſche, man hieß mich hineinſteigen, der Commiſſair ſetzte ſich neben mich, und — Adieu Welt! krächzte eine Rabenſtimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich geſprochen, ich bin des Gegentheils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch ſelbſt mein unſterbliches Ich iſt voller Schauer, wenn es von einer

Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war ſo niedrig, eng und ſo feſt verſchloſſen, daß ich zu erſticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde, mit einem Drathgeflechte bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war, als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondſchein zeichnete ein Netz zu meinen Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angſtvoll zappelte. Mein Wächter neben mir ſprach kein Wort, er war vielleicht beſchäftigt, meine Seufzer zu überſetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelſtündigen Fahrt hielt der Wagen ſtill. Ich hörte ein ſchweres Thor hinter ihm zuſchlagen. Die Kutſche wurde geöffnet, ich ſtieg heraus, und ſah mich in einem, mit hohen Mauern umſchloſſenen, und mit zahlreichen Wachen beſetzten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängnißwärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeit, wie es in einem Paſſe zu geſchehen ſcheint. Meine Namensunterſchrift mußte ich auch hineinſetzen. Numero vier — ſagte der Polizei-Commiſſair dem Gefängnißwärter. Dieſer, ein alter Mann mit eſſigſauern Mienen, ward darauf plötzlich freundlich gegen mich, rückte ſeine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizei-Commiſſair wünſchte mir gute Nacht und flüſterte mir zu: Seien Sie guten Muths, es wird ſo ſchlimm nicht werden. „Aennchen, leuchte dem Herrn,“ rief der Gefängnißwärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf,

ich folgte, der Gefängnißwärter hinter mir. Machen Sie ſich's bequem, ſagte mir dieſer, indem er ein Zimmer aufſchloß: wenn Sie das Nachteſſen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort und ich war erſtaunt, daß die Thüre von außen nicht verſchloſſen wurde. Meine Verwunderung ſtieg, als ich mich im Zimmer umſah und die bequemſte und ſchönſte Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiſerne Maske konnte es nicht beſſer gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieſes Abends etwas erholt, und mich auf mein Verhör ſo gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an, meine Geſchichte von der romantiſchen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle, um das Abendeſſen zu begehren. Aennchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und ſchnitt mir die Speiſen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängnißwärter entſchuldigte ſich mit der eingeführten Ordnung. Das Eſſen war gut, der Wein noch beſſer. Der Alte ging fort, Aennchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutenden Blicke auf eine zuſammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettentiſche lag, brachte dann die Finger an die Lippen, und wünſchte mir wohl zu ſchlafen. Als ſie fort war, verſchloß ich das Zimmer, legte die Serviette auseinander, fand aber Nichts darin. Ich kleidete mich aus, und ſchlief dieſe Nacht ſanfter, als man in meinen Verhältniſſen zu thun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Feſtungswerke meiner Unſchuld, unterſuchte genau alle ihre Punkte, vertheilte zweckmäßig meine Vertheidigungskräfte und verſtärkte die ſchwachen Seiten. Aennchen brachte mir das Frühſtück und ſie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemüthsruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jetzt erſt die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtſam vorüber gegangen war. Aennchen ſtand in der Zauberſtunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen gibt. Roſen und Lilien theilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines ſchlummernden Kindes, ihr goldnes Haar, müde ſeiner eignen Laſt, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten ſie als ihre Schweſter geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anſchauen verloren, ſprachlos vor ihr ſtand, da zuckte etwas über ihr Geſicht, das ſie plötzlich entgötterte, und was ich bald klarer verſtand. Aennchen durchſuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte ſie, wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete ſie dieſe und ſchüttelte ſie. Ich fragte ſie, was ſie ſuche? Sie trat mir näher und ſprach ſchnell und ängſtlich: „Mein Onkel iſt ein harter Mann, und viel zu ſtreng. Neulich hatten wir

einen Gefangenen, der unſer Dienſtmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ungeachtet ſie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf dieſe Weiſe unbemerkt mit nahm, und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich ſelbſt die Gefangenen bedienen, und genau nachſehen ob ſie nirgends was Geſchriebenes verſteckt." Ich fragte Aennchen, ob ſie mich verrathen würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz, und ſah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! ſagte ich, Mädchen, ſo jung, ſo ſchön .... „guter Landsmann," lispelte ſie, und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter .... „ſo ſchön, ſo jung, und ſchon ſo ſchlecht!" Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine Stimme, ich ſank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entſtürzte meinen Augen. —

Als ich die Hände von meinen naſſen Augen weg zog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizei-Commiſſair, mein Begleiter des vorigen Abends, ſtand vor mir. Er ſah meine Bewegung, und dieſe mißdeutend ſprach er mir abermals Muth ein. „Beruhigen Sie ſich doch, es kann ja nicht unſere Abſicht ſeyn, Sie unglücklich zu machen. Wir ſind ja alle Deutſche .. Verführung .. Leichtſinn .. Schwärmerei .. Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können ſich um die Regierung noch Verdienſte erwerben.. " Ich ſchüttelte den Kopf — das iſt es nicht, ſagte ich; doch laſſen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unſerer, ich

ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirector, einen protocollführenden Secretair zur Seite, ſaß da ſchon in Bereitſchaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reiſe, meine Bekanntſchaften in Mailand . . . . Kurz, man kennt ja dieſes Treibjagen einer grauſamen Polizei, wo das Geſtändniß eines Angeſchuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreiſe getrieben wird; bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort geſprochen. Endlich kam die entſcheidende Frage: Was war ihre Abſicht, als Sie geſtern im Theater es leben die Carbonari riefen? Und, es lebe Italien — ſetzte der Secretair hinzu. Jetzt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber ſo räthſelhaft iſt die menſchliche Natur, ſo mannigfaltig ſind die Schwächen und Eitelkeiten des menſchlichen Herzen, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen laſſen, oder die Wahrheit geſtehen und mich lächerlich machen ſollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. „Ich bin harthörig,“ erwiederte ich. „Setzen ſie ſich doch gefälligſt,“ ſagte der Secretair ſehr leiſe, und ohne mich anzuſehen. Ich wollte dem ſchlauen Herrn ſeine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und ſetzte mich. Sie ſind alſo harthörig? — ſchrie der Polizei-Director. — Ich war es — wollte ich ſagen, ich war es bis geſtern. — Nun? — der

Secretair verſammelte alles, was Pfiffiges und Boshaftes in ihm vorräthig war, um die Spitze ſeiner Naſe, und paßte ſehr auf. Ich fuhr fort . . . „Als die Nachricht von der neapolitaniſchen Revolution nach Deutſchland kam, eilte ich nach Italien zu kommen . . .“ Der Secretair war wie ein Geier hinter dieſe Worte her, und ſchrieb ſie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm geſprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich ſetzte meine Rede fort: „den Wunſch Italien zu ſehen hatte ich ſchon längſt, ihn auszuführen ſchien mir jetzt die gelegentlichſte Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel beſuchen . . Feſtlichkeiten . . Sicherheit der Wege; kurz ich beſchloß die Reiſe zu machen. Aber unglücklicher Weiſe verſtand ich kein Wort italieniſch. Ich nahm mir vor, noch ſchnell in dieſer Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und ſo viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich iſt. Ich las von Morgen bis Abend italieniſche Bücher und Zeitſchriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erſcheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich ſchon viele Jahre litt. Das Mittel beſtand darin, daß man beim Tabakrauchen den angezogenen Rauch, ſtatt ihn gleich weg zu blaſen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Naſe dabei feſt verſchließt. Nach wenigen Wochen dieſes Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein ruſſiſcher

Graf, der dieſes Mittel empfahl, behauptet, daß ſich deſſen Wirkſamkeit ſchon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beſchloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorſchrift, ohne Beſſerung zu ſpüren. Geſtern in der Oper ſchmerzten mich die Ohren ſehr. Die Urſachen dieſer Schmerzen wurden mir erſt ſpäter klar, und ich konnte dann auch erſt begreifen, warum mir der Geſang aller Mitſpielenden ſo abſcheulich vorgekommen. Während einer Bravour-Arie der Desdemona glaubte ich einen Kanonenſchuß zu hören. Ich erſchrack, entdeckte aber bald zu meiner unausſprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern ſah (ſehr poetiſch! — brummte der Secretair) lag jetzt nah und ſonnenhell vor mir. Ich hörte das leiſeſte Geflüſter in den entfernteſten Theilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie ſonderbar Großes und Kleines in der Welt zuſammenhängt, und daß ich eigentlich der Verſchwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohnedies, und in meiner Freudigkeit dachte ich lauter als gut war, und ich rief: es leben die Carbonari! — — der Secretair ſprang wüthend auf, und ſprach: Herr, wollen Sie uns zum Beſten haben? Herr Director, ſagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört, iſt lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeſchmackt. Sie werden mich nicht für ſo dumm

halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für ſo unverſchämt, daß ich es wagen ſollte, Ihnen ſolch ein albernes Mährchen aufzubinden. — Beharren Sie auf Ihrer Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich ins Gefängniß zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entſcheidung meines Schickſals ab. Aennchen ließ ſich nicht wieder ſehen, und der Alte, der am erſten Tage meiner Gefangenſchaft mich freundlich behandelt hatte, betrug ſich nach meinem Verhöre rauh und hart, und ließ mich Manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück, und kündigte mir meine Freiheit an. Ob man ſich von meiner Unſchuld überzeugt hatte, ob ſich Leute für mich verwendet hatten, ob man mich glimpflich behandeln wollte, oder was ſonſt meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben als ich erwarten durfte — das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen lombardiſch-venetianiſchen Königreiche war keiner froher als ich. Selbſt meine erlittene Gefangenſchaft ſchien mir ein Gewinnſt, denn ich ſah ſie als ein Gläschen Wermuth an, das man vor dem Eſſen nimmt — und ſtand nicht ein herrlich gedeckter Tiſch vor mir, duftete nicht Rom in goldener Schüſſel, blinkte nicht das Meer in kriſtallener Flaſche? — Als man mir nun bedeutete, ich hätte innerhalb vier und zwanzig Stunden

Mailand zu verlaſſen, antwortete ich vergnügt: Morgen früh fahre ich nach Florenz. „Zum Teufel fahren Sie — ſchnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Ens gemäſtet — Marſch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht ſo leicht entwiſcht.“ — Bei dieſen Worten machte der Wütherich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Naſe: „da leſen Sie!“ der Paß war nach Tyrol und der bairiſchen Gränze viſirt, und ſtand darin: „hat ſich Signaliſirter bei Vermeidung gefänglicher Haft nirgends länger als 12 Stunden aufzuhalten, und von dem gezeichneten Wege nicht abzuweichen,“ gleich einem Blitzſtrahle fuhr dieſes Gebot durch mein Herz; entſeelt ſtand ich da. Wie ich nach Hauſe gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Thal, durch Tag und Nacht — ich weiß es nicht. Erſt in München kam ich zur Beſinnung.

So mußte ich auf dem Wege, den ich hergekommen, zurückkehren in das Philiſterland! Italien, Wunderinſel meiner Träume, ſo habe ich dich geſehen — im Traume! Wer war es damals, der meine Schmerzen linderte, der Balſam goß in meine Wunden, der meine Thränen trocknete? Du warſt es, Phantaſie, himmliſche Tröſterin, die den Hungrigen in der Wüſte mit Manna ſpeiſt, die aus Baumrinden Brod bäckt und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir, gnädige Göttin!

XXI.

Ueber den kritiſchen Lakonismus.

(1824.)

Es gereicht Rezenſenten, ſie mögen nun Bücher, Menſchen oder Verhältniſſe beurtheilen, zum größten Ruhme, wenn ſie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld beſitzen und ſchwarze Suppen eſſen; denn wer Vertrauen braucht erhält es nur, wenn er ſonſt nichts braucht, und nur wer die Menſchen entbehren gelernt, darf ſie belehren. Aber ſchreiben dürfen die Rezenſenten nicht wie Spartaner. Sie ſind Richter; ſie müſſen alſo freiſprechend oder verdammend ihre Entſcheidungsgründe angeben, und das klar und umſtändlich. Thun ſie dieſes nicht, begnügen ſie ſich zu ſagen: das iſt gut, das iſt ſchlecht — ſo kann ihnen jeder Leſer mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das ſagt mir mein Gefühl; du aber ſollſt mir mein Gefühl deutlich machen, und mir erklären, warum dieſes gut, warum dieſes ſchlecht ſey. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern und bei dieſer Gelegenheit noch einiges Andere berühren, was auf unſerem Wege liegt. Sie verdienen um

ſo mehr Vorwürfe, da Schriftſteller in unſern Tagen gar nicht nöthig haben, ſo ängſtlich auf Kürze bedacht zu ſeyn; für das Erfoderliche hierin ſorgen ſchon andere Leute.

Da ſind zuerſt die Kritiker der Büchertitel. Manchmal ſteht in einem Titel ein oblatives e, manchmal ein Komma, manchmal das multiplicirende n. Mikroſkopiſche Rezenſenten bemerken dieſe Mängel und ſchieben das fehlende Komma hinein, und zwar behutſam in ein Parentheſen-Futteral geſteckt, damit die koſtbare Verbeſſerung nicht beſchädigt werde. Wie kann ein Rezenſent, der nur etwas menſchliches Gefühl hat, ſo hart ſeyn, den Titel eines Buches zu kritiſiren? Iſt er nicht ſelbſt Menſch? Iſt er nicht ſelbſt Schriftſteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk, woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel niedergeſchrieben? War er nicht ſelig an dieſem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauſcht: heute habe ich auf meinen Todesfall geſorgt, heute habe ich meine Unſterblichkeit in die Wittwenkaſſe gebracht? War er an jenem Tage fähig auf ein Komma zu achten? Fürchtet aber der Rezenſent, das fehlende Komma könne die Schuljugend verführen, ſo verbeſſere er es im Stillen; der Schriftſteller wird dann den beſcheidenen Vorwurf gerührt annehmen und dem Rezenſenten bei nächſter Gelegenheit die Hand drücken. Ueberhaupt iſt es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftſteller grammatiſch richtig zu ſchreiben weiß, und daß

er Sprachfehler nur aus Uebereilung begeht. Es ſind aber nicht immer die ſchlechteſten Werke, die in der Eile geſchrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verſtorbene berühmte Phyſiker Ritter eine ungeheure hohe galvaniſche Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutſchland hätte ſanguiniſiren können. Ritter brachte aber nur Krebſe und Fröſche in ihren Wirkungskreis und ſtellte Verſuche an. Zu gleicher Zeit ſchrieb er ſeine Beobachtungen nieder, und indem er dies that, ſtand ein kleiner unterſetzter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule und wartete auf's Manuſcript. Daß Ritter, wie es die Phyſiker manchmal thun, die Natur auf die Folter geſpannt und ihr Bekenntniſſe abgepeinigt, die ſie oft wieder zurücknimmt — das gehört nicht hieher. Nur ſo viel iſt daraus zu entnehmen, daß unter ſolchen Umſtänden Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.

Als kritiſche Lakonismen ſind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Rezenſenten und Redakteure zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurtheilten Schriften und in die Aufſätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Rezenſent oder ein Redakteur ſich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann ſoll er dieſes deutlich herausſagen und es nicht blos pantomimiſch zu erkennen geben. Ein ſolches Ausrufungszeichen gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienſte ſeines in die Schenke deſertirten Herrn übernommen. Ein treuer Rezenſent darf ſich aber nicht auf ſeinen Spieß verlaſſen, ſondern

er muß ſelbſt Wache halten und jeden Einpaſſirenden fragen: woher? wohin? in welchen Geſchäften? oder was ſonſt ein Literatur=Wächter zu fragen hat. Das Schlimmſte hierbei iſt, daß die Leſer nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redakteur das Ausrufungs= und Fragezeichen dazwiſchen geſetzt, ſondern glauben, es gehöre zum Texte. Sie müſſen ſich dann ſehr verwundern, daß der Verfaſſer ſich über ſeine eigenen Behauptungen wundert und einen Satz, den er eben erſt mit Beſtimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel ſtellt. Dieſe Verwirrung kann aber einem Schriftſteller nicht gleichgültig ſeyn. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wagen, drucken zu laſſen: „der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreute ſie“ — wenn er befürchten muß, daß ihm ſeine gute Geſinnung vergiftet werden könne, indem der Rezenſent oder der Redakteur ein arſenikaliſches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redakteur ſeine Verwunderung oder ſeinen Zweifel nicht unterdrücken, ſo bringe er ſeine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo ſie als Oppoſition hingehören. Er darf alſo nicht ſchreiben: „der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreite (!) ſie;“ ſondern er muß drucken laſſen: „der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreite *) ſie.“

*) (!).

Anmerkung des Redakteurs.

Ohe jam satis est! . . . . . ich ſage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dieſes auf eine feinere Art zu verſtehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es gibt aber Rezenſenten, die wenn ſie nichts mehr zu ſagen wiſſen, oder müde ſind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: **Ohe jam satis est**, oder: **Eheu jam satis est!** Aber ohe und eheu und alle ſolche Interjektionen (oder Empfindungslaute, wie man ſie während des Befreiungskrieges in den deutſchen Frauenvereinen nannte) ſind ſehr, ſehr häßlich. Es liegt eine Verachtung darin, die auch der ſchlechteſte Schriftſteller nicht verdient. Man ſoll zwar einen ſchlechten Schriftſteller nicht ſchonen, man ſoll ihn tödten — ſothaner Schaden iſt nicht groß; aber man ſoll ihn hinrichten, nicht zerfetzen. Ein ſolcher gefühlloſer Empfindungslaut iſt auch das sic, das, obzwar eine Conjunction, doch oft in Rezenſionen als Interjection gebraucht wird. Was heißt sic? Wer den großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabſtufungen des sic ſtehen, der kann ſich freilich erklären laſſen, was der Rezenſent in jedem einzelnen Falle unter sic verſtand; wer aber auf dem Rigi eine deutſche Rezenſion lieſt, wie ſoll der ſich helfen? das sic iſt oft räthſelhaft. Alſo keine sics, ſondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutſchen Manne geziemt. Man kann wohl lateiniſch beten, denn der liebe Gott verſteht alle Sprachen, aber lateiniſch kritiſiren ſoll man nicht.

Endlich ſind auch die kritiſchen Motto's zu rügen, die ſybillenartig in Verſen ihre Meinung ſagen. Es gibt nämlich deutſche Tagsblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erſcheinen. Das Motto iſt gleichſam die Aurora, die jeden Morgen und das Blatt verkündet, das der Morgen bringt. Die eigentliche Beſtimmung dieſer Motto's iſt, mit den Aufſätzen, welche zu oberſt im Blatte ſtehen, in Verbindung zu treten. Sie müſſen alſo im Geiſte dieſer Aufſätze gewählt ſeyn. Die Redaktionen aber vergeſſen dieſes oft und erlauben ſich in den Motto's Aufſätze zu kritiſiren. Dieſes mag lobend oder tadelnd geſchehen, ſo iſt es immer zu rügen. Das Motto ſoll nicht wie ein Portier ſeyn, der den Eintretenden grob oder artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt iſt. Der Redakteur darf ſeinen Finger nicht zwiſchen den Baum und die Rinde ſtecken, das heißt: er darf ſich nicht zwiſchen den Leſer und den Mitarbeiter ſtellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaktion mit den Anſichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverſtanden iſt; aber darum darf ſie ſich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, ſie darf ihn nicht als Probierſtein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eigenen Geſinnung darzuthun; ſie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweiſen. Gibt es denn etwas Komiſcheres, als wenn das Motto gerade das Gegentheil ſagt, als der Aufſatz, zu dem es gehört — wenn es gleichſam vorausläuft und den Leſern zuruft: dahinten kommt ein Herr,

der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt So habe ich neulich in einem ſolchen Blatte einen Aufſatz geleſen, deſſen Verfaſſer ſich die undankbare Mühe gab, den Deutſchen über ihren lächerlichen Judenhaß etwas die Wahrheit zu ſagen. Das Motto zu jenem Aufſatze lautete (in Verſen) ungefähr: „Vernichtung nur iſt euer Loos. Frieden iſt euch hienieden nicht beſchieden.“ Wäre ich der Verfaſſer jenes Aufſatzes, hätte ich der Redaktion geſagt: mit dieſem Motto bin ich gar nicht zufrieden und von nun an ſind wir geſchieden. Ein gewiſſenhaftes Motto darf kein Gewiſſen haben; es muß heute demokratiſch, morgen ariſtokratiſch geſinnt ſeyn. Ein weltkluges Motto muß ſich zum Motto wählen: **Vive le roi! Vive la ligue!**

XXII.

Ankündigung der Zeitſchwingen.

(Juli 1819.)

Der Herr Verleger dieſer Blätter, ein erfahrner Mann, lachte ſehr, da ich traurig und beſorgt wegen der verſprochenen Ankündigung der Zeitſchwingen, die voller Anpreiſungen ihrer künftigen guten Eigenſchaften ſeyn mußte, vor ihm erſchien. Weiß es nicht Jedermann, ſagte ich, daß Oliven und Zeitungen nur beim anfänglichen Drucke reines Jungfernöl geben, nachher aber ſchmieriges? So wahr es auch iſt, daß dieſe Blätter einem dringenden Bedürfniſſe unſerer Zeit abhelfen, und ein großes Loch in der Literatur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es verſichere? Jener aber meinte, die Deutſchen wären es noch lange nicht müde, an Verſprechungen zu glauben, und ſie hätten dafür ſchon Wertheres hingegeben, als einige Gulden. Ich ſolle darum ganz kühn verſichern, die Zeitſchwingen würden ſich über Alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Literatur und Kunſt würden auf das Anmuthigſte abgehandelt, und Alles auf das Gründlichſte beſprochen werden.

Auch wären mit allen Hauptörtern Europa's Correſpondenzen eingeleitet, und der neueſten und gewiſſeſten Nachrichten könnten die Leſer verſichert ſeyn.

Auch iſt es vertragsmäßig feſtgeſetzt, daß ich mich ſelbſt loben ſoll. Mir fällt dieſes leichter, als jedem Andern. Ich thue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugenden ſeyn könne, der ſeine Fehler offen eingeſteht? Einige meiner ſchriftſtelleriſchen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich ſie bekenne.

Sechs Monate lang habe ich die ſogenannte Zeitung der freien Stadt Frankfurt (man ſieht, daß es der deutſchen Sprache an keiner Art Biegſamkeit fehlt, und ich davon Gebrauch zu machen verſtehe) theils geſchrieben, theils abgeſchrieben. Aber vor vierzehn Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen, auf die Finger geſchlagen, und mir die Fortſetzung jenes Blattes unterſagt. Nämlich, nicht die Zeitung, ſondern ich wurde unterdrückt. Dieſe wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt, erſtens: weil ich mich als einen geſchmackloſen Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen gezeigt, und zweitens: weil ich dem „gemeinen Weſen“ jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt. Die Leſer der Zeitſchwingen können alſo leicht denken, daß ich, durch dieſen Vorfall zugleich gewitzigt und vom Witze abgeſchreckt, mich künftig eines mäßigen, beſcheidenen und ehrſamen Tones befleißigen werde. Mit dem gemeinen Weſen des deutſchen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich

beſchäftigen, und mich dem Vorbilde eines frommen, polizei-ergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern ſuchen. Ich will zwiſchen freiſinnigen und knechtiſchen, zwiſchen herr-ſchaftlichen und unterthänigen Meinungen die friedliche Mitte halten, und mich nur zu mediatiſirten Anſichten bekennen. Zu mediatiſirten? Dieſes Verhältniß, wird Mancher ſagen, gibt mir immer noch mehr Freiheiten, als gut iſt. Ich ſage es ſelbſt.

Ich werde mich einigem Spaße ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutſchen keinen Spaß verſtehen. Ich habe auf meiner kurzen literariſchen Laufbahn merkwür-dige Erfahrungen darüber gemacht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugeſpitzt; wie werden Dieſe lachen, wie wer-den Jene ſich ärgern, dachte ich. Aber was geſchah? Jene lachten nicht, und dieſe ärgerten ſich nicht; und hatte ich behauptet: zwei mal zwei ſey fünf, ſo ſchalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphirten, ihre eigene Meinung ſo verbreitet zu finden.

Die Zeitſchwingen führten bis jetzt auch noch den Beinamen: des deutſchen Volkes fliegende Blätter. Dieſes Spottnamens geſchieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutſchen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürme hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch beſitzt, werden täglich enger zuſammengeheftet. Die ſchöne ſchweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit ſtarken

Schritten zurück. Ein großer Gelehrter ſtudirte ſeine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer ſagte ſeinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über ſeinem Kopfe brenne, kalt und zerſtreut: „Geh' er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirthſchaft.“ Der denkende Theil des deutſchen Volkes wird ſich bald wieder dem Studiren ergeben — auf dem Bauche liegt er ſchon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgibt, wenn die emſigen Spritzen ihm den warmen Kopf waſchen, wenn Seelenhandelsverträge geſchloſſen und die deutſchen Schaafe an England verkauft werden, um ſie abwechſelnd zu ſcheeren und einzuwollen — ſagt er ganz gelaſſen: „Was geht's mich an? Ich bekümmere mich nicht um Wirthſchafts-Angelegenheiten; das iſt die Sache meiner Regierung.“ Darum fort mit fliegenden Blättern!

Gruß den Leſern!

Die großen Herren lieben es ſehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anſtellen, und ihnen die niedrige Handarbeit überlaſſen; daß wir, hoch über den Wolken, den Lauf der Sterne berechnen, und uns um den Lauf der irdiſchen Dinge nicht bekümmern, daß wir algebraiſche Aufgaben löſen, während ſie den geldbaaren Vortheil einſtreichen. Weil ſie es wünſchen, kann es nichts Gutes ſeyn. Wie ſo viele wohldenkende und verſtändige Menſchen laſſen ſich hierin zum Beſten haben. Die Gewaltigen im

Lande donnern ihnen ſeit dreißig Jahren zu: „ſie möchten ſich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verſtatteten, und unſere lieben Gelehrten werden darauf warm, vertheidigen ihre Grundſätze, und verwickeln ſich um ſo enger in das Netz, das man über ſie hergeworfen. Jene wollen es nicht anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdeſſen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates wurde geprieſen, weil er die Philoſophie vom Himmel herab geholt, und ſo ward er ein Lehrer der Menſchheit. Wenn wir beglücken wollen, müſſen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird geſtillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geſchaffen. Saatkorn für die Nachtwelt, Brod für die Zeitgenoſſen. Nur der gute Heinrich konnte ſich ohne Schwärmerei dem ſchönen Traum von einer europäiſchen Republick und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den ſchönern hatte, von dem ſonntäglichen Huhne im Topfe.

Ueber Grundſätze läßt ſich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verſtand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein Syſtem der Meteorologie läßt ſich ſtreiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn ſie Kälte oder Wärme, Näſſe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menſchenglück verbreiten, dann müſſen wir mehr des Lebens Erſcheinungen als deſſen Regeln beſprechen. Erſt

an todten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt Laßt uns der athmenden Bruſt Erleichterung geben.

Darum ſoll man (ich werde es) öfterer des Volkes Entbehrungen beſprechen, als ſeine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsverfaſſungen, mehr die täglichen Erſcheinungen des Bürgerlebens, wie ſie im häuslichen Kreiſe und auf dem Markte ſich zeigen, als die Grundſätze der Geſetzgebungen und die großen politiſchen Verhältniſſe.

Wie im Familienleben, wie in der ſtündlichen Noth oder Luſt des Menſchen eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung ſich ausſpreche; dieſes ſetze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen ſo aufzuzeigen, daß es dem Verſtande eines Jeden faßlich werde. Das deutſche Volk hat noch zu wenig politiſche Aufklärung. Es kennt den Zuſammenhang nicht zwiſchen einer repräſentativen Verfaſſung und ſeinem Magen. Es ſieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das in dem hundertſten Folgegliede entſtandene Butterbrod in den Mund ſteckt. Man muß es von ſeinen ſinnlichen Wahrnehmungen zu den oberſten Grundſätzen hinauf leiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es ſchmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wiſſenſchaft ſich vom Leben ſchied, und man eine doppelte Sprache für beide Welten

erlernte und gebrauchte; da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, ſo werde ich mich jener ſo viel als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen, als geprieſen werden; Troſt gibt der Himmel, von dem Menſchen erwartet man Beiſtand.

XXIII.

Das Teſtament der Zeitſchwingen.

(September 1819.)

Ein vorſichtiger Zeitungsſchreiber denkt jetzt ſchon auf gute Surrogate, womit er ſeinen Leſern den Morgenthee verſüßen könnte, wenn etwa eine Kontinental=Gedankenſperre dem üblichen Zucker den Eingang verwehren ſollte. Er legt ſich auf ſolide Wiſſenſchaften. Er treibt Aſtronomie, mit Ausſchließung der Kometen, weil dieſe Krieg und Noth bringen; Geographie, mit Ausſchluß der Kurörter, weil dort die Kongreſſe gehalten werden; Algebra, doch ohne **plus** und **minus**, da dieſes zum Finanzweſen gehört; Pſychologie, ohne Hofſeelen=Lehre; Theologie, mit Weglaſſung der heiligen Allianz; Oekonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausſchließlich das gerichtliche Verfahren, welches die Obliegenheit der Beamten iſt; Philoſophie, ohne Einſchränkung; die nützliche Lehre von der Keilſchrift, den Kegelſchnitten, und den Wurzelwörtern der deutſchen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle Ike, nur keine Politik, weil dieſe

allein der Regierung zukömmt. So bald jener Zuſtand der Dinge eintritt, werden die Zeitſchwingen ihre Flügel ſinken laſſen, und den Namen Runkelrüben=Blätter annehmen, welches ich jetzt ſchon verkündige, um alle Kolliſionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieſer Titel iſt ungemein buchhändleriſch und zieht ſtark.

Der Menſch muß klug ſeyn, und ſich lieber in die Zeiten als in ein Gefängniß ſchicken. Es iſt freilich eine betrübte Wahl. Erſt geſtern ſagte ich mit thränenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 ſanft geſtorben, ſtatt daß ich an dieſem Tage erſt geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichskammergerichts=Kopiſt geworden, und hätte ein ſeliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jetzt hoffen darf. Iſt es zu bezweifeln? Hätten nicht erſt meine Urenkel den Urtels=Exekutions=Gipfel der ägyptiſchen Prozeß=Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher mit dem Libellabſchreiben den Grund gelegt, und hätten daher nicht vier Menſchengeſchlechter meine Schriften geleſen, ſtatt daß jetzt ſelten mehr als vier Menſchen ſie leſen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Corrector?

Der Menſch ſoll beſcheiden ſeyn, aber die Sache iſt ſchwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es iſt zu ſpät, die Verführung iſt ſo groß, als die Liederlichkeit; wohin man ſeine Blicke wendet, iſt man von Kupplerinnen und lockenden

Schönen umgeben. Wir haben vom Baume des Erkenntniſſes gekoſtet, und Gutes vom Böſen zu unterſcheiden gelernt. Warum habt ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor Euren Garten geſtellt? Warum habt Ihr uns in Verſuchung geführt? Was ihr jetzt thut, iſt Alles vergebens; Ihr mögt es verſuchen — gelingt es Euch, ſo ſeyd Ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufſicht, Zenſur, gemeinſchaftliche Maaßregeln! Und ich ſollte nicht lachen? Da liegt der Moniteur vor mir, dieſe Rieſenblätter, dieſes Buch der Könige von den neunziger Jahren, auch von der napoleoniſchen Zeit, auch von den Koſaken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geſchenkt — und ſo was verſchenkt man! Fürſten ſollten ihn um Millionen kaufen, und für dieſe einzige Ausgabe mag geſchehen, daß ſie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich leſe darin ſelten, denn es ergreift mich zu ſehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht iſt mir nicht bange. Auch ich bin ein vorſichtiger Runkelrübenmann, der ſich auf ſurrogirende ſolide Wiſſenſchaften legt, wie Ihr gleich ſehen werdet. Mit der Pſychologie beginne ich, eine angenehme Wiſſenſchaft. Sie heißt auf deutſch: Seelenlehre, iſt unſchädlich und zenſurfrei, denn der Miniſter kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unſre arme Seele.

Was ſie leidet, wie ſie gemartert wird in ihrem Hauſe, bis ſie ausgeht, das iſt gar nicht zu beſchreiben. Keine unglücklichere, zänkeriſchere, feindlichere Ehe gibt es, als die zwiſchen dem Körper und der Seele, und ſie iſt unauflöslich! Keine Gemeinſchaft der Güter, nur die der Uebel iſt zwiſchen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verſchuldet, bald wird jener beſtraft, für das, was dieſe beging. Waſſer in einem Gefäß, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und ſchlecht geworden, man nur verſchütten kann durch Zerſchlagen des Gefäßes — das iſt die Seele. Ein Henkerſchwert zerſchlägt den guten Topf verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht iſt unſere Gerechtigkeit! Schwäche der Menſchennatur — es iſt nicht zu ändern; nur ſollte man wiſſen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Läſterung.

Iſt es ſo recht? Ein anderes Mal mehr davon, und pfui Politik!

XXIV.

Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Muſeum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.

Ein Stern iſt untergegangen und das Auge dieſes Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erſt ſpäte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einſt weinend geſchieden. Und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Prieſter iſt geſtorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Erſatz geweſen und uns nun unerſetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat ſeine eiſerne Kraft; der kränkelnde Süden ſeine goldene Sonne; das finſtere Spanien ſeinen Glauben; die darbenden Franzoſen erquickt der ſpendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm beſaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfeſſelte

Rede. Das iſt der Stern, der untergegangen: Der himmliſche Glaube, der in dem Erloſchenen uns geleuchtet. Das iſt die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrſchte, der ſie getragen, wie Alle, die ihm unterthan geweſen. Das iſt das Schwert, das gebrochen: Der Spott in ſcharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das iſt der hohe Prieſter, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er iſt dahin geſchieden und unſere Andacht hat keinen Dolmetſcher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber ſteht geduldig an der Pforte des zwanzigſten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis ſein ſchleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt ſeiner Liebe; er führt ſie unter ein wirthliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geſchmacks, in den Palaſt des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in ſeines Siebenkäs enge Stube, wo die geſchäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiße beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutſche Schüſſeln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechſelt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters ſteigen auf und ſteigen nieder. Nichts iſt dauernd als der Wechſel, nichts beſtändig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre

ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nicht roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend. Der Dichter iſt der Tröſter der Menſchheit; er iſt es, wenn der Himmel ſelbſt ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott ſein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um ſchnöden Botenlohn die himmliſche Botſchaft bringt. So war Jean Paul. Er ſang nicht in den Paläſten der Großen, er ſcherzte nicht mit ſeiner Leier an den Tiſchen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die ſüßen Töne ſeiner Harfe. Mögen wir der ſtolzen Glocke, die an ſeltenen Feſttagen majeſtätiſch ſchallt, unſere Ehrfurcht zollen — unſere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsſchlag unſers Herzens begleitet, die jede Viertelſtunde unſerer Freude nachtönt, und alle unſere Schmerzen, Minute nach Minute von uns, nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Paläſte; in den Häuſern ihre Herren; im Volke die Kameradſchaften; in dieſen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkoſt; der Wanderer ſtaunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preiſen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachſene

Pfade ſuchte er das verſchmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menſchen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, ſie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmſte Dichter, und ſchlotterte ihm nur eine Saite noch auf ſeiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der erſten Liebe beſungen. Jean Paul wartet dieſe heilige Flamme, bis ſie mit dem Tode verliſcht. Bei jeder goldenen Hochzeit iſt er der trauende Prieſter, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod ſie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeſchneite Häuschen eines Dorfſchulmeiſters, die Chriſtnachtfreuden ſeiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen beſingt er die königliche Luſt, auf den Wonne-Inſeln des Lago Maggiore; aber mit leiſern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutſchen Jubelſeniors und die Freuden eines ſchwediſchen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens ſteht er allein. Seltſame, wunderliche Menſchen, die wir ſind! Faſt ſorglicher noch, als unſern Haß, ſuchen wir unſere Liebe zu verbergen, und wir fliehen ſo ängſtlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geſchieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geſchwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort

beſprochen werden, erlogene Aufmerkſamkeit ſchenken! Wir ſcheinen gelaſſen und ſind bewegt, ſcheinen ernſt und ſind weich, ſcheinen wach und ſind von ſüßer Luſt gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unſer Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwiſchen den Blumenbeeten unſerer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantaſie zu den rothen Abendwolken unſrer hinabgeſunkenen Jugend. Wie ängſtlich lauſcheſt du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die ſtillen Seufzer deiner Bruſt vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und ſagt dir leiſe und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgſt deine Freuden, weil ſie dir zu kindlich ſcheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichſt deine Schmerzen, weil ſie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verſtohlene Luſt und ſpricht: „Komm, ſpiele mit mir!“ Er ſchleicht ſich in die Kammer, wo du einſam weineſt, wirſt ſich an dein Herz und ſagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Bruſt, und ſie erwacht, ſteht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur ſeine Lieder, die dein Herz in ſolchen Schlaf und in ſolche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, ſpürt er nach den verborgenen Einöden im menſchlichen Herzen, er ſucht darin die verſteckten Paradieſe auf. Er löſet die Rinde von der verhärteten Bruſt und zeigt den weichen Baſt darunter; und in der Aſche eines

ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er ſeinem Volke wohlgethan, darin war er ſein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutſcher Jüngling, wenn er liebte, zu ſagen wagte: ich liebe dich. Zünftig und beſcheiden wie er war, ſagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, ſeinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerſt wagte, das jedem Deutſchen ſo grauſe Wort Ich auszuſprechen, und wenn die Freiheit nicht darin beſteht, daß man ohne Geſetze lebe, ſondern daß Jeder ſein eigner Geſetzgeber ſey, ſo war es Jean Paul, der für unſere Enkel die Saat der deutſchen Freiheit ausgeſtreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die ſchönſte und erhabenſte Weiſe, wie man dieſes Wort nur deuten mag. Einſt in ſeiner Jugend hatte er folgenden Eid geſchworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer ſchweren es auch ſpreche, und will dich nie verkennen, du magſt wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magſt den Menſchen Frühlinge ſchenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunſch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Er hat den Eid geſchworen und er hat ihn gehalten bis in

den Tod. Doch was iſt Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem Einen ſchenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Prieſter des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem ſie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein ſittlicher Sänger. Nie ſchmückte er häßliche Sünde mit den Blumen ſeiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde ſeiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit ſeinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuſchmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er ſtritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens ſündlich heilloſes Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Troſtbedürftigen zu tröſten und als befruchtender Himmel dürſtende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht geſendet. Er ſoll auch der Richter der Menſchheit ſeyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunſt und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er ſtrafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer ſeinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Rieſe Hochmuth ihm noch ſo keck entgegen, ſeine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch ſich die Schlauheit in ihrer dunkelſten Höhle, er legte Feuer daran, und der

betäubte Betrüger mußte ſich ſelbſt überliefern. Sein Geſchoß war gut, ſein Auge beſſer, ſeine Hand war ſicher. Er übte ſie gern, ſeinen Witz hinter Höfe und hinter Deutſchland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüſtete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüſtungen ſchützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch laſſen wir uns zu keinen Jagdgeſchichtchen verlocken, in dieſer ſehr guten Hegezeit, wo ſchon ſtrafbar gefunden und beſtraft wird, nur die Büchſe von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Chriſtenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und geſungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Beſitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geſchmeichelt. Der Humor iſt keine Gabe des Geiſtes, er iſt eine Gabe des Herzens, er iſt die Tugend ſelbſt, wie ein reichbegabtes Herz ſie lehrend übt, weil es ſie nicht übend lehren darf. Der Humoriſt iſt der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer ſchlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humoriſt löst die Binde von den Füßen des Saturns, ſetzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf

und verkündigt das ſaturnaliſche Feſt, wo der Geiſt das Herz bedient und das Herz den Geiſt verſpottet. Einſt war eine ſchönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnſucht kannte. Das Leben war ein olympiſches Spiel, wo Jeder durfte ſeine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel verſperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias ſeines gefangenen Volkes. Die Klage iſt verſtummt, das Leid iſt geblieben. Denn jene falſchen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir ſeiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken ſich frei, weil ſie mit ihren Ketten raſſeln; kühn, weil ſie in ihrem Gefängniſſe toben, und freimüthig, weil ſie ihre Kerkermeiſter ſchelten. Sie ſpringen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — ſie ſind hier oder dort; aber der Abgrund iſt geblieben; ſie verſtanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung iſt ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Geſichts, ſie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldſtücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wiſſen ſie es nicht ſchicklich zu gebrauchen, und man ſieht ſie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preiſt, die Liebe iſt ſtumm. Nicht preiſen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüſterne Gaſt vergißt über dem Mahle den Wirth, der herzloſe Kunſtfreund den Künſtler über dem Werke. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genoſſenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarſte iſt, der die Wohlthat vergißt, ſich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des ſeligen Geiſtes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unſere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht ſie ſchätzen. Die Schätze, die er hinterlaſſen, ſind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelſteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweiſt; aufgeſpeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die ſpäteſten Enkeln ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung geſcholten, Freigebigkeit als Verſchwendung! Weil er ſo viel Gold beſaß, als Andere Zinn, hat man als Prunkſucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat ſeinen Irrthum verſchuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geſchlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genuſſes; die Fülle wird geordnet; Alles an ſchickliche Orte geſtellt und um jeden Glanz

der Vorhang des Geſchmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überraſcht, dem es die nackten Wände zauberſchnell mit hohen Pfeilerſpiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fäſſer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauſcht ſich im Becher der Freude, theilt unbeſonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er iſt geblendet. Ein ſolcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von ſeinem Volke nicht geerbt. Der Himmel ſchenkte ihm ſeine Gunſt; das Glück ſtürzte gut gelaunt ſein Füllhorn um, und überſchüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er ſah und zeigte ſie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzſtufe, nur von Wenigen erkannt, und die Faſſung der Edelſteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo ſeine Aſche ruhe? Vom Himmel iſt er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unſer Herz iſt ſein Grab. Wollt Ihr hören von den Tagen ſeiner Kindheit, von den Träumen ſeiner Jugend, von ſeinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Guſtav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr ſeine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr ſie. Kein Held, kein Dichter hat von ſeinem Leben ſo treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geiſt iſt entſchwunden,

das Wort iſt geblieben! Er iſt zurückgekehrt in ſeine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in ſeiner Verklärung ſeine traute Erde nicht vergeſſen, nicht ſeine lieben Menſchen, die mit ihm geſpielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

XXV.

Faſtenpredigt über die Eiferſucht.

Das Scharlachfieber füllt im Converſations-Lexicon mehr als ſechs Seiten an, die Eiferſucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menſchlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung und den ſanften Kindertod, wenn die Natur unverſöhnlich iſt. Die Eiferſucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, verſengt, vergiftet, ſie grauſam verfolgt, und die geängſtigte flüchtige Empfindung aus dem verborgenſten, dunkelſten Winkel hervorholt, ſucht vergebens Troſt und Beiſtand, ſie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod und ſelbſt der eigene Wunſch, zu geneſen, bleibt ihr verſagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet und es dem feuchten Menſchen eingehaucht, ward an einen Felſen geſchmiedet, wo ein ſchrecklicher Geier an ſeinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe iſt jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen

mißgönnen, und die Eiferſucht iſt der freſſende Geier, der den Diebſtahl furchtbar rächt.

Die Eiferſucht der Männer muß von der Eiferſucht der Frauen geſondert werden, ſie haben eine gemeinſchaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die ſie beſpülen, ſind ſo unendlich verſchieden, als es ihr Ausfluß iſt, wenn ſie dieſen erreichen und ſich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt ſeine Nebenbuhler nicht, das Weib verabſcheut ſeine Nebenbuhlerinnen. Die Eiferſucht des Mannes iſt ein ſtürmiſches Meer, das Alles überſchwemmt, Alles, was feſt an ihm iſt, niederreißet und verſchlingt, das alle ſeine Tiefen ausfüllt, alle Ströme ſeiner Empfindung aufnimmt und ſeinen Geiſt zerſtört. Die Eiferſucht des Weibes iſt ein ſchmaler, reißender, tückiſcher Strom, der ſeine Tiefe verbirgt und an dem die ſtillen Ufer um ſo ſchärfer und höher hervorragen; ſie erhöht ſeine Empfindungen und ſtärkt ſeinen Geiſt. Der eiferſüchtige Mann iſt ein zorniger Löwe; er iſt edel und nur der Hunger zwingt ihn ſeine Beute zu zerreißen. Das eiferſüchtige Weib iſt eine erboſte Schlange, ſie iſt eitel, und die Lüſternheit allein verführt ſie zum Stechen. Die Erbitterung des eiferſüchtigen Mannes iſt gegen den geliebten Gegenſtand gerichtet, und ſie unterbricht ſeine Liebe; die des eiferſüchtigen Weibes wendet ſich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eiferſucht macht den Mann dumm, lächerlich und ſetzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes

herab; das Weib macht ſie geiſtreicher, liebenswürdiger, und ſie ſteigert die Empfindung des Mannes. Die Eiferſucht iſt ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtſinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuſchneiden: es verletzt oft damit ſelbſt einen geliebten Mann, um ſich an ſeinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verſchmäht dieſes grauſame Mittel, ob es zwar ſelten ſeinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die ſchlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geſtändniſſe zu bringen, oder ſelbſt die nicht beſtehende zu ſchaffen.

Die Freude iſt gleichförmig, weil ſie den ganzen Menſchen ausfüllt. Denn jede Luſt, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens ſie auch einkehrt, iſt nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann ſich weiter führt, um im menſchlichen Herzen, dieſer großen gemeinſchaftlichen Werkſtätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüſſe, ſo verſchieden auch ihre Beſtandtheile ſind, werden, wenn ſie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum iſt die Freude ſo einfach und ohne Wechſel, und daher iſt Entbehren die große Bedingung unſeres Glückes, weil man das geſättigte Herz nüchtern machen muß, um ſeine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz iſt tauſendfältig, denn das auflöſende Herz weiſt ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlaſſen, die er peinigt, und wird in jedem derſelben beſonders empfunden. Doch einen Schmerz

gibt es, der mit der Freude die ſchreckliche Gemeinſchaft hat, daß auch er den ganzen Menſchen ausfüllt und in's Blut des Lebens verwandelt wird — es iſt die Eiferſucht. Wie Muſik eine überirdiſche Luſt iſt, und der Menſch, der ſie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, ſo iſt die Eiferſucht ein unmenſchlicher Schmerz, und die Bruſt, die ſie erfüllt, fühlt die Leiden aller erſchaffenen Dinge. Verſchmähte Liebe iſt Tod. Eiferſucht iſt mehr, ſie iſt die Furcht des Todes.

Frauen verſtehen die Liebe der Männer nicht zu ſchätzen. Weil ſie Alles, worüber ſie ſchalten können, dafür hingeben, glauben ſie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es iſt ihre ewige Täuſchung, daß ihre Liebe größer ſey, denn ſie wähnen zu geben, wenn ſie empfangen. Das Weib lebt nur wenn es liebt, es findet ſich erſt, wenn es ſich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erſt den Platz zu räumen. Aber die Seele des letztern iſt voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenſtand ſeiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle ſeine Sinne, ſeine Entwürfe, ſeine Hoffnungen. Seine Empfindungen ſind Ströme, ſeine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat ſein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun ſeine Liebe verſchmäht oder verrathen, ſo findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er iſt von Allem entblößt. Wohin ſoll ſich der Unglückliche

wenden? Soll er ſeinen Schmerz in den Taumel der Sinne verſenken — die grauſamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er ſich im Thun des Geiſtes zerſtreuen. Aber er hat auch den Geiſt der Geliebten geopfert. Er kann ſich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann ſich nicht verblenden, denn ſeine Augen ſind geſchloſſen. Dem liebenden Jüngling iſt die ganze Menſchheit nur eine Sache. Die Welt iſt ihm leblos und entvölkert, ihre Pulſe ſtocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört, für ihn zu ſchlagen.

Jedes Seelenleid hat ſeine warmen Thränen, die manche ſtechende Eiszacke der Empfindung wegſchmelzen, nur die Eiferſucht hat ſie nicht, und das trockne, verkohlte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat ſeinen Schlummer, der ihn in Vergeſſenheit wiegt, nur der Eiferſüchtige wacht immer, und kein ſchmeichelnder Traum gibt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leiſes körperliches Mißbehagen ſeinen Arzt, und ſchon die üble Laune eines Freundes ihren Tröſter, warum bleibt allein das furchtbarſte aller Uebel ohne Hülfe und Beſchwichtigung? Warum findet der Eiferſüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eiferſüchtigen drohend und verderblich iſt; wo er weilt, da hauſen Schlangen unter den Roſen der geſelligen Freude. Der liebende Mann hat ſein ganzes Daſeyn auf das Herz eines Weibes geſtützt, wankt und bricht nun dieſe Säule unter

ihm, dann ſtürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er iſt, je mehr Tugenden er beſitzt, deſto gewichtiger iſt ſein Fall und deſto gefährlicher wird er Jedem, dem er in ſeinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenſchwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laſter, ja eine ſchlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil dieſe nur ein Glied ſeines Weſens verderben, und die Freundſchaft oder die Achtung in ſeinen übrig gebliebenen geſunden Theilen Erſatz für die erkrankten finden. Wer aber an der Eiferſucht krank liegt, deſſen ganze Natur iſt zerrüttet und, gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinſten Theil der gerechten Foderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachſicht fordern, der ſelbſt Liebe für Keinen hegt, weil er die ganze Summe ſeines Herzens einem einzigen Weſen hingegeben hat? Seine Seele iſt eine Waſſerwüſte; vergebens ſchickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, ſie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Feſtem, Lebendigem bezeuge.

Eiferſucht iſt der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten ſtärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weiſe, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerſtört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenſpeiender Berge blühen üppige Länder. Und gibt es Uebel, die kein Gut begleitet, ſo ſehen wir in der Erinnerung jeder

überſtandenen Noth eine ähnliche Schweſter der Freude. Aber die Eiferſucht iſt eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr iſt das ſchreckliche Nichts. Sie macht nicht ſtark, nicht weiſe, ſie beſſert, ſie reinigt nicht, ſie erwirbt nicht fremde Liebe, ſie befreit nicht von der eignen, und endet ſie, ſo endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieſer Qual, wie traurig iſt ſie! Der Leidende fühlt ſich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresſtrand geworfen; das Leben iſt gerettet, aber das Fahrzeug, das alle ſeine Güter trug, haben die Wellen verſchlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum iſt das zarte, innig fühlende Weib, das einem Manne dieſen furchtbaren Schmerz einflößt, ſo empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menſchen, an dem Himmel und Erde zuſammentreffen. Engel und Teufel vertragen ſich in ihm, wie ſonſt nirgends. Die ſanfteſte, edelmüthigſte Frau beſitzt von der Hölle wenigſtens ein volles Kohlenbecken, und es iſt keine ſo ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieſes in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchſte Würde, da iſt ihre niedrigſte Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, ſo hat es einen Schemel von ſchlechtem Holze unter ſeinen Füßen. Man muß ſie haſſen, damit man ſie ja nicht liebe, ſie verachten, um ſie nicht anzubeten, ſie beherrſchen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe iſt ihre Angel.

die ſie ernährt und ergötzt. Die großen Fiſche tödten, mit den kleinen ſpielen ſie. Es gibt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfiſchchen in einer Waſſerglocke iſt ein erhabener Anblick dagegen. Liebe einzuflößen iſt das unaufhörliche Beſtreben der Weiber. Sie wünſchen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber, gleich Helden, ſuchen ſie nur den Kampf und verſchmähen die Beute. Nicht das Herz, das ſich ihnen ergibt, das widerſtehende achten ſie. Darum hat der Eiferſüchtige kein Mitleid zu erwarten; er iſt abgethan. Der Gleichgültige beſchäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünſche; ſie haben keine Thränen für die Wunden, die ſie ſchlugen, aber ſie küſſen die Hand, die ihnen Wunden ſchlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur, bis der Herbſt gekommen, und Eiferſucht iſt die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird geſpalten, und die ſchönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterſtuben mit dem Holze. Wollt ihr Liebe erwerben, verbergt die eure: wollt ihr euch gegen Eiferſucht ſchützen, erregt ſie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn ſie reißenden Thieren begegnen, werfen ſie ſich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen, ohne ihn zu verletzen, vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag eures Herzens zurück, die Weiber küſſen euch dann, und zerfleiſchen euch nicht.

XXVI.

D i o p t r i k.

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die ſchönſten und ſtolzeſten Leſerinnen der I r i s nicht wiſſen, was D i o p t r i k bedeutet, und genöthigt ſind, der Ueberlegenheit männlicher Einſicht im Stillen zu huldigen. Aus keinem andern Grunde gebrauchte ich das Wort; denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blaſende Herolde und aufgeblaſene Manifeſte vorauszuſchicken, den Krieg, mit einem Schuſſe, zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlſeyn, um den Schlaf, das Herz, die Eßluſt und den Verſtand betrogen, der wird es kindiſch finden, daß ich ſo ſtark tobe, da ſie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einen Beleidigten, wenn er tugendhaft iſt, ſchmerzt weniger die erlittene That als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigenthums liegt mir, ſondern an der allgemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.

Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgiſchen b e ſt- m ö g l i ch ſt e r w ä r m t e n Saal, um die k ö n i g l i ch e n

Transparentgemälde zu ſehen. Ich ſah aber gar nichts, aus den einfachſten optiſchen Gründen; denn die dort aufgeſtellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhniſcher *Dame* ſagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht ſeyn: ſie hatte ihr Kind auf dem Schooße — eine Frau unter einem Hute, der wenigſtens 12,873 Fuß über dem mittelländiſchen Meere erhoben ſeyn mußte, denn er ragte über die *Jungfrau* hinaus, die 12,872 Fuß hoch iſt, ſaß gerade vor mir, und vertheidigte die ſchweizeriſche Freiheit gegen mein Augennetz, worin ich ſie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder ſchwarzen Staar verurſachte, konnte ich nicht unterſcheiden. Aber ich war vollkommen blind, und genöthigt, im Dunkeln anderthalb Stunden lang aus Verzweiflung ſatyriſch zu ſeyn. Ich bedauerte ſehr, daß Weiberköpfe zu den *beweglichen* Gütern gehörten, auf die man, wie auf Fauſtpfänder, nur etwas Weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek zu verſchreiben, das heißt: ein *liegendes* Grundſtück geweſen, dann hätte ich vielleicht noch einen ſchmalen Weg in die Alpenthäler aufgefunden. Aber ſo war gar nicht daran zu denken. Die ſchöne weibliche Himmelskugel bewegte ſich unaufhörlich, und da ich ſtets auf die entgegengeſetzte Seite ausbog, ſo bildeten unſere Köpfe die ſich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhrperpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf

das Kind geſezt, welches die Obſcurantin auf dem Schooße hatte; ich dachte nämlich, ſie würde ſich oft niederbücken es zu liebkoſen. Aber die weibliche Neugierde war größer als die Mutterliebe, und ſie ließ nur ſelten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich ſah alſo nichts von den Schweizergemälden, weder Muttertreue, noch die Stadt Luzern, noch Tell's Kapelle, noch die Petersinſel. Nur als der Mond im Dörfchen Lyß aufging, fielen einige Strahlen deſſelben durch die Zweige der Hutfeder, welches ſchauerlich war. Auch die Jakobfeuer am Brienzerſee gingen mir verloren, und in meinem Verdruß konnte ich den mörderiſchen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anweſenden Weiberhüte darin und brennten! Am meiſten dauerten mich die vielen im Saale befindlichen Kinder unter 10 Jahren, die zwar nur die Hälfte des Eintrittspreiſes zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schauſtücke ſehen konnten, da ſie noch tiefer im Rieſenſchatten der Weiberhüte ſaßen, als wir Erwachſene. So ging ich unbefriedigt nach Hauſe und murrte ſehr über das böſe Geſchick; doch bald mußte ich beſchämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorſehung mit Candide ausrufen: Die Welt iſt doch die beſte, troz ihren dioptriſchen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der ſeit drei Tagen ſo ſteif war, wie der kuhſchnappelſche Kanzleiſtyl, ſich wieder frei bewegen konnte. Der Menuet, den er mit dem Federhute tanzte, hatte ihn wahrſcheinlich flott gemacht. Die Heilung

war gewiß ihren Gulden werth. Da aber nicht jeder, der ſo unglücklich iſt, hinter einem Federhute zu ſitzen, zugleich das Glück hat einen ſteifen Hals zu haben, ſo darf ich dieſem zum Schaden nachfolgende Betrachtungen nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hinderniſſe geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauſpielen entgegenſetzten, und Vorſchläge gemacht, wie dem Uebel abzuhelfen ſey. Der beſte unter den Vorſchlägen war der, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden ſollten. Dieſes hätte allerdings ſeinen Vortheil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläſer ſo zu ſchleifen und zuſammenzuſetzen, daß ſie den männlichen Zuſchauern als Perſpective dienen könnten, ſo wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß ſolche Hüte ſehr gebrechlich ſind, und daß, wenn auch der Anſtoß von Außen vermieden würde, die Bewegung, die ſo ſtark in Weiberköpfen ſtattfindet, dieſelben leicht beſchädigen könnte. Ich habe drei andere Hülfsmittel, die mir beſſer ſcheinen.

Mein erſter Vorſchlag, die Hutfinſterniſſe, welche die Frauen bei Schauſpielen verurſachen, künſtlich zu erhellen, beſteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verſtatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer ſo leichtſinnig ſeyn mögen, ihre Weiber die Komödie, dieſe Turn-, Fecht-, Redner- und Thränenſchule, täglich einige Stunden beſuchen zu laſſen. Lernen auch die guten nichts

Böſes darin, ſo lernen doch die ſchlimmen das Böſe geräuſchlos begehen. In den Londoner Diebs-Erziehungsanſtalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt ſind, die Taſchen zu leeren; ſie müſſen dies zu Stande bringen, ohne zu klingeln. Die Komödie iſt ein ähnliches Inſtitut, worin das Frauenzimmer lernt, ſeine kleinen Spitzbübereien ohne Geklingel auszuführen. Wenn man ſich auch immerhin auf die Treue der Weiber verlaſſen darf, ſo ſoll man doch nie vergeſſen, wie groß ihre reine Liebe zur Wiſſenſchaft iſt, die ſie ohne Einmiſchung alles Eigennutzes beſeelt, und daß ſie, gleich eifrigen Jägern, am Jagen und Tödten ihre Luſt finden, ob ſie zwar das erlegte Wild verſchmähen, es verſchenken oder liegen laſſen. Man ſollte ihnen daher den Beſuch der Schauſpiele höchſtens während der erſten Scenen verſtatten, wo Kammermädchen und Bediente die Zimmer reinigen und ſich über die Herrſchaft luſtig machen, die noch im Bette liegt, oder während des letzten Aktes, wo Alles an den Tag kömmt und auch die Liſtigſte überführt wird. Sie würden auch mit dieſer Einrichtung wahrſcheinlich zufrieden ſeyn, da ihnen beim Theaterbeſuche an der Feſtlichkeit des Kommens und Gehens am meiſten gelegen iſt.

Mein zweiter Vorſchlag iſt: ſie ſollen keine Hüte aufſetzen. Gibt es etwas Größeres als deren Geſchmackloſigkeit? Außer der Kühnheit dieſes zu ſagen, gewiß Nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben ſo viel Eckiges, Geſchnörkeltes,

Buntſcheckiges, Domgewölbtes, kurz Gothiſches, daß man ſie für die ſtärkſten Stützen des häuslichen Feudalweſens und der geſelligen Oberlehnsherrlichkeit der Weiber anſehen kann. Nehmt ſie ihnen und die natürliche Geiſteigenſchaft ſo vieler Männer wird aufhören. Es iſt mit den Geſetzen der Mode wie mit denen des Staates; jene werden für die Häßlichen, wie dieſe für die Ruchloſen gemacht, und die ſchönen Weiber wie die guten Bürger müſſen ſich ihnen, um der Ordnung willen, mit unterwerfen. Anders läßt ſich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Geſicht zu verbergen hat, mit einem ſolchen Regen- und Sonnenſchirme zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß iſt. In einem ſolchen Hute, mit ſeinen Höhen und Tiefen, mit ſeinen Böſchungen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur, ohne Anſtrengung der Einbildungskraft, ſämmtliche Theile einer Feſtung, Graben, Wälle, Paliſſaden, Baſtionen, Courtinen und Schießſcharten wahrnehmen. Und ſo angeſehen, gereichen große Hüte den Köpfen, die ſie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Feſtungswerke bekanntlich eine große Beſatzung erfordern, ſo ſetzen jene dieſe voraus. Aber Männer ſetzen ſie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hute iſt gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz iſt ein heiliges Jericho im gelobten Lande, deſſen Mauern vom Schalle einſtürzen. Darum liebt auch eine taube Frau niemals, ob zwar ein tauber Mann, ſo wie ein ſtummer Mann keine Liebe einflößt, eine ſtumme Frau

aber um ſo leichter. Wie iſt es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieſes vom hohen Hute geſchützt wird? Deſertirte nicht manchmal eine Locke aus der Hutfeſtung und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Oeffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, ſo würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojaniſcher Krieg und die ſchöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorſchlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauſpiele ihre Hüte an die Wand hängten und mit großen Buchſtaben, etwa transparent in Brillantfeuer, ihre Namen darunter ſetzen ließen. Da man den Putz nur trägt, ihn ſehen und ſich beneiden zu laſſen, ſo reichte ja ſchon hin, daß man die Beſitzerin deſſelben erführe. Ja die Weiber könnten oft gar zu Hauſe bleiben und nur ihre Hüte in's Theater ſchicken.

XXVII.

Honeſtus.

(1824.)

Oscar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Malerkunſt. Oscar war immer fröhlich, denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Laſters, doch nie beſchmutzte er ſein Herz, und dann geſchah, daß er den Verworfenen auf eine kurze Stunde den Schmerz und die Luſt der Reue wieder gab, und über dämmernde Wangen flammte das düſtere Abendroth der Tugend noch einmal auf. Oft ſtürmte Oscar zu ſeinen Freunden, und rief: Kommt, Brüder! laßt uns trinken! Sie eilten in ein Zechhaus: duftende Speiſen, köſtliche Weine wurden aufgetragen; aber Oscar genoß mäßig aus der Schüſſel, und nippte nur am Glaſe — der Becher ſeines Lebens war mit glühendem, ſchäumendem Blute bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegoſſen machte ihn überſtrömen. Eines Tages eilte Oscar zur italieniſchen Oper, Mozarts Don Giovanni zu ſehen. Das Haus war noch geſchloſſen, und die wartende Menge war groß. Oscar miſchte ſich in das Gedränge und zog einen Thaler aus der Taſche, um, wenn die Kaſſe

geöffnet würde, gleich bereit zu ſeyn. Es ſtieß ihn einer an, das Geldſtück entfiel ſeinen Händen, und rollte weit über die Gaſſe weg. Er ſuchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran und überreichte ihm das verlorene Geldſtück. — Behaltet es, ehrlicher Alter — ſprach Oscar — für eure Mühe. — Meine Mühe war klein, erwiederte dieſer; es iſt zu viel. — Nicht für mich, erwiederte Oscar. — Doch er war nicht reich, und ſchnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umſtehenden über der Liſt ſeines Herzens ertappe. Oscar wohnte in einem weit entfernten Theile der Stadt, und mit ſtarken Schritten kehrte er nach Hauſe zurück. Als er dort ankam, ſah er den alten Bettler vor der Thüre ſtehen, der ihm entgegen rief: Ihr ſeyd ſehr ſchnell, junger Herr! — Und Ihr noch ſchneller! erwiederte Oscar. — Was mich betrifft, ſprach der Alte lachend, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren. — Oscar ſah ihn verwundert an ... doch — ſagte er — wohl bekomm euch, Alter, die Bequemlichkeit! Er wollte in ſein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. — Ihr müßt nicht ſo ſchnell von mir eilen, Ihr dürft nicht ſchlimm von mir denken, daß ich mir von eurer Wohlthat habe etwas zu Gute gethan. Glaubt Ihr, betteln ſey leicht? Verſucht es einmal. Geben iſt ſchwer, nehmen iſt noch ſchwerer, aber am ſchwerſten iſt fordern. Oft wenn ich einen reichen Lüſtling, dem ich mit dieſer Krücke den hohlen Schädel einſchlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich,

welch' eine ſaure Mühe das Betteln iſt! Geſtern ſah ich in der Abenddämmerung einen Mann, in ſeinen Mantel gehüllt, aus dem Hauſe eines ehrlichen Bürgers kommen, deſſen Tochter er verführt. **N'oubliez — pas le garçon!** flüſterte ich ihm zu, und ſtreckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Böſewicht lachte, und gab mir ein Goldſtück. Ach, das Betteln iſt ſchwer! Wie manchmal habe ich mir ſchon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit iſt eine verführeriſche Gebieterin; auch die Qual des Kerkers vermag ſie in verzärtelnde Luſt umzuwandeln.

Oscar ſtand mit verſchränkten Armen vor dem Bettler. — Ihr ſprecht ſehr klug, Alter; Ihr habt euch gut geübt. Nun, ſchlaft wohl! — Nein, junger Herr, Ihr ſollt noch nicht gehen. Ihr habt euch einen Zeitvertreib machen wollen, und habt euer Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend iſt lang, kommt mit mir; ich will euch ſchöne Geſchichten erzählen. Seht Ihr dort das Haus mit dem Schilde: **au gagne petit?** Dort wohne ich. — Ich ſehe das Schild, ſprach Oscar, aber nicht, was Ihr im Schilde führt! — Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht ſelbſt, wie alt und ſchwach ich bin? — Weil Ihr alt und ſchwach ſeyd, darum fürchte ich euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen. — Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an ſein Haus, deſſen Thüre ſich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie

ſtiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oscar ſah ſich mit Verwunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfniſſen wohlhabender Leute verſehen war. — Sie haben es gut, armer Herr, ſagte Oscar. — So, ſo! erwiederte der Bettler. Aber nichts geſtohlen, alles ehrlich zuſammengebettelt, und nebenbei — ſetzte er leiſe und lächelnd hinzu — zaubere ich auch etwas. — Wahrhaftig? fragte Oscar lachend. Ei, laßt mich doch von euren Zauberkünſten Einiges ſehen. — Iſt es euer Ernſt, junger Herr? Wollt Ihr Beweiſe? Traut Ihr euren Sinnen? Nein! rief der Jüngling mit Haſt. Ich traue meinen Sinnen nicht, ſie betrügen, denn ſie werden betrogen. ſucht euch einen Andern für eure Gaukelkünſte! — Nun, nun, ſeyd nur nicht gleich ſo wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken. — Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaſchen Wein zurück. — Ihr habt es gut vor, Alter! ſprach Oscar. — Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie ſind alle für euch, und vielleicht reichen ſie nicht; doch ich habe noch mehr. — Der Alte ſchenkte ein. Oscar's Blicke waren feſt gebannt auf das Glas. Wie geſchmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen perlte, blinkte und lockte ein ſchönes Mädchenauge. Oscar leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer raſcher trank Oscar, immer ſchneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut ſtürzte wüthend durch die Adern, ſein Herz pochte laut, ſeine Lippen bebten. —

„Graukopf, dein Wein iſt gut!“ Nicht wahr, mein Bübchen? Er iſt am Indus gekocht, und ich habe noch beſſern. Her damit, luſtiger Krüppel! — Geduld noch ein Weilchen, ich will dir erſt meine ſchönen Sachen zeigen. —

Ein Vorhang rauſchte empor, und über den taumelnden Oscar wölbte ſich ein kryſtallener Saal, der im Wiederſchein tauſend unſichtbarer Kerzen leuchtete. Was der dunkele Schoos der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menſchen kunſtreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelſteine bedeckten den Boden; tauſend Kleinodien und Gefäße ſtanden umher; an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitſcherten und ſangen, und hüpften auf goldenen Stäben hin und her. Oscar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz ſeine dürſtenden Blicke an, bald ſenkten ſich die trunkenen müde zur Erde hinab. Da rief eine heiſere Stimme: nimm mich, nimm mich. Oscar ſah hin, und gewahrte einen Staar, von deſſen Halſe an einem ſeidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhing. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin ſchmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderſtehlicher Gewalt zog dieſes Kleinod Oscar's Blicke an. Nimm mich! Nimm mich! rief der Staar! Alter! ſprach Oscar, dieſes Dreieck müßt Ihr mir geben. — Ihr ſeyd nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche. — Guter Alter, laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja ſo viel. — Nein, Herr, wählt euch

was Ihr wollt, nur dieſes nicht. — Nimm mich! nimm mich! rief immer heiſerer der Staar. Oscar ſtreckte ſeine Hand nach dem Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oscar ſtieß ihn zurück; der Alte hob drohend ſeine Krücke auf. Der Jüngling ſtürzte den Greis zu Boden, der mit ſeiner letzten Krafft ſich ſträubte. Nimm mich! nimm mich! friſch der Staar. Da ziſchte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oscar's Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn, und ſtieß ihn dem Alten in die Bruſt, der ohne Laut leblos zu Boden ſank. Nimm mich! nimm mich! rief der Staar ſchneller und ſchneller. Oscar löſte das Dreieck vom Bande und ſuchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: Nimm mich auch! nimm mich auch! Oscar ſah zurück, und begegnete den gebrochenen Augen des Greiſes. Da rieſelte Entſetzen von den Gliedern des Jünglings; Todesbläſſe bedeckte ihn, ſeine Knie ſchlotterten und brachen zuſammen. Mörder! Mörder! heulten tauſend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oscar; er zog den Dolch aus der Bruſt des Todten und zückte nach ſeinem eigenen Herzen. Er fühlte ſeinen Arm zurückgehalten. Der Greis ſtand vor ihm, aber ohne Krücken. Ein ſchneeweißes Gewand floß von ſeinen Schultern, ein langer Bart wallte über ſeine Bruſt herab! — Oscar! ſprach er lächelnd, deinen Sinnen wollteſt du nicht trauen, doch deinem Herzen trauteſt du wohl? Edler Jüngling, du haſt dich berauſcht, du haſt geraubt, du haſt

gemordet — glaubſt du nun, daß ich zaubern kann? — Oscar, von Beſchämung und Ehrfurcht niedergedrückt, ſank zu den Füßen des Alten. — Vergib, mein Vater! — Stehe auf, mein Sohn! du haſt nichts begangen; nur im Traume warſt du ein Miſſethäter. — O mein Vater, zaubere dieſen Glanz vor meinen Blicken weg, der mir die ſchauerlichen Abgründe meines Herzens zeigte! — Der Alte winkte, der Saal verſchwand, und Oscar ſah ſich wieder im freundlichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn verführt, lag vor ſeinen Augen auf dem Tiſche. — Bann auch dieſes weg! flehte Oscar. — Der Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte ſich in einen Blumenſtrauß. Der Diamant ward zur Lilie, der Saphir zum Veilchen, der Rubin zur Tulpe. — Nimm dieſe Blumen, Oscar, ſprach der Greis. Unſchuld iſt die Lilie, Demuth das Veilchen, Geſundheit die Tulpe. Warte die Tulpe nur; ſo lange ſie blüht, blühen auch die andern. Geſundheit iſt das Gefäß jeder Tugend; mangelt dir dieſes, kannſt du keine faſſen. Erfahre jetzt, mein Sohn, wer ich bin. Geiſter, die mich begreifen, nennen mich den Zauberer Honeſtus; gewöhnlichen Menſchen bin ich auch ein gewöhnlicher Menſch. Schon zweitauſend Jahre wandle ich über der Erde und ſuche die Tugend. Ich habe ſie oft gefunden, aber weit von ihr das Glück. Und das ſchmerzte mich in der tiefſten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechtern, welche die Tugend eine Bettlerin ſchalten. Da wurdeſt du unter einem ſchönen Geſtirne geboren, und ich wachte

über deine Tage und deine Wege. Du biſt gut, Oscar, und du biſt froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann dir nicht mehr verleihen; aber kleiden will ich deine Tugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert und die Spötter gedemüthigt werden. Nimm dieſe Pergamente, Oscar. Weisheit ſteht auf dem einen geſchrieben, Reichthum auf dem andern, Macht auf dem dritten. Eines darfſt du wählen; die übrigen wirf von dir. — Oscar's luſtzitternde Hand faßte die Pergamente und das Herz ſchwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei ſchalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerſt hervor, und ſchon zuckte ſeine Hand, die andern Pergamente wegzuwerfen, da hielt ihn der gute Geiſt zurück, und er beſann ſich. — Iſt Weisheit begehren nicht auch eine Habſucht, die an Sättigung ſtirbt, oder an Hunger kränkelt? Wird ſie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir mehr geworden, als Andern, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo Andere Blumengärten ſahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde noch enger machen? Soll ich die Zahl derer, die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht ſchon einſam genug? Nein! Weisheit iſt ein tückiſches Geſchenk erzürnter Götter. Fort von mir! Oscar warf die Weisheit von ſich weg. Honeſtus drückte gerührt den Jüngling an ſeine Bruſt, und ſprach zu ihm: den ſchwerſten Kampf haſt du beſtanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für

deine Wahl. — Jetzt nahm Oscar den Reichthum, lächelte und ließ ihn gelaſſen zu ſeinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. Eine Welt beherrſchen! Millionen Menſchen beglücken! Millionen Herzen ſich gewinnen! Die Guten belohnen, die Böſen züchtigen! Ja, ſchön iſt die Macht, ſchön wie eine Roſe. Doch ihre Dornen! Und unter der Roſe lauſcht die Schlange Schmeichelei. Wer noch hat den Scepter geführt? er führt die Hand. Ich vermag nicht beſſer zu ſeyn, als Andere; nur eins vermag ich mehr — die Krone verſchmähen ... und Oscar warf die Krone weg. — Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunſch. Der Greis ſprach ſtreng und ernſt zum Jüngling: wie, Oscar? Biſt du glücklich, daß du es biſt? Biſt du zufrieden, daß du Nichts wünſcheſt? Iſt Oscar allein auf dieſer Erde? — der Jüngling erröthete. Und ſie kamen Alle herbei, die ſeinem Herzen theuer waren. Sein Vater und ſeine Mutter zuerſt, dann Bruder und Schweſter, dann die Freundin, dann der Freund; zu dieſem geſellte ſich ein Anderer, und noch Einer. Und immer größer war die Schaar, und immer höher ſchwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward ſeine Bruſt, bis ſie die ganze Menſchheit umſchloß. — Was wählſt du für Andere? fragte Honeſtus. — O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach' alle Menſchen glücklich! Honeſtus lächelte. Was du begehrſt, Oscar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich. — Oscar ſank zu den Füßen des Greiſes,

und hob flehend ſeine Hände auf. So mache ſie tugendhaft, daß ſie glücklich werden! Mache die Menſchen alle gut, mache ſie alle glücklich! — Honeſtus erbleichte und ſprach mit leiſer, bebender Stimme: fordere das nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht verſagen, doch fordere es nicht! Sünde iſt Fäulniß und Fäulniß iſt die Quelle des Lebens. — Aber Oscar, im Rauſche ſeiner Menſchenliebe, vernahm die Worte des Greiſes nicht. Er umklammerte ſeine Knie und flehte unter heißen Thränen: o mächtiger Vater, gib den Menſchen die Tugend, gib ihnen das Glück. — Fordere es dreimal, Oscar! — Und dreimal wiederholte der Jüngling ſeine Bitte. — Es ſey! Bald ſchlägt die Stunde der Mitternacht: in dieſe Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oscar!

Die Mitternachtsſtunde ſchlug. Honeſtus ſtreckte ſeinen Zauberſtab nach Oſt und Weſt und Nord und Süd, und ſprach geheimnißvolle Worte. Von dem Himmel herab ſäuſelten ſüße Harfentöne; von der Erde herauf ſchallte ein gräßliches Gelächter. Oscar, zwiſchen Entzücken und Entſetzen geklemmt, fragte: woher das fürchterliche Lachen? — Still, mein Sohn! erwiederte der Greis mit leiſer Stimme, das iſt der Geiſt der Schadenfreude, reiz ihn nicht. Ueber dieſen habe ich keine Gewalt. Komm in's Freie, daß wir unſer Werk betrachten. — Sie traten hinaus; es war eine ſtille feierliche Nacht, und Oscar trug den frommen Blick

zum geſtirnten Himmel empor. Gerührt ſprach der Greis: labe dich noch einmal an dieſer ſüßen Nacht; ſie iſt die letzte dieſer Erde. Nacht iſt Sünde, und die Sonne wird nie mehr untergehen. — Sie kamen in eine düſtere Gaſſe, und ſahen eine Leiter an einem Hauſe gelehnt und einen Mann hinaufſteigen, der ſich ſchüchtern umſah. Läßeſt du es geſchehen? fragte Oscar, vielleicht mordet er den ſorgloſen Schläfer. — Sey ruhig, mein Sohn. Der Diebſtahl war ſchon vollbracht, die Mitternachtsſtunde gab dem Böſewicht die Tugend zurück, und er bringt das geſtohlene Gut wieder hinauf. — Honeſtus ging mit dem frohen Jüngling weiter; überall eindringend, Alles ſehend, nirgends ſichtbar. — Welche Stimmen ſind es, die dort weinen in jenem großen Gebäude? — Es ſind Räuber und Mörder im Gefängniſſe; ſie beten. — Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein ſchönes Weib lag mit aufgelöſten Haaren auf den Knieen vor der Wiege ihres Kindes, und küßte das ſchlummernde Kind und weinte über ihm. Unter der Thüre ſtand ein Mann, der ſtreckte erröthend ſeine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen. — Wer ſind dieſe, Honeſtus? — Dort der Mann iſt der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib ſeines Freundes gerufen. Mein Zauberſtab war ſchnell; die Reue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das ſie am Vater begangen, und der Verführer ſcheidet weinend von der ſchönen Sünde. — Sie

kamen auf einen großen Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häuſern ſtürzten Tauſende von Menſchen; und Soldaten eilten herbei, Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten, Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt und Waffengetöſe, Geſchrei und Verwirrung überall. — Was iſt geſchehen? fragte Oscar. — Die aus den Häuſern dort kamen, das ſind Spieler, Gauner, Liederliche und Späher, die der Zauber der Tugend aus ihrer Verborgenheit geſcheucht; und die Macht, der Tugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Schaaren ausgeſendet, dem Uebermuthe zu begegnen.

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren raſſelte über die Gaſſe, kein Bauer ſchrie, kein Hammerſchlag ertönte, und der Markt blieb leer. — Warum dieſe Stille, Honeſtus? — Die Menſchen haben keine falſchen Begierden mehr, ſie ſind genügſam und ruhen. Vor dem Hauſe eines Bäckers ſtanden jammernde Menſchen, die vergebens um Geld Brod verlangten. Das Brod war all ſchon unentgeldlich an Nothleidende vertheilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — Wer ſind dieſe Unglücklichen, Honeſtus? — Das ſind Spione, die lieber Hunger ſtarben, als ſich länger mit Schande füttern wollten. — Sie kamen vor den Palaſt des Königs, der nicht bewacht war. Der König fürchtete keinen mehr, ſeit ihn keiner mehr fürchtete. Sie traten in den Vorſaal, wo ſich die Höflinge verſammelten, und ſie ſahen naſſe Augen.

Ein Greis warf ſich jammernd zu den Füßen eines Jünglings und ſprach: vergib mir, ich habe dich verläumdet! Sie traten in den Königsſaal. Der König ſaß auf ſeinem Throne, und ein Weib ſtürzte kreiſchend durch die Menge, warf ſich nieder und rief: halte dein Schwert zurück, er iſt unſchuldig! Und des Königs Vertrauter erbleichte und ſprach: ich auch, o Herr, habe dich betrogen. Und der König ſtieg weinend von ſeinem Throne herab.

Honeſtus und der erſchütterte Oscar eilten aus dem Palaſte. Sie gingen den Strom entlang; da ſtießen ſie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oscar wandte ſein bleiches Antlitz weg. Die Unglückliche! ſprach Honeſtus. Die geflüchtete Nacht hat ihre Unſchuld geraubt, und verzweifelt über den Verluſt ihrer ſchönſten Habe ſuchte ſie den Tod in den Wellen. — Sie kamen zur Brücke. Dort ſtand ein hoher, bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Fluth. Und er war ſo jammervoll; doch ſein Auge war trocken. Oscar fühlte ſich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. — Wer iſt dieſer Jüngling, mein Vater? — Fort, fort! ſchrie Honeſtus mit der Stimme des Entſetzens, und weine, Oscar, daß du ein Menſch geworden! — O weile, mein Vater; ſprich, wer iſt dieſer leidende Jüngling? Tritt näher, Oscar! Sieh dieſe Wangen, wie bleich ſie ſind! Einſt hatte er ſie purpurroth, und ſie wurden nur blaß, wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh dieſe Arme, wie mager und ſchlaff ſie ſind! Einſt waren ſie ſtark

und geſtählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieſes ausgebrannte Auge hinab! Einſt leuchtete es, vom Himmel ſelbſt angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach er war ſo feſt und gut; aber wer iſt dem Verführer zu feſt und zu gut? Die ſchlauen Werber der Macht kamen hinter ihn, ihn zu verderben. Was im ſchuldloſen Spiele Schädliches, was im Weine Betäubendes, was in der Liebe Giftiges iſt, miſchten ſie in ſeine geſunde Seele. Da gab er ſich hin um ſchnödes Gold und um ſchnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtſinn, von Leichtſinn zur Falſchheit, von Falſchheit zu Verbrechen. Dieſes Ohr, ſonſt nur der Stimme der Tugend geöffnet, ſchlich diebiſch umher, ein unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieſes Auge, ſonſt nur Liebesblicke wechſelnd, ſuchte die dunkeln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorgloſen. Dieſe Zunge, die ſonſt nur Liebe und Freundſchaft ſang, ward eine Natter und ſtach. Da verrieth er den treuen Freund, der geſtern auf dem Blutgerüſte ſtarb. Des Bethörten letzten Kuß empfing der Verräther, und: räche mich! liſpelte der Verurtheilte ihm in's Ohr. Der Teufel ſah ihm hohnlächelnd nach und ſchwelgte am Abende vom Lohne ſeiner Sünde. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oscar, deiner Bitte geſchenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer ... ich räche dich! ſchrie er in Verzweiflung und ſtürzte zur Brücke. Seit Mitternacht ſucht der Jammervolle

den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden und ſucht ihn wieder. — Der blaſſe Jüngling ſah jetzt ſtarrer hinab in die Fluth. — Halt ihn zurück, Honeſtus, rief der ſchaudernde Oscar; es iſt zu fürchterlich, mit ſolcher Schuld vor den Richter zu treten. — Oscar! ſprach der Zauberer, hier endet meine Macht. Die Sünde iſt von ihm gewichen, die Reue iſt zu ihm gekommen; was er verſchuldet, will er büßen. — Oscar ſtürzte jammernd vor dem Zauberer nieder. So gib ihm die Sünde zurück und nimm ihm die Reue! Gib den Menſchen allen ihre Begierden wieder! Gib ihnen ihre Laſter zurück! Gib allen Menſchen alle ihre Sünden wieder!

— Er erwachte . . . ſie hatten ſie wieder.

XXVIII.

Die Freiheit der Preſſe in Baiern.

(1818.)

In dem Gange der Natur und der Geſchichte iſt nicht zu unterſcheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel ſey; Alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu ſich ſelbſt zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menſchengeſchlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geiſt der Zeit. Die unſere iſt bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft anders zu geſtalten, und ſie ſtrebt vor Allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrſchers dadurch zu ſichern, daß ſie die Fürſten der berathenden und geſetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widerſetzt ſich vergebens dem ſtarken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung, die unbeſiegbar iſt, und welcher das ſtehende Heer der Regierungsgedanken früher oder ſpäter unterliegen muß.

Alleinherrſchaft kann nur beſtehen, ſo lange das Volk in Stände zerfällt, welche in einer unwandelbaren Ordnung

über einander gebaut, die feſten Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Dieſe dauern nur ſo lange, als Familien und Körperſchaften ſich an Macht und Reichthum einander überragen und Macht und Reichthum, ſey es als erworbener oder als ererbter Beſitz, folgen allein der Geiſtesthätigkeit. Sobald, wie in unſerer Zeit, die Bildung des Geiſtes ſich durch die ganze Geſellſchaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Anſprüche auf den Genuß des Lebens höher und allgemeiner geworden ſind — und ein Wunſch iſt ſchon der halbe Beſitz — ſobald eine ſolche Gleichheit eingetreten iſt; da kann auch die Vorherrſchaft irgend eines Standes nicht länger mehr beſtehen und nur mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das iſt der Geiſt des Mißbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten, aber zu achten iſt. Ihn abläugnen, bedrohen oder ſchelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und verſöhnen. Das Mittel hierzu iſt einfach und alleinig.

Reichthum und Macht ſind beſchränkt in ihrem Maße; es kann nicht Jeder Alles haben; das erkennt auch der einfältigſte und eigenſüchtigſte Menſch. Aber es bedarf auch nicht des Beſitzes eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beſchwichtigen, ſondern nur der ungehinderten Freiheit, darnach zu ſtreben. Es iſt eine große Lehre der Regierungskunſt der Menſchen: hoffnungsloſe Bürger ſind gefährlich, denn ſie ſind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit, welche Throne erſchütterten, hatten wie Erdbeben in

ſtarken Trieben und Kräften ihren Urſprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen ſie eingeſchloſſen waren, ſich zu befreien ſuchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft, daß Jeder wie ein Baum feſtgewurzelt ſtand, von Geſchlecht zu Geſchlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen, und auf der Stelle, wo er zur Welt kam, auch ſein Grab finden ſollte. Dem Adlergeiſte wurden die Flügel beſchnitten, daß er ſich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringſchätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng: nur immer Einer konnte nach dem Preiſe des Zieles rennen, der zufällig vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunſch nach Veränderung des Beſitzes der Lebensgüter mußte alle beſeelen, ſobald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen hatten, die Erfüllung dieſes Wunſches ſich als möglich zeigte.

Um die Fürſten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiſte des Mißvergnügens und der Habſucht entſpringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menſchen die lang verſchloſſene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geiſteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieſes kann nur geſchehen durch Gewährung der Redefreiheit der mündlichen in volksvertretenden Verſammlungen und der ſchriftlichen durch die Preſſe. Auf dieſe Weiſe bildet ſich eine

ſittliche Demokratie, wodurch die Entſtehung der ſo ge- fährlichen, unheilbringenden, numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält Viele ab, dieſe Abſicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingeſtehen, während die Sünder, weil ſie ſolche ſind, heucheln müſſen.

Die öffentliche Meinung iſt der beſtehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um ſo nöthiger. Die öffentliche Meinung iſt ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, ſo lange ſteigt, bis er ſchäumend über ſeine Schranken ſtürzt, das Land über- ſchwemmt und Alles mit ſich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben iſt, da zertheilt er ſich in tauſend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land ſtrömend, es bewäſſern und befruchten. Die Re- gierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die ſie verbreiten, ihnen läſtig ſind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuſchließen, um nicht geſehen zu werden. Fruchtloſes Bemühen! Wo das leben- dige Wort gefürchtet wird, da bringt auch deſſen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geiſter der ermordeten Gedanken ängſtigen den argwöhniſchen Verfolger, der ſie erſchlug, nicht minder, als dieſe ſelbſt im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, deſſen Wellen die Tagesſchriften ſind, iſt der deutſche Rubikon, an welchem die Herrſchſucht weilen und ſinnen mag, ob ſie ihn überſchreiten,

und das theure Vaterland und mit ihm die Welt in blu=tige Verwirrung bringen, oder ob ſie ſich ſelbſt beſiegen und abſtehen ſoll. Cäſars Schatten zeigt warnend nach der Bildſäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutſchen Bundesfürſten, man weiß es, ſind jetzt ernſt darauf bedacht, ein gemeinſchaftliches Preß=geſetz für alle deutſche Staaten auszuſinnen. Der Tag, der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeſchichte ſeyn, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr geſagt, oder ob der, wegen ſeiner Blutſchuld wild umhergetriebene Geiſt endlich, um der Tugenden ſeiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe ſeiner Aſche fand.

Gleichförmig ſoll dieſes Geſetz ſeyn, und das iſt wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker ſich be=freunden, ſo lange ihre Köpfe auseinander ſtehen? Zur Erhebung gehört eine Geiſteskraft, welche die Gunſt der blinden Natur vertheilt; aber die Tugend der Herablaſſung vermag ſich jeder anzueignen. Oeſtreich und Weimar, Wür=temberg und Baiern, Naſſau und Frankfurt haben verſchieden geſtaltete Preßgeſetze. Dieſe ſollen alle in dem Bette des Procuſtes ſich gleich gemacht werden. Welche Art der Ein=richtung man hierbei für die ſchmerzlichſte achte, ob die Ver=kürzung oder die Ausdehnung, dieſes hat Baiern kund ge=than, indem es in ſeinem neuen Preßgeſetze nur Schutz gegen die Gefahr der Verſtümmelung geſucht hat.

Man kann ſich die traurige Betrachtung nicht aus dem

Sinne ſchlagen, daß Baiern wohl unterrichtet geweſen ſeyn müſſe von den ſchon im Stillen gereiſten Beſchlüſſen, welche die Bundesverſammlung über die Freiheit der Preſſe faſſen werde, und daß es in ſeine eigene Geſetzgebung Nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorſtehenden allgemeinen Anordnung im Widerſpruche stünde. Darum eile Jeder, der ſein Vaterland liebt, auszuſprechen, was er für die Freiheit der Preſſe wünſcht und fürchtet. In wenigen Wochen iſt vielleicht jede Klage ſtraffällig und fruchtlos. Wir müſſen denken, es ſtünde unſerem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten ſchnell, ehe die Thore geſchloſſen werden, noch einmal im freien Felde friſche Luft einathmen.

Das bairiſche Edikt über die Freiheit der Preſſe verläugnet ſtandhaft ſeinen eigenen Namen; denn von Freiheit iſt darin nirgends, ſondern überall nur von Beſchränkung die Rede. Es iſt, was in der würtembergiſchen Verordnung geſchehen, durchaus nicht beſtimmt worden, wie und über welche Gegenſtände man frei ſeine Meinung äußern dürfe, ſo daß es ganz der Willkühr überlaſſen bleibt, abzuurtheilen, was in einer Schrift Erlaubtes oder Verbotenes enthalten ſey. Die für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit kann nicht als eine ernſte Huldigung unſerer Zeit angeſehen werden, denn dieſe hat, Oeſtreich ausgenommen, ſchon früher in ganz Deutſchland beſtanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts ſchwebt etwas Schwüles, das uns ängſtlich macht, nämlich die Bemerkung: daß Verfaſſer,

Buchhändler und Drucker, ihre Schriften keiner Zenſur zu unterwerfen hätten, „wenn ſie nicht allenfalls bei koſtbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, ſelbſt darum nachſuchen wollen.“ Es iſt ſo leicht furchtſame Menſchen zu ängſtigen, daß ſolche Einladungen zu einer freiwilligen Zenſur von Erfolg ſeyn müſſen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche, den Ruhm und den Eifer des Schriftſtellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf dieſe Art könnte eine freiwillige Sklaverei der Preſſe herbeigeführt werden, die, weil ſie verdient, um ſo verderblicher wäre. Iſt endlich dieſe für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Leſebibliothek=Inhaber und Vorſteher der Leſe=Inſtitute, bei einer großen Geldſtrafe verpflichtet ſind, ihre Kataloge der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufſicht ſie im Allgemeinen geſetzt ſind, zu übergeben, welches nur eine Zenſur unter einer andern Form iſt? Die Vorſchrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufſicht untergeordnet ſind, iſt an Strenge ohne Beiſpiel in Deutſchland.

Und ſelbſt von dieſer trügeriſchen Freiheit ſind alle politiſche Zeitungen und periodiſche Schriften politiſchen oder ſtatiſtiſchen Inhalts ausgenommen. Dieſe ſollen einer dafür angeordneten Zenſur unterworfen bleiben.

Wenn die Zenſur der Zeitſchriften ſich darauf beſchränkte, nur ſolche Aeußerungen zu unterdrücken, die, würden ſie

verbreitet, den Verfaſſer nach dem Geſetze ſtrafbar machten, dann wäre ſie vielleicht zu dulden. Aber ſie begnügt ſich damit nicht, ſie ſchreitet Stunden lang vor dem Geſetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Alſo iſt ſie verdammlich, denn ſie verbietet, was, iſt es einmal geſchehen, die Geſetze nicht beſtrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben iſt, da beraubt ſich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmißbräuche zu erlangen, welche die Beamten verſchulden. Sie beraubt ſich des Vortheils, den ſie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter ſolchen Verhältniſſen, in den Zeitſchriften noch ſo viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sache der Regierung aus eigenem Antriebe verfechten, ſo wird ſich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten laſſen, ſondern überall die Bauchrednerei der Miniſter zu hören glauben, welche ihre eigne Meinung mit verſchiedenen nachgeahmten fremden Stimmen ausſprechen.

Preßfreiheit iſt ein bedeutungsloſer Schall, wenn die Zeitſchriften von ihr ausgenommen ſind. Will man der öffentlichen Meinung ernſtlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, ſo muß ein freies Urtheil über Geſetzgebung und Geſetzgeber, das ſich ausſpricht, ehe noch die Geſetze unabänderlich geworden ſind, verſtattet werden. Dieſes ſtets geharniſchte Wort muß aber täglich die Runde machen,

und alle Poſten und Schildwachen der Staatsverwaltung unterſuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem ſchwerfälligen Buche langſam umherreiſt, dann kömmt es zu ſpät, und ſein Thun iſt fruchtlos.

Die Beſtimmung des bairiſchen Edikts, daß periodiſche Schriften, ſelbſt blos ſtatiſtiſchen Inhalts, einer Zenſur unterworfen ſind, enthält einen Zuſatz von Beſchränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen, den die Geſetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung ſo zu regeln, daß ſie mit ihren Anordnungen im Einklang ſtehe, es liegt dieſes im Begriffe der Alleinherrſchaft: ſie mag daher den Tadel beſtehender Einrichtungen unterſagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Preſſe, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch ſtatiſtiſche Nachrichten ohne Zenſur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht, ſeine Meinung über Thatſachen zu äußern, ſondern auch die Kenntniß dieſer Thatſachen ſelbſt entzogen werden, und alle Staatsverhältniſſe zu Kabinetsgeheimniſſen gemacht werden ſollen; ſo bedauert man ſchmerzlich die unabänderlichen Verhältniſſe, welche die ſonſt ſo freiſinnige bairiſche Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das ſie in der Ausübung wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Geſetze zu erheben, und der Nachkommenſchaft als ein ſchönes Recht zu überliefern.

In dem würtembergiſchen Geſetze über die Preßfreiheit ſind die von den Landſtänden veranſtalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckſchriften aller Zenſur ausdrücklich entzogen worden. Das bairiſche Edikt hat dieſe Beſtimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der bairiſchen Stände wird man, es iſt dafür geſorgt, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volks kommen.

Gegen die Vorſchrift, daß Staatsdiener nichts von dem, was ihr Geſchäftskreis ſie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, iſt nichts einzuwenden. Es iſt dieſes ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemeſſen. Nur ſollten Männer, denen ſolche Pflichten aufliegen, nicht Staatsdiener ſondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüſſig wäre eine Rüge deſſen, was in dem bairiſchen Geſetze wegen der Unterſuchung und Beſtrafung der Preßvergehen beſtimmt worden iſt. Dieſe ſeine Schwäche iſt nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfaſſung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feſte Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geſchwornengericht, dieſe einzige Bürgſchaft eines über Leidenſchaften und Schwachſinn erhabenen Richterſpruchs, iſt im Allgemeinen verſagt geblieben: wie

hätte man es in einzelnen Fällen verſtatten können? In der Unterſuchung der Preßvergehen iſt der Polizei und den andern verwaltenden Behörden ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigenſucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter ſind die nämlichen. Die Beamten, welche, zwiſchen Fürſt und Volk in der Mitte ſtehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwiſchen beiden entſtehen zu laſſen, und darum die öffentliche Meinung, dieſe erhabene Sonne und unbeſtochene Wächterin, die Alles an den Tag bringt, haſſen und verfolgen, dieſe nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und ſtrafen ſie zugleich.

So wäre denn das deutſche Volk abermals in ſeinen Hoffnungen getäuſcht worden, und deſſen biedere Fürſten hätten ihren ſchwer erworbenen Gewinnſt aus dieſer geſchäftigen Zeit dem Vortheile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

XXIX.

Die Meneen.

(1826.)

Es iſt ſehr betrübt, daß ſich die gebildeten Stände ſo wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntſchaft mit demſelben iſt ſo groß, daß nur wenige Leſer wiſſen dürften, was Meneen bedeute, und daß die meiſten glauben möchten, es werde ihnen unter dieſer Ueberſchrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, ſelbſt nachdem ſie dieſe gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, ſie hätten einen Roman geleſen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit ſchelten, dürfen wir uns über dieſe Unwiſſenheit wundern? Nein, es iſt nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten ſo ungelehrig ſind. Die deutſche Gelehrſamkeit hat eine Sprache, die ſehr unverſtändlich iſt, und, die verſtändlich zu machen, man ſich ſo wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden überſetzt, aber eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen in's Deutliche ſuchen wir vergebens. Ich trete mit einem erſten Verſuche hierin ſchüchtern hervor, und ich bitte um Nachſicht. Ich will die Leſer des Morgenblattes

mit einer Abhandlung über den Mond in einer getreuen Ueberſetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erſtaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfaſſer iſt der Herr Profeſſor Franz von Paula Gruithuiſen in München, und ſie ſtand vor einiger Zeit in Naſſe's Zeitſchrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es Mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond in eine Zeitſchrift für die Anthropologie gerathen; doch er leſe ſie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müſſen, daß Herr von Gruithuiſen, einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung iſt bezeichnet: „Philoſophiſche Reflexionen über die naturgeſetzlichen Mutabilitätsverhältniſſe verſtändiger Weſen auf dem Monde.“ Das heißt: Philoſophiſche Betrachtungen über die verſtändigen Weſen auf dem Monde, und wie ſie nach den Naturgeſetzen waren, ſind, und ſeyn werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich bemerken, daß ich die Anſichten des gelehrten Herrn Verfaſſers nicht immer theile. Ich darf mir ſchmeicheln, mit dem Monde gut bekannt zu ſeyn, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigen Erſtaunen betrachtet, ich habe Manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuiſen entgangen, ich habe Manches anders geſehen, als er. Indem ich daher ihm für ſeine vielen, wichtigen, und neuen Entdeckungen die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einigen

Punkten zu berichtigen oder zu ergänzen. Doch werde ich dieſes immer mit der gehörigen Beſcheidenheit thun, und ich werde ein nachahmungswürdiges Beiſpiel von derjenigen Artigkeit aufſtellen, die deutſche Gelehrte immer gegen einander beobachten ſollten.

Herr von Gruithuiſen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen Willens bin, iſt eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen ſpricht.“ Die europäiſchen Gelehrten mögen dieſe herrlichen Worte leſen und wieder leſen, und ſich ſchämen und wieder ſchämen. Während ſie ſo oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären — was thut Herr von Gruithuiſen? Gerade das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen ſpricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Beſcheidenheit und die zu bewundern wäre, würde ſie nicht von der größern, welche folgt, überhoben und verdunkelt. Herr von Gruithuiſen bemerkt nämlich ferner: So gewiß er auch ſeiner Sache ſey, denn er habe ſein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforſcht und Verſuche angeſtellt, ſo hoffe er doch nur Solchen ſeine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Geſinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuiſen theilt alſo nicht die kecke Zuverſicht anderer Schriftſteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leſer zu ihrer Meinung

herüber zu führen; er weiß vielmehr, daß er Dieſes nicht vermag und daß er nur ſolchen Leſern ſeine Geſinnung einflößen werde, welche dieſe Geſinnung ſchon früher gehabt. Aber auf dieſe Gleichgeſinnten baut Herr von Gruithuiſen feſt; für dieſe, ſagt er, werde ſeine Mondgeſchichte mit der von Moſes vorgetragenen Geneſis gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeſchichte weiter zurückgehe, von Moſes ab; doch in andern Punkten ſtimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moſes, den Leſern keine Langeweile zu machen, ſich wie Moſes kurz faſſen.

Welches war der Urſtand der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes und der Erde im Beſondern? Die Frage iſt etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löſcht ſie die alten klaſſiſchen Handſchriften der Schöpfung aus, um neue Werke darüber zu ſchreiben — ſo ahmen die Gelehrten dem Bibliothekar May in Rom nach: ſie kratzen die neuen Handſchriften wieder ab, um die alten Verloſchenen darunter zu leſen. Herr von Gruithuiſen ſagt: die Entſtehung eines großen unorganiſchen Körpers werde nur dadurch möglich, daß er durch Anſammlung von außen ſich bilde. Es habe ſich den Naturforſchern unſerer Zeit mit einer eiſernen Gewalt die Anſicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper das Ergebniß eines Niederſchlags aus dem Aether

ſeyen, und daß man ſich den Akt dieſer Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweiſe die neue Lehre vom Sonnenſtaube und die ältere von den Meteormaſſen, als kosmiſcher Körper. Wir wollen uns von keiner eiſernen Gewalt abſchrecken laſſen, ſondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, ſo ſtimme ich mit den Herren Naturforſchern nicht darin überein, daß die großen unorganiſchen Körper durch Anſetzung von außen entſtünden. Nicht etwa als läugnete ich den Niederſchlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganiſchen Körper dieſem Niederſchlage ihr Daſeyn zu verdanken haben; ich ſehe und erkenne nirgends in der Natur unorganiſche Körper. Der Menſch nennt diejenigen Weſen unorganiſch, die zu weit unter, oder zu hoch über ihm ſtehen, zu welchen er mit ſeinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber Alles iſt belebt, Alles lebt. Sonne, Mond und Sterne ſind Thiere, wie wir auch; die Erde iſt auch eines. Das zeigen ihre organiſchen und ſentimentalen Verrichtungen: ihr Einſaugen und Ausſcheiden, Ebbe und Fluth, Elektrizität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten ſogar. Es iſt nur ein ariſtokratiſcher Stolz, der dem Menſchen den Wahn eingeflößt, er ſey der Herr der Schöpfung und die Erde ſeine Wohnung. Der Menſch iſt nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen, mag er ihr edelſtes Organ, das Gehirn des Erdkörpers ſeyn. Einiges ſpricht für dieſe

Vermuthung. Wenn wir Menſchen aufrichtig ſeyn wollen, müſſen wir geſtehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geſchöpfen die verrückteſten ſind. Beweis, daß wir den Verſtand vorſtellen; wir *ſind* der Verſtand und *haben* ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten laſſen und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Menſch nicht blos ein Organ des Erdkörpers, ſondern ein ſelbſtſtändiges Weſen ſey: ſo können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß ſich der Menſch für das vollkommenſte Geſchöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel ſteht zu hoch über der Erde, der Menſch ſteht vom Engel gar zu weit ab — es muß Zwiſchengeſchöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er ſeinem Herrn folgt, er glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menſchen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenſchaften, Grundſätze nennt, das ſind ſeine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir ſehen einen Menſchen ertrinken; aber wir ſehen nicht, daß er ertränkt worden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organiſchen Körper erklären, geſchieht dem Niederſchlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieſer Niederſchlag iſt die *Nahrung* der Erde, die von dieſer aſſimilirt und ſo zur Ernährung wird; aber die Erde wächſt von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menſchen ſehen wir Luft, Waſſer, Wein, Brod, Ochſenzungen und Rebhühner niederſchlagen, und wir ſagen darum

doch nicht, er ſey ein unorganiſcher Körper, der von außen anwachſe, ſondern wir nennen jene gutgemeinten Niederſchläge und den freundlichen Empfang derſelben, eſſen und trinken.

Was die neue Lehre vom Sonnenſtaube betrifft, ſo war dieſe Lehre auch mir ganz neu, und, indem ich mich dieſes Zuwachſes meiner Kenntniſſe freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht nur wenige Tage früher dieſe Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erſt in der vorigen Woche ſchalt ich mein Stubenmädchen aus, weil ſie zum hundertſten Male übertreten, was ich ſchon hundertmal befohlen, nämlich: das Fenſter zu öffnen, ſo oft ſie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hauſe und roch den Staub, ich ſchmeckte ihn dick auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenſter ſey offen geweſen, und ſie ſähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beſchienen, ſie verſtummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der beſonnte Staub war Nichts als Sonnenſtaub, ein Niederſchlag aus dem Aether, und die kosmiſchen Körperchen hätten doch unmöglich in das Zimmer kommen können, wäre das Fenſter nicht geöffnet geweſen.

Es ſind aber nicht blos ſolche kleine, leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, ſondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derſelben fallen auf die Erde herab. So

ſind, wie Herr von Gruithuiſen behauptet, einſt die Inſel Ceylon, Neu=Holland, Neu=Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß ſagen, das iſt ein harter Niederſchlag, das iſt eine ſehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es iſt doch gewiß ſehr traurig, wenn wir nicht mehr ſpazieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was ſoll uns dagegen ſchützen? Erfinde einer Böhmen=Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fiſchbein Stich. Zwar ſagt Herr von Gruithuiſen, die Sache wäre nicht ſo gefährlich, als ſie ausſehe. Nicht blos die Geſchöpfe jener aus der Luft geſtürzten Weltkörper blieben beim Leben, ſondern auch die Erdbewohner ſolcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften ſie nicht ſo unglücklich oder ſo ungeſchickt ſeyn, gerade in die Verſenkungsſtufen zu gerathen. Herr von Gruithuiſen, wie man ſieht, ſpottet unſerer Angſt. Nicht jeder iſt ein Seiltänzer oder Springer, und welcher Springer iſt flink genug, einer Inſel Ceylon, einem breiten Neuholland mit ſeinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen mit ſeinen derben Gebirgsknochen auszuweichen? Herr von Gruithuiſen hätte wahrlich beſſer gethan, ſeine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Iſt es nicht ein unverzeihlich grauſamer Scherz, wenn er uns tröſtet: nach einem ſolchen Länder=Regen würde jeder Menſch fortdauern, „ſofern er nicht überhaupt in der Kataſtrophe ſelbſt den

Tod gefunden?“ Ein ſchöner Troſt, wenn mir Einer ſagt: Du wirſt beim Leben bleiben, wenn du nicht ſtirbſt. Herr von Gruithuiſen behauptet ferner: „Nur die reinweißen Menſchen ſind Ureinwohner der Erde; Alles, was um den Aequator und den Wendekreiſen wohnt, iſt der Erde fremdartig.“ Welch ein Glück für Herrn von Villele, daß die franzöſiſchen Gelehrten Dieſes nicht wiſſen. Eben jetzt wird dieſer Miniſter, wegen der Emancipation von Hayti, in der Deputirtenkammer auf's Heftigſte beſtritten; Alles wird hervorgeſucht, dieſe Maßregel als verderblich darzuſtellen, aber auf den ſchlagendſten Einwurf iſt Keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haytier keine Menſchen, ſondern ein Niederſchlag aus dem Aether ſeyen.

Wo kommen die Menſchen her? Wo iſt ihr Vaterland? Ach die Unglücklichen! Sie haben kein Vaterland, ſie haben nur ein Vaterwaſſer. Die Menſchen ſtammen aus dem Meere, ſie und alle Landthiere ſind einſt Seethiere geweſen, und ſind erſt nach und nach trocken geworden. Warmes Blut und warme Schmerzen, das iſt Alles, was wir gewonnen, nach ſo vielen vielen Jahrtauſenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menſchen herkommen, ſagt man ihnen, ſie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe ſie. Die Kinder ſind glücklich, ſie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachſene aber reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Gibt es etwas Betrübteres, als die Vorſtellung: die Menſchheit ſey mit Salzwaſſer ſtatt Ammenmilch geſtillt

worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menſchen ſchmeicheln, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, ſondern von einem Wallfiſche herzuſtammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtauſende älter, ſie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Auſter zur Wehmutter, einen Stockfiſch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuiſen wenigſtens, was er behaupte nicht auch bewieſen, hätte er uns den Troſt des Zweifels gelaſſen. Aber nein, er beweiſt, daß wir einſt Seethiere geweſen, und verſperrt uns jeden Weg, wo wir vor dieſem Gedanken entfliehen könnten. Er ſagt: „Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig.“ Die erſte Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuiſen hienieden übergehe ich, um das Erſtaunen des Leſers auf eine wichtigere Sache zu ſchonen. Die zweite Merkwürdigkeit iſt, mit Herrn von Gruithuiſens eigenen Worten, folgende: „Die Liebe der Menſchen und vieler Thiere zum Meerſalze und zum Waſſer. Die Liebe zum Meerſalze deutet auf das Urmedium, auf die omniſche Urflüſſigkeit der ganzen Thierheit hin. Meerthiere ſind in Landthiere verwandelt worden. Menſchen und Vögel baden ſich gern. Warum iſt der Appetit der Menſchen nach Fiſchen ſo groß?“ ... Mit dem Salze hat es ſeine Richtigkeit. Der Menſch lag einſt im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt ſich auch die Erſcheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe verſalzen. In ſolchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menſchen zum Salze

hinführt, durch die erotiſche verſtärkt, und die Salzluſt muß dadurch größer werden. Zwar werden die Continentalſuppen mit Quellſalz — geſalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten Recht haben, wenn ſie glauben, daß die Menſchen aus dem Brunnen kommen. Doch das beweiſt nichts gegen Herrn von Gruithuiſen. Iſt Quellſalz etwas Anderes als civiliſirtes Meerſalz? Was das Baden betrifft, ſo könnte man zwar glauben, daß die Menſchen Bäder gebrauchen, weil ſie Hufeland in ſeiner Makrobiotik empfohlen; doch vergeſſe man nicht, daß ſich die Menſchheit ſchon mehrere Jahrtauſende vor Hufeland gebadet. Es bleibt alſo nichts Anderes übrig, als ſich dieſe Waſſerſucht zu erklären wie Herr von Gruithuiſen gethan: es iſt eine Art Heimweh, die Menſchen baden ſich aus Patriotismus. Der Anſicht des Herrn von Gruithuiſen über den großen Fiſch-Appetit der Menſchen, ſo geiſtreich ſie auch iſt, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beiſtimmen. Daraus, daß der Menſch gern Fiſche ißt, möchte man wohl eher das Gegentheil ſchließen, nämlich daß der Menſch nicht aus dem Waſſer herſtamme, denn kein Thiergeſchlecht verzehrt ſeine eigenen Geſchwiſter. Uebrigens ißt der Menſch nicht blos Fiſche, er ißt noch gar Mancherlei gern. Der Menſch ſteckt wie ein Kind Alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart iſt, verzehrt er es. Aus Kronen und Eiern, aus Völkern und Haſen, aus Ländern und Spargeln bereitet ſich der Menſch ſeinen Chylus. Eben ſo gern, ja oft lieber als Fiſche, ißt der Menſch Rindfleiſch;

dürfte man daraus folgern, daß der Menſch von Ochſen herſtamme? Daraus wenigſtens gewiß nicht. Uebrigens wäre der Appetit nach Fiſchen wirklich ſo groß, wie Herr von Gruithuiſen behauptet? Es gibt viele Menſchen, welche die Fiſche nicht lieben, und ausgezeichnete Naturforſcher haben beobachtet, daß die Neigung zu Fiſchen gar nicht von dieſen ſelbſt, ſondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fiſche zubereitet ſind. Auch edarf es der Fiſche gar nicht, um zu beweiſen, daß die Menſchen einſt Fiſche geweſen, Herr von Gruithuiſen hat dieſes ſchon durch andere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er ſagt, „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich iſt, ſehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich“ — wird ihm jeder vernünftige Leſer darin beiſtimmen.

Jetzt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nöthig, daß wir zuerſt die Erde, unſere Wohnſtätte von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beſchäftigten. Wie die Erde beſchaffen, das wiſſen wir jetzt, es fragt ſich nun, wie iſt der Mond, wie war er beſchaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuiſen hierauf antwortet, müſſen wir zuvor die Frage mittheilen, wie er ſie ſtellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falſch; ſondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekömmt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem

Herrn von Gruithuiſen mit ſeiner ganzen Mondgeſchichte nur Scherz geweſen. Er wollte ſich nur über die Naturforſcher luſtig machen. Dieſe nämlich öffnen nicht die Augen, um zu ſehen, wie eine Sache iſt, ſondern ſie beſchließen vorher, wie ſie ſeyn ſoll, und ſehen dann ſo lange an der Sache herum, bis ſie ihnen ſo erſcheint, wie ſie es wünſchen. Die Natur iſt die arme Inquiſitin, gegen welche ſich die Naturforſcher, als die Inquiſitoren, verbotene Suggeſtionen erlauben. Um dieſe Weiſe zu verſpotten, fragt Herr von Gruithuiſen nicht: wie iſt der Mond beſchaffen? — er fragt: wie muß der Mond beſchaffen ſeyn, damit er ſo beſchaffen ſey, wie wir glauben, daß er beſchaffen ſey? Das Geheimniß dieſer herrlichen Ironie ſey aber den Leſern nur im Vertrauen mitgetheilt, ſie dürfen es nicht ausplaudern; man muß keinem ſeinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anſtellen, als ſey es dem Herrn von Gruithuiſen mit Allem, was er ſagte, völliger Ernſt geweſen. Seine Frage lautet wörtlich, wie folgt. „Was konnten nach den Naturgeſetzen auf dem Monde für Ereigniſſe ſtattgefunden haben, damit ſie mit den Beobachtungsreſultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?“ Als Antwort auf dieſe Frage erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit den Grandioſen beſchäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, iſt die Erde eine aus

verſchiedenen kosmiſchen Stiften gebildete Moſaik, und die Menſchheit ein Lumpengeſindel, das aus dem Abfall ausländiſcher Himmelskörper zuſammengerafft worden. Neuholland, Böhmen und andere Erdtheile ſind aus verſchiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob dieſe Coloniſten herabgefallen ſind oder herabgeſtürzt worden, ob ſie ausgewandert oder ob man ſie verbannt hat, darüber hat ſich Herr von Gruithuiſen nicht geäußert. Es iſt aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das böhmiſche, nicht blos mit Haus und Hof, ſondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof ſtehen, ihre Heimath verlaſſen; ja wie wir ſpäter erfahren werden, nehmen ſolche Auswanderer ſogar die heimathliche Luft mit, ſo daß ſie Nichts verändern als den aſtronomiſchen Platz im Himmelsraume. Durch dieſe Lehre von dem Niederſchlage aus dem Aether wird freilich eine gänzliche Umgeſtaltung der irdiſchen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Fauſtpfändern und Hypotheken, haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er geſehen, daß Neuholland ſich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr geſtiftet werden, und das neue Erſtgeburtrecht in Frankreich wird in der Geburt ſterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter ſcheint man ſchon früher geahnet

zu haben; denn man findet in der ältern deutſchen Geſchichte viele Beiſpiele von verpfändeten Provinzen und Völkerſchaften, welches nicht hätte geſchehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angeſehen. Einige frühere hieher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuiſen, die wir anzuführen vergeſſen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, dieſem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, ſagt er: „Hier findet man wieder negerartige Menſchen, woran die kometariſch urſprünglich erweiterte Bruſt noch nicht ganz verſchwunden iſt.“ Wir verſtehen nicht recht, was damit hat geſagt werden ſollen, doch der Ausdruck kometariſche Bruſt iſt ſo wahr als dichteriſch, und auch auf jede weiße Bruſt anzuwenden. Das Herz des Menſchen iſt ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bei Erwähnung Ceylons, dieſer „kleinen in die Erde verſenkten kosmiſchen Weltkugel,“ bemerkte Herr von Gruithuiſen: dieſes Beiſpiel gibt ſchon zu erkennen, daß faſt der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, ſich retten kann vom Untergang, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihrem heimiſchen Boden verbleiben, ja ſogar, daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ ſchiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen.“ Jetzt erklärt ſich das Räthſel von den bekannten ſchiefen Thürmen zu Bologna. Die Reiſebeſchreiber haben ſich lächerlich darum geſtritten, ob der

Baumeiſter ſie vorſätzlich ſchief gebaut, oder ob ſie im Verlauf der Zeiten ſich geneigt haben; es iſt aber weder das Eine noch das Andere geſchehen. Die Bologneſer Thürme ſind gar nicht von Menſchenhänden gebaut worden, ſie ſind ein Niederſchlag aus dem Aether, und haben durch den Fall eine relativ ſchiefe Stellung erhalten.... doch wir ſind ja vom Monde wieder abgekommen! Man iſt freilich zu entſchuldigen, wenn man, ſo zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend, etwas den Schwindel bekommt, und hinſchwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jetzt dem Monde feſt anklammern, und ihn nicht eher wieder loslaſſen bis wir ihn rundum genau unterſucht haben.

Der Mond iſt bewohnt, und zwar wie die Griechen ſagen von Meneen, und wie der Deutſche ſpricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt iſt, von Mondbewohnern bewohnt iſt, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuiſen ſtreitig machen. Eher möchten manche andere ſeiner Behauptungen Bedenklichkeiten erregen. Der Mond ſoll entſtanden ſeyn, wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entſtanden ſind, nämlich durch Zuſammenſetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. „Daß fremde Weltkörper, die in den Mond ſtürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahlloſe Beiſpiele.“ Gegen Beiſpiele läßt ſich nichts einwenden, beſonders wenn ſie zahllos ſind. Nach Herrn von Gruithuiſen zu urtheilen, hat die Natur kein Genie, ſie verfährt bei ihren Bildungen immer auf gleiche Weiſe.

Leſer, die natürlich ſind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können ſich den Mond und die Erde nicht anſchaulicher machen, als wenn ſie ſie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verſchiedenen Farben bunt zuſammengeſetzt iſt; nur mit dem Unterſchiede: daß, während die Buntheit des Spielballes durch die verſchiedenen Lichtgrade ſeiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verſchiedenen Wärmegrade ſeiner Stücke entſteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper, die auf die größern herabfallen, bringen nicht blos ihre eigenen Organismen mit, ſondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgeſtimmt wird. Daher die verſchiedenen Klimaten auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man ſchon mit freien Augen ſehen kann, haben ihre graue Farbe, von dem von mir erwieſenen — nicht von mir dem Ueberſetzer, ſondern von Herrn von Gruithuiſen erwieſenen — Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuiſen hätte noch Mehreres von der Mond-Botanik mittheilen ſollen. Die lunariſchen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltſame, daß ſie keine Staubfäden haben, ſo daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu ſeyn ſcheint. Daß die Meneen den „Kummer um Luft“ nicht kennen, darum wollen wir ſie nicht beneiden. Haben ſie einen Kummer weniger, als wir Menſchen, ſo werden ſie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es iſt Nichts ganz in dieſer zuſammengeflickten Welt, und

was auch aus dem Aether niederſchlage, es iſt immer mit Kummer vermiſcht.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes läßt ſich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet und endlich ein Satellit der Erde, was er noch iſt. Als Komet lebte der Mond im rohen Zuſtande der Natur, ſtreifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte Keinem, und that, was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß und verdarb ſich den Magen: da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte ſich ſeiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Zenſur leitete ſeinen Verſtand, die Finanzkammer verwaltete ſein Vermögen, und die Juſtiz züchtigte gut gemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menſchheit, und er hat gar nicht Urſache ſich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuiſen, Rouſſeau's grämlicher Lebensanſicht huldigend, behauptet, den Mond habe ſeine Bildung unglücklich gemacht. Er ſagt: „die Meneen hatten es, als ſie Bürger des freien Kometen waren, beſſer, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles ſeines Waſſers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht ſeyn, ſich vor dem großen Wechſel der Hitze und Kälte zu ſichern.“ So ungern ich auch den Angeber mache,

kann ich es doch nicht verſchweigen, daß ich in dieſen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionäre Geſinnungen erkenne. Zu ſagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen beſſer gehabt, als unter dem ſanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Inſurrektion der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, iſt denn das ſo ſehr zu bejammern? Wenn jeder Menſch auf der Welt durch ſein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine ſchöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um ſich für die Erziehungs- und Regierungskoſten zu entſchädigen, die ihnen der Mond verurſacht, einen Waſſerzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuiſen berauben. Nur ein Liberaler kann ſo ſprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt beſteuern. Auch die Menſchen müſſen Abgaben entrichten, ſo gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Waſſer nicht beſteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Kölniſche, aber der Wein wird beſteuert, das Obſt, das Getraide, Häuſer, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reiſen, das Nichtreiſen, Kaufen, Verkaufen, das Heirathen, der Junggeſellenſtand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faullenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und noch viele tauſend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne iſt je in den Sinn gekommen, dieſes berauben zu nennen. Herr von Gruithuiſen ſelbſt bemerkt, daß die

Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht ſeyn müſſen, ſich künftig gegen die Kälte zu ſchützen; er verkennt alſo die heilſamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß ſie den Gewerbfleiß befördern; er weiß, daß das Steuerſyſtem eine Hunger-Kur iſt, die alle Organe des Menſchen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieſes Alles, und dennoch klagt er! Wenn ſogar die Aſtronomen anfangen, die Preßfreiheit zu mißbrauchen, dann iſt es wahrlich hohe Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun und auch den Himmel zu zenſiren.

Wie haben es die Meneen angefangen, um ſich gegen den großen Wechſel von Kälte und Wärme, den das Büdget der Erde über den Mond gebracht, zu ſchützen? „Sie wurden Troglodyten, und dieſes ſcheinen ſie nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutiges Tages zu ſeyn.“ Die Leſer werden mit Wohlgefallen bemerken, daß ſich Herr von Gruithuiſen, bei Aufzählung ſeiner Merkmale und Spuren, des altehrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionären Decimalſyſtems bedient. In der That, Natur und Kunſt, die 12 Himmelszeichen, die 12 Monate, die 12 Söhne Jakobs, die 12 Apoſtel, die 12 Pairs Karls des Großen, die 12 Spielhäuſer in Paris und die 12 Bände des Converſationslexicons, empfehlen das Dutzendweſen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt geſehen. Herr von Gruithuiſen will dieſes nicht

abſprechen, doch hat er ſeine Gründe zu glauben, daß „von dieſen Gebäuden nur die troglodytiſch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die andern zur heißen Tageszeit von Reiſenden benutzt werden, um Schatten und Ruhe darin zu finden.“ Bei Gelegenheit der Reiſen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den Päſſen gehalten wird. Zwar iſt gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reiſen Päſſe brauchen — dieſes iſt ein Urgeſetz der Natur und gehört zum Aggregationsſyſtem — die Frage iſt nur, ob den Meneen die Päſſe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob ſie, da der Mond ein Satellit der Erde iſt, von der irdiſchen Ober-Regierung die Päſſe fordern müſſen? Freilich hat man auf der Erde von ſolchen Päſſen nach dem Monde nie Etwas gehört, doch kann es immer ſeyn, daß dieſes zum Wirkungskreiſe der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuiſen Sommer-Gebäude im Monde geſehen; auch hat er dreizehn Gebäude gezählt, die nicht größer ſind „als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde;“ auch hat er den Schatten von Gaſſen geſehen. Ueberhaupt unterſchied Herr von Gruithuiſen drei verſchiedene Bauſtyle im Monde; doch da wir nicht blos für Architekten ſchreiben, ſondern für gebildete Stände überhaupt, ſo wollen wir dieſes nicht ausführlicher abhandeln. Endlich entdeckte Herr von Gruithuiſen Ruinen der Ureinwohner des Mondes. Die Ruinen habe ich auch geſehen; doch daß ſie von den Ureinwohnern des

Mondes herrührten, widerſpricht meinen Beobachtungen. Dieſe Ruinen ſind künſtliche Ruinen, wie wir ſie in unſern engliſchen Gärten haben.

Sind die Meneen Menſchen? fragt Herr von Gruithuiſen. Hat gut fragen, wer die Antwort ſchon in der Taſche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was iſt der Menſch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Alſo, Frage: ſind die Meneen Menſchen? Antwort: „Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, ſtimmen für das Ja. Sie führen zu einer Contrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwiſchen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu löſen iſt.“ Lieber Leſer, jetzt müſſen wir uns zuſammennehmen, um dem Herrn von Gruithuiſen nachzukommen; er iſt ſehr raſch. Wir können wie der Mohr in Fiesko ſagen: unſere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuiſen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände noch vier Füße hätten, müßten ſie Menſchen ſeyn. Aber beſteht denn das Weſen nichtmenſchlicher Geſchöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Thiere gibt es gar nicht auf der Erde, das garſtige Thier mit zwei Rücken im Othello ausgenommen; und auf der andern Seite gibt es ſehr viele Thiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menſchen ſind: wie die Vögel, die Fiſche, die

Inſekten und andere, die man in Raff's Naturgeſchichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig ſind, müſſen ſie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte eben ſo gut den Schluß machen: dieſer Mann iſt weder eine Million reich, noch iſt er ein Bettler; alſo iſt er eine halbe Million reich. Aber mit nichten! Er kann tauſend Gulden im Vermögen haben, zweitauſend Gulden, zehntauſend Gulden, hunderttauſend Gulden; zwiſchen einer Million und einer halben Million liegen 999998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen, weil ſie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und zweifüßig zu ſeyn. Sie können eine Hand und drei Füße haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder fünfzig Hände und gar keine Füße, oder tauſend Füße und gar keine Hände. Und woraus ſchließt Herr von Gruithuiſen, daß die Meneen weder vier Füße noch vier Hände haben? Man höre. „Gegen die Annahme, daß die verſtändigen Weſen auf dem Monde Vierfüßer ſeyn, ſtehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Widerſpruch, da deren Erbauung ohne geometriſche Kenntniß gar nicht möglich iſt.“ Aber liegt denn die Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunſtfertigkeit, und nicht in dieſen allein. Der Biber baut ſeine unterirdiſche Wohnung, der Vogel ſein Neſt, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur ſelbſt, welche die vollendetſten Kunſtwerke bildet,

hat auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Vierhändigkeit ſtreitet die auf dem Monde ſichtbare, 60 bis 70 geographiſche Meilen lange Straße und der erſt neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerſt reguläre Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden rathen läßt.“ Auch die Gültigkeit dieſes Beweiſes können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mond-Chauſſeen ſeine vollkommene Richtigkeit, ja man kann ſogar mit guten Fernröhren die Inſchriften auf den Meilenzeigern leſen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu ſchließen, iſt ſehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen ſie die Landſtraßen blos zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chauſſeen gar nicht von verſtändigen Weſen befahren, ſondern blos von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweiſen eben ſo wenig. Vielleicht ſind es keine Wandergewölbe, ſondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen ſie weder zum Gehen, noch zum Kriechen, ſondern zu Waſſerleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt ſich durchaus Nichts mit Beſtimmtheit ſagen.

Doch ganz anders verhält es ſich mit dem Kopfe; den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichſten Qualität. Herr von Gruithuiſen meint: „unſer Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verſtandskultur höher zu ſetzen, als wir ſtehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß ſo etwas zu vermuthen ſtünde.“ Ich weiß in der That

nicht, wie die andern Menſchen in dieſem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht ſtolz; die Meneen geniren mich nicht im Mindeſten, und ich räume ihnen überall den erſten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber — ſagt Herr von Gruithuiſen — nur Andeutungen zu Conſequenzen geben, die auf die Vermuthungen führen müſſen, die Meneen ſtünden auf einer hohen Stufe von Kultur, ſowohl der Kunſt, als der Wiſſenſchaft.“ Es iſt ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuiſen hier, gerade hier, wo er die ſtärkſten Beweiſe hat und gibt, ſich ſo behutſam ausdrückt, warum er, ſtatt zu ſagen: ſo iſt es, nur von Andeutungen zu Conſequenzen ſpricht, die zu Vermuthungen führen? Doch laſſen wir das gut ſeyn, und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Conſequenzen, und von den Conſequenzen zu den Vermuthungen führen zu laſſen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln.

„Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewiſſen Provinz des Mondes ein aus hellen, vollkommen geraden Streifen beſtehendes Gebilde, welches einem Kometenſchweif ähnlich iſt. Da Schröter vor 1788 dieſes Gebilde nicht wahrgenommen, ſo muß es erſt um jene Zeit zwiſchen den Jahren 1788—96 entſtanden ſeyn. Solche regelmäßige

20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, ſie müſſen ein Werk der Kunſt ſeyn. Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines ſolchen ungeheuren Kunſtwerks ſeyn? Es laſſen ſich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weiſe auf einen hohen Grad von Verſtandskultur ſchließen laſſen. Entweder die Meneen haben mit uns eine Zeichenſprache anbinden oder ſie haben die Zuſammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darſtellen wollen. Sie haben es darauf abgeſehen, uns zu zeigen, daß ſie von der Ausbildung der planetariſchen Weltkörper durch Aggregation die rechte Anſicht haben. Wäre dieſes, ſo müſſen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unſerer Verſtandeskräfte haben, wenn ſie wüßten, daß wir Erdenbewohner erſt im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, in allem Ernſte an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Phyſiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenſchweifähnlichen Gebilds auffinden, der nicht matt, unpaſſend, ungereimt oder wohl gar lächerlich iſt.“

„Wenn nun auch dieſes wahrſcheinliche Kunſtgebilde der Meneen nicht abſolut darauf hindeutet, daß dieſelben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darſtellen wollen, ſo hat es dennoch ſehr viel für ſich: gleichwie dieſelben Gedanken entſtehen müſſen, wenn

man aufmerkſam die Erſcheinung zerlegt, die Eiſenhard am 25. Juli 1774 um Mitternacht im Mare Crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir ſcheint, die Mondbewohner die dortige von ihnen ohne Zweifel ſchon voraus berechnete Pracht eines nordlichtähnlichen Phänomens auch mit einer vierfachen künſtlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat ſich damals ein Kaiſer oder ein König im Mond krönen laſſen oder vermählt? Die Illumination im Mare Crisium geſchah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne."

Es iſt ſehr zu loben, daß Herr von Gruithuiſen als ein ehrlicher Mann überall ſeine Meinung frei herausſagt: aber die Freiheit, die er ſich ſelbſt nimmt, ſollte er auch Andern verſtatten. Es iſt daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illuminationen im Monde naturphiloſophiſch erklärt, er jede andere, von der ſeinigen verſchiedene, Erklärungsart zum Voraus verdammt und ſie matt, unpaſſend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unſchuld muß viel leiden in dieſem Jammerthale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir ſchmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuiſen umzuſtoßen, ſcheint mir ein Leichtes, da ſie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerſt wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden,

um eine Zeichenſprache mit uns anzubinden. In den betrübten, taubſtummen Verhältniſſen, worin Meneen und Menſchen gegen einander ſtehen, bliebe ihnen freilich nichts Anderes übrig, als ſich durch Zeichen verſtändlich zu machen, ſo oft ſie ſich mit einander unterhalten wollten; aber wie kann dies geſchehen, wenn ſie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen ſind Nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenſtriche, wobei Jeder ſich denken kann, was er will. Oder es ſind Notenlinien, mit Feuerdinte gezogen; aber wo ſind die Noten, wo iſt die Melodie, wo der Text? Es iſt alſo Nichts, gar Nichts mit dieſer Zeichenſprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminirt, um die Zuſammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzuſtellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zuſammentrifft, ſo mag dieſes einen gräulichen Lärm verurſachen, und ſolche Schrecken zu verſinnlichen, wären akuſtiſche Zeichen, Pauken und Poſaunen, Kanonendonner, Jammergeſchrei viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade Streifen, die keine andere Vorſtellung, als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man ſich gar denken, daß die Meneen mit ſo großem Koſtenaufwande einen zwanzig Meilen langen Weg illuminirt haben ſollten, blos um uns zu zeigen, daß ſie von der Ausbildung der planetiſchen Weltkörper durch Aggregation die rechte Anſicht haben? Wie kann den Meneen ſo viel daran

gelegen ſeyn, was wir von ihren aſtronomiſchen Kenntniſſen halten. Aber Herr von Gruithuiſen meint, ſie hätten ſich über die Agilität unſerer Verſtandeskräfte luſtig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären ſie es ja, fänden ſie keinen beſſern und reichern Stoff für ihre Satyre? Iſt es denn unſere größte Dummheit, daß wir erſt im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Eben ſo unzuläſſig als obige Erklärung der zwanzig Meilen langen Illumination iſt die Weiſe, wie eine andere ähnliche Erſcheinung, die Eiſenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird. Damals ſollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer vierfachen Illumination verbunden haben! Wahrlich, wäre dies geſchehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuiſen ſo hoch ſtellt, ſehr wenig äſtetiſches Gefühl, dann müßten ſie ſich auf optiſche Vergnügungen ſehr ſchlecht verſtehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen wollen, wäre eben ſo lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf dieſe Weiſe hatte ſich einſt Raynal abgeſchmackt gezeigt, als er, das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen von Rieſenalpen umſchloſſenen Schweizerthale einen lächerlichen Zahnſtocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eiſenhard'ſchen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination

zur Krönungsfeier eines Kaiſers oder Königs veranſtaltet worden wäre, hätte zwar in ſich nichts Verwerfliches, doch hat ſie den Fehler, daß ſie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jetzt hervortreten will, im geraden Widerſpruche ſteht, — und das iſt ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geſchah zur Feier der amerikaniſchen Revolution. In dieſem Jahre föderirten ſich die dreizehn Provinzen Amerika's und fielen von England ab. Zwar geſchah dies erſt am 5. September und die Illumination fand ſchon am 25. Juli ſtatt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieſes merkwürdige Ereigniß einige Wochen vorherzuſehen. Die andere Illumination, die Schröder von 1788 an bemerkte, war zur Feier der franzöſiſchen Revolution veranſtaltet. Sie begann gleich nach der Zuſammenberufung der Generalſtaaten und dauerte ununterbrochen bis 1796. Dieſe meine Auslegung lobt ſich ſelbſt und ich habe nicht nöthig, viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, ſo war Herr von Gruithuiſen früher der Meinung geweſen, daß die Meneen dem Sterndienſte ergeben wären, und er hatte jenes obenbeſprochene kometenſchweifartige Gebilde damit in Bezug geſetzt. Er iſt aber nachher, aus guten Gründen, von dieſer Meinung wieder abgekommen. Herr von Gruithuiſen ſagt, mit lobenswerther Bedächtigkeit: „Ueberhaupt würde die Ausmittelung der den Meneen eigenthümlichen Religionsform mit einiger Gewißheit vorerſt ſchon darum ganz

unmöglich ſeyn, weil wir nicht wiſſen, ob es nicht bei ihnen eine eben ſo auffallende Verſchiedenheit von Völkern gibt, wie auf der Erde, bei welchen man doch meiſt völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Univerſum mit auf die Erde herabgebracht haben." Herr von Gruithuiſen glaubt alſo, die Religionen wären auch ein Niederſchlag aus dem Aether, ſie wären zugleich mit den Prieſtern, die ſie lehren, aus verſchiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närriſchen Sterne mag wohl Fitzliputzli, ein Gott der Südſee-Inſulaner, herabgepurzelt ſeyn? Doch dieſes zu unterſuchen iſt jetzt nicht Zeit: es warten unſerer noch einige ſehr wichtige Kapitel.

„Sind die Meneen im Stande, dereinſt Erdbewohner zu werden?" — fragt Herr von Gruithuiſen, und er antwortet: „Ja. Da wir ſie mit den Menſchen vergleichen, müſſen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen gleich der der Menſchen organiſirt ſey. Hätten ſie aber auch einen eigenen Lungenbau, könnten ſie immerhin mit einer ſonſt ſtarken Kärperkonſtitution auf der Erde fortleben." Frage und Antwort ſind gleich überraſchend. Nachdem Herr von Gruithuiſen die Meneen hoch über die Menſchen geſtellt, und das mit allem Rechte, denn ſie veranſtalten Illuminationen, die zwanzig Meilen weit gehen, ſie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon

hatten, und ſie ſind, was „ausgemacht“ iſt, „größer als wir, vielleicht wahre Rieſen“ — nach dem Allen bereitet er ihnen keine ſchönere Zukunft, als daß ſie auf unſere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Pritaneum des Verdienſtes iſt, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, ſo werden Künſte-und Wiſſenſchaften aufgemuntert, ſo wird es den Meneen gedankt, daß ſie die Aggregationstheorie entdeckt. Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über ſolche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine ſehr einfache Art: Der Mond bringt ſie herab. „Bis ſich der Mondkörper in die Erde verſenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen;“ ſagt Herr von Gruithuiſen, und dann ſpricht er wie folgt: „Es haben die Meneen auf verſchiedene Mittel bedacht ſeyn müſſen, um zu ſchützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten, und der Planet zum Monde geworden war, und ſich allmählig die kometariſche Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch Alles erfinden müſſen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter und waſſerleerer werdenden Weltkörper in derſelben Gemächlichkeit fortleben zu können! .... Wenn der Mond ſich nun in die Erde verſenkt, wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der Komet Neuhollands einnimmt. Der Ort, wo er ſich an ſeinem Aequator verſenkt, wird auf den Aequator der Erde oder nicht weit von ihm

treffen. Alle organiſche Weſen vom Monde und von der Erde werden abgeſpült, und was ſich nicht abſpülen läßt, geräth in die Einſenkungsfugen und wird zermalmt. Was ſich aus der Kataſtrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieſer Begebenheit in den Flötz- und aufgeſchwemmten Gebirgsformationen deponirt, die ſich dortherum neu bilden.“ Daß der Mond einſt zur Erde herabkommen wird, hat Oſſian ſchon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem ſeiner Geſänge ſagt er: „ . . . auch du wirſt fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlaſſen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — ſie, die jetzt noch deine Gegenwart beſchämt, ſie werden frohlocken!“ Ob aber die Menſchen frohlocken werden, iſt ſehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, ſo bin ich ruhig; ich habe eine ſchwächliche Konſtitution, und fürchte nicht das ſchreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die ſtarken und geſunden Leſer des Herrn von Gruithuiſen bedaure ich von ganzem Herzen. Welches Schickſal ſteht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder ſie dauern fort, weil ſie eine kräftige Natur haben, und dann werden ſie von den Meneen, die ausgemachte Rieſen ſind, wie Kinder mit Geringſchätzung behandelt werden, oder ſie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde. Sie werden abgeſpült, oder ſie gerathen in die Verſenkungsfugen nnd werden zermalmt, oder ſie werden in die ſtaubigen Archive der

Flözgebirge als Actenſtücke niedergelegt, oder müſſen, als Wachsſiegel in dunkeln Kapſeln, zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigſte diplomatiſche Loos, das ſich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuiſen malt den Mondfall anders und ſchöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: „Was werden die Seen und Meneen bei dieſer Kataſtrophe thun und leiden?“ weiter erzählt.

Die Fluthen werden größer, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresſtrömungen heftiger, das Meer ſteigt. Das rothe Meer bricht periodiſch in das Mittelländiſche, das Mexicaniſche zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müſſen wohl von dem bevorſtehenden Mondsfalle noch Nichts wiſſen, denn wie man gehört, haben ſie den Plan gefaßt, die Meerenge von Panama mit großer Mühe und vielen Koſten zu durchſtechen.) Die Molucken und Sundainſeln werden immer mehr zerfreſſen, und die meiſten, zwiſchen den Tropen gelegenen Inſeln des ſtillen, indiſchen und atlantiſchen Meeres unter Waſſer geſetzt. Man wird ſich von den Inſeln auf die Continente, von den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten .... Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin iſt, wo ſich der Mond in die Erde ſenkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß dieſe Begebenheit nicht möglich ſey, während die Aequatorsbewohner ſich allmählig immer näher gegen die gemäßigten

Zonen flüchten müſſen, und ſo wird es fortgehen, bis die Inſeln und niedrigen Tropenländer menſchenleer ſeyn werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, ſpäter auch Auswanderungen aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegeriſch, weil nur die klügern fortgehen und die minder klugen bleiben werden ... Nun wird man mit gewöhnlichen Taſchenfernröhren ſchon die Kunſtwerke der Meneen eben ſo ſehen und bewundern, wie ich ſie mit ſtarken Achromaten ſah und bewunderte, aber man wird ſie leer finden (die Kunſtwerke?) denn die Meneen ſind allmählig aus Mangel an Waſſer, und aus dem Beſitze der Kunde von dem, was da kommen ſoll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte deſſelben eingenommen.... Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Kataſtrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einſinken des kleinern in den größern, und ſieht ſich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. Sobald die Unruhen und Oscillationen der Gewäſſer alle vorüber ſind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographiſchen Handbücher und Landcharten werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu ſtark zu machen. Gleditſch Erben in Leipzig werden die Vorſicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß ſie ſich mit der Encyclopädie nicht übereilt; es

wird nur nöthig werden, dieſe bis zum Buchſtaben L umzuarbeiten.)

Große Erſchütterungen haben die Meneen der Kataſtrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, ſtets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechſel, rafft tauſende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpaſſende Generation der Gemeneen entſteht.... Mittlerweile bekommen die Gemeneen Beſuch von den Geen (das wäre gegen alle Etiquette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erſte Viſite machen.) Austauſch der Geſchichte, Begriffe, Naturalien und Kunſtwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht ſich geſchwinder. (Wie wird der Offenbacher Staatsmann jammern — er, der neulich in einer ſehr geiſtreichen Abhandlung gezeigt, daß das Kopernikaniſche Syſtem alle die heilloſen Revolutionen unſerer Zeit herbeigeführt; denn, bemerkte er ſehr richtig, da die Erde ſich bewege, wäre es den Geſchöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn ſie dem gegebenen Beiſpiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde ſich einſt noch ſchneller drehen und, was noch ſtabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmoſphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde ſeyn. Selbſt die Natur der Geen wird veredelt werden in ihrer Organiſation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlaſſe ich jedem Andern zur Unterſuchung...

„Solche Ergebniſſe konnten nur durch philoſophiſche Reflexionen gewonnen werden. Sie waren beſtimmt, der Erfahrung vorauszueilen; aber ob ſie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten.“

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorſtehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, iſt umſtändlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch Manches gern erfahren, wovon das Programm ſchweigt; aber das müßte ein ſehr ungelehriger Schüler ſeyn, der nicht in der Prophetenſchule des Herrn von Gruithuiſen gelernt, die Zukunft vorauszuſehen und ſie ſich ſelbſt zu deuten.

XXX.

Brief an einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel.

(1823.)

Lieber Herr! Sie ſelbſt werden es ſehr gut verſtehen, warum ich Sie einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel nenne: weil Sie nämlich ſieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leſer mußte ich dieſes erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberſchrift zu erhalten, dieſe Sprachfreiheit nehmen müſſen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit octroirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten ſpreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimniſſe zu ſchreiben und daher nicht Gelegenheit habe, die ſchöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu ſichern; es beſteht darin, die Briefe drucken zu laſſen und gar nicht zu verſiegeln. Vielleicht wundern Sie ſich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte und nicht abſcheulich, wie andere Publiciſten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen

Anſicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorleſungen mehr eine mediciniſche Polizei, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beiſpiele genug, daß Menſchen gleich nach Empfang eines Briefes krank geworden oder gar geſtorben ſind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber blos von der verdorbenen Luft her, die ſich in lang verſchloſſenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorſicht eingeathmet hatten. Um dieſe Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute mediciniſche Polizei die Briefe auf verſchiedenen Poſtſtationen und erneuert die darin enthaltene Luft? Sieht das einer Abſcheulichkeit ähnlich?

Jetzt zu meinem Anliegen, und zwar zu deſſen erſtem Theile. Ich habe im literariſchen Converſationsblatte mit vielem Vergnügen einen Bericht geleſen, den Sie über den letzten Ausbruch des Veſuvs eingeſchickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. Statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt ſchließen, daß Sie den empfangenen Eindruck ſogleich zu Papier, und daß die italieniſche Poſt das Papier ſogleich nach Leipzig gebracht. Aber erſt am 23. April d. J. ſtand Ihr Bericht abgedruckt; alſo ganze ſechs Monate ſpäter. Die Lava, ſo langſam ſie auch ſchleicht, hätte ſie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erſchienen als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, ſich mir anzuſchließen, damit wir gemeinſchaftlich darüber nachdenken, wie

die beſchwerliche und langſame Verdauung der deutſchen Buchdruckereien zu heilen ſey. Sollte ſie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geſchrieben und gedruckt, und dennoch erſcheinen die Bücher ſo ſchnell. Von den Ueberſetzungen der Scottiſchen Romane werden in Paris ſämmtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutſchland erſcheinen ſie aber in großen Zwiſchenräumen, ſo daß ich von vier Scottiſchen Romanen nur die erſten Theile geleſen, weil, als die folgenden erſchienen, ich das Geleſene wieder vergeſſen hatte und es mir verdrüßlich war, um den Zuſammenhang der Geſchichte zu gewinnen, eine gemachte Lectüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreimal aufgeboten, aber nicht wie Leute, die ſich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, ſondern von Halbjahr zu Halbjahr. Aus Ihrer Darſtellung, wertheſter Herr, ſieht man, daß Sie ein geübter Schriftſteller ſind, und es Ihnen alſo weniger Freude als Ihren Leſern macht, ſich gedruckt zu ſehen. Wenn dieſes aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftſteller wären — in Neapel ſind Sie ohnedies, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenſchaften ſchneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht geſtorben ſeyn vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literariſchen Converſationsblatte geſehen? Zu den ſechs Monaten, die der Druck erforderte, müſſen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel

zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege ſchloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutſchen Fuhrleute war mir immer ſehr poetiſch erſchienen, und ich wollte dieſes Deſert meiner akademiſchen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die ſaure Arbeit ginge. Aber ſo ſehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleichen Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelſtunde wieder umkehren, ſo daß ich den Weg gleich einem Pudel drei- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adreſſirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adreſſe, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutſche! — dachte ich, ihr macht nicht blos lebendigen Geſchöpfen Komplimente, ſondern auch todten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwiedern können! Entſpringt Schmeichelei aus ſo edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann iſt ſie als Tugend ſehr zu preiſen!... Einige Wochen ſpäter aber fiel mir bei, daß, wenn in dem Packete Klüber's Staatsrecht des rheiniſchen Bundes gelegen, das ſich ein Leipziger verſchrieben, das Buch bei ſeiner Ankunft für den Beſteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdeſſen die deutſchen Fürſten zur guten Sache übergetreten waren und der rheiniſche Bund aufgelöst worden.

In Ihrem Berichte, wertheſter Herr, (und das iſt meines

Anliegens anderer Theil) beſchrieben Sie das vom Veſuv herabwogende Feuermeer ſchön und ſchauerlich, und dann ſagten Sie Folgendes: „In ſolchen Augenblicken ſcherzen zu können, beweiſt wenigſtens ein fühlloſes, wenn nicht ein geradezu ſchlechtes Herz. Und doch geſchah es! Wir trafen viele Zuſchauer beider Geſchlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden ließen. Einer — leider ein Deutſcher — trieb es ſo weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er ſagte, ſich vorgenommen habe, im Angeſichte der Lava eine Partie Whiſt zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutſcher ſo entſchloſſen, ihm die Karten wegzureißen und ſie in die glühende Lava zu ſchleudern — und das von Rechtswegen.“ — Zuvörderſt erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem letzten Satze Etwas fehlt. Den Worten: ſo entſchloſſen, ſcheint ein Sätzchen folgen zu müſſen, das mit daß anfängt, etwa: daß die Whiſtpartie unterblieb. Bei der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden iſt, muß man ſich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jetzt aber erlauben Sie mir, die beiden Geſchlechter und die verſchiedenen Nationen, die auf dem Veſuv witzig waren, gegen ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie ſagen: wer auf dem Veſuv Witz zeige, müſſe ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus ſchlechtes Herz haben. Ein ſo ungerechtes Urtheil hatte das franzöſiſche Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgeſprochen!

Den Deutſchen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß ſie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern Nationen aber iſt gar nichts hierüber zu ſagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angſt waren ſie witzig, wie es die Menſchen gewöhnlich ſind, wo ſie ſich in Geſellſchaft fürchten. Wer der Gefahr ſpottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch iſt ein Herz darum ſchlecht, weil es furchtſam iſt? Was aber jenen Deutſchen betrifft, der auf dem Veſuv eine Partie Whiſt ſpielen wollte, ſo hätte ich ſelbſt zwar ein ſolches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whiſt verſtehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angeſicht der Lava“ eine Partie Piket zu ſpielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, ſo würde ich, wie folgt, zu ihm geſprochen haben, und wäre dabei ſo in Eifer gerathen, daß ich ihn gegen alle Regeln der Höflichkeit geduzt hätte.

„Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Ausſprache höre, ein Würtemberger biſt, ich aber ein Naſſauer bin; ſondern weil deine Geſinnungen und deine Gefühle meinem Kopfe und meinem Herzen ganz fremd ſind. Du drohſt, meine Whiſtkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es gibt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieſer groben Koketterie zu täuſchen — ich durchſchaue dich, Fremdling, du ſchmeichelſt dem Veſuv, weil du vor ihm

zitterſt, und du zitterſt vor ihm, wie du vor dem Geheimenrathe in deiner Kreisſtadt zitterſt. Du findeſt es kleinherzig, Whiſt zu ſpielen im Angeſichte dieſer erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag' mir, Fremdling, haſt du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenſtern des Caſſino's, wo du ſpielteſt, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelſt Morgens beim Frühſtücke mit deinem Weibchen und haſt noch die Zeitung in der Hand, die dir vom ſpaniſchen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht ein Veſuv Flammen ſpeit, ſondern zwei Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willſt, du tanzeſt über Gräbern; ſinge, wann du willſt, Thränen begleiten dein Lied; ſiedle dich mit deinem Glücke an, wo du willſt, die Trauer iſt deine Nachbarin. Kennſt du den Scherz nicht, kennſt du den Ernſt nicht; denn der Scherz iſt der Staubfaden des Ernſtes, ſein Geſchlecht anzeigend. Schau her, Fremdling; Ich ſelbſt werfe jetzt die Karte in die Glut, aber mit Freiheit, nicht wie du aus Kriecherei. Gib mir deine Hand, Würtemberger, dort liegt die Aſche meines Zornes."

XXXI.

Vorrede

zu dem Buche:

Die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. ſ. w. Herausgegeben von **Bernhard Reinwald**. Offenbach, 1823.

Die Beſcheidenheit des Herrn Herausgebers dieſer Sammlung: zu verſchweigen, daß er ſie veranſtaltet, mit dem Gelderträge derſelben den Armen ſeines Wohnortes beizuſtehen — wird von der größern bedeckt, daß er mich erſuchte, eine Vorrede dazu zu ſchreiben. Ich ziehe dieſe weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel ſelbſt nicht wiſſen, deſſen Rechnungsbuch über ausgetheilten Ruhm ſeit zweitauſend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der Klingelbeutel ſeyn, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erſcheint jeder unanſehnlicher Geſtalt, der, für die Armen nur ſprechend, ſich dem zur Seite ſtellt, der für ſie handelt. Aber in unſern

heißen Tagen iſt die That der Donner, und das Wort der Blitz, und die Pauſe zwiſchen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch ſelten mehr ſpricht man jetzt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und beſtreben uns nicht, und verſtehen es nicht, ſie zur ſchönern Kunſt zu erheben. Das beweinenswürdige Geſchlecht! Es iſt tugendhaft im Schweiße ſeines Angeſichts, und ſpielend ſchlecht, ſtatt daß den glücklichern Menſchen einer beſſern Zeit die Tugend eine feſtliche Freude war, und das Laſter der Wochentage ſauere Mühe. Der Eigennutz iſt der Dünger unſerer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber iſt, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und ſobald er ſtill iſt, regt ſich nichts mehr in uns. Unſere Wohlthätigkeit iſt nur eine beſſere Polizei, und man iſt noch nicht gut, wenn man beſſer iſt, als die. Wohlthaten ſind jetzt ſo unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erſt die Freude beginnt, mit der Noth aber unſer Erbarmen endet. Wir ſind nur der chriſtlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die ſchönere der Mitfreude iſt uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brod und keinen Wein, und vergeſſen, daß man Brod nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber ſiebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum beſten aller Könige? Daß er nicht gewünſcht, alle ſeine Unterthanen möchten Brod haben alle Tage, ſondern ein Huhn einmal

jede Woche. Dieſe engherzige Zeit hat es als eine ſchöne Erfindung der Menſchenliebe geprieſen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Rumfordiſche Suppen daraus bereitet! Fromme Chriſten, wenn ſie ihre Erben beneiden, laſſen Spitäler bauen, und ſorgen dafür, daß jedes ſieche Daſeyn gefüttert und gefriſtet werde, damit ja kein raſcher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauſpielhäuſer zu errichten, damit das arme Volk eine geiſtige Freude habe, worin es ſeine trockne Kruſte tunke, das fiel noch Keinem ein! Glücklich nur iſt in unſern Tagen, wer courfähig oder ſpitalfähig iſt; wer aber mit unbiegſamen, doch geſunden Gliedern in der Mitte wandelt, ſucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten; man ſpendet ihm erſt getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug gethan zu haben, wenn wir den Armen das Leben friſten, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Broſamen der Hofluſt zu verzehren. So gemein proſaiſch wird das Wohlthun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geſchmack, und es iſt wahrlich gut, daß der Himmel die Almoſen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben ſelbſt belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben ihm die Großen Kinderſpiele und ſüße Leckereien

und nahmen ſich den Ernſt und die ſauere Mühe; jetzt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philoſoph leben, deſſen Vormünder aber ſpielen und eſſen Zuckerbrod. Einem Handwerksmann des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und ſäße auf der Dreibatzengallerie unſerer Theater, müßte zu Muthe ſeyn, wie einem Flibuſtier, der, nachdem er ſich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingſtmontag für zwei Kreuzer über den Main zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich ſchlagen unſere wohlerzogenen, weichen, furchtſamen, polizeikommiſſariſchen Herzen ſehr ſtark, wenn man uns daran erinnert, daß im Amphitheater des Veſpaſians neunzigtauſend Zuſchauer unentgeldlich geſeſſen, und daß es unter dieſen Umſtänden faſt nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientaliſchen Majeſtät requirirte Reiſende nach beendigtem Schauſpiele zu arretiren. Wir freuen uns dann unſerer ſchönern Zeit, wo über je drei Menſchen vier Aufſeher geſetzt ſind, und wo nur noch Seelen in der Einſamkeit zerquetſcht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Chriſtenthum rühmt ſich, die Sklaverei abgeſchafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die ſich jetzt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt Alles eine Haut wie Sammt ſo weich, und fleckenlos wie Schnee

und darunter ſitzt das kranke angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menſchen des Alterthums nicht glücklicher als die geiſteigenen unſerer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindſchaft, aber ſie genoßen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; dieſe, verwaiſt und frei aller verwandſchaftlichen Bande, ſind verlaſſen und der launiſchen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigſtens lebendigen Geſchöpfen unterthan, dieſe ſind lebloſen Sachen unterworfen, ſie ſind Sklaven ihrer Beſtimmung, der Scheere, der Feder, des Hobels oder ſonſt eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggebornen wie ſonſt ihre Patrone, bei denen ſie in Sorge und Noth Rath und Beiſtand finden? Nichts wird ihnen, als ein todter Heller, der keine Früchte trägt, und deſſen Gabe beſchämt, weil ſie durch Liebesdienſte dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verſchenken — aller Segen kommt von Oben!

Man wähnt, der Menſchheit wäre das Glück zugemeſſen und zugezählt, und über dieſes Maaß und dieſe Zahl hinaus werde Nichts bewilligt, und darum hätten die Menſchen ſich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müſſe der Andere entbehren. Dieſer Wahn entſpringt aus der ſchwachen und eiteln Geſinnung unſeres Geſchlechts. Millionen Menſchen müſſen ſo viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die ſie genießen, ſie nur dann genießen, wenn Millionen ſie entbehren. Das Silber

macht den Werth des Goldes, das Parterre iſt die Folie, die der Loge Glanz gibt, und jeder Caſinoball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei ſeyn dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu beſcheinen, und leuchtet ſich nicht aus, wenn noch Milliarden Menſchen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unſere Wohnungen Fenſter haben. Wollt ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiſte Freiheit herrſcht, hat man die Wahl, taub, ſtumm oder blind zu ſeyn, aber alle ſeine Sinne zugleich zu gebrauchen, iſt nur denen erlaubt, die ſich Alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle ſteht und das Glück erwartet, geht dieſes auf einer andern Seite vorbei. Auch das Schickſal neckt ſich gern mit einfältigen Menſchen: den Füchſen unter ihnen ſetzt es das Glück in enger Flaſche, den Störchen auf flacher Schüſſel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menſchen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüſtet ſey und nie verdurſte; doch dieſe angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was Ihr für die Quelle des Reichthums achtet, das iſt die Quelle der Anmuth: Die Theilung der Arbeiten. Eitle Staatsſophiſten prahlen damit, wie ſich der menſchliche Geiſt ſo herrlich hoch hinaufgeſchwungen und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menſchen arbeiten.

Die Unglückſeligen wiſſen nicht, daß darum auch jeder Gewinnſt von dem Werthe einer Stecknadel unter zwanzig Menſchen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menſchen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Feſttage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unſer geſellſchaftliches Leben iſt ein Schachſpiel: Könige wie Bauern ſtehen hölzern auf dem ihnen angewieſenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeſchriebenen Wege, und ſind ſich einander gleich an Dienſtbarkeit, noch ehe ſie der Tod in ſeine Schachtel wirft. Frei ſind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe ſpringen und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieſer Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden ſeyn, der ſelbſt ein Ritter iſt; aber kein Bauer kann es, kein König ſollte es ſeyn. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Götterſucht dieſes Zwerggeſchlechts gebracht! Sie haben die Menſchen unter einander geſtaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht ohne Dach und Fach, die zu Nichts führt. Und nachdem ſie damit fertig geworden, haben ſie ſelbſt die lebloſen Dinge unter einander geordnet und eine Ariſtokratie der Sachen eingeführt. Selbſt die alte, ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben ſie abgeſchafft, weil ihnen dieſe noch zu republikaniſch geſchienen, und haben nur das Feuer monarchiſch beſtehen laſſen, ihm aber Luft, Waſſer und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jetzt die rechte Hand mit Verachtung zur Linken hinüber ſieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der

linken herrſchen. Dieſe Verhältniſſe aber ſind zu unnatürlich, als daß ſie ohne Kunſt zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß ſie fortbeſtehen, die Liſt zur Gewalt geſellt, und haben den Bürgern, denen ſie jedem einen kleinen Lebensring angewieſen, vorgelogen, dieſer Ring ſey ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menſchen ausreiche; darum möge ſich ja keiner zerſtreuen und über die Grenze ſchweifen, ſondern jeder ſoll in ſeinem Gebiete bleiben und es benutzen und ſein Geſchäft zur größten Vollkommenheit zu bringen ſuchen. Die leichteſten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anſtrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären ſie die ſchwerſten Verrichtungen des menſchlichen Geiſtes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, ſich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als jetzt ein Geſelle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meiſterrecht, eine Semmel zu backen, wird erſt nach längern Prüfungen zugeſtanden, als man ſonſt zu dulden hatte, die Eleuſiniſchen Geheimniſſe zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geiſtes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt ſich füttern und lebt vom Schweiße des

Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbſe aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenſchule noch bei Fellenberg erzogen worden, ſchritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber, freilich haben jetzt die geiſtreichſten Bürger, wenn ſie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegeſellſchaften und am Spieltiſche zu verwenden, und finden nicht Zeit, ſich menſchlich auszubilden.

XXXII.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit ſollte ich ſagen; aber verſtünden das die Menſchen, dann wäre keine Noth und es bedürfte der Rede nicht.

Weil ſie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiſte, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe iſt, ſtraucheln und fallen ſie bei jeder Bewegung, führt ſie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht ſie jede Erfahrung unerfahrner, iſt ihnen jede Erſcheinung fremd und erwachen ſie jeden Morgen neugeboren. Weil ſie den Bau der Menſchheit nicht kennen, erſcheint ſie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil ſie den Bau des Staates nicht kennen, iſt ihnen dieſer nur ein Haufen von mannichfaltigen Anſprüchen und Gelüſten, die alle nach Vorherrſchaft ſtreben und ſich befeinden. Darum verwirrt ſo Vieles die Sinne dieſer armen Menſchen, und faſt zu grauſam iſt die Vorſehung,

daß ſie die Buße für Jahrhunderte der Schuld einem einzelnen Geſchlechte aufbürdet.

Unſer Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kömmt es an; aber ſo groß iſt die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünſchen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutgeſinnten verderben am meiſten. Jene ſehen ſchadenfroh dem Uebel zu und thun oft nichts Schlimmeres, als daß ſie deſſen Verlauf der Natur überlaſſen. Dieſe aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwiſſend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben ſie für jedes und für jeden Schmerz eine beſondere Heilungsart. Sie ſind ſo toll, daß ſie auf den fieberhaften Puls ein Pflaſter legen, ihn zu beſänftigen, als ſäße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht ſo? Kennet Ihr den Blutlauf des Volkslebens und hätte ich nicht erſt um Verzeihung zu bitten, wenn ich von ſo weitausſehenden Grundſätzen zu den Juden — h i n a b ſt e i g e, wie Ihr ſagen werdet? Von den Haſſern jener unglücklichen Menſchen rede ich nicht; ſondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Dieſe Judenverfolgung, mögen ſie denken, das ſey keine vaterländiſche Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe mag jungen Mädchen nur nicht küſſenswerth dünken; aber Heilkünſtler ſollten wiſſen, daß ſie von böſen Säften zeuget.

Will man reden von dem unverſöhnlichen Haſſe, der ſchon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, ſo darf man

nicht von dem Geſchehenen reden, ſondern von dem, was geſchieht und geſchehen ſoll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit iſt nur in der zu vollbringenden. Was die Menſchen verſchulden, nicht was die Menſchheit verſchuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der faſt zweitauſend Jahre gedauert, ſteht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geiſt hoch und ruhig ſchwebt über Nebel und tobende Gewäſſer, über Leidenſchaften, über verwirrende Verhältniſſe, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, ſo dürfen die niederſtehenden, gemeinen, ruchloſen und wahnſinnigen Menſchen dort oben keine Rechtfertigung ſuchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde ſich um ihre Achſe dreht, indem ſie die Sonnenbahn durchwandelt, ſo hat auch der Menſch eine doppelte Bewegung, eine beſondere und eine allgemeine. Dieſe reißt ihn unaufhaltſam fort; es iſt ſein Schickſal. Jene wird von ſeinem Willen beſtimmt; es iſt die Freiheit.

Worin das böſe Verhängniß der Juden beſteht, iſt ſchwer zu erfaſſen, weil es ſeine Laufbahn noch nicht vollendet hat und erſt im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung ſich offenbart. Es ſcheint aus einem dunkeln unerklärlichen Grauen zu entſpringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Geſpenſt, wie der Geiſt einer erſchlagenen Mutter, das Chriſtenthum von ſeiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabſteigen zu den freien Handlungen

der Menſchen, tief hinab zu der ſumpfigen Gegend, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das böſen Dunſt verbreitet, ſo vielen unſchuldigen Geſchlechtern das Daſeyn verpeſtet und ſie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieſes unmenſchlich war, kann es nicht menſchlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war ſtets der Lohn der prieſterlichen Dienſte. Aber jetzt, da auch der ruchloſeſte Heuchler nicht zu ſagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beſchönigt? Sonſt, dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man ſie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man ſie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der ſchamloſeſten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügneriſche Behauptungen mit ſolcher Keckheit geführt, daß ſelbſt Gutgeſinnte dadurch getäuſcht werden, weil ſie nicht glauben können, daß man ſie ſo plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven und den Böſewichtern in's Angeſicht leuchten. Sie werden lärmen und ſchwirren wie die aufgeſchreckten Nachteulen. Die hochweiſen regierenden Knechte werden ſagen: man ſolle die Gemüther nicht aufreitzen durch Reden. Sie meinen, wenn Alles hübſch dunkel bliebe, dann ſähen ſich die Feinde nicht und ſie müßten Ruhe halten. Aber beſſer

iſt's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn ſie iſt reizend; aber ſie erbittert nicht. Das Gefühl der Beſchämung ſchmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einſehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu ſeinem eigenen Vortheile beging, ſondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unerſättlichen Ariſtokraten überlaſſen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um ſagen zu können, daß es keiner Freiheit würdig ſey, und daß man es zum Gefängnißwärter der Juden beſtellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlaſſen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang verſperre, eine weniger, das iſt der Unterſchied; unfrei ſind ſie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehn vor der franzöſiſchen Revolution wurden von deutſchen Staatsgelehrten, wie für die Geſetzgebung überhaupt, ſo auch für die bürgerlichen Verhältniſſe der Juden menſchlichere und verſtändigere Grundſätze aufgeſtellt, und die Franzoſen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß ſie dieſe Grundſätze in's Leben einführten. In Weſtphalen, dem Großherzogthum Frankfurt und in andern deutſchen Ländern, wo zur Zeit der Napoleon'ſchen Herrſchaft franzöſiſche Regierungsart ſich geltend gemacht, wurde die

Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfaſſungsmäßig aufgenommen. Es geſchah dieſes ohne Widerſetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutſchland wurde frei. Alſobald erhoben ſich im nördlichen Deutſchland einige Schriftſteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das ſiebenſchläferige Frankfurt beſonders, ſuchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtloſen Zuſtand aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es iſt zu unterſuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entſprang.

Bei den Deutſchen, welche alle Tyrannei, unter der ſie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen (denn es iſt ein verführeriſcher Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu ſehen), ſchmolz Freiheitstrieb und Franzoſenhaß in ein Gefühl zuſammen. Und wie man ſelbſt das Gute verkennt oder verſchmäht, was Feindeshände darbieten, ſo verkannte oder verſchmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der franzöſiſchen Geſetzgebung in's deutſche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzoſen hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geſchenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der franzöſiſchen Herrſchaft hielt, weil ſie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutſchen, gedrückt, doch allein für die Noth einigen Erſatz gefunden. Es iſt verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle

unſerer Leiden Vortheil ſchöpfen — ich meine, es iſt eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutſche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was ſie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerſtückelt war. Die Einheit der Herrſchaft konnten ſie nicht herſtellen, ſo wollten ſie wenigſtens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geiſt, gleiches Herz und gleiche Nahrung für beide. Dieſe Nahrung aber, urtheilen ſie, müſſe der kindlichen Natur und Schwäche der deutſchen Freiheit angemeſſen ſeyn, einfach und leicht aufzulöſen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeſchloſſenen Bildung, erſchienen ihnen zu ſelbſtſtändig, um mit der allgemeinen Freiheit aſſimilirt werden zu können, ſie dünkten ihnen eine harte unverdauliche Speiſe. Dazu kam noch allerlei theatraliſcher Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, ein uniſones und uniformes Chor; man wollte nur Deutſche, wie ſie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die ſchwarzen Juden ſtachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erſt jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutſchen Volks gegen die Ariſtokratie gerichtet ſeyn müſſe, dieſer war es auch, welcher die Schriftſteller gegen die Juden feindlich ſtimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrſchaft, das heißt

dingliche und perſönliche Ariſtokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalſyſtems. Sie halten feſt zuſammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, ſuchen Schutz bei den vornehmen Herren, und dieſe, von der Gleichheit geſchreckt, ſuchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne ſie, indem man den Juden die Beſchützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Letztere zu keinen jüdiſchen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können und unter Vormundſchaft der bewilligenden oder verſagenden Volksvertreter geſtellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeſchreies, keines Allen kenntlichen, Allen ſichtlichen Paniers mehr bedarf, und ſeit alle Deutſchen wiſſen, um was ſie kämpfen und um was ſie ſich zu verſammeln haben, hat der Franzoſenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja freundlich ſind wir dem franzöſiſchen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und geſündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ernten, was mehr als eine verbrecheriſche Hand ſäen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit ſey und wie man ſie verdient und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem ſind auch die Lehren des Judenhaſſes verſtummt und die Schriftſteller, die jene ſchädlichen Lehren zu verbreiten ſuchten, ſchweigen jetzt. Ihr Irrthum iſt ihnen zu verzeihen, da ſie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint und die Wahrheit iſt nie zu theuer erkauft, auch wenn man ſie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XXXIII.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zenſur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beſchaffenheit der Menſchen und der Dinge in der bürgerlichen Geſellſchaft, wo jede Arbeit ohne Luſt, und jede Luſt ohne Würde iſt, bringt es Gefahr, ſeine Leſer zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geiſt, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verſtand des Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von ſich ſtößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geſchäftsmann willkommen heißt. Von Deutſchen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung ſelten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach dieſem ſtrebte, dem lag an der Wahrheit nicht, ſondern daß er gelobt werde — ſo urtheilen ſie. Aber was mich jetzt zu dieſen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß iſt es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht ſo offen davon geredet und hätte ſchlauer

mein Inneres hervorgeſtellt. Aus einer reineren Quelle entſpringt meine Beſorgniß. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte zu beluſtigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernſt anſprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch Keiner die Feder geführt; in Milch habe ich ſie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine ſchwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener geſcholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens ſeyn, es iſt ſchwer, ja es iſt unmöglich, keine Satyre zu ſchreiben!

Zenſur! Das iſt ein Wort, womit man den leichtſinnigſten, gedankenloſeſten, heiterſten Schlemmer in Trübſinn, ernſtes Nachdenken in Schrecken und Staunen verſetzen, oder den düſterſten Murrkopf zum unauslöſchlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppiſch, bewunderungswerth und abgeſchmackt zugleich iſt. Es iſt das Eine, wenn damit das Große erſtrebt und erreicht, es iſt das Andere, wenn damit nach Kindiſchem gezielt, und nicht einmal dieſes erlangt wird. Seit dreißig Jahren rauſcht das bewegte Meer des losgelaſſenen Geiſtes der Menſchheit in hohen und ſtolzen Wellen daher, und ſchwemmt die ſandigen Ufer weg. Und da ſehen wir ein Land, das ſich kühn und kräftig dem anſtrömenden Ozean entgegen ſetzt, das ihn mit eiſernem Strande

abhält, ſo daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer ſpritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur ſo viel ins Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wäſſern; vom Geiſte der Zeit nur ſo viel geſchöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig iſt. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen ſich frei und glücklich, weil man ſie keine größere Freiheit wünſchen lehrte, als die ſie beſitzen, und kein höheres Glück als deſſen ſie theilhaftig werden können. Nun gibt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen laſſen, damit er ſpärlicher fließe; wo ſie ſich mit Schneeballen gegen Kanonenſchüſſe wehren, und beim Nordlichtſchein mit Spritzen zu Hülfe eilen, weil ſie die Helle für eine Feuersbrunſt halten. Dort wird die Stillung des Durſtes verwehrt, aber das Eſſen geſalzner Speiſen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verſtattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geiſtesdruck geübt, der um ſo grauſamer iſt, weil er nur ſchmerzt, ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber ſelber Nichts gewinnen. . . . Es iſt klar, daß ich von der Oeſtreichiſchen Zenſur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entſtehen ſolcher Bedürfniſſe, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verſtand. Die inländiſche Zeitungszenſur hat

nichts Auffallendes; ſie übt keine fruchtloſe Härte, weil auch die fremden Blätter, die ins Land kommen, einer Zenſur unterliegen, und weil bei der Beſchränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht und daher mit Erfolg durchgeſetzt wird. Aber in Frankfurt ſind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zenſur unterworfen, alle ausländiſchen ſind davon frei; dieſe liegen in hundert Leſegeſellſchaften, Kaffee- und Gaſthäuſern auf den Tiſchen. Wozu nützt alſo die Zenſur, die ſolche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutſchen Blättern ſtehen? Frankfurt, deſſen Gebiet nur wenige Viertelſtunden zählt, will es mit ſeinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebſamkeit ſtrebend, ſich die Finger zerquetſchen laſſen? Frankfurt, welches ſeyn ſollte eine Freiſtätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gaſtlicher Herd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrſchaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie mag es ſich herabwürdigen laſſen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die ſie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langſamer vorſchreite; ſich herabwürdigen laſſen, eine Zugbrücke zu ſeyn, die den freiſinnigen Anſichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutſchlands, oder zurück, den Weg verſperre? Kann eine freie Stadt ſich beſſer ſichern, als wenn ſie überall die Freiheit gegen Jeden, der ſie verfolgt, in Schutz

nimmt? Oder beſtünde die Freiheit unſerer Verfaſſung etwa nur darin, daß abwechſelnd jeder Bürger dazu kommen kann, dieſe Freiheit beſchränken zu helfen?

Man ſucht die Ausübung einer ſo ſtrengen Zeitungszenſur mit der Anweſenheit der Bundesverſammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feigheit durch Furcht beſchönigen wollen. Wie, die Bundesverſammlung, die Stellvertreterin aller deutſchen Mächte, von denen die meiſten Preßfreiheit, manche Zenſurfreiheit in ihren Staaten haben, ſollte verlangen, daß in einem unabhängigen, republikaniſchen Staate, nicht geſchehen dürfe, was bei ihnen ſelbſt zu Hauſe geſchieht? Welche Geſandtſchaft könnte ſich über eine freimüthige Sprache in den hieſigen Tagesblättern beſchweren? Wir wollen ſie alle herrechnen, und man wird ſehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie ſie es nennen, gar keinen Grund hat.

Oeſterreich hat zwar eine ſehr beſchränkte Preßfreiheit und eine ſtrenge Zenſur; allein, es iſt nicht ſein Vortheil, dieſe Grundſätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeiſt ſchon eine gewiſſe Feſtigkeit angenommen hat, und mündig geworden iſt. Es iſt nicht das Syſtem der öſterreichiſchen Regierung, die öffentliche Meinung für ſich zu ſtimmen, ſondern ſie erkennt gar keine ſolche an, und ſie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgeſprochen, eben ſo unwillig zurückweiſen, als einen Tadel. Dieſes iſt ſehr folgerecht. Die

öffentliche Meinung iſt eine Macht im Staate; um ihre Gunſt buhlen, das heißt ſie anerkennen, und ſie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es gibt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr beſtehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch ſie anerkennen, und wenn man in einem ſolchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, ſo verliert man mit dem Beſitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Oeſtreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg ſo gefährlich iſt als Niederlage. Seinen ſtarken Einfluß, den es auf die deutſchen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen, dieſes um ſo weniger, je mehr ihm daran gelegen iſt, das in ſeinem eigenen Staate beſtehende Regierungsſyſtem unangefochten fortbeſtehen zu laſſen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Feſſeln anlegen wollen; es würde ſein Lebensprinzip zerſtören, wenn ihm ſein Beſtreben gelänge. Ohne geographiſchen, ohne politiſchen, ohne den innern Schwerpunkt, den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur ſeine Stütze in der öffentlichen Meinung, ſeinen Schutz in der Liebe ſeines Volkes, ſeinen Einfluß in der Achtung deutſcher Bürger. Die preußiſche Regierung täuſche ſich nicht; ſie ſucht aufrichtige Liebe, unerſchütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutſchen Hofe vergeblich; man iſt

ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheits-trieb des deutſchen Volks ausgegangen iſt; man wird ſie verlaſſen in der Noth, und dann würde ihr das deutſche Volk allein Schutz gewähren, wenn ſie ſeine Dankbarkeit dadurch feſſelte, daß ſie es, wie ſie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die ariſtokratiſchen Anfechtungen des ſüd-lichen Deutſchlands kräftig ſchützt.

Von der bairiſchen Regierung läßt ſich am wenigſten erwarten, daß ſie durch ihre Geſandtſchaft in Frankfurt die dortigen Zeitungen ängſtlich ſollte bewachen laſſen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird ſich finden, daß die meiſten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt geſtrichen wurden, aus bairiſchen Blättern entnommen waren.

Würtemberg hat unumſchränkte Preßfreiheit und keine Zenſur; alſo von dieſer Seite kann nie ein Reklamationen-Gewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. ſ. w. iſt eben ſo wenig zu beſorgen.

Die Geſandten von Frankreich und England, werden ſich wohl nie herablaſſen, über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten ſelbſt, die ſie vertreten, völlige Preßfreiheit herrſcht, und es lächerlich wäre, wenn ſie fürchteten, der Meinung, die man von jenen Ländern in Deutſchland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falſche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmſten Dank des deutſchen Volkes

ſich erworben, weil es ihm ſo treulich beiſtand, den Tyrannen zu ſtürzen. Um ſo mehr läßt ſich von ihm erwarten, daß es den Deutſchen auch behülflich ſeyn werde, alle Tyrannei zu zerſtören, die Tyrannei der Adels- und Beamten-Ariſtokratie nämlich, die nicht durch Tauſende von Bajonetten ſondern nur durch die Freiheit der Preſſe, durch die Oeffentlichkeit beſiegt werden kann.

Man ſieht, daß es kein Intereſſe irgend einer der Mächte, die ſich in Frankfurt durch einen Geſandten vertreten laſſen, ſeyn kann, die hieſigen Zeitungen unter ſtrenger Zucht zu halten. Es iſt hier nämlich von einem wirklichen Staatsintereſſe die Rede; denn was etwa ſonſt die miniſterielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatiſche Kanzleiverfahren, und der zarte Hofton dabei eigenmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräſentirten Staaten oder Fürſten angeſehen werden, und verdient nicht die geringſte Berückſichtigung. Man darf ſich keine Artigkeiten auf Koſten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Geſetzgebern und Regierungsbeamten eines Freiſtaates ſtünde ein gewiſſer Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an. Nachgiebigkeit ziemt ſich nur für große Staaten, weil ſich dieſe hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen ſeinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten ſeit fünf und zwanzig Jahren gewonnen; welche Uebel hat es dadurch von ſeinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unſere epidemiſchen Feinde,

die Franzoſen, weniger Millionen Brandſchatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die ſchonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hieſigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unſere Köpfe flogen und unſere Häuſer anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unſere Selbſtſtändigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftig ſtolze Sprache, die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener ſchönen Leichenrede unſerer Freiheit nicht die größte Bürgſchaft ihrer einſtigen Auferſtehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken laſſen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuſtrömen; jeder gute, jeder nachſinnende deutſche Bürger zürnt und weint, wenn er ſieht, welchen Jammer ungeſchickte Hände aller Orten über das theure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die ſich der Freiheit des Volks entgegenſetzte, dann könnte man ſagen: wir wollen ſie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir ſagen: wir wollen ſie bemitleiden und belehren. Aber die Philiſterei iſt's, dieſe widerliche abgeſchmackte Miſchung von Engherzigkeit und Geiſtesflachheit, der nicht beizukommen iſt als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche keiner, der ſich fühlt, Demuth genug hat.

Die Leſer des bisher Geſagten werden erwarten, ich hätte meine Forderungen an die Preßfreiheit in Frankfurt hoch geſtellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die

Freiheit zu ſchreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Conſtitution die Hoheit in der ganzen Bürgerſchaft ruht, nicht geringer ſeyn könne als in monarchiſchen Staaten, wie Frankreich und Würtemberg. Allein ſo iſt es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hieſigen Bundesſtadt obwaltende geſellſchaftliche Verhältniſſe billige Rückſicht genommen, und keine größere Preßfreiheit verlangt, als ſie in ſolchen deutſchen Staaten beſteht, wo noch Zenſur Statt findet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumeſſen, wie viel bei der Zenſur, wie ſie gegen die Zeitung der freien Stadt Frankfurt ausgeübt worden, dem Zenſor und wie viel der Behörde zuzuſchreiben ſey, welcher derſelbe für ſeine Amtsverrichtungen verantwortlich iſt; aber nach welchen Grundſätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundſätze dieſe Zenſur verfahren ſey, wird man aus Nachfolgendem erſehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einſichtsloſer wird wohl in ganz Deutſchland keine Zenſur verwaltet als die hieſige. Ihre Strenge hat mich nie ſo erbittert, als es ihre Nachſicht that, weil ſich aus dieſer ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkühr war. Es wurden Zeitungsartikel geſtrichen, die in den Reſidenzen der Regierungen oder Fürſten, von denen ſie handelten, ſelbſt gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Iſt es nicht die billigſte Forderung von Preßfreiheit,

daß ſie für jeden Staat, von welchem die Zeitungen ſprechen, in einem ſolchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate ſelbſt über ihn geſagt werden dürfte! Alſo (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abſtrakte Rede verſteht nicht Jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen geſagt werden dürfen: über Baiern, ſo viel in München ſelbſt, über Frankreich, ſo viel in Paris, über Würtemberg, ſo viel in Stuttgart zu ſagen erlaubt iſt, und iſt es nicht die größte Feigheit, die Rückſicht für eine Regierung ſo weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen ſie in ihren eigenen Staaten freien Lauf laſſen muß. Die meiſten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt geſtrichen wurden, waren aus deutſchen, ſchon einmal zenſirten Blättern, entnommen. Da die deutſchen Zeitungen ſich wechſelſeitig abſchreiben und die meiſten derſelben unter Zenſur ſtehen, ſo gibt es nichts Spaßhafteres, als dieſes vielfache Deſtilliren eines Artikels, und wie ſolcher, bis er dem durſtigen Leſer zu Munde kommt, durch zwölf Zenſurkolben wandern muß, und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geiſt herausgearbeitet iſt, nicht um ihn zu trinken, ſondern um ihn wegzuſchütten, und nichts als das lymphatiſchſte Waſſer übrig zu behalten.

Wo die Zenſur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut ſie, was ihr obliegt, und man weiß, woran man iſt; aber das Recht zu begnadigen, ſollte ſie nicht haben, dieſes macht ihre Gewalt nur noch tyranniſcher, indem es ihr die Freiheit gibt,

nach Willkühr zu verfahren, und zu tödten oder leben zu laſſen, wie es ihr beliebt. Dieſes Begnadigungsrecht hat die hieſige Zenſur zuweilen und unter ſonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot ſich manchem Zeitungsartikel einen Reiſepaß auszuſtellen, doch müſſe er ſich legitimiren, woher er käme, das heißt die Quelle des Artikels müſſe angegeben, es müſſe bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen ſey. Man denke ja nicht, daß hier von Thatſachen die Rede geweſen ſey, wo die Zenſur, wenn die Thatſachen auffallend ſind, vielleicht manchmal mit Recht nach einer authentiſchen Quelle fragen dürfte, ſondern Meinungen, Anſichten betraf es. Waren ſie aus einer andern Zeitung genommen, ließ ſie der Zenſor ſtehen, erſchienen ſie aber in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt zuerſt, oder waren ſie aus franzöſiſchen Blättern überſetzt, dann wurden ſie geſtrichen. Darf ein Frankfurter nicht ſo gut eine Meinung haben als ein Anderer? Warum ſoll hier die Geiſtesfabrikation unterdrückt, der Activhandel mit Geiſtesprodukten verboten, und nur ein Ideen-Speditionshandel verſtattet ſeyn? Der Zenſor hat mich mit ſeiner Vorſchrift: Angabe der Quelle, oft in Verzweiflung geſetzt. Wer gab mir Wünſchelruthen genug, alle die Quellen zu entdecken? Quelle, Quelle, hieß es jeden Abend 10 Uhr, wenn ich den Zenſurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte ſie rauſchen. Hatte ich eine Pariſer Nachricht, die dem Zenſor etwas geſpenſtiſch ausſah, ſo ſchrieb er vor: gute deutſche Quelle oder d. (der

Tod). Wie iſt es nun möglich, daß eine franzöſiſche Geſchichte eine deutſche Quelle haben kann? Und was heißt eine gute? ... Das iſt eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß ſie wähnen, Meinungen, die ſie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzuſtopfen brauche. Sie regnen vom Himmel herab, und werden eine Sündſluth bilden, aber nur zum Verderben der Gottloſen; die Gerechten werden ſicher ihre Noahs-Arche finden.

Ich will die loſeſten Zenſurſtreiche in chronologiſcher Ordnung erzählen, und dadurch jeden in den Stand ſetzen, ſelbſt zu urtheilen, wie ſehr meine Beſchwerden über den erlittenen Druck gegründet ſind.

Erſter Fall.

In einem Artikel von der niederländiſchen Grenze, 22. Dec., worin von der in Brüſſel vorgefallenen angeblichen Verſchwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle geſtrichen:

„Unter den Verhafteten will man ſelbſt fremde Agenten bemerken, die wohl nur ſo pro forma verhaftet wurden. Bei der bei dieſer Gelegenheit vorgenommenen Verhaftung einer Anzahl Franzoſen hat man ſich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke ſeyenden Verſchwörung nur dazu benutzt worden ſey, Perſonen, denen man übel wollte, verdächtig zu machen. Es ſcheint im Intereſſe gelegen zu haben, einen großen Verſchwörungsplan, der von den Niederlanden aus über Frankreich und Italien bis nach

St. Helena verzweigt ſeyn ſollte, wahrſcheinlich zu machen, und dies iſt auch für den Augenblick gelungen.“

Dieſer Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wiſſen, im Königreiche Baiern. Wenn die Vorzüge eines Frei-ſtaates gegen eine Monarchie nur in einer ſtrengeren Zenſur beſtehen, ſo werden wohl viele Jene wünſchenswerther finden. Was lag in dieſem Artikel Gefährliches, was im Geringſten zu einer Beſchwerde hätte Anlaß geben können? Alle deutſche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit Recht; denn es iſt gut, wenn man den Fürſten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Ariſtokraten ſo oft benutzt worden, um ſie im wechſelſeitigen Mißtrauen zu erhalten, ſo viel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Januar war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfriſchen, aller deutſchen Schnürbrüſte ledigen Speyerer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutſchen hätten bis jetzt noch nicht gelernt, etwas beſtimmt „und nachdrücklich“ zu fordern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zenſur ausgeſtrichen. Es iſt traurig, wenn ein Zenſor eine dich-teriſche feurige Einbildungskraft hat, und bei den Worten nachdrücklich fordern gleich an die Stürmung der Frank-furter Baſtille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier dieſe

Aengſtlichkeit? So viel bekannt, beſchäftigt ſich der Bundestag damit, den Deutſchen allen Nachdruck zu verbieten; allein die Zenſur hätte wiſſen ſollen, daß hierbei nur vom typiſchen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede iſt und ſeyn konnte.

Dritter Fall.

Ich bitte meine Leſer, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und ſie nachzuleſen, um zu verſtehen, wovon hier die Rede ſeyn wird. Dieſes Blatt war faſt ganz durchſtrichen. Ich, der ich mir dieſes Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigne Art aus, und übernahm die Verantwortlichkeit, die geſtrichenen Artikel doch ſtehen zu laſſen. Ich bitte meine Frankfurter Leſer noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzuſehen, um ſich zu überzeugen, auf welche Art die Zenſur hier verwaltet wird. Da iſt zuerſt ein Artikel aus Paris. Das ihm vorgeſetzte Sternchen deutet an, daß er eine Original-Mittheilung iſt. In dieſem Artikel wird von den Umtrieben der Ultra's auf eine Art geredet, wie dies in vielen Pariſer Zeitſchriften mit weit ſtärkern Ausdrücken geſchieht. Dem Artikel wurde von der Zenſur das Todesurtheil geſprochen, und das Leben ſollte ihm nur dann geſchenkt werden, wenn er nachweiſen könne, daß er eine gute deutſche Zeitung zur Mutter habe. Nun, ſagt mir Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariſer Nachricht urſprünglich in einer deutſchen

Zeitung ſtehen, und was heißt eine gute Zeitung? Alſo die Zenſur in Frankfurt wäre auch eine Staatsrezenſentin, von deren Ausſpruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten ſey, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre ſchrecklich-ſpaßhaft, wenn in dem bevorſtehenden Preßgeſetze für die deutſchen Bundesſtaaten, die Beſtimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was ſchon in einer andern guten deutſchen Zeitung geſtanden habe, und als gute wären anzuſehen: der Oeſtreichiſche Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum ſoll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht ſagen dürfen über franzöſiſche Angelegenheiten, was die Pariſer Zeitungszenſur ſelbſt zu ſagen erlaubt?

Der Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nämlichen Blatt, beide aus der in Augsburg erſcheinenden allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch geſtrichen. Die darin herrſchenden Grundſätze ſind freilich gefährlich, durch die Wachſamkeit der hieſigen Zenſur wird aber dem böſen Geiſte der Zeit, leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederurſel, der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederurſel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspeſt fortwüthen. Darum Alles vergebens. Man vergeſſe doch nicht, daß Revolutionen konzentriſch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Heſſen-Kaſſel, im

nämlichen Blatte, wurde auch verurtheilt; aber ich muß geſtehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von deſſen Verbreitung war, daß an dem Tage, wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutſchlands ſeine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicher Weiſe am Abende eingetretene Nacht, wo jeder ruhig zu Bette ging, würde Alles in blutige Verwirrung gekommen ſeyn. Der Artikel war freilich aus der Speyerer Zeitung entlehnt, und Speyer iſt ein Stück Franzoſenland geweſen und kann nie mehr ſelig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten, von der Zenſur geſtrichenen Artikel dennoch ſtehen gelaſſen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe verurtheilt, welche Strafe nach erhobener Appellation auf 10 Rthlr. herabgeſetzt wurde.

Vierter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Januar war aus dem Hamburger Correſpondenten nachfolgender Artikel aufgenommen:

„Vom Main, 3. Januar. Von der deutſchen Bundesverſammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fortgeſetzt wird, erwartet man in dieſem Jahre noch weit erfreulichere Reſultate, als in dem vorhergehenden Jahre.“

Geſtrichen. — Es iſt hart, daß einem Freunde ſeines Vaterlandes verboten ſeyn ſoll, der deutſchen Bundesverſammlung das verdiente Lob zu ertheilen. Allerdings wurde man

auch von der ehemaligen Venetianiſchen Staatsinquiſition ſtreng beſtraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Zenſor hat ſich unmöglich dieſes Beiſpiel zum Muſter nehmen können, ohne ſich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutſchen Fürſten ſchuldig zu machen, und ohne ſeine Unbekanntſchaft mit dem deutſchen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftſteller in Deutſchland geſtraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegentheil, es gibt Fälle genug, daß ſolche wegen tadelnder Aeußerungen beſtraft worden ſind.

Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweiſt dieſer, welch eine ſchreckliche Sache es um die hieſige Zenſur iſt, welche Willkühr dabei herrſcht und wie man der Leidenſchaftlichkeit unbarmherzig hingegeben iſt. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfaſſungsmäßiger geſetzlicher Regierung ſich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie ſich die Beamten dieſes Staates in kleinen Fällen betragen. Sind ſie zur Willkühr geneigt, pflegen ſie ſie zu üben, dann kommt es bei ſolchen kleinen Anläſſen an den Tag, weil ſie ſich dabei nicht ſcheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu laſſen, was ſie bei bedeutenden Sachen, die Aufſehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unſinnigen! Sie meſſen die

Freiheit des Bürgers nach Geldeswerth, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beſchädigen, um einen Schritt den Weg verſperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähnen ſie, ſey bedeutungslos. Da iſt keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Geſetze wie eine Million genießt, und wo in ſtreitigen Sachen der Richter über einen ſchmalen gedruckten Papierſtreifen nicht eben ſo ernſt und nach den Geſetzen Recht ſpricht, als über Haus und Feld.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 16. Januar ſtand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht, aus welchem Blatte entlehnt:

„Vor einem guten Flaſchenſtöpſel (ſchreibt Jemand) habe ich immer allen Reſpekt, und er verdient ihn. Denn ein ſolcher Stöpſel iſt ein ordentlicher Vorgeſetzter, Leib- und Halsherr der Flaſchen, ein Zunft- und Stuhlmeiſter, ein Feſtungscommandant und Grandmaitre, der um ſo mehr auf unſere Achtung Anſpruch zu machen hat, je mehr er nach ſeinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit beſitzt, allen Druck geſchmeidigt anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorſteht oder oben ſitzt, alle champagnermäßige, luftige Auf- und Ausbrauſungen zurückzuhalten; daher auch, ſobald ein zuverläſſiger, wohlgeſchnitzter und geſcheiter Stöpſel ſeine Schuldigkeit thut, aus ſeinem gläſernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geiſt oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpſeln!“

Dieſen Artikel .... hatte ihn die Zenſur geſtrichen? Nein, ſie hatte Schlimmeres gethan als das; ſie hatte dabei

bemerkt: „Paſſirt ohne Anſtand.“ Der Zenſor glaubte wahrſcheinlich, dieſer Artikel ſey darum aufgenommen worden, weil er auf Zenſurbeamten angewendet werden könnte, und fühlte ſich daher gedrängt, einen Beweis ſeiner Hochherzigkeit zu geben und merken zu laſſen, daß er zwar die Beziehung verſtanden habe, ſich aber darüber hinausſetze, und dem Artikel freien Lauf laſſe. Nie hat mich ein Druckverbot ſo ſehr empört als dieſe Druckerlaubniß, weil es mir deutlich verrieth, wie die Zenſur ein Amt ſey, das ohne Leidenſchaftlichkeit, oder wenigſtens Laune, gar nicht ausgeübt werden kann.

Sechster Fall.

Da die Aengſtlichkeit und Strenge der hieſigen Zenſur, wie es die Behörde, die ſie ausübt, offen erklärt, nur die Anweſenheit der Bundesverſammlung zur Quelle hat, ſo mag es erklärlich ſeyn, warum man einem Journaliſten in Frankfurt verbieten mag, freiſinnige, der Ariſtokratie mißfällige Anſichten aufzuſtellen. Wenn aber dieſe Anſichten aus andern deutſchen Blättern entnommen ſind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen ſie nicht haben? Werden Artikel aus der allgemeinen Zeitung, welcher doch Jedermann Mäßigung, wenn auch nicht nachrühmen, aber doch nachſagen muß, weniger verbreitet, wenn ſie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht ſagen, rechtlichen und vernünftigen,

aus welchem Grunde überhaupt, ſey er auch aus einer falſchen Anſicht hervorgegangen, wird Stellen, wie folgenden, von der Zenſur die Aufnahme verweigert?

In der Zeit. d. fr. St. Fr. vom 17. Januar wurden von einem der allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel: Aus Deutſchland, 7. Jan., die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte geſtrichen:

„Wir eben ſo wenig, wie die Franzoſen, wollen uns die Früchte der Zeit entreißen, oder — ſofern wir ſie noch nicht haben — vorenthalten laſſen! Volksvertretung, Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Geſetz, Gleichheit der Anſprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre auf der einen Seite — Feudalität, Intoleranz, Finſterniß religiöſer und ariſtokratiſcher Vorurtheile, Anmaſſung der Privilegirten auf der andern Seite — das ſind die Lockungen, die auch unſere Nation auf dem Scheidewege zu ſchöner, kräftiger, heilbringender Entwickelung und geſetzlicher Ordnung führen, oder in die gräuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolutionen ſtürzen können! Wir fürchten dieſes Schreckbild nicht, wo es durch weiſe Regierungsanſtalten, durch offenes Fortſchreiten mit der Kultur und den Bedürfniſſen des Volks frühzeitig gebannt wird.

Weiſe Regierungsanſtalten, Fortſchreiten mit der Kultur, Bedürfniſſe des Volks, ſind das Schreckbilder, welche die Zenſur einer freien Stadt bannen ſoll?

— In dem nämlichen Blatte ward in dem Artikel Stuttgart 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im

Königreiche Würtemberg handelte, und aus einer in Stuttgart erſcheinenden Zeitung genommen war, folgende Stelle geſtrichen:

„Der kategoriſche Imperativ in der Philoſophie eines Mandeville „nach der Gunſt der Staatsregierer, als nach dem Höchſten zu trachten," und ſo nicht nur mit Regenten, ſondern auch mit Miniſtern ꝛc., oder gar mit Mätreſſen Abgötterei zu treiben; dieſe feine Religion ſoll noch heute viel Anhänger haben."

Beim Himmel, man kann es bei tauſend Gelegenheiten erfahren, wie es war iſt, was Leſſing irgend Einen ſagen läßt: „Wenn man über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, ſo hat man keinen zu verlieren." Alle Bürger und Beiſaſſen der vierzehn Quartiere unſerer Vaterſtadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Miniſter noch Staatsmätreſſen gibt, nicht obige Stelle ſoll drucken laſſen dürfen, da es doch in einer Königsſtadt geſchehen durfte? Aber da iſt die Alles zerſtörende Beamtenwillkühr, die ſich auf der Wachparade des bürgerlichen Dienſtes im und am Kleinen übt, um bei ernſtem Treffen gewandt und fertig da zu ſtehen. Da iſt der unſelige, Alles verwirrende Geiſt der beliebigen Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch außer dem Geſetze zum vermeintlichen Guten zu leiten, ſie väterlich zu regieren, und die ſo oft die ſchlechte Regierungsthat mit dem guten Willen beſchönigt. Zu ſo unbedeutenden Dingen, als das

Druckverbot einiger Zeilen iſt, wähnt man keine Vorſchrift der Geſetze nöthig zu haben, und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als ſey in der bürgerlichen Freiheit Etwas unbedeutend, und als ſey es nicht eben ſo verdammlich, wenn ein Beamter der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vortheile eines Bürgers unberechtigt ſich in den Weg ſtellt!

— In dem nämlichen Blatte ſteht folgender Artikel:

Frankfurt, 16. Jan. — Die heutige Ober-Poſtamts-Zeitung enthält einen Bericht des Herrn Dr. Becker, über die Beſchaffenheit des hieſigen Irrenhauſes, welcher mit folgenden Worten ſchließt: „Im Irrenhauſe wird Niemand in den Sack geſteckt, oder ihm der Mund geſtopft, völlige Rede- und Gewiſſensfreiheit herrſchet da. Das Haus iſt demnach vor oder hinter dem Zeitgeiſte.“ O trauriges Geſchick, daß man den Verſtand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen. Ich möchte ſehr gern einmal den Verſtand verlieren, um dem Herrn Zenſor ſagen zu dürfen, was ich von ſeiner Zenſur denke; aber dann freilich fände ich wahrſcheinlich Nichts zu ſagen, ſondern würde Alles klug und zweckmäßig finden.

— Endlich hatte ich in demſelben Blatte, freilich ironiſcher Weiſe, von dem verdorbenen, verſtockten und verdammten Frankreich geſprochen. Dieſe Worte wurden geſtrichen. Wahrſcheinlich hatte der Herr Zenſor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris ſelbſt, täglich in weit

härteren Ausdrücken, von Frankreich und ſeiner Regierung geſprochen wird, ſonſt hätte er wohl dem Einwohner einer deutſchen freien Stadt dieſe Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre ſehr gut, wenn der Herr Zenſor zuweilen nach dem Datum ſeiner Inſtruktionen ſähe. Es ſcheint manchmal, daß er die aus den Napoleoniſchen Zeiten zur Richtſchnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies ſo viel Geld koſtet, ſo ſollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden für Pariſer Journale nicht ſcheuen, und den Zenſor verpflichten, ſie zu leſen, damit er den Geiſt der franzöſiſchen konſtitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hieſigen franzöſiſchen Geſandten, Artikel ſtreiche, die in Paris ſelbſt nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel vom Rhein 9. Jan., aus der allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Parteienkampfe in Frankreich und von den Umtrieben der Ultra's, ſpricht. Am Schluſſe deſſelben heißt es:

„... Es handelt ſich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konſtitutionell-monarchiſchen Inſtitutionen Frankreichs, an welche ſich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergeſtellt und erhalten, oder ob der Volksgeiſt niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückſchnellen dieſer ewig elaſtiſchen Feder, mithin neue Revolutionen, verbreitet werden ſollen.

Die Völker wollen ſie nicht, aber halbe Maßregeln und Unterdrückung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin ſie führen, hat Napoleons Beiſpiel gezeigt.“

Die herausgehobenen Worte ſind geſtrichen worden. Alle europäiſchen Miniſter können ruhig ſchlafen, die Frankfurter Zenſur wacht für ſie; fielen auch dieſer einſt die Augenlieder zu, dann ſtünde es ſchlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall.

Es war mir daran gelegen zu wiſſen, ob das Verfahren der Zenſur in der Willkühr, Laune und in den eigenthümlichen Anſichten des Zenſors gegründet ſey, oder ob derſelbe nach Vorſchriften der oberen Behörden handelte. Um dieſes ausfindig zu machen, verſuchte ich einige Male bei dem Vorgeſetzten des Zenſors Abhülfe gegen die Beſtimmungen des letztern zu erhalten, und fand ſie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirector nämlich, ließ, ſo oft ich mich bei ihm beſchwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zenſur geſtrichen hatte, freien Lauf. Allein macht dieſe Erleichterung den Druck nicht nur noch ſchmerzlicher, da ſie beweiſt, daß der Druck unnöthig, ungeſetzlich war, und daß der Zenſor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirector erwiederte mir mehreremal, da ich ihm eben dieſe Bemerkung machte: Der Herr Zenſor habe nicht gewagt, dieſen oder jenen Artikel auf ſich zu nehmen. Allein iſt denn, um des Himmels

willen, der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Zenſor ſich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um ſicher zu ſeyn, das, was er ſeine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als ſeine Pflicht und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beſchränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt von den ſtärkern oder ſchwächern Nerven des Zenſors, und von ſeiner daraus hervorgehenden, größern oder geringern Aengſtlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zenſur der zweiten Inſtanz geben. In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 19. Jan. war ein Artikel aus den Rheiniſchen Blättern, die Bittſchrift des Grafen Las Caſes an das brittiſche Parlament, wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena, betreffend, aufgenommen. Die Zenſur ſtrich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Caſes für ſeinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrſcheinlich richtete ſich der Zenſor nach den Inſtruktionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich geſagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeſchrieben worden ſeyn, keine Theilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu laſſen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutſchen eine Richtung nach Außen zu geben, und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber ſeitdem haben ſich die Verhältniſſe

geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurtheilen, ohne ſich gegen die Erben ſeiner Grundſätze zu verſündigen. Dies hätte der Herr Zenſor bedenken ſollen, und dann würde er jenen Artikel nicht geſtrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirector deſſen Verfahren nicht zu billigen, und ſchrieb auf das Zenſurblatt: „Kann gedruckt werden, außer den durchſtrichenen Zeilen." Die durchſtrichenen Zeilen lauteten alſo:

„. . . . ſo ſehr man auch einen großen Theil ſeines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln."

Was dieſer Satz für die Ruhe der europäiſchen Monarchien Gefährliches enthält, ob deſſen erſter oder zweiter Theil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich ſage es nicht.

— Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbé Galiani aufgenommen:

„Die moderne Theokratie fängt damit an, daß ſie die Menſchen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Iſt man an das Höchſte von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Papſt, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeiſter, ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem ſo zahm gemachten Weſen kann er Alles machen, was er will."

Dieſe Stelle ſtrich die Zenſur unbegreiflicher Weiſe, da wir in Frankfurt weder einen Papſt, noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch einen Novizenmeiſter, noch einen

Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamiren könnten. Auch ſah der Herr Polizeidirector die Ungerechtigkeit des Zenſors ein, und begnadigte den verurtheilten Artikel.

Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Miſſionäre im ſüdlichen Frankreich und von den Wundern, die ſie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen geſtrichen:

„Die Barmherzigkeit Gottes beſchränkte ſich aber nicht auf die Katholiken allein; ſelbſt die Proteſtanten konnten ſich des allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben ſich wenigſtens 25 bekehrt.“ ...... „Am nämlichen Abende kamen 5 Proteſtanten, worunter einer von 22 Jahren ſich zu meinen Füßen warf und ſagte: Mein Vater, ich bin Proteſtant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum Katholiken.... Man ſegnete 47 Ehen ein.“

Der Herr Polizeidirector, an den ich wegen der Striche appellirte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar, aus dem Oppoſitionsblatte entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Zenſur erzählt war. Die Frankfurter Zenſur ſtrich den Streich ihrer lieben Schweſter. Auf Beſchwerde darüber beim Herrn Polizeidirector erlaubte dieſer die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zenſurblatt ſchrieb, dem Artikel vorausgeſchickt werden:

„Das Oppoſitionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch ſeine lächerliche Uebertriebenheit ſich ſelbſt widerlegt, und den wir nur deßhalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entſteht."

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Zenſur geleſen hat, wird nicht ſagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beſchuldigung lächerlich übertrieben ſey; auch hat ſie ſich weder ſelbſt widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es iſt weiter nichts daraus entſtanden, als daß die Redaktion des Oppoſitionsblattes mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main die Artikel ihres zuverläſſigen Berliner Korreſpondenzen berichtigen zu wollen. Indeſſen habe ich ſpäter den Wink des Herrn Polizeidirectors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verſchaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausgeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar, daß während in Frankfurt, als in einer betriebſamen Handelsſtadt, jeder ſeine ſchlechte Waare lobt, um ſie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsſchreiber ſeine gute Waare tadeln muß, um ihr Abſatz zu verſchaffen. Den ſchönſten, beſten, edelſten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeſchickt, und dieſes Zeugniß der Schlechtigkeit hat ihnen zum Paſſe gedient.

Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar ſtand von Paris aus: „Das Miniſterium, ſagt man, iſt gut, aber ſchwach."

Aber ſchwach, wurde geſtrichen, und nur der Vorderſatz blieb ſtehen. Beim Himmel, wenn erſt der hieſige Zenſor die zu Paris erſcheinende **Minerve Française** und den **Conservateur** zu ſtreichen hätte, da blieb kein großes und kleines A b c darin ſtehen, ſo viel als man braucht, um Kinder leſen zu lehren. Dieſe Sachen klingen alle ſo fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satyre gegen die Zenſur ſchreiben wollen und darum das Gemälde karrikirt. In der freien Stadt Frankfurt ſoll man nicht ſagen dürfen, das franzöſiſche Miniſterium ſey ſchwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die Pariſer Zeitungsſchreiber es nur dann bewenden laſſen, wenn ſie höflich ſeyn wollen und eine Anſtellung ſuchen! — In dem nämlichen Blatte ſtand:

„Auf den Pariſer Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werthers parodirt. Man ſieht, daß die Franzoſen um vierzig Jahre in der Geſchichte der Deutſchen zurück ſind, ſonſt würden ſie ganz andere Leiden zu parodiren finden.“

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen. Allein indem der Zenſor dieſes that, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Eilfter Fall.

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutſchen Blättern folgenden Artikel nachgeſchrieben:

„Frankfurt, 17. Januar. — Der hannöverſche Bundes-Geſandte, Herr von Martens, hat eine aktenmäßige Darſtellung der vorigjährigen Ereigniſſe unter den Studirenden zu Göttingen an die anderen Herren Geſandten vertheilen laſſen, und denen, die ſolchen Staaten angehören, worin Akademien ſich befinden, in einer Note den Wunſch ausgedrückt, daß man ſich über allgemeine Grundſätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen.“

Geſtrichen. Der Iſis-Schleier der Bundesverſammlung wäre durch dieſe Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 2. Februar hatte folgenden Artikel aufgenommen:

„Nordamerikaniſche Freiſtaaten.

Die Emigranten, ſo aus Europa ankommen, belaufen ſich im Durchſchnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen.“

Der Zenſor unterdrückte dieſe Nachricht. Meine Leſer ſind wohl müde geworden, zu fragen: warum? Wer kann das errathen! Aber dieſen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Ober-Poſtamtszeitung aufnehmen. Man ſieht, wie die Zenſur nur nach Anwandelungen verfährt; denn enthielte jener Artikel Etwas, was ihn nach irgend einer Anſicht ſchädlich machte, wie konnte dieſe Schädlichkei

dem Zenſor in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe dieſen Fall wegen ſeiner Merkwürdigkeit ſchon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

„Da, ſo viel ich weiß, meine liebe Vaterſtadt in keinem Krieg mit den vereinigten Staaten verwickelt iſt, in welchem Falle ſie das Preiſen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht unterſagen würde; ſo kann der Zenſor bei ſeinen Ungedanken-ſtrichen keine andere Abſicht gehabt haben, als dem Geſchichtſchreiber von Kuhſchnappel etwas Angenehmes in ſeinen Zettelkaſten zu werfen und Jean Paul, lieſt er dieſes, nimmt gewiß eine ſaubere Feder und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte und mit verdienter Zierlichkeit.

„Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja ſogar des Manzanares, mir zu ſagen, was ſie vielleicht ſonſt denken von der Sache. Hat ſich aber Jeder ſatt erſtaunt über dieſe wahrhaftige Geſchichte, dann wird noch ein kleines ſüßes Wunder als Deſert aufgetiſcht. Es beſteht in Folgendem: An dem nämlichen Tage nämlich am Dienſtage, dem 2. Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Zenſor die angeführte Stelle geſtrichen hatte, ſtand dieſe nämliche Stelle geſund und friſch in der Frankfurter Ober-Poſtamtszeitung. Da nun alle Zeitungen in derſelben Stunde und vom nämlichen Zenſor durchgeſehen werden, ſo müſſen nothwendig binnen

fünf Minuten, als ſo viele Zeit zwiſchen der Zenſur des einen und des andern Blattes verfloſſen ſeyn kann, die auswärtigen Verhältniſſe der Stadt Frankfurt ſich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehr Beſtändigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen laſſen.“

Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei ſogar auf das bekannte Champ d'Aſile in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der Minerve Française entlehnte Nachricht von der zur Unterſtützung jener franzöſiſchen Flüchtlinge zu Paris eröffneten Subſcription durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung aufnehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieſer Nachricht ſorgfältig dabei ſetzte; die Zenſur ſchrieb mir dieſes ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Zenſur geſtrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht ſelbſt willkommen geweſen ſeyn, da ja ihr Dienſteifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen ſchien? Es iſt mir unerklärlich, warum ihr dieſes zuwider war und warum ſie bei dem Polizeiamte das Verbot, ſolche Punkte zu ſetzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Februar wurde mir von der Polizei eine ſchriftliche Verordnung zugeſchickt, worin

mir bei Strafe alles Punktiren unterſagt worden. Ueber das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen ſolchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da ſpäter mehr hiervon geredet werden ſoll; ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzutheilen:

Actum

bei dem Polizei-Amte der freien Stadt Frankfurt, Mittwochs den 20. Jannar 1819.

„Von Seiten der hieſigen Zenſur geſchah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden ſeit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Zenſur geſtrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchſchoſſen, um dadurch das Publikum aufmerkſam zu machen, daß an dem durchſchoſſenen Raum eine Stelle von der Zenſur geſtrichen worden. Da nun dieſes Verfahren gegen alle Ordnung verſtoße, ſo halte die Zenſur ſich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um weitere Reſolution darüber zu veranlaſſen, worauf beſchloſſen wurde:

u. ſ. w. u. ſ. w.

4) Die etwa durch die Zenſur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Strichen oder Punkten durchſchoſſen werden, vielmehr muß der Satz ſo zuſammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes ſichtbar wird.

5) Sollte, nachdem dieſes befolgt worden, am Ende des Blattes ſelbſt ein leerer Raum übrig bleiben, ſo muß ſolcher entweder mit Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt ſind, oder mit ſolchen politiſchen Artikeln, die kurz zuvor in andern hieſigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion iſt verbunden, zu dem Ende ſtets für einen zureichenden Vorrath von dergleichen Avertiſſements oder Artikeln zu ſorgen.“

Bald darauf traf auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Uebertretung jener Vorſchrift zur Unterſuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.

Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des deutſchen Beobachters, Herrn Dr. Benzenbergs, enthaltenden Artikel überſchrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle geſtrichen:

„Ich will Ihnen noch ein Beiſpiel von der ... Zenſur erzählen.“

„Ich war im vorigen Herbſte in Aachen, und da alle Leute ſich wunderten, daß die Aachener Zeitungen ſo ſchlecht wären und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, ſo ſchrieb ich im deutſchen Beobachter einen Aufſatz: Ueber die Aachener Zeitungen, und zeigte, daß man Unrecht habe, den Zeitungsſchreibern hierüber Vorwürfe zu machen, denn dieſes rühre lediglich von der Zenſur her, welche es ſich zum Geſetz gemacht, Alles zu ſtreichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen

keine Auseinanderſetzung mit den andern Kabineten der Zeitungen wegen habe; denn ſobald Zenſur vorhanden, ſey jede Zeitung offiziell, und daß die Brüſſeler Zeitungen alles ſchreiben könnten, rühre daher, daß ſie keine Zenſur hätten und alſo keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsſchreiber die abgeſchloſſene Konvention früher als die Pariſer, ſie durften ſie aber nicht eher drucken laſſen, bis ſie im Moniteur geſtanden. So ſeyen heute (ſo hieß es weiter in dem Aufſatze) 25 Jagdhunde von Lord Wellington angekommen, welche Anfangs für die Doggen von Madame Caſtlereagh wären gehalten worden, — allein ein ſolches Factum dürften die Aachener Zeitungen ſchon nicht berichten, weil die Politiker hieraus ſchon auf eine Verlängerung des Kongreſſes ſchließen würden und die Zenſur es deswegen nicht durchlaſſe.“

„Der .... Zenſor fand aber auch die Sache zu bedenklich und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Zenſur ſtecken, ohne daß ſie weiter zum Vorſchein gekommen wären.“

„Im Juni 1817 ſtrich er die Kabinetsordre des Königs von Preußen, in welcher die ſcharfe Unterſuchung wegen der Verſpätung des Oſtſeegetreides befohlen worden, obſchon dieſe ſichtlich zur Bekanntmachung beſtimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch ſtand ſie nachher in allen Zeitungen.“

„Um dieſelbe Zeit ſtrich er einen Aufſatz über die Kornlieferungsgeſchichte, der ganz zu Gunſten des preußiſchen Miniſteriums geſchrieben war, und der von einem Manne herrührte, der die Akten geſehen. Der Zenſor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüſſe verborgen liegen möchten, und fand es am ſicherſten, ihn zu ſtreichen.“

„In einem Aufſatze von **Westphalus Eremita** ſtrich er neulich ſo viel, daß dieſer ihn im Herrmann aufs Neue

abdrucken ließ und die geſtrichenen Stellen mit Curſivſchrift. Der Bürgermeiſter von Hagen (der Zenſor des Herrmann), obgleich ein preußiſcher Unterthan, hatte alſo mehr politiſchen Muth. . . . Der Artikel betraf nämlich Preußen.“

„Die Urſache hiervon liegt aber blos und allein in den fremden Geſandten. Dieſe glauben, daß ſie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn ſie die Zeitungen, ſo in dem Orte erſcheinen, wo ſie reſidiren, nicht gehörig leſen und auf alle Kontrebande merken, da ſie ohnehin wenig zu thun haben. Wenn dieſe nun ſo etwas finden, ſo beſcheiden ſie den armen Zenſor zu ſich ad audiendum verbum, und den andern Tag ſtreicht er die halbe Zeitung, um nur ſeinen guten Willen zu zeigen.“

„In Darmſtadt hatte auch neulich ein Geſandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm ſehr anſtößig ſchien und wegen deſſen er bei Hofe eine ſcharfe Verfügung verlangte. Abgeſchlagen und zur Juſtiz verwieſen.“

Das überraſchte mich nun weiter nicht; denn ſchon war ich an den türkiſchen Druck ganz gewöhnt und davon abgeſtumpft worden, und ich hätte ſo geduldig wie ein Lamm ſelbſt meinen Hals dem Zenſor hingereicht, um mich aus dem Verzeichniſſe der Lebenden zu ſtreichen. Auch ließ ich die geſtrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorſchrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgeſtrichenen Stellen entſtandenen Lücken mit mehreren ſchönen Bekanntmachungen aus, ſo daß, beſonders ſcharfſinnige Leſer wohl entdecken konnten, daß das Vehmgericht der Zenſur wieder einige, den Landfrieden ſtörende, Redensarten habe hinrichten laſſen. Ich that es pour égayer la matière;

aber die Polizei fand dieſes gar nicht luſtig und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zenſur Genugthuung zu geben, zur Unterſuchung und Strafe, wie ſich aus nachſtehendem Polizeigerichts-Protokolle ergibt:

Auf Anzeige der Zenſur, daß die Redaktion der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40 dieſer Zeitung unter der Aufſchrift „Bremen“ enthaltenen Artikel, welcher zum Theil geſtrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelaſſen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieſes Artikels eingeſchoben habe, wahrſcheinlich um das Publikum auf dieſe durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beſchluß sub. membr. 4. verſtoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieſer Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die ihm beſtimmt gegebene Weiſung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er ſich genöthigt geſehen, die zwiſchengeſchobenen Artikel, von welchen ſchon der Satz fertig geweſen, als der Bremer Artikel von der Zenſur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo ſie wirklich ſind, ſtehen zu laſſen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug geweſen, dieſe zwiſchengeſchobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu ſetzen, indem er ſelbſt bis 12 Uhr Nachts in der Druckerei geweſen wäre; endlich habe er in der Meinung geſtanden, daß ſolche Einſchiebungen dem 4. und 5. membr.

des polizeiamtlichen Beſchluſſes vom 20. Januar nicht zuwiderliefen.

Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerkſam gemacht, daß der erwähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift enthalte, Avertiſſements nur an das Ende des Blattes zu ſetzen, und habe er daher ſolches auf alle Fälle zu beobachten.

In Unterſuchungsſache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zenſur-Vorſchriften iſt der

Beſcheid:

Da dieſes wiederholte Zenſurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weiſung membr. 4 und 5. unterſagt iſt, mithin die angeführte Entſchuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, ſo wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von Zehn Reichsthalern und Bezahlung der Unterſuchungskoſten belegt, auch angewieſen, ſich in vorkommenden Fällen ſtrenge an die amtliche Weiſung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung ſchärferen Einſehens zu halten. **Decretum** Polizei-Gericht am 24. Februar 1819.

Da ich mich durch dieſes Urtheil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich laſſe die bei dem Appellationsgerichte eingereichte Beſchwerde-Ausführung hier nachfolgen.

Die hier lebende und wirkende Zeitungszenſur, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, deſſen Name, deſſen Herkunft, deſſen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt durch ein kluges, ſittliches und beſcheidenes Betragen ihre Herſtammung vergeſſen zu machen, und nach der Achtung zu ſtreben, die der Bürger ſonſt nur den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten geſetzlichen Einrichtungen gewährt, iſt ſtets bemüht, der Weiſe jeder uſurpatoriſchen Herrſchaft gemäß, das was ihr das Recht verſagt, durch Gewalt zu erreichen, und für die Liebe und Achtung, die ſie niemals findet, ſich durch Furcht, die ſie einzuflößen ſucht, ſchadlos zu halten.

Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweiſe der Zenſur bisher gemacht habe, und die das oben ausgeſprochene Urtheil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil ſie es als zu gelind hervorſtellen, nicht zur Unterſtützung der Klage, die ich führen werde, mittheile, ſo geſchieht's, weil ich erſt verſtärkt durch tauſend Stimmen der öffentlichen Meinung meine Beſchwerde am geeigneten Orte vorzubringen gedenke. Ich beſchränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

Die Zenſur, wie ſie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt ſeit dem erſten Tage ihres Erſcheinens ausgeübt wurde, liegt außer aller Beſchreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmt werden. Sie befolgt keine Grundſätze, weder des Rechts, noch der

Billigkeit, noch der Klugheit; ſie hat keine Regel, weder erhaltene Vorſchrift, noch Konvenienz, noch eigene Anſicht. Es iſt Nichts dauernd an ihr als ihr Wechſel, Nichts beſtändig als ihre Unbeſtändigkeit. Hätte ſie nur wenigſtens ihre eigenen Vorſtellungen von Rede= und Druckfreiheit befolgt, und hierdurch eine Richtſchnur für den Redakteur gegeben. Aber ſo wurde geſtrichen, was 24 Stunden ſpäter ſtehen bleiben durfte; ja es iſt geſchehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels unterſagt wurde, der am nämlichen Tage in der Poſtzeitung ſtand. Heute wurde ein Nadelſtich mit der größten Aengſtlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zenſur geſchehen, daß man die empfindlichſten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald ſuchte ſie Gift, wo keines war, und verſperrte allen Regierungen ſehr willkommenen Grundſätzen den Weg; bald ließ ſie den vermeintlich verderblichſten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zenſur war eben ſo überraſchend, wo ſie gewähren ließ, als wo ſie dazwiſchen trat; eben ſo bewunderungswürdig in ihren Druckerlaubniſſen, als Druckverboten. Mit dem bisher Geſagten ſoll keineswegs über das regelloſe Verfahren der Zenſur eine Beſchwerde beabſichtigt (dieſes wird an einem andern Orte erſchöpfender geſchehen), ſondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundſätze oder Launen der Zenſur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem beſten Willen

zur Folgſamkeit und Unterwerfung gegen eine unwiderſteh-liche Uebermacht, nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zenſur die Druckerlaubniß unterſagt wurde.

Das zenſirte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was ſchwer ſcheint) das Drückende dieſer ganzen Zwangsanſtalt nur noch ſchmerzlicher macht, erſt Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen iſt, wird ſie ſo ſpät noch dem Redakteur in's Haus gebracht, der ſie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es iſt alsdann nicht möglich, die durch das oft ſo freigebige Streichen entſtandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchſtrichene Artikel ſind die herausgeriſſenen Sätze und Worte, wodurch der Zuſammenhang verletzt, unſinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage verſetzt wird, in die Regalien mancher Polizeiſtelle einen frevelhaften Eingriff zu thun, und das Recht zum Gebrauche eines ſchlechten Styls ſich anzumaßen.

Der Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt hat, wenn ſolche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsſchreibern, wo Zenſur iſt, offen gelaſſen wird, benutzt, nämlich d e n, durch mehrere Punkte oder Gedankenſtriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelaſſen werden müſſen, und ſo die Ehre ſeines Verſtandes und ſeiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch freigenannten, Stadt Bremen

beweiſen, daß die erwähnte Befugniß den Redakteurs nie verſagt war.

Die Zenſur der freien Stadt Frankfurt glaubte dabei nicht ſtehen bleiben zu dürfen: ſie verfolgte die ihr mißfälligen Anſichten, nachdem ſie ſie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie ſchlug meine Gedanken todt, und unterſagte mir zugleich, ihnen Leichenſteine ſetzen zu laſſen. Daher erwirkte ſie bei dem Polizeiamte, mit welchem ſie ſo eng verbunden iſt, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zenſirten Artikel zu ſetzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu laſſen.

Wenn die hieſige Polizei berechtigt iſt, Geſetze zu machen, dann vereinigt ſie alle Gewalten, die im Staate vertheilt ſind, und getrennt bleiben müſſen, wenn nicht die perſönliche Freiheit zu Grunde gehen ſoll. Nach der beſtehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugniſſe: 1) Sie macht den Antrag zu einem Geſetze. 2) Sie entwirft dieſes Geſetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer. 3) Sie übt eine aufſehende verhindernde Macht aus, daß das Geſetz nicht übertreten werde. 4) Sie unterſucht ein Ueberſchreiten deſſelben. 5) Sie ſetzt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollſtreckt das Urtheil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht erſonnen werden! Auf dieſe Weiſe iſt die hieſige Polizei eine wahre Encyklopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unſere

ſtudirende Jugend, ſtatt ſie auf Univerſitäten zu ſchicken, wo ſie über zehn verſchiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik Vorleſungen zu hören haben, nur in einem der Polizeibüreau's auf dem Römer Sitz nehmen laſſen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civiliſtiſcher und ſtaatsrechtlicher Lehren praktiſch beizubringen.

Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punktiren der von der Zenſur geſtrichenen Stellen zu unterſagen, und ob ſie zwar um ſo mehr hätte eingedenk ſeyn ſollen, daß im Staate Alles, was nicht verboten, erlaubt iſt, da ſie ſich ſelbſt ſogar erlaubt, was verboten iſt; ſo hatte ich doch die mir zugekommene Weiſung befolgt, geſchreckt durch die ſchrankenloſe Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm, und die mir um ſo furchtbarer erſchien, da ſie, wie es in der erwähnten Zenſurverordnung der Fall iſt, die Strafe, die ſie auf die Uebertretung derſelben ſetzte, nicht einmal beſtimmt angab, ſondern nur äußerte, daß dieſe Uebertretung „unfehlbare Ahndung nach ſich ziehen werde.“ Unfehlbare Ahndung! Iſt das die Sprache eines Strafgeſetzes? Wenn die Geſetzgebung ſelbſt die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht beſtrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes die Strafe beſtimmt ausdrückendes Geſetz vorhanden, wie iſt es möglich, eine unbedeutende Uebertretung zu beſtrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

Aber die Polizei, ſich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeſchränkt zu haben, wie ſie nirgends durch keine Zenſur in Deutſchland eingeſchränkt iſt, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Unterſuchung genommen und beſtraft.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Februar war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerſtörung durch den feindlichen Einfall der Zenſur übriggeblieben waren, noch zu ſehen ſind. Das zenſirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeſchriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4. darin die von der Zenſur veranlaßten Lücken „nicht mit Strichen oder Punkten durchſchoſſen“ und nach Nr. 5. „am Ende des Blattes“ keinen leeren Raum übrig gelaſſen, der auszufüllen geweſen wäre; da aber in der Mitte eine große Lücke entſtand, füllte ich ſie mit „Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt hatten,“ aus. Dieſe Operation hatte mich bis Mitternacht beſchäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorſchriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchſtaben der Verordnung befolgt, und die Polizei ſelbſt wird wohl

nicht ſagen können, daß ich den Geiſt derſelben verletzt habe. Ich wurde zur Unterſuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweiſt. Aber Manches, wovon es nicht ſpricht, muß ich hinzufügen.

Ich wurde zum Herrn Senator *** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler ſprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Abſicht geweſen, die Verordnung der Zenſur zu übertreten, noch auch, daß ein abſichtsloſes Vergehen Statt fände. Wir ſetzten unſer Geſpräch freundſchaftlich fort, und erſt ſpät bemerkte ich, daß der Sekretair des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieſes beunruhigte mich um ſo weniger, da der Herr Senator ſtehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd, meine Entſchuldigung anhörte, und dem Herrn Sekretair ausdrücklich vorſchrieb, er möchte Dieſes und Jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernſtes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden ſollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In dieſem Falle hätte die Unterſuchung von einem Polizeigerichts-Aſſeſſor geleitet, und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müſſen.

Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und adminiſtrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der frühern Napoleon'ſchen Unter-Unter-Unterherrſchaft

noch bekannt war, und ich ſcherzte einverſtanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geſchloſſen war, und ohne daß es mir vorgeleſen wurde. Dies war am 16. Februar geſchehen. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichts-Aſſeſſor *** geladen und mir der dem Unterſuchungsprotokolle als Fortſetzung deſſelben beigefügte polizeigerichtliche Beſcheid, der mich zu 10 Thlr. Geldſtrafe und in die Koſten verurtheilt, vorgeleſen wurde.

In dieſem Vernehmungsprotokolle, deſſen Inhalt ich bei dieſem Anlaſſe zum erſtenmal erfuhr, heißt es am Schluſſe: „Herr Dactor Börne wurde hierauf aufmerkſam gemacht, daß der erwähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift enthalte: Avertiſſements nur an das Ende des Blattes zu ſetzen und habe er daher ſolches auf alle Fälle zu beobachten.“

Dieſe in Form eines Beſcheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erſt die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun alſo jetzt ſchon wegen Uebertretung eines Geſetzes, deſſen Undeutlichkeit der Geſetzgeber ſelbſt einräumte, beſtraft werden? Wie konnte dieſes ſo ſpät hinterdrein geſchehen? Da nach der Organiſation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächſten oder höchſtens zweiten Beſcheidstage, deren wöchentlich wenigſtens zwei zu halten ſind, unmittelbar auf die Unterſuchung folgen muß; hier aber zwiſchen der

Unterſuchung und dem Beſcheide vierzehn Tage, alſo wenigſtens vier Beſcheidtage vorübergegangen waren? Die wohlthätige Vorſicht einer weiſen Geſetzgebung trat nie klarer an den Tag, als in dieſer Beſtimmung, wo ſie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil ſchnell auf die Unterſuchung folgen müſſe. Denn hier tritt der Fall ſehr häufig ein, daß eine ſehr unſchuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich ſo gefunden worden, erſt lange hinterdrein von dieſer beſtraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weiſe eine wahrſcheinliche Abſicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verſpotten, und man ihm dafür eine abſchreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem ſolchen Verfahren Leidende, er mag noch ſo gut wiſſen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande ſeyn, einer oberrichterlichen Stelle dieſes darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweiſen fehlt; und wahrſcheinliche Abſichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zuſteht.

In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entſtandene Zenſurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, „wahrſcheinlich um das Publikum auf dieſe durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen.“ — Kann man ſeinen Augen trauen, wenn man dieſes lieſt? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn

es nicht das jüngſte des allwiſſenden, allmächtigen Gottes ſelbſt iſt, eine wahrſcheinliche Abſicht beſtrafen? Die hieſige Polizei hat ungeheure Fortſchritte gemacht; einige Jahre früher, da ich ſelbſt ſie in der Nähe beobachtete, war ſie oft nicht im Stande, die klarſte verbrecheriſche Handlung zu deuten und ſie ließ ſich kranke, das Bett hütende Menſchen, huſch! wie ein Schnupftuch aus der Taſche ſtehlen, und jetzt bricht ſie in den dunkelſten Herzenswinkel eines ſchuldloſen Menſchen und beurtheilt und beſtraft deſſen wahrſcheinliche Abſichten bei einer unſchuldigen That!

Der polizeigerichtliche Beſcheid ſchließt mit den Worten: Appellant werde angewieſen, „ſich in vorkommenden Fällen ſtrenge an die amtliche Weiſung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung ſchärfern Einſehens zu halten.“ Wenn ich recht verſtehe, was ſchärferes Einſehen heißt, und dieſes nicht etwa ſchärfere Einſicht bedeutet, welche bei der Polizei ſehr willkommen wäre: ſo hat damit geſagt werden ſollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verſtärkt werden ſolle. Die Polizei ſteht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometriſcher Progreſſion ſteigen müſſe, ſo daß Jeder, dem das furchtbar ſchnelle Anwachſen einer geometriſchen Progreſſion aus der Mathematik bekannt iſt, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsſchreiber in Frankfurt, der heute ſein erſtes Blatt herausgibt, ſchon in vier Wochen wegen wiederholter Zenſurvergehen gerädert werden

kann, auch wenn die erſte Strafe nur drei Batzen betragen hätte. Das iſt ſehr traurig!

Wenn jede Polizei aller Orten wegen ihrer böſen Natur, wegen ihres nervenſchwachen, hypochondriſchen Zuſtandes nach Willkühr, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf dieſe Weiſe, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie ſie ſo oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Daſeyn einer ſolchen ſogenannten Convenienz im gegenwärtigen Falle zwar auf keine Weiſe für eine oberrichterliche Stelle ein Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, ſo findet doch hier nichts dergleichen ſtatt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei wegen der dabei obgewalteten wahrſcheinlichen Abſicht in ein freundlicheres Licht ſtellen könnte. Denn der große Gegenſtand, um den es ſich hier handelt, der geſtrichene Bremer Artikel, deſſen weltgeſchichtlichen Einfluß, ſelbſt wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, ſteht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch Nichts ſagen, denn Mancher ſcheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchiſchen Staaten, aber nicht in Republiken erſprießlich ſey. Indeſſen enthält der erwähnte Artikel Nichts, was ihn für unſere hieſigen Verhältniſſe bedenklich machte. Herr Senator ***, an den ich mich noch Abends, als das Zenſurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß, den

Artikel aufzunehmen, gebeten hatte, bewilligte mir es und ſchickte dem Herrn Zenſor die ſchriftliche Weiſung, den Artikel paſſiren zu laſſen. Dieſer aber blieb bei ſeinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hieſigen Zeitung (nämlich im deutſchen Journale) bereits geſtrichen hätte. Alſo weiß die Polizei ein geſchehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als indem ſie es wiederholt. Alſo weil die Zenſur einmal gewaltſam in das Geiſteseigenthum eingegriffen hat, mußte ſie es noch einmal thun. Iſt das Recht? Iſt das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil, der durch den Preßdruck für alle Bürger entſpringt, nicht einmal zu reden, iſt es nicht wirklich eine ſtrafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftſtellers, wenn man den Ertrag ſeines Nachdenkens und ſeines Fleißes boshaft zerſtört? Die hieſige Zenſur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geiſteseigenthum beſitzen könne; dieſe ihre Unwiſſenheit wird Jedem, der ſie kennt, erklärlich ſeyn, aber ſie wird dadurch nicht verzeihlich.“ — — —

Dieſe Berufung hatte aber keinen günſtigen Erfolg; es wurde mir vielmehr wegen meines ſchlechten Styls eine weitere Strafe von 5 Thalern zuerkannt.

XXXIV.

Der Eßkünſtler.

Ein artiſtiſcher Verſuch.

(1822.)

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher ſchätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tiſchgenoſſenſchaft, welche ihren Zweck, gemeinſchaftlich zu verſchlingen, gar nicht zu beſchönigen ſuchte, drohte Zwietracht: denn ſie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt ſey, oder ein tiefſinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubſtumm, oder ein langweiliger und trockener Menſch. Allerdings hatte jede dieſer Meinungen Gründe für ſich. Ich aß wenig, ſprach Nichts, hörte auf keine Anrede... bald war ich düſter, bald lachte ich laut auf... ich ſchnitt mehrere Geſichter, mein Blick war ſtarr auf dieſen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht ſelten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unſern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, ſich aus dem Stegreife friſiren und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach

einer Woche klärte ſich Alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine ſehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält ſich wie folgt.

Mir gegenüber ſaß ein Mann, an deſſen Rocke von unausſprechlicher Farbe eine ſeltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerkſamkeit anzog. Auf drei Quadratſchuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menſchen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn ſie überträfe ſelbſt die von Malta, die aber, da es ſich von Knöpfen handelt, von einer Sparſamkeit ohne Beiſpiel iſt. Ich ſchloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von ſo eigenthümlicher Phyſiognomie ein ausgezeichneter Menſch ſeyn müſſe, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchſt vortrefflichen Eßkünſtler, der mit ſeinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in ſeiner Kunſt unentgeldlich öffentliche Vorſtellungen gab.

Man wird mir beiſtimmen, wenn ich behaupte, daß die meiſten Menſchen wie das Vieh eſſen, ohne klares Bewußtſeyn, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verſchönernde Kunſt über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Eſſen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines blos thieriſchen Triebes, wurde mir klar durch die Anſchauung der Meiſterſchaft, welche der würdige Künſtler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis ſich das Orcheſter verſammelt hat, und das Stimmen zu Ende iſt: dann erſt treten ſie hervor. Unſer Künſtler aber verſchmähte den kleinlichen Kunſtgriff, durch Ueberraſchung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäſte im Speiſeſaal, ſo daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn ſie glaubten, er ſuche ein Gabelfrühſtück. Dieſe Einſamkeit benutzte er als ein Mann, dem ſeine Kunſt heilig iſt, und der ſie nicht blos zum ſchnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf ſein Gedeck einer höchſt genauen Muſterung; die Teller und das Glas wurden nachgeſäubert; er unterſuchte das Meſſer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauſchte. Am meiſten aber war er auf die Elaſticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf dieſen Reſonanzboden des Eßinſtruments ankäme. Darauf maß er ſich mit ſeinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zuſammenrückte, ſo daß man ſich ſpäter wunderte, wie ein Mann, der für ſechs eſſen mochte, doch nur für zwei Perſonen ſaß. War dieſes Alles geſchehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, ſo präludirte er, indem er ſich ein Glas Wein aus den gemeinſchaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaſchen ſammelte, und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkenſalat genoß. So konnte er von ſeinem ſichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäſte ſchauen, und durfte ſich,

während die andern verwirrt ihre Plätze ſuchten und hungrig der Suppe entgegen ſeufzten, der Früchte ſeiner weiſen Vorſicht erfreuen.

Man kann ſich nicht genug darüber wundern, wie es ſo viel tauſend Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten täglich in Gaſthöfen ſpeiſen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche ſey, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerkſamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet iſt, die Speiſen zu halten, als herab und durchfallen zu laſſen. Einen ſo hellſehenden Eßkünſtler, wie den unſrigen, konnte die heuchleriſche Hülfsleiſtung der Gabel nicht bethören, und er bediente ſich ihrer nie, ſondern gebrauchte bei allen Speiſen den ſichern und weitumfaſſenden Löffel, den er vor den räuberiſchen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch ſicherte, daß er Exerzitien und gymnaſtiſche Uebungen mit ihm anſtellte, ſo daß er nicht zu erhaſchen war.

Die Völker germaniſchen Urſprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verſchiedenen Beieſſen, von welchem das Rindfleiſch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkenſalat u. ſ. w. nur zur Auswahl da: aber unſer großer Künſtler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beieſſen Simultanſpeiſen wären, und die glückliche Anwendung ſeines Grundſatzes zeugte von deſſen Richtigkeit. Meerrettig, geröſtete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte

Bohnen, Gurkenſalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigſcheiben, Senf und Salz, brachte er ſämmtlich auf ſeinen Teller und wußte ſie durch eine weiſe Benutzung des Raumes dergeſtalt im Kreiſe zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beieſſen beſtimmt, welches er etwa überſehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künſte in monarchiſchen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikaniſchen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meiſten Künſtler ariſtokratiſch geſinnt wären. Bedarf es noch eines Beweiſes, daß dieſe Anſicht falſch ſey, ſo hat ihn unſer Eßkünſtler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war ſo heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen ſah, bei Tiſche mit Uebergehen der Herren zuerſt bedient zu werden, in die größte Wuth verſetzte, und er ſchwatzte nicht blos für die Freiheit gleich den deutſchen Liberalen, ſondern er kämpfte auch für ſie, indem er jeden Kellner, der ihn überſpringen wollte, um die Schüſſel einer Dame zu reichen, gewaltſam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menſchenrechte lehrte. Den Kellnern ſelbſt kam dieſe Freiheitsliebe unſeres Künſtlers am meiſten zu Statten; denn da der Wirth die geringſte Nachläſſigkeit, welche jene ſich gegen die Gäſte zu Schulden kommen ließen, ſtreng beſtrafte, ſo arbeitete der Eßkünſtler ſolcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den

Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, ſie ſollten ihn nicht vernachläſſigen und an ihn denken.

Gemüſe ſind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: ſie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unſer Künſtler offenbarte ſeine Geringſchätzung gegen dieſelben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüſe lange verweilte, ſondern von einem zum andern eilend, ſich unter das Gefolge, die ſogenannten Beilagen, miſchte, wo er, wie dieſes oft der Fall iſt, größere Bildung fand als bei der Herrſchaft. Einen neuen Häring, der noch ſehr ſchüchtern war, und dem man die Verlegenheit, vor ſo vielen Gäſten zu erſcheinen, anſah, munterte er auf, und unterhielt ſich ſo zutraulich mit ihm, daß dieſer ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tiſchgenoſſen über dieſe Vernachläſſigung des ſogenannten Anſtandes, aber unſer Künſtler lachte dazu, und fragte einen öſtreichiſchen Grafen, ob nicht der älteſte Häring auch einmal neu geweſen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — ſetzte er hinzu.

Tutti aß zwar unſer Künſtler auch mit, ſich von andern Künſtlern unterſcheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich verſparte er ſeine meiſte Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüſſel Aepfelkompott als langathmiger Triller ſchloß, ſich ganz ſeiner freien Phantaſie überlaſſen durfte, dann wurde auch der kälteſte Menſch zur Bewunderung hingeriſſen. Wie aber die Zeit,

die während des Tellerwechſelns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unſer Eßkünſtler zur Beſchämung aller Tiſchgenoſſen.

Ich weiß nicht, ob es ein paſſendes Gleichniß iſt, wenn ich ſage: Mehlſpeiſen ſind die Adagios der Tiſch-Symphonien; aber paſſend oder nicht, unſer Künſtler war hierin unerreichbar. Sobald die ſüße Schüſſel auf der Schwelle der Saalthüre erſchien, machte er ganz kleine Augen, um ſeine Sehkraft zu verſtärken. Er hatte dieſes optiſche Verfahren nicht aus Hallers Phyſiologie gelernt, ſondern an mehreren europäiſchen Höfen, wo die Fürſten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verſchließen, oder, was in der Berechnung auf Eins herauskommt, wo ſie nur wenige Höflinge ſehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünſcht. Er machte alſo ſolche Hofaugen. Bis die Schüſſel an ſeine Perſon kam, ſprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während eines Donnerwetters ſeine Angſt zu betäuben. Er lachte mit ſichtbarer Anſtrengung. Endlich kam ſie und ſeine Bruſt ward frei. Er ſchnitt ſich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüſſel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beſchauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überſchüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, ſo war das ſchwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anweſenden Engländer möchten ſeine Anhänglichkeit an das Continentalſyſtem übel nehmen, und um dieſe zu täuſchen, goß er ſo lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu ſehen war. Doch gelang ihm dieſes nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Roſinen über der Fluth empor. Während des Eſſens der Mehlſpeiſe war er nachdenkend und in ſich gekehrt und man ſah ihn nicht ſelten ſchmerzhaft lächeln. War das erſte Drittheil der Pudding=Portion verzehrt (denn er theilte ſeine Speiſeportionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu faſſen), dann ließ er ſich zum zweitenmal die Schüſſel reichen, was gerade nichts Beſonderes war. Beim drittenmal aber gebrauchte er Liſt und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce. Hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutſche Philiſter ſind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut ſind, offenbarte unſer Künſtler in mehreren ſchönen Zügen. Nie ſchlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er ſie nicht gewähren, ſo gab er wenigſtens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüſſel vor, die er zurückweiſen mußte, weil er zu beſchäftigt war, ſagte er: jetzt nicht, aber ſpäter, mein Freund! ein rührender Zug ſeines ſanften Herzens war folgender: Eines Mittags wurde ihm zwiſchen

dem Braten und dem Deſſert noch einmal Suppe vorgeſetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaſte verwechſelte, der eben erſt in den Saal getreten und ſich an den Tiſch geſetzt hatte. Unſer edler Künſtler, um dem Kellner die Beſchämung und die Vorwürfe des Wirths zu erſparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu eſſen, als wäre ſie für ihn beſtimmt geweſen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meiſten Gäſte nicht, welche die großen Krebſe auswählten und die kleinen in der Schüſſel liegen ließen — er nahm die kleinen auch. . . . Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Paſtete von oben einzudringen, und ſo gleichſam in ein Haus durch das Dach zu ſteigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre ſteckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . . Die Geſchicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht... Einen Prachthecht von ſeltener Größe nahm er ungetheilt vor ſich, ſo daß der Fiſch nur mit dem Leibe ſeinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über den Teller ſeines rechten, und mit dem Schwanze über den ſeines linken Nachbarn hinaus reichte, welches ein impoſanter Anblick war.

Man wird ſich wundern zu hören, daß unſer Künſtler von den verſchiedenen Bratenſorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt iſt, daß gerade dieſe Art Speiſen bei

wahren Kennern in groſzem Anſehen ſtehen. Aber der Meiſter betrat überall eine neue Bahn, und wie er ſelbſt unnachahmlich war, ſo ahmte er auch niemals Andere nach. Wie geſagt, er aß die Braten als Dilettant, und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um ſich auf das Deſſert würdig vorzubereiten. Von dieſem ſtellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige Syſtem ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unſeres Künſtlers in das klarſte Licht zu ſetzen, und man wird erſtaunen, daß die falſche Anſicht vom Deſſert ſich ſo viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joſeph in Egypten, den meine Leſer, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehüls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ, als guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob ſich unſer Künſtler gegen eine Frau Potiphar ſo ſtreng benommen hätte, als der keuſche Joſeph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tiſche nicht ſorglos, er gedachte der ſieben magern Nachmittagsſtunden, und traf ſeine Maßregeln. Ein glücklicher Umſtand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künſtler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Anſicht vom Dom zu Cöln,

das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorſchlag gemacht, der Bundestag ſolle ſich nicht eher verſammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutſchen Vaterlandes muß bedauern, daß dieſer Vorſchlag nicht zur Ausführung kam und daß ſich der Bundestag früher verſammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puriſten ſich ſo allgemein verbreitet hat. Er jagte alle franzöſiſchen Wörter über den Rhein zurück, und ſelbſt das ſanfte Deſſert konnte ſeinem Haſſe nicht entgehen; er ſagte dafür Nachtiſch. Nachtiſch! Möchte man doch immer der urſprünglichen Bedeutung der Worte nachforſchen, dann wäre es leicht, ſich über die wahre Beſchaffenheit aller Dinge zu verſtändigen! Was heißt Nachtiſch? Nachtiſch heißt dasjenige Eſſen, welches nicht bei Tiſche, ſondern nach Tiſche verzehrt wird. Unſer Künſtler war nun nach dem zweiten Pariſer Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutſchem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtiſch nach Tiſche. Um aber die neue Inſtitution ſo feſter zu begründen, gab er ihr eine hiſtoriſche Baſis. Er aß daher, gleich den übrigen Gäſten, ſein Deſſert noch bei Tiſche, war dieſes aber geſchehen, ſo häufte er ſeinen Teller zum zweitenmale mit Kuchen und Früchten an und ließ dieſes durch den Kellner

auf ſein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsſtunden zu verſpeiſen.

Fehler wie Vorzüge, Laſter wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter ſich zuſammen, und ziehen ſich nach. Unſer Künſtler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Beſtimmung des Nachtiſches ein Licht aufgegangen, ſo ſchritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das Syſtem aus, und wandte es noch auf andere Verhältniſſe des Lebens an. Daß er, ſich unterſcheidend von den übrigen Gäſten, ſeine Serviette unter dem Kinn feſt band, konnte mich nicht überraſchen, denn von einem ſolchen Manne ließ ſich nichts Anderes erwarten, als daß er die alte Sitte, Weſte und Beinkleider zu ſchonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während des Gedränges des Eſſens herabfiel, zur Zeit wenn das Deſſert kam und die andern Gäſte ihre Serviette zulegten, von Neuem unter dem Kinn befeſtigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter ſteckt was — und es ſtack wirklich etwas dahinter, wie ſich zeigen wird. Er ſpielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, ſo oft es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog ſie aber häufig hervor und zeigte, daß ſie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuſchauer an dieſen Anblick, ſo daß ſie zuletzt gar nicht mehr darauf ſahen. Kam nun das Deſſert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor ſich, wovon er aber nur wenige Broſamen zu der Torte aß.

Er ließ das Brodſtück auf dem Tiſchtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Taſche und bediente ſich deſſen mit vielem Geräuſche. Er ahmte hierin glücklich den Taſchenſpielern nach, die, wenn ſie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuſchauer zu beſchäftigen ſuchen. Ich paßte auf. Huſch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette und von da brachte er es unbemerkt in die Taſche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einſteckte. Auf dieſelbe Art practicirte er einige Birnen in die Taſche; jedoch hat man dieſes letztere Stück ſchon von Pinetti geſehen. So wendete unſer Künſtler die Theorie des Nachtiſches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menſchliche Natur iſt nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unſer Künſtler war nicht frei davon. Ich hatte geſtern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geſchrieben: „und ſey eine Frau noch ſo kluge Wirthſchafterin, ſie verſteht nur die Küche; der Keller iſt — um mich artig und architektoniſch auszudrücken — unter ihrem Verſtande." Dieſe Bemerkung galt der Frau von Staël; aber treffender hätte ich ſie auf unſern Eßkünſtler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntniſſe, und er trank nur wenige Gläſer. Doch hielt er für dieſe einzige Schwäche durch ſeine Herzensgüte wieder ſchadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht ſchmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelaſſenen zugleich mit dem Deſſert auf ſein

Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrſcheinlich heimlich ausſchüttete.

Napoleon ſagte nach ſeinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unſern Eßkünſtler bedienten, machten dieſen Schritt, und fanden deſſen Kunſtanſichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieſer ihrer Unwiſſenheit zu bedauern, ſondern noch mehr darum, daß ſie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigſte Mitleid nicht ſehen, wie dieſe armen Menſchen ſich quälen mußten, um die Convulſionen ihres Geſichtes zu verbergen und denjenigen Anſtand zu beobachten, den jeder Gaſt von einem loyalen Kellner fordern kann.

XXXV.

Der Narr im weißen Schwan,

oder:

Die deutſchen Zeitungen.

(Die erſten Kapitel eines größern Werkes.)

Erſtes Kapitel.

Hofrath von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem ſüdlichen Deutſchland, ſollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geſchwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, alſo ſchädlich überhaupt wären. Er übernahm dieſes Geſchäft mit dem größten Vergnügen und als er auf ſeiner Reiſe durch Frankfurt kam, wo ich wohne, beſuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reiſen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog geweſen, kränkelte noch etwas, und wollte vielleicht in Frankfurt eine Ariſtokraten-Kur gebrauchen. Kurz, er kam, und erzeigte mir die Ehre, mich kennen zu lernen Jede neue Bekanntſchaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften;

denn ich verſtehe die Kunſt, weniger zu gefallen, als ſie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei ſich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das luftleermachende Talent eines Pumpenſtiefels, und er pumpte ſo fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr ſprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war ſehr unterhaltend, lehrreich, faſt liebenswürdig. Als es zehn Uhr geſchlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenſtand, über den wir fünf Stunden geſprochen, noch zu keiner Entſcheidung gebracht, und wir riefen beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung geleſen, wie aus einem Munde aus: die Fortſetzung folgt. So leicht begegnen ſich ſchöne Geiſter, und ſo viel leichter iſt es, ſeiner Ketten zu ſpotten, als ſich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in ſeinem Gaſthauſe zu eſſen und ich nahm dieſe Einladung um ſo lieber an, da ſie auf einen Donnerſtag fiel, an welchem Tage man im weißen Schwan, des Sauerkrauts wegen, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft findet. Das Sauerkraut iſt ein ächt deutſches Eſſen; die Deutſchen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher ſie fähig ſind. Wenn Luden in ſeiner vortrefflichen deutſchen Geſchichte von unſerm Vaterlande ſagte: es gehöre „zu den ſchönſten Ländern, welche „die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe. Köſtlich für

Digitized by Google

„den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth,
„bringt Deutſchland Alles hervor, was der Menſch bedarf
„zur Erhaltung, und zur Förderung des Geiſtes“ — ſo dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber grade heraus ſagen ſollen; denn weil er es nicht gethan, haben Viele dieſe Stelle gar nicht verſtanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Eſſen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn ſehr blaß und verdrüßlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer geſtört, die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Dieſer habe bis nach Mitternacht geſchwatzt, geſchrieen, geſeufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel beſeſſen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römiſche Recht aus dem fünften Jahrhunderte keine Beſtimmungen enthalte, worauf ein deutſcher Reiſender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenoſſen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbſtgeſpräche im Schlafe geſtört? Er antwortete: Zehn für eine. Dieſe Antwort war mir nicht unerwartet, und ſie ſollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römiſche Recht luſtig zu machen, ſowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur ſubſidiariſch gebraucht wird. Die Deutſchen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subſidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege, ſich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer ſich zu regen anfing. Er trabte, wie ein Pferd,

im Zimmer auf und ab, lachte und ſtöhnte, und ſprach ſo laut mit ſich ſelber, daß wir manche Worte und Redensarten, die ſchlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüſſelloch der Thüre zu ſchlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: „Geheimraths-Waiſe! . . ach, Ihr gemüthlichen Bären! . . Garteninſpector . . . Hofrath . . . der Popo . . . ha ha ha! der Popo . . . o Vieh, dummes blödes Vieh! . . .“ Die letztern Worte ſprach er mit bewegter, faſt mit weinender Stimme. Darauf ſchmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Taſſe oder Flaſche zur Erde herab. Herr v. Lieberchen gerieth außer ſich vor Zorn, ſprang auf, und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich ſuchte ihn zu beſänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er wollte ſich nicht abhalten laſſen und war ſchon an der Thüre, als zum Glücke der Kellner mit der Chokolade hereintrat. Ich beſtürmte ihn mit Fragen, der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Kellner lächelte; legte die Finger auf den Mund, und dann auf die Stirne. Damit gab er deutlich zu verſtehen, wir ſollten leiſe ſprechen und der Fremde ſey nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer und was der Fremde eigentlich ſey, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne ſchon ſechs Wochen im Hauſe und ſey reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erſtaunen. „Sie ſind wohl nicht von hier?“ — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen

Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr ſpräche ſelten und mit Wenigen, finge er aber einmal zu reden an, ſo geſchähe es laut und anhaltend. Er ſey freundlich, gutmüthig, betrage ſich überhaupt wie jeder vernünftige Menſch, nur zuweilen bekomme er ſeinen Anfall. Dieſes ereigne ſich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittageſſen und ſehr oft Abends, wenn er aus dem Caſino nach Hauſe komme. Ich war ſehr begierig, einen Menſchen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig ſey, und bat den Kellner, uns bei Tiſche in ſeine Nähe zu ſetzen. Der Kellner ſagte, er thue dieſes gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünſchten, denn er wiſſe gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn ſetzen ſolle, weil viele Gäſte ſich ſeine Nachbarſchaft verbeten hätten. Er begriffe nicht, warum? da doch der Fremde keinem zu nahe träte. Es müſſe aber etwas Beſonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrath von Fiſtel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen andern Kellner bei Seite genommen, ihm zwei kaiſerliche Dukaten in die Hand gedrückt, und ihm geſagt, der Fremde ſey ein gefährlicher Menſch, und er ſolle achtgeben auf Alles, was er ſpreche und thue und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich ſeyn.

Der Bericht des biographiſchen Kellners beſtand aus zwei unterſchiedenen Theilen, aus einem klaſſiſchen und einem romantiſchen. Der klaſſiſche Theil, derjenige nämlich, der

von der Gefährlichkeit des närriſchen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerkſamkeit des Hofraths, der romantiſche aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir hierdurch auf ganz entgegengeſetzte Gedanken-Wege geriethen, wollte, nachdem der Kellner hinaus gegangen, gar keine Unterhaltung zu Stande kommen, wir ſprachen mehr mit uns ſelber, als mit einander. Ich benutzte dieſen Umſtand, nachzuholen, was ich den Tag vorher verſäumt hatte; ich war ſehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein, und verfiel bald in einen ſanften Schlummer. Dieſer vormittägliche Schlaf war nach einer ſo unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und ſehr zu verzeihen. Er ſchläft. Jetzt aber bitte ich alle jungen Romanſchreiber, genau auf mich Acht zu haben, damit ſie lernen, wie ein Mann von Erfahrung ſich beträgt, wenn eine Hauptperſon der Geſchichte eingeſchlafen iſt. Sie aufzuwecken, damit die Geſchichte fortgehe, wäre nicht bloß in dieſem Falle gegen alle Menſchlichkeit, ſondern auch in jedem andern Falle gegen alle epiſchen und dramatiſchen Geſetze. Wenn der Held einer Heldengeſchichte, und eines Trauerſpiels ſchläft, ſo hat er ſeine Urſachen; er iſt ſchläfrig; die Natur hat gewiſſe Abſichten mit ihm; die Kunſt alſo, welche die Natur nachahmt, darf ihn nicht wecken, ehe er ausgeſchlafen. Freilich ahmt jeder Künſtler die Natur nach, wie ſie ihm erſcheint, und ſie erſcheint ihm, wie er fähig iſt, ſie nachzuahmen; aber nachahmen muß er ſie immer. Wenn

Herr von Lieberchen acht Tage ſchliefe, ich wäre viel zu äſthetiſch, daß ich ihn ſtörte; ſondern ich ginge unterdeſſen leiſe im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und ſchriebe ſie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taſchenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Leſern mittheilen; nicht ſo wie ich ſie damals niedergeſchrieben, ſondern wie ich ſie ſpäter aus dem Bleiſtifte in Dinte übergetragen. Leſer, die mich nicht kennen, und nicht wiſſen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwiſchenſpiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber ſie irren ſich. Zwar iſt mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erſt mit dem zwanzigſten Bogen mündig wird, weil man in der politiſchen Toxicologie annimmt, daß die literariſche Subſtanz gleich den homöopathiſchen Arzneimitteln und ungleich den Giften nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geſchah nicht deswegen. Ich fürchte die Zenſur nicht; denn ich wäre im Stande, ſo ſchreckliche Dinge zu ſchreiben, die jeden deutſchen Zenſor dergeſtalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Alſo nicht aus Hinterliſt theile ich im folgenden Kapitel meine Gedanken mit, ſondern weil ich ſie wirklich gehabt. Aber der erſte Gedanke, den ich hatte, war der: daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken laſſen, der zweite: wie nenne ich die zukünftigen Gedanken?

Ich habe die Wahl, ich kann ſie nennen: Gedanken, Miscellen, Ekdota, Apophthegmen, Häckerling, geſammelte Blättchen, Hobelſpäne, Collectaneen, Witzſpiele. Potpourri, Aus Leben, Kunſt und Schule, Buntes, kleine Merkwürdigkeiten, Gedankenſpäne, Leſefrüchte, eingemachte Leſefrüchte, freie Mittheilungen, Streckverſe, Anſchauungen, Reflexionen der Erfahrung, bunte Steine, Allerlei, mein Kaleidoſcop, Fragmente, Myriomorphoſcop, Einſchiebſel in das Journal und in die Köpfe, Fündlinge, Magentropfen, Mannigfaltiges, Moſaik, Dies und Jenes, Buntes aus der Zeit, Denkſprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideenſpiele, Gloſſen, Blüthchen und Blätter aus dürrem Holze und friſchem Reis, Arabesken, Erleſenes, rhapſodiſches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Angeeignetes, Aphorismen, Caviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsproſa, fliegende Blätter, Excerpte des Dr. Lenksloß aus ſich ſelber, — aber alle dieſe Namen ſind ſchon von Andern gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit meinen eigenen Fehlern, als geſchmückt mit fremden Verdienſten erſcheinen, darum nannte ich meine Gedanken: Nudeln. Ich hatte folgende Nudeln.

Zweites Kapitel.

Schrecklich iſt die Eiferſucht eines Liebenden, aber die einer Regierung iſt ſchrecklicher. Eine eiferſüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, verſagt ſich die nöthige Ruhe und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meiſter zu werden,

täglich ſtärkere Reizmittel. Dieſes macht ſie ſchwach, verdrüßlich, zänkiſch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank ſind, müſſen die Völker das Bett hüten. Eine ſeltſame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beiſpiel iſt. Man kann im Diodor leſen, daß wenn auf der Inſel Corſica die Weiber niederkommen, ſich ihre Männer in's Kindbett legen und Krankenbeſuche annehmen. Wie klaſſiſch ſind Miniſter!

Die Bibel iſt die Conſtitution des chriſtlichen Staates; daher der Widerwille der geiſtlichen Oligarchie, ſie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewönnen ſie Alles, was wir verlieren — nun, dann möchten ſie zuſehen, wie ſie mit dem Himmel fertig werden, wir Menſchen wollten ihnen verzeihen. Aber daß wir ſo Vieles verlieren und ſie ſo Wenig gewinnen, daß ſie uns mehr Brod nehmen, als ſie brauchen zu ihrer eigenen Sättigung; daß ſie unſere ſchönſten, theuerſten Güter zerſtören, nur daß wir nicht froh werden; daß ſie uns den Frühling mit ſeiner Luſt, den Sommer mit ſeinem vollen warmen Leben, den Herbſt mit ſeinen Früchten rauben und durch böſen Zauber den Winter ewig bannen, und dies Alles nur, eines eiteln Balles, einer Schlittenfahrt willen — das ſchmerzt zu tief, das empört den friedlichſten, das macht uns unverſöhnlich.

Die Erfahrung gleicht einer unerbittlichen Schönen. Jahre gehen vorüber, bis du ſie gewinnſt, und ergibt ſie ſich endlich, ſeyd Ihr beide alt geworden und Ihr könnt euch nicht mehr brauchen.

In Deutſchland ſind die Menſchen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und ſchweren ſtehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß ſich bücken, einen Foliomenſchen, man muß ſteigen, eine Duodez=Seele zu faſſen. Die deutſchen Oberen ſind ſchön gebunden und haben goldene Titel, die Unteren ſind auch gebunden, aber wie die Schweine und haben kein Anſehen.

Das Geheimniß jeder Macht beſteht darin: zu wiſſen, daß Andere noch feiger ſind, als wir.

Der Deutſche liebt beſcheidenes Rechten, mäßiges Fordern, ſanften Tadel, ſtille Vorwürfe. Darum muß man, um auf ſie zu wirken, durch Rede und Schrift anmaßlich ſtreiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurechtweiſen. Denn mäßigt euch, wie Ihr wollt, der deutſche Leſer mäßigt noch euere Mäßigung. Er kann das Feilſchen nicht laſſen, man muß ihn, wie ein Krämer, übertheuern. Man muß mit ihnen Alles übertreiben, ſie haben eine Elephantenhaut, zarten Kitzel fühlen ſie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen ſtoßen.

Armuth iſt eine Sandbank, Reichthum ein Felſen im Meere des Lebens. Die Glücklichen ſchiffen hindurch. Vor Armuth kann uns eigene Kraft bewahren, vor Reichthum nur Gottes Gnade.

Voltaire kam vor der Revolution, wie der Blitz vor dem Donner.

Das Leben iſt ein Strom und der Schlaf ein jenſeitiges

Leben. Hätte ich eine himmliſche Vergeltung, hätte ich ein Paradies und eine Hölle einzurichten, würde ich die Menſchen im Schlafe belohnen oder ſtrafen, entzücken oder peinigen. Dann brauchte keine Tugend zu verzweifeln, dann käme keine Reue zu ſpät.

Ueber Vieles habe ich aufgehört, mich zu verwundern; aber daß ſich zwei Diplomaten anſehen können, ohne zu lachen, darüber erſtaune ich noch alle Tage.

In der langen Nacht des Mittelalters war Glaube der Nordſchein.

Mancher Gelehrte gleicht dem Kaſſirer eines Bankiers; er hat den Schlüſſel zu vielem Gelde, aber das Geld gehört nicht ihm.

Die Sentimentalen quirlen ihre Empfindung ſo lange, bis es Schaum gibt; dann meinen ſie, ſie hätten ein volles, überſtrömendes Herz. Es iſt aber nichts als Luft.

„Der Teufel fiel, weil er auf halbem Wege, in Wolken, ſtehen blieb — ſonſt wär' er Gott.“ — So ſpricht der kecke Aetius in Werners Attila. Wäre ich Miniſter, würde ich mir das merken. Ich würde geradezu den Verſtand für ein Regal erklären, das Sprechen für ein Hoheitsrecht, das Schreiben für einen Hochverrath und eine Gans zu rupfen, für Vorbereitung zum Hochverrathe.

Duldſame Menſchen ſind die Ungeduldigſten und geduldige die Unduldſamſten.

Miniſterialismus wird Royalismus genannt, und

Prieſterherrſchaft Theocratie, und wer die Bettdecke von der ſchlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man einen Ruheſtörer.

Die Geſchichten der Völker und Staaten haben den Geſchichtſchreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was ſie ſonſt noch genützt das weiß ich nicht.

Der gefährlichſte Menſch iſt ein furchtſamer; er iſt am meiſten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geſchworen, hielt er ſeinen Schwur; der Olymp hatte keine Pfaffen.

Sie haben freilich geſehen, daß die Sonne am erſten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jetzt naht der vierte, den ſie noch nicht erlebt, und da meinen ſie, das ſey doch ein ganz anderer Fall, und weil ſie das meinen und ſo klug unterſcheiden, halten ſie ſich für große Staatsmänner.

Wer, wie ein verzweifelter Spieler, den verlornen Einſatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es aushält, einmal gewinnen; aber der Gewinnſt ſteigt nicht mit der Gefahr des Verluſtes und am folgenden Tage kommt er doch wieder und geht endlich mit leeren Taſchen weg.

Wenn das Schickſal ruft: le jeu est fait, messieurs! ſo achten das die Wenigſten, erſt wenn ſie hören: rien ne va plus! bekommen ſie Luſt, aber zu ſpät.

Stünde ich an jeder Thüre jedes geheimen Cabinets in

Europa, — ich würde freich horchen, aber nicht aus Neugierde, ſondern nur um mich zu beluſtigen.

Es gibt keinen Menſchen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert ſie für Alle, der Ungerechte nur für ſich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für aſtheniſche erklärt, und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speiſen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für ſtheniſche und man gibt ihnen Waſſer, Eſſig, nimmt ihnen Blut, oder kühlt ſie auf eine andere Weiſe. Das iſt das Browniſche Syſtem der Politik, weiter haben ſie es noch nicht gebracht und zu der Falſchheit des Grundſatzes geſellt ſich zum größern Verderben noch die Falſchheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Aſthenie.

Wer das Naturgeſetz auch in der Geſchichte kennt und anerkennt, der kann prophezeihen; wer nicht, weiß nicht, was morgen geſchieht und wäre er Miniſter.

Dem Sturme, und kommt er noch ſo plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher; aber wie ſchützt man ſich gegen die Launen der Weiber?

Unſere Zeit iſt der Wiſſenſchaft nicht günſtig; man hat ſo viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt.

Hätte die Natur ſo viele Geſetze, als der Staat, Gott ſelbſt könnte ſie nicht regieren.

Es läßt ſich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vortheil von der bürgerlichen Geſellſchaft ziehen, als die ehrlichen Leute.

Sie ſpielen Politik und wiſſen nicht, was Trumpf iſt; Die Jeſuiten meinen, Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf iſt; die Andern fragen gar nicht darnach und ſind ganz verplüfft, wenn der Bube den König ſticht.

Man weiß recht gut, daß es ſie friert; aber die alten Gecken meinen, weil ſie Sommerbeinkleider tragen, werde man ſie für jung halten.

Um zu erproben, welch ein läſtiges Geſchenk des Himmels der Verſtand ſey, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen und am Ende des Jahres die unvorhergeſehenen Regentage zählen.

Hätten ſie die alte Zeit in Zucker eingemacht, ſtatt in Eſſig, welches ganz dieſelben Dienſte geleiſtet, man ließ ſie ſich vielleicht ſchon gefallen. Aber gut, daß ſie dumm waren, und daß ſchon früher der Geſchmack zurückweiſt, was ſpäter das Urtheil verwirft.

Die meiſten Menſchen ſind unzufrieden, weil die wenigſten wiſſen, daß der Abſtand zwiſchen Eins und Nichts größer iſt, als der zwiſchen Eins und Tauſend.

Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne. Unſere heutigen Staatsmänner, die ſo ſeltſame Mittel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beſchwichtigen, ahmen hierin nur die franzöſiſche Geiſtlichkeit des Mittelalters nach, die

einſt, um eine Hungersnoth abzuwenden, dreitägige Faſten verordnete.

Nur in der wimmelnden Kinderwelt lebt das ſchöne unſterbliche Leben; die Alten zählt man, und man vermißt die Todten.

Dein Glück machen! wohl — aber auch glücklich ſeyn? Biſt du glücklich, wenn du dein Glück gemacht? das iſt zu unterſcheiden. Ueberlege. Kannſt du nicht gut ſeyn, ſündige — noch im Hohlſpiegel der Sünde erſcheint der Zug gotterſchaffenen Geſchlechts — doch ſündige für deinen, nicht für Anderer Gewinn. Verſchwelge deine Tage, ſpiele um den Himmel — noch im Uebermuthe wird man den Muth, noch in der Frechheit den Uebermuth anſtaunen. Ergebe dich dem Teufel, daß er dir zugleich Sättigung und Unerſättlichkeit der Sinne gewähre, daß er dir die Quelle öffne, die den unauslöſchlichen Durſt des Wiſſens füllt. Erbreche frech die Siegel der Natur, befreie gefangene Geiſter und führe ſie an, erſtürme das Heiligthum frommer Geſetze; werde ein Straßenräuber, wenn du arm biſt; beſtehle dein geiziges Schickſal, deine Mutter, die Natur, wenn ſie mit Affenliebe deinen ſchlechtern Bruder umſchlingt und dich verſtößt. Gebrauche deine Kräfte, mißbrauche, vergeude ſie — Gott iſt ein barmherziger und ein reicher Vater, kehrſt du reuig zurück, vielleicht verzeiht er dir und ſtattet dich von Neuem aus. Aber gebrauche deine Kraft, verſchmähe, zerſtöre ſie nicht, deine und andere. Sey kein Lohnmörder,

kein ſchnöder Giftmiſcher. Wie! Du ſchlägſt einen Gedanken nieder, um ſo viel Thaler, mordeſt deine eigene Empfindung, die ſchöne Geburt der ſchönen Stunde, um das Lächeln eines Schurken — verräthſt den Freund, das Recht, die treue Wahrheit, um ein Gericht auf ſilberner Schüſſel, um einen goldgeſtickten Rock, um eine Achtel=Elle ſeidenen Bandes, das du beim Krämer könnteſt um zwei Groſchen kaufen? Du biſt ein Thier, aber kein Löwe, kein Tiger, kein Wolf, du biſt ein Hund. Und was gewinnſt du? Zeige mir den Bettler, der ſich eine Million erjammert, zeige mir einen Fürſtenhut auf dem Kopfe eines verrätheriſchen Schurken. Und du taumelſt nicht im Uebermaaße edlen Weins, und wankſt und fällſt, und verwundeſt dich, und gehſt weiter, ruhig und ſingend deinen Weg — du biſt vergiftet und weißt, daß du es biſt; du ſtammelſt, wenn eine offene Frage dich überraſcht; du möchteſt dein Herz bändigen und vermagſt es nicht; du athmeſt ſchwer; du erblaſſeſt, wenn das klare Auge eines fleckenloſen Menſchen dir dein verzerrtes Bild zurückſtrahlt; du haſt Gott verlaſſen und fürchteſt den Teufel; du ....

Drittes Kapitel.

Wenn man lebhaft fühlt, und unerreichbare Perſonen durchprügeln möchte, geräth man leicht in laute Kunſtrednerei — daher das ſtille natürliche Sprechen in unſern guten deutſchen Muſterromanen, wo der Held furchtſam iſt und

die Welt eine Beſtie — und ich hätte gewiß das ganze Gaſthaus zuſammendeklamirt, wäre nicht zum Glücke, vom Getöſe meiner Conſonanten, der Rechtsgelehrte aufgewacht und hätte meinen Ausſchweifungen Einhalt gethan. Er ſprang in die Höhe, roth vor Schlaf und Aerger, und fragte: regt ſich der Narr wieder? Nein, antwortete ich ſanft, ich war's. Darauf ſetzte er ſich nieder und gähnte ſehr.

Lieber Leſer! Sollte dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen — ich vermuthe ſo etwas — und du wollteſt mir es aus Artigkeit verſchweigen, wahrlich ich dankte dir für dieſe Schonung nicht; denn dieſes wäre eine Gefälligkeit, die ich dir nie erwiedern könnte. Laß uns immer offen gegen einander ſeyn. Ich geſtehe es dir frei, daß mir ſelbſt der Hofrath aus dem mittäglichen Deutſchland ſehr läſtig iſt, denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen ſoll. Er gehört zu den Menſchen, von welchen man zweifelt, ob man ſie in den Faſten genießen darf oder nicht. Er hat Kopf und Herz, und eine Mutter hat ihn geſäugt, wie uns auch; aber ſein rothes Blut iſt kalt, und ſtatt Knochen hat er Gräten, die ſehr biegſam ſind, aber auch ſehr ſtechen. Ich wage es nicht ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen ſchon wegſchicken, und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reiſen laſſen. Wie gut iſt es den Romanſchreibern geworden! Wer ihnen gefällt, den rufen ſie her, wer ihnen läſtig iſt, den ſchicken

ſie fort. Brauchen ſie Geld — mit einem einzigen Federzuge ſchaffen ſie ſich Millionen; ſie machen ſchönes Wetter, belohnen treue Liebe, und ſchaffen ſich einen Nebenbuhler auf die ſchönſte Art vom Halſe. Bei allen Feſten finden ſie ſich ein; Jammer und den grauſeſten Schlachten ſehen ſie ſicher und bequem aus ihrem Fenſter zu. Daraus lerne, lieber Leſer, daß um glücklich zu leben, man ſein Leben als einen Roman betrachten müſſe. Sehe deine Leiden als gedruckt an, dann drücken ſie dich weniger; dann haben ſelbſt die Thränen ihre Luſt, ſelbſt die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch ſo ſchlimm, doch die Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem letzten Blatte, das dir dieſe Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Eſſen, und mein Vorſchlag, die Börſe zu beſuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Thor traten, ſah ich vor mir, aus dem Gaſthofe kommend, eine lange hagere Geſtalt ſchreiten, die mir bekannt ſchien; ſie machte große Schritte, und ich mußte eilen, ſie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Waller, es war mein lieber langer Heinrich, mein unvergeßlicher Eſelsritter aus Montmorency. Ich trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an ſein Herz, und Thränen traten mir in die Augen. Auch in den ſeinigen ſchimmerte Etwas; aber wer mochte entſcheiden, was es war? Die herben und die ſanften Züge dieſes ſonderbaren Menſchen waren wie Eſſig und Oel

immer getrennt, und wenn auch eine plötzliche Rührung ſie einmal vermiſchte, ſo dauerte es keine Minute, und ſie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in ſeiner großen verſteckte und heimlich drückte. „Wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?“ — rief er aus. Heinrichs erſtes und letztes Wort iſt der Teufel, und in der Mitte ſeiner Reden kommt er auch oft vor; keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im Herzen, als er. Er wunderte ſich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genoſſen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterſtadt gefragt. So oft ich aber dieſe Frage an ihn gethan, hatte er immer geantwortet, ich bin ein Plattdeutſcher, und erſt ſpät merkte ich, daß er damit ſagen wollte: ein platter Deutſcher. Ja, als der Orientaliſt Langlès in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er ſei, hörte ich ihn antworten: **Je suis du pays des philistins**, und der artige Franzoſe lächelte, als hätte er ihn verſtanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und ſtaubigem Pflaſter, das keine Gieskanne erfriſchte — die Polizei . . . war zu blöde darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener ſchönen friſchen Tage in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Cope, und wie oft wir dort mit ihnen, aus deutſcher Säure, franzöſiſchem Zucker und engliſchem Geiſte uns ein Geſpräch bereitet, das uns wie Punſch erwärmte und belebte.

Wir ſprachen von andern Dingen und unter hundert Fragen ohne Antwort, kamen wir an den Braunfels. Laßt uns zurückgehen, die Börſe iſt ſchon aus — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Schaaren entgegen, zwölf, zwanzig in einer Reihe, und ſie hielten, wie Räder (Räder ſind ſie auch, nur nicht am Wagen, ſondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlaſſend. Welch ein liberales Volk, wie es die Oeffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das ſie nicht auf freier Straße vor aller Ohren verhandelten. Und welch ein gründliches Volk! Nichts iſt belehrender, als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Reden begleiten. Ich bemerkte unter ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen, und wünſchte ihnen Glück. Sie dankten, ſchmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaſchen. Waller wollte wiſſen, was den Hebräern Gutes widerfahren, daß ich ihnen Glück gewünſcht. Ich erzählte ihm, ſie hätten geſtern die lang erſehnte Erlaubniß zur Verheirathung ihrer Kinder bekommen. „Wie — fragte Heinrich — wollten ſie denn in verbotenen Graden heirathen?“ Nein, erwiederte ich; aber hier darf kein Jude ohne Erlaubniß heirathen. — „Wird ihnen denn dieſe Erlaubniß zuweilen verſagt?“ — Geſetz iſt, daß allen Juden das Heirathen verboten; nur fünfzehn Paare jährlich werden ausgenommen. — „Aber das iſt ſchändlich, das iſt ja ein wahrer Bethlemitiſcher Kindermord.“ — Nicht doch!

Freuen wir uns vielmehr, daß die Menſchlichkeit ſo große Fortſchritte gemacht; ſelbſt die Henkerkunſt hat ſich veredelt. Gibt es denn eine ſanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängniß zu tödten? Es ſind noch keine viertauſend Jahre, da hatte ein Aegyptiſcher Pharao auch den ſtaatswirthſchaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; doch das Chriſtenthum hat ſanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heirathen. — „Das Chriſtenthum? Seyd Ihr Menſchen, ſeyd Ihr Chriſten?" — Und wie! Und welche! Wir haben heiße Proteſtanten, die, weil ſich unſere Bürger im Vauxhall beluſtigen, alle Stunden für dieſe Stadt das Schickſal von Sodom und Gemorha fürchten, und welche die katholiſche Kirche mit der Babyloniſchen Hure vergleichen, weil ſie verſtattet, an Feiertagen Kirſchen zu verkaufen. Auch ſind fromme Katholiken unter uns, die ſich für Heilige halten, weil ſie ſich von der Vernunft erlöſt fühlen. — „Und das Recht, die Menſchlichkeit?" — Recht und Menſchlichkeit, guter Waller, ſind weltliche Dinge, von denen ſich ächte Chriſten, die nach himmliſchen Gütern ſtreben, nicht zerſtreuen laſſen. — „Und die Juden, dulden ſie dieſe Mißhandlung ohne Murren?" — Ihre Metalliques und Bankaktien werfen ihnen fünf Procent ab, und die unverzinsliche Ehre iſt ihnen ein Wiſch." — Wie der Herr, ſo der Diener — ſagte Heinrich, ballte die Fauſt und rief: o Gott, o Gott! — Ich kannte dieſes bewaffnete Gebet. . . Wir hörten die Tiſchglocke läuten. Aleph, Beth, Lammet,

Kuf und noch viele andere Juden, fanden ſich mit im Schwane ein, ſie kamen auch des Sauerkrauts wegen. Dieſe edlen Gäſte lieben das Solperfleiſch ſehr; ſie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, ſie verzehren das verſäumte Schweinefleiſch für ihre frommen Voreltern mit — ein ſchöner Zug kindlicher Liebe!

Ich freute mich ſehr auf das Eſſen; das war ein langer Vormittag! Ich ſetzte mich bei Tiſche zwiſchen Waller und den Rechtsgelehrten, beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich hatte außer der Jurisprudenz auch noch Kameralwiſſenſchaften ſtudirt, und ſich zum geſchickten Polizei-Künſtler ausgebildet. In weniger als einer Stunde hatte er von Wallers Lebensverhältniſſen mehr erfahren, als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ ſich nicht dadurch vom Ausforſchen abhalten, denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlauheit ihre Schätze in unverſchloſſenen Schränken am ſicherſten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr, als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr, als klug war. Darum ſtörte ich das Frag- und Antwortſpiel. Uns gegenüber ſaß der Legationsrath von Fiſtel, den ich ſehr liebe, weil er mich einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßſtunde hundert verſchiedene und beſtimmte Fragen an den Legationsrath richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder

nein zu ſagen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrath und Waller ſchienen ſich zu kennen, und grüßten ſich freundlich; doch Heinrich grinſte etwas dabei. „Der Teufel ſoll ihn holen" — murmelte er mir in's Ohr, und ſetzte dann nach und nach, vermiſcht mit mehreren Gläſern Wein, Folgendes hinzu. „Ich ſollte ihm zwar gut ſeyn, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung; aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, ſo drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch ausſieht, wie ein Menſch. Iſt er denn einer? Ein gewöhnlicher Lakai trägt einen rothen oder gelben Kragen, ſteht hinter dem Stuhle ſeines Herrn, macht ſich hinter ſeinem Rücken über ihn luſtig, und hat ſeine eigenen Gedanken. Aber ſo ein diplomatiſcher Lakai! Alle ſeine Eingeweiden ſtecken in Livree, wie er ſelbſt; ſein Kopf und ſein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand; was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verſchweigen ſoll, Alles iſt ihm vorgeſchrieben. Wenn er nieſen will, muß er nachſehen in ſeiner Inſtruktion, was darüber beſtimmt iſt. Geſtern fragte ich ihn, was der Kourier, den Rothſchild von Paris bekommen, Neues mitgebracht? Die ganze Stadt ſprach von dem Kourier, „So! iſt ein Kourier angekommen?" fragte der Legationsrath. Das war ſeine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: wo waren Sie geſtern bei dem ſchrecklichen Donnerwetter? — er hätte, ſtatt zu antworten, gefragt: Wie, hat es gedonnert? Und ſein Sprechen! Wie er es nur anfängt, die Conſonanten

ſo weich zu bekommen! Er ſpricht ſo leiſe, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er geſagt hat. Ce language desossé macht mir ganz übel; das fließt, wie Suppe, das Ohr hinab, und ohne zu hören, hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute ſchöne Wort: Donnerwetter. Ich war erſtaunt, erfreut und verſöhnte mich mit ihm; aber es war nichts, als ein Gichtſtich, der ihn außer Faſſung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tiſche, und er mußte acht Tage das Bett hüten."

„In welchen Dienſten ſteht der Herr Legationsrath?" fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem letztern gegenüber liebte ich ſelbſt zu diplomatiſiren, und ich antwortete ihm: in Schen-Dienſten — ich brachte nämlich nur die adjektive Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verſchluckt hatte. — „In welchen Dienſten." — In Schen-Dienſten, antwortete ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erſcheinung eines ungeheuren Rehbratens allgemeines Erſtaunen erregte, und am ganzen Tiſche alle Geſpräche in Stocken brachte. Während der Ferien-Minuten, da ich Nichts zu hören, Nichts zu ſprechen und Nichts zu eſſen hatte, fiel mir der fremde Narr von dieſem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei, und fragte ihn: wo denn der Narr wäre? Da ſitzt er ja, antwortete er mir leiſe. Ich ſah umher und gewahrte nur bekannte Geſichter. Aber wo denn? — Ei neben Ihnen! — Wie! rief ich erſtaunt, mich

halb vom Stuhle erhebend, doch nicht Herr Waller? — Freilich Herr Waller iſt's. — Das iſt himmliſch! dachte ich bei mir, und ich jubelte über Waller's Jubel, wenn ich ihm ſeine Standeserhöhung mittheilen würde. Doch wollte ich ihn jetzt nicht ſtören, ich ſah ihn im Leſen der Poſtzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufſparen bis zum Nachtiſche.

Der Kellner, der mir den Narrenbeſcheid gegeben, war gerade mit Abräumen beſchäftigt, als ich ihn hergerufen, und ſo geſchah es, daß er durch meine Fragen zerſtreut, eine der ſechs Schüſſeln, die er unerklärlicher Weiſe in einer Hand getragen, vorwärts neigte, und ihren Inhalt, den Reſt einer köſtlichen Puddings=Sauce von Arrak, über Waller's Kopf ausgoß; ſie ſtrömte auf die Poſtzeitung herab und würzte dieſe ungewöhnlich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Jauchzen war es zu nennen, und rief: Der Popo, der Popo iſt naß, der ganze Popo iſt naß! Wir alle verwundert fragten: Welcher Popo, wie, wie ſo? Selbſt der Legationsrath lachte und fragte. Wie, Herr Legationsrath? — fragte Waller mit der ernſthafteſten Miene von der Welt — und das wiſſen Sie nicht? Sie wiſſen nicht, daß der ruſſiſche Kaufmann Popo Commerzienrath geworden. Da leſen Sie. — v. Fiſtel, nachdem er geleſen, legte ſein Geſicht in ehrerbietige Falten und ſagte: freilich, das iſt wichtig, das iſt ſehr löblich; zur Ermunterung des Handelsſtandes iſt der Kaufmann Popow — ſo heißt er, nicht Popo, — zum Commerzienrath ernannt worden. —

Nun, Popow oder Popo, erwiederte Waller, die Gläſer vollſchenkend, er ſoll leben! Der Semipalatinskiſche Stephan Popow ſoll leben! Und der Schewskiſche Jakob Filatow, der auch Commerzienrath geworden, ſoll auch leben! Jetzt noch eine Geſundheit, meine Herren! Der Gerbergeſell aus Caſſel ſoll leben, der die Frau von Mutzig aus dem Waſſer gezogen. Heil ihm! — Frau von Mutzig, von Mutzig? — ſagte der Legationsrath, ſich die Stirne reibend — die Familie ſollte mir bekannt ſeyn. — Bemühen Sie ſich nicht — bemerkte Waller — es iſt keine Frau von, ſondern eine aus Mutzig, nur eine Wäſcherin. Da leſen Sie. — „Eine Wäſcherin zu Mutzig iſt in die Brauſch gefallen und wäre unfehlbar ertrunken, wenn ſie nicht ein Gerbergeſelle aus Heſſen-Caſſel aus dem Waſſer gezogen.“ .. Und was ſagen Sie dazu, daß der Garten-Inſpektor in .. wo ſteht es doch? .. nein es ſtand geſtern darin... Nun gleichviel; ein Garten-Inſpektor iſt Hofrath geworden. Er ſoll leben, meine Herren! Aber welche ſchöne Neuigkeiten lieſt man alle Tage in Eurer Poſtzeitung, wie belehrend iſt ſie! — Ja wohl — ſagte der Legationsrath — ſie iſt mit großer Umſicht geſchrieben. — Mit Umſicht und Einſicht, und Nachſicht und Vorſicht und Rückſicht, bemerkte Waller. Geſtern ſtand darin .... Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da.

Heinrich ging hinaus, und kam bald darauf mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schlößchen

von Meſſing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäſte (die Tafel war aufgehoben) ſtellten ſich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jüdiſchen Gäſte waren geſpannt. — „Meine Herren, fragte Waller, kann mir keiner von Ihnen ſagen, wie hoch die Darmſtädter Looſe ſtehen?“ — Fünf und dreißig, antworteten ſieben Juden zugleich, mit ſeltener Uebereinſtimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus — Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten ſpöttiſch die Achſeln und gingen fort. Waller ſetzte ſich nieder, breitete die Zeitungen vor ſich aus und ſprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Viertes Kapitel.

Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und ich dulde keinen Widerſpruch, denn ich habe immer Recht! Wer mich unterbricht, den erkläre ich für einen Ruheſtörer, und, nach Umſtänden, für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich ſehe, Sie ſind verwundert, Herr Legationsrath, aber das wundert mich gar nicht; denn mich ſelbſt wundert, daß ich noch nicht Miniſter geworden bin. Sie ſind auch ein Mann von Verdienſt, Herr Legationsrath, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchſte Stufe der Ehre noch nicht erreicht, ſo weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jetzt ſchon verachten und meiner

beſonderen Meinung ſind, daß am Tacitus nicht viel iſt, ob ihn zwar alle Welt lobt. Sie kennen ſeine Germania — wie wird ſie geprieſen! Nun was iſt's? Hier, meine Herren, hier die Poſtzeitung, das iſt die wahre Germania. Beſſer und ſchöner als Tacitus unterrichtet ſie uns von der Deutſchen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfaſſungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Poſtzeitung hat die wahre kurze Kürze. Jener brauchte viele Kapitel, ſein Deutſchland zu beſchreiben, dieſe braucht oft nur ein Wort dazu. Geſtern erzählte ſie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verſtorbenen Dichter ein Legat bekommen. Nicht, daß das arme Mädchen Vater- und Mutterlos geweſen, nicht, daß ein edler Mann ihr ſein Vermögen hinterlaſſen, bewegte die Poſtzeitung; nein, daß das Fräulein eine Geheimrathswaiſe iſt, entlockte ihr Thränen. Geheimrathswaiſe! Liegt nicht Deutſchland, wie es war und iſt, in dieſem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt iſt, meine Herren, daß ich die Deutſchen in zwei Klaſſen theile: in Hofräthe und in ſolche, die es ſeyn möchten. Aber es iſt betrübt; wie Wenige ſind Hofräthe und wie Viele möchten es ſeyn! Ach, wenn ich ein deutſcher Fürſt wäre, es ſollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte ſie alle zu Hofräthen ernennen; wenigſtens zu Hofräthen. Und ohne Unterſchied des Standes, der Geburt, des Reichthums, des Geſchlechts, der Bildung und des Alters: ſie müßten alle Hofräthe ſeyn.

Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greiſe, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen Einer ſtirbt, — und es geſchieht oft, daß Einer nur darin ſtirbt, wie er nur darin gelebt — und der Verewigte war Doktor, und hatte ſonſt noch einen und den andern Titel: ſo vergißt das Wochenblättchen nie, dieſe Titel alle herzunennen, und man hat kein Beiſpiel ſeit Carls des Großen Zeiten, daß je einer vergeſſen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Menſch überhaupt, und ein Zeitungsſchreiber insbeſondere, für ein ſündliches, gebrechliches und vergeßliches Weſen iſt, und ſetzt darum in ſeinen Todtenliſten den Titeln der Verſtorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menſchen haben Titel? In Deutſchland höchſtens der zehnte Menſch. Wenn ich aber Fürſt wäre, dann ſollte es anders werden, dann müßte es eine Luſt ſeyn, in Deutſchland zu leben und zu ſterben. Dann würde man im Wochenblättchen leſen: „Am 13. dieſes, ſtarb S. T. Herr Hofrath Schinderhannes nach kurzen Leiden am Hängen im 36. Jahre ſeines thätigen Lebens.“ Wie würde dieſes zur Vaterlandsliebe anfeuern! Welches andere Volk verdiente mehr, als das deutſche, daß man ihm wohlthue nach ſeinen Wünſchen? Zeigt ſeine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorſames Volk iſt, das mehr, als Reichthum und Schönheit, und

Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur bekommen, diejenigen ſchätzt, die es ſeinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigſten Volke herab iſt die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung-Stilling gehört — er war ein Schwärmer — doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, ſo wird Ihnen doch ſicher bekannt ſeyn, daß er Hofrath geweſen. Dieſer Schwärmer und Hofrath Jung-Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode ſeiner Gattin Prorektor der Univerſität Marburg. Da beſuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruheſtätte ſeiner geliebten Selma zeigen. Er führte ſie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Todtengräber auf den Grabeshügel der längſt Verſtorbenen und ſagte feierlich: „Hier ruht die ſelige Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung.“ Einen ſo ſchönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Geſinnung — ſucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiste mit der Poſt durch Leipzig, und während man die Pferde wechſelte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienſtmädchen nach einem Laden. Dieſe führte mich in's Paſſagierzimmer und ſagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: Frau Oberpoſt-Koffer-Trägerin, der Herr da wollen eine Nachtmütze. Ich

brauche nur **eine**, antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Reſidenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmann zu Tiſche gebeten, ſtellte ich mich etwas zu frühe ein, und beſchäftigte mich unterdeſſen, die Namen der Gäſte zu leſen, die, auf Karten geſchrieben, auf den Tellern lagen. Wir ſaßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Ober-Kriminalräthin, Herr Finanzrath, Frau Oberzahlmeiſterin, Herr Hoftheater-Intendant, Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeiſter, Frau Geheime-Legationsräthin, Herr Obertribunal-Rath, Frau Geheimeräthin, der Wirth, Frau Stempeldirectorin, Herr Ober-Kriminalrath, Frau Finanzräthin, Herr Oberſteuereinnehmer, Frau Hoftheater-Intendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalräthin, Herr Stadt-Direktor, Frau Staatsräthin, Herr Geheimer Legationsrath, Frau Stadtdirectorin, Herr Geheimerath, Frau Polizei-Gerichts-Aſſeſſorin, Herr Stempeldirector, die Wirthin, Herr Staatsrath, Frau Salinen-Inſpectorin, Herr Salinen-Inſpector, Frau Oberſteuereinnehmerin. Die Polizeigerichtsaſſeſſorin war Wittwe; ich aber ſaß himmliſch zwiſchen zwei ſchönen Frauen. Die Frau Oberkriminalräthin war das ſanfteſte, lieblichſte Geſchöpf von der Welt, und die Frau Oberſteuereinnehmerin war ſehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirth und die Wirthin, ſo liebe gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen anſehen, ſie waren die einzigen ohne Titel; doch tröſtete ich mich damit, daß ſie geborne Franzoſen waren und ihr Unglück weniger fühlen

mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum gibt — doch als Chriſt, Herr Legationsrath, glaube ich an übernatürliche Kräfte — ſo gibt es nach der deutſchen Naturkunde keinen titelloſen Raum. Die feine, unſichtbare, ätheriſche Titulatur-Subſtanz durchdringt alle geſchaffene Weſen, ſie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Theile unſeres Seins; Geiſt und Herz, Denken und Empfinden, Wünſche und Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unſerer Sprache, man findet ſie in Hauptwörtern und Hülfswörtern und Zeitwörtern, in Adjectiven und Adverbien und Präpoſitionen, in Declinationen und Conjugationen. Man nennt das deutſche Volk breit, man ſollte es ein hohes nennen, es erhöht Alles. Es dehnt ſich zwar auch in die Breite aus und ſagt: allverehrt, allgeliebt, doch nur erſt, wenn es bis in den höchſten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber ſo lange als möglich erhöht es das Wirthſchaftsgebäude ſeiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menſchen, hohe, höchſte und allerhöchſte Perſonen ... Es hat hochpreißliche Gerichte und ein hohes Miniſterium; es hat eine hochlöbliche Theater-Intendanz und es ſpricht von hochderſelben. Es hat hohe Leichen und eine Prinzeſſin nimmt den Eiſenhammer in hohen Augenſchein. Bei Hofe geſchehen hochwichtige Ereigniſſe, und werden hochfeſtliche Tage gefeiert; fürſtliche Perſonen ſind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthe's

Jubeltag geſchlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wiſſen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Perſon iſt. Wiſſen Sie aber, warum Göthe eine hohe Perſon genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, ſondern weil er Miniſter iſt. Die Oberpoſt-Amts-Zeitung — ſagen Sie nicht, meine Herren, daß ich ſpät zu ihr zurückkehre, denn ich habe ſie keinen Augenblick verlaſſen; konnte ich ſie ſchöner loben, als indem ich Deutſchland lobte? — die Oberpoſt-Amts-Zeitung nennt ſich nur ſo aus Beſcheidenheit, ſie iſt aber eigentlich eine Ober-Amts-Zeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt ſie in einem ſchönen breiten Strom, der den Deutſchen heilig iſt und den ſie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liſte von Standeserhöhungen iſt ihr eine Geneſis, das erſte Buch Moſis; ein Steckbrief iſt ihr eine canoniſche Schrift, und ſie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inſeratgebühren, in ihren Text auf. Was aber ſonſt gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menſchheit, das erzählt ſie, wenn ſie Luſt und Laune hat, in wenigen apokryphiſchen Zeilen. Wird die Oberpoſt-Amts-Zeitung verſäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensvertheilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titularbewegungen der Menſchheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, ſie kennt zu gut ihre hohe und ſchöne Beſtimmung. Hier, meine Herren, leſen Sie ein Verzeichniß von zwei und vierzig Frauen, mit ihren

Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuz-Ordens-Damen geworden; hier eine Liſte von ſieben und achtzig Ruſſen, welche in der Armee befördert worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liſte von ſieben und ſechszig Namen. Wie ſchade, daß alle dieſe Namen ſo unausſprechlich ſind, und dem Gedächtniſſe zarter deutſcher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger lieſt: Der Fähnrich Tſchawtſchawadſew, der an der perſiſchen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde lieſt, der Podolier Prſcherakowſskji habe „für ſeine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuſchrecken“ den St. Annen-Orden dritter Klaſſe erhalten, ſo freut ſie das gewiß, es entzückt ſie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß ſie nicht wiſſen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuſchrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeiſter auch nicht ſagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Direktor der Stadtſchule zu Linz zum Direktor des Gymnaſii in Dören ernannt worden; hier, daß ein Parmeſaniſcher Baron den Leopolds-Orden, und hier, daß der Oberſtkammerjunker eines kleinen deutſchen Staates das Prädikat „Excellenz“ bekommen. Die Oberpoſt-Amts-Zeitung erſpart den Leuten von Stande das Porto, und ſie brauchen ſich ihre Familienereigniſſe nicht brieflich mitzutheilen, wie wir. Ach! ich wollte ich wäre ein Kourier, dann würden meine

Freunde aus der Poſtzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereiſt und ſie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpoſt-Amts-Zeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, ſo umgibt ſie ihn mit einem ſo großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie ſie geheißen, als ſie noch lebte. Wir leſen: „Heute Morgens um 6 Uhr ſtarb dahier der Königl. Kämmerer, Ritter des Civilverdienſt-ordens, Präſident des Appellationsgerichts im Regenkreiſe, Abgeordneter zur Ständeverſammlung des Königreichs, ordentliches Mitglied der philologiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften ꝛc. ꝛc., Freiherr von“ ... jetzt halten wir am Namen, wir ſind geſpannt; aber ehe wir zu ihm gelangen, wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Beſuch in's Zimmer treten und uns ſtören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich geſtorben. Das mildert freilich die Trauer. Es gibt gemüthliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung bürgerlich-romantiſch begraben laſſen; aber die beleidigte Natur rächt ſich immer, man ſoll nie gegen ſeinen Genius, gegen die Stimme des Gewiſſens handeln. In ſolchen Fällen bekommen wir zu leſen: „Den 6. November nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Beſuchsreiſe zu ſeinen Geſchwiſtern, den treuen, liebevollen Vater“ — ſo ſchnell geht Verachtung der Titel in Gottesläſterung über! Die Oberpoſt-Amts-Zeitung berichtet uns treu, ein

neugeborner Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangeliſt, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborne Prinzeſſin den Namen Maria, Auguſte, Friederika, Carolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen ſich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in ſolchen häufigen Fällen wird, wo ſie viele Zeilen ſparen können, und kürzere Zeit eingeſperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpoſt-Amts-Zeitung mit Unrecht vor, ſie verbreite manchmal ſogenannte liberale, nämlich revolutionäre Nachrichten und Grundſätze; doch wenn es auch wahr wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe ſich das verhüten! Wäre ich ein Fürſt, ſo ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzeſſinnen das ganze Land Gevatter ſtehen, ſo daß der neue Prinz und die Prinzeſſin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, ſechs Millionen, zwölf, zwanzig, dreißig, fünfzig, ja wenn ich Kaiſer von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürſten würden meinem Beiſpiele folgen, und dann wollte ich doch ſehen, wo die Poſtzeitung Raum fände, revolutionäre Grundſätze zu verbreiten. Auf dieſe Art könnte eine weiſe Staatsverfaſſung die Preſſe lenken, ohne zur verhaßten Zenſur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, ſcheint Ihnen nicht auch, daß hier unſer Poſtgaul vorwärts möchte, der Poſtillon aber immer zurückhält, ſieht

und bläſt? So iſt es ganz unverkennbar. Doch wenn Sie daraus ſchließen wollten, das Pferd habe mehr Verſtand, als ſein Reiter, ſo würden Sie beiden Unrecht thun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verſtand haben, als ſein Reiter, und ein geſchickter tüchtiger Reiter will ſeinem Pferde nicht allen Verſtand rauben, ſondern nur den größten Theil davon. Iſt es nun auch ganz offenbar, daß unſer Gaul in die Zukunft galopiren, unſer Poſtillon aber ſich in die Vergangenheit retiriren möchte, ſo iſt dieſes doch kein Divergiren der Meinungen zu nennen, ſondern — von Seiten des Pferdes, ein Phantaſiren, und von Seiten des Reiters, ein Moderiren, Retardiren, Genieren, Antiſtimuliren, Chicaniren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch laſſen wir uns zu keinen Ausſchweifungen verleiten. Ueber die großen Angelegenheiten der Menſchheit vergißt die Oberpoſt-Amts-Zeitung die kleinen der Menſchen nie; denn ſie ſchreibt nicht blos für Thron und Altar, ſondern auch für die Küche. Nachdem ſie uns mit den Namen aller neu geborenen Prinzen und Prinzeſſinnen, nachdem ſie uns mit allen neu geſchaffenen Ordensrittern, mit allen friſchgeprägten Hofräthen, geheimen Hofräthen, Finanzräthen und Juſtizräthen, nachdem ſie uns mit den Reiſen aller Kouriere, und mit der Zahl der Poſtpferde aller hohen Reiſenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht; nachdem ſie alle Revüen aller ſtehenden Heere, Compagnie nach Compagnie, vor unſern Augen vorübergeführt; nachdem ſie alle Hof-Feierlichkeiten erzählt und zwar

zu beſſerm Verſtändniß zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mittheilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beſchreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, ſo Hoffnung und Genuß, Möglichkeit mit Wirklichkeit, Erwartung mit Erinnerung vergleichend — nachdem ſie dieſes Alles gethan, erzählt ſie auch die mikrokosmiſchen Ereigniſſe der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines Schleſiſchen Barons ein Kürbis wachſe, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt, und 78½ Pfund wiegt; daß ein Kaufmann im Sächſiſchen, weil ſeine Henne auf die Gaſſe gelaufen, 21 Groſchen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte, und daß unter der Ringelhardſchen Truppe in Cöln die Deſertion überhand nehme, der Tenoriſt Ulrich, die ſolideſte Stütze der Oper, ſich entfernt habe, und ſelbſt die liebliche Mamſell Peche, was faſt unglaublich ſcheine, ihr untreu geworden ſey. Aber am liebſten und wärmſten verweilt die Poſtzeitung bei Jubelfeſten. Wenn ein Ehepaar ſeine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Canzeliſt, nachdem er fünfzig Jahre abgeſchrieben, ſeinen Dienſtjubeltag feiert und ein Belobungsſchreiben erhält, erzählt uns dieſes die Poſtzeitung in Thränen, und ſie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine ſolche Feierlichkeit „gewiß eine ſeltene“ zu nennen; aber ſie ſpricht nur ſo aus Beſcheidenheit, ihr eigenes Verdienſt zu ſchmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß ſie uns nicht eine

ſolche ſeltene Feierlichkeit erzählte. Was nun die ſogenannten Original-Artikel und Privat-Correſpondenzen betrifft, mit welchen ſich andere Blätter eitel ſchmücken; ſo hat die Oberpoſt-Amts-Zeitung ſich von ſolchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie iſt vorſichtig, ſie nimmt nur bewährte Nachrichten auf, und ſie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten, wenn ſie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch gibt es allerdings Fälle, wo die Poſtzeitung ſchaffend hervortritt, und alle europäiſchen Zeitungen, bei welchen ſie das ganze Jahr zu Gaſte geht, ſelbſt bewirthet. Dann iſt ihr Gaſtgebot reich und prächtig, und ſie zeigt, was ſie könnte, wenn ſie wollte. Solcher wichtigen Fälle ſind vier an der Zahl. Sie ereignen ſich, erſtens: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürſtlicher Perſonen dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt officiell mitgetheilt werden. Zweitens: wenn die engliſchen und franzöſiſchen Poſten in Frankfurt ausgeblieben; dieſe Nachricht theilt die Poſtzeitung zuerſt mit. Den dritten Fall bilden die Auszüge aus dem Spectateur Oriental, welche die Poſtzeitung, als erſte Beiſitzerin, mit dem Stempel Frankfurt bezeichnet. Die Tage, an welchen ſie erſcheinen, ſind wahre Feiertage für den Cenſor, denn er braucht ſie gar nicht zu leſen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entſtehen werden, daß er nichts darin geſtrichen. Als die vierte Originalität iſt die Nachricht von den Sonnenflecken zu betrachten,

die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchſt originellen Berichte von den Fäſſern, die auf dem gefrornen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet, denn da ein ſolcher Froſtjubel ſich in jedem Jahrhunderte nur einmal begibt, ſo verdienen dieſe Säkularfäſſer, ob es zwar Jubelfäſſer ſind, keine Berückſichtigung. Die leichten Franzoſen verflüchtigen Alles, und machen Alles beweglich; wir ſtandhafte und vollwichtige Deutſche aber, verdichten Alles und machen Alles nagelfeſt. Die Franzoſen können auf Pfänder borgen, ſie haben Mobiliar=Vermögen; wir Deutſche aber können hypothekariſche Schulden machen, wir haben Grundbeſitz. Doch baares Geld iſt leider ſelten bei uns. Unſere Wechſel à dato hundert und fünfzig Jahre ſind die beſten Effecten von der Welt; unſere Wechſel à dato drei Monate aber, ſind wahre Columbier. Ich merke, meine Herren, daß ich ſehr ausſchweife und mich verirrt habe, und es thut mir leid, daß ich Ihnen ſo ſtreng unterſagt, mich zurecht zu weiſen. Aber Ordnung muß ſeyn. Den Franzoſen iſt ein Buch faſt nur ein Ereigniß, eine politiſche Schrift iſt ihnen eine politiſche That; den Deutſchen iſt jedes Ereigniß ein Buch, und eine politiſche Handlung eine politiſche Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montloſier gegen die Jeſuiten war eine franzöſiſche Schlacht; die Ermordung Kotzebues durch Sand eine deutſche Rezenſion mit Blut geſchrieben. In dieſem ſchönen vaterländiſchen Geiſte denkt, fühlt und handelt — nämlich ſchreibt — die Oberpoſt=

Amts=Zeitung. Eine geſchehene Geſchichte iſt ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geſchichte iſt ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie theilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtauſende, alte, mittlere und neue Zeit; ſie theilt die Geſchichte nicht in Epochen, Völkergeſchichte, Staatengeſchichte, Kriegesgeſchichte, Kirchengeſchichte, Handelsgeſchichte, ſie theilt die Wiſſenſchaft nicht in Mathematik, Politik, Aeſthetik, Theologie, Philoſophie; ſie theilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüſſe, Meere — ſondern ſie theilt Welt, Zeit, Geſchichte, Wiſſenſchaft, und die ganze Erde in Zeitungen ein. Ob etwas geſchehen, wann, wie und wo es geſchehen, und ob es wirklich geſchehen, oder nur erzählt worden — daran liegt ihr nicht; es liegt ihr nur daran, wie der Ort heißt, wo die Zeitung erſcheint, in welcher der Bericht des Geſchehenen ſteht. Sie haben Mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermuthe, daß Sie nicht ſehr bei Verſtande ſind, und dieſe Theorie der Poſtzeitung gar nicht faſſen mögen. Ich will darum Ihrer Faſſungsſchwäche mit einigen Beiſpielen zu Hülfe kommen. Wenn die allgemeine Zeitung eine amerikaniſche Geſchichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, ſo ſchreibt die Poſtzeitung; Augsburg, den 12. März 1827. und unter dieſer Rubrik berichtet ſie eine alte Begebenheit aus Nordamerika. Sie ſchreibt: Aus Thüringen: Herr von Gruithuiſen in München habe berechnet, daß der Mond in 30,000 Jahren auf die Erde fallen werde, und

aus Franken: Mamſell Sontag habe in Berlin ein Conzert gegeben, und Madame Vespermann ſei in München geſtorben. Warum ſchreibt ſie aus Thüringen, aus Franken? Weil die eine Nachricht aus der Dorfzeitung genommen, die in Thüringen erſcheint, die andere aus der Würzburger Zeitung. Hier, meine Herren, leſen Sie die Trauerode auf den Herzog von York, der in London geſtorben, unter Aachen; hier unter Berlin, 9. November den preußiſchen Zollvertrag mit Lippe, und Sentenzen über Liebe und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollweſen, was die Liebe mit dem 9. November Gemeinſchaftliches? Sie verbindet der vaterländiſche Geiſt, der die Poſtzeitung beſeelt, und den ſie Allem einhaucht, was ſie berührt. Hier finden Sie unter Darmſtadt eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Altheſſen in Neuheſſen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung geſetzt mit der Nachricht, daß eine Frau in Aachen, die ſich durch warmes Waſſer von der Gicht heilen wollte, an dem Verſuch geſtorben ſey. Hier leſen ſie: Berlin — „der bisherige Oberlehrer am Gymnaſio zu Wetzlar iſt zum Director dieſer Anſtalt ernannt worden,“ und gleich darunter: „In dem bei Voigt in Ilmenau erſchienenen: Geheimniß ſich beim ſchönen Geſchlecht beliebt zu machen, ſeine Gunſt und den Sieg über daſſelbe zu erlangen, wird als das vorzüglichſte Mittel ein aufwärtsſtrebender Leibesſchnitt empfohlen.“ Hier können Sie leſen: Augsburg, den

16. Auguſt. „Ein ruſſiſcher Kourier, der in Bukareſt angekommen, hat ausgeſagt: Ibrahim Paſcha ſey gefangen“ . . . „Der Einſiedler gibt es wohl mehr, als man glaubt.“ Hier München: Die Kammer der Reichsräthe hat den Geſetzentwurf über das Gewerbsweſen verworfen. Dann folgt: ein humoriſtiſcher Aufſatz über die phyſiologiſche Bedeutung der Füße. Hier Cöln: Die alten Landesſcheidemünzen von Cöln, Trier und Aachen ſollen aus dem Cours geſetzt werden. Folgen: Aphorismen aus der Zeitſchrift Merkur, die in Dresden erſcheint. Hier: Bonn . . . Was wird uns die Poſtzeitung aus Bonn berichten? Wird ſie von der Univerſität ſprechen? Vom botaniſchen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von ſolchen Dingen berichtet ſie nichts. Sie ſchreibt: „Bonn, vom 20. März. Der witzige Verfaſſer der Stapelia mixta hält dem Tanze folgende Lobrede . . . „Und nun wird in zwei langen Colonnen, nämlich in zwei Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Poſtzeitung, meine Herren, auf dieſe Weiſe, ein ſchönes Band um Alles ſchlingt, um Gott, Natur, Geſchichte, Menſchheit, Staat, Wiſſenſchaft, Kunſt, Ernſt und Scherz; indem ſie Alles in Einem ſieht, Eines in Allem, und Alles auf Eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt ſie jenes gottſelige Leben, welches Thomas a Kempis ſo ſchön in den Worten ſchildert: Cui omnia unum sunt, et omnia in uno videt, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esse et paciscis in Deo permanere; welchen Satz,

Herr Geheimer Legationsrath, Sie in Flaſſau's Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie umſtändlich erläutert finden. So, meine Herren, iſt die Oberpoſt=Amts=Zeitung! Soll man ſie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der ſie geſchrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem dieſe Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in dieſem Lande wohnt? Habe ich Recht, Herr Legationsrath? Herr Doktor, habe ich Recht? Habe ich Recht, Karl?“ ... Nach dieſen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menſchenhand, er ſah nicht, wem ſie gehörte, er hielt ſie für die meinige — und ſprach mit leiſer flehender Stimme: „O Karl, gib mir eine Geliebte, gib mir einen Gott, gib mir ein Vaterland. Ich fordere ja ſo wenig; gib mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!“ ... Dann warf er ſich auf einen Stuhl, verhüllte ſich das Geſicht und weinte heftig. Alle Anweſenden ſahen mit Verwunderung und Mitleid auf ihn, und Einer und der Andere ſagte: es iſt doch Schade ... Armer Heinrich! Ach armer Heinrich!

Fünftes Kapitel.

Unter den nachzechenden Gäſten, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein ſtattlicher alter Mann, der ſich uns ſchon bei Tiſche bemerklich gemacht hatte. Er aß und ſprach wenig, und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte ſeinen blühenden Kopf, und man hätte nicht

zu unterſcheiden gewußt, ob er früh gealtert, oder ob er die friſche Jugendkraft ſich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und ſchweren Arbeiten gewinnt, und das Maaß und die Ordnung in allen ſeinen Bewegungen ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höhern Jahren ſtand. Der Rechtbewaffnete, ſonſt unbekümmerte Waller hatte ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen und ſeinen Beifall zu verdienen geſucht; denn ſo unbedacht er auch ſprach, ſo beſonnen ſprach er doch zugleich, und wenn er auch ſeine wilde Phantaſie nicht einzuhalten vermochte, ſo wußte er ſie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte Alles, was ſich rechts und links auf ſeinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ ſich nicht prüfen. Doch einmal geſchah es, daß er Heinrich fragte, wie viel Uhr es ſey, und als dieſer geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiederte der Alte: das merke ich. Er verließ vor uns den Saal, und ſtrich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkaſten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihn dem Spotte der Anweſenden und ſeinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich ſchlug ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechkaſten unter den Arm, ihn auf ſein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauftragen zu laſſen, und ſich die Treppen zu erſparen, fragte er bitter: ſoll ich unſer theures Vaterland einem Lohndiener anvertrauen? — Geſchähe dieſes denn das erſtemal? erwiederte ich: ſo ließ er ſich lenken und wir gingen

fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Thore, die früher, wie finſtere Wärter, unſere ſchöne Stadt hüteten, jetzt wie freundliche Wirthe an deren Eingang ſtehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten ſüß, und mit ihren Blättern buhlte die ſchmeichleriſche Luft. Nur daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unſere Freude ſtörte. In Paris — bemerkte Heinrich — auf den Boulevards, wo mehr Kutſchen fahren, als hier Fußgänger ſind, wird man vom Staube nie beläſtigt, denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Waſſer begoſſen. Hier aber, wie überall in Deutſchland, wendet die Polizei ihre Aufmerkſamkeit mehr auf Perſonen, als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgeſellen, die Dienſtboten, die Schriftſteller, die Reiſenden beaufſichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß, und er kann hingehen, wo er will. Ich bemerkte, das käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erſcheint. Jetzt fühlte ſich Heinrich auf die Schulter geklopft; er ſah zurück, es war der freundliche Alte. Junges Blut, ſprach er, Ihr thut wohl, euch abzukühlen! — Junges Blut! erwiederte Heinrich lächelnd, ich bin viel über dreißig Jahre alt. — Wenn auch, bemerkte der Alte, nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm iſt das Leben. — Der freundliche Mann ſchloß ſich uns an, faßte bald den Zügel der Unterhaltung und lenkte ſie, wohin er wollte. Eine

Nachtigall im nahen Gebüſche ſang ihr ſchönes Lied. Wir blieben ſtehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch, wie jetzt, dem Geſange einer Nachtigall gelauſcht, und wie die vielen tauſende Franzoſen — es war ein Sonntag — die aus Paris und vom Lande zum Kirchweihfeſte gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle ſo von Herzen fröhlich — wie aber alle jene Tauſende unbekümmert vor dem grünen Häuschen der ſüßlockenden Schönen vorüberzogen, und wir zwei Deutſche allein ihren ſüßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche anſahen, und wie ſie neugierig waren, was uns ſo feſt gezaubert! — Das wundert mich gar nicht, bemerkte unſer Begleiter, die Nachtigall ſingt dem Deutſchen am ſchönſten, ſie ſingt deutſch, ſie iſt ein deutſcher Vogel Heinrich bemerkte: ſie iſt ein Zugvogel und ſie kommt aus Aſien. — Das hat ſie mit jener Freude gemein, erwiederte der Alte, und aus Aſien kommen die Deutſchen auch. — Heinrich ſagte: doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht, als die Kaſtenliebe und die Lehre von der Seelenwanderung. — Die Seelenwanderung! rief ich zweifelnd aus. — Ja, ſprach Heinrich mit Lachen, wir glauben, daß die Seele eines Hofraths, wenn dieſer fromm geſtorben, in den Körper eines geheimen Hofraths übergehe, wenn er aber in Sünden dahin geſchieden, in die thieriſche Hülle eines

Bürgers ohne Titel. — Der Alte ſagte mit Lächeln: ich bin auch ein Hofrath: doch, lieber Freund, ich wünſchte ſehr, daß Sie meinen Rath mehr achteten, als meinen Hofrath; Sie ſind zum rechten Ziele aber auf falſchem Wege. Doch — es ſcheint mir, daß Sie dieſes Land der Hofräthe, und dieſe Stadt, worin die hochedle Poſtzeitung erſcheint, nicht gar zu ſehr haſſen; ich ſehe Sie ja ſchon lange hier in Frankfurt. — Nicht doch! erwiederte Heinrich. Ich wohne in Paris, und reiſe nur jährlich auf wenige Monate nach Deutſchland; ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu ſtärken. — Daran thun Sie ſehr wohl, Herr Waller, Sie haben es nöthig, bemerkte der Alte trocken, indem er ſich auf eine Bank niederließ. Heinrich erröthete, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu ſeinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte ſich bald verzogen, und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und ſprach: Ich bin ein Deutſcher und bin ſtolz darauf, es zu ſeyn; doch immer erröthe ich deſſen, wenn ich höre, daß Deutſche ſelbſt ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreißen, das Natur und Geſchichte ſo ernſt und heilig knüpften, und, um die ſchnöde Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das ſüße Gefängniß brechen, in das uns die Liebe einſchloß, um uns wohlzuthun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird ſeinen Vater ſchelten: und kann er ihn nicht lieben, ſo wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht

achten, ſo wird er ihn doch ehren, und wird jeden ſtreng zurückweiſen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt. — Heinrich ſtellte ſich mit verſchränkten Armen vor den alten Prediger und ſagte: Vaterland! Vater! Wir? Unſere gute Mutter, ſagen böſe Leute, wäre ſehr zerſtreut geweſen und wir hätten viele Väter. Sollen wir ſie alle oder welchen ſollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwiſſenden Kinde erzählte man, ein Erzbiſchof ſey ſein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er ſey ein freier franzöſiſcher Bürger. Dem Jünglinge ſchlug hoch das Herz, wenn die Heere ſeines großen Kaiſers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann ſein Herz verſchloß, und ſeinen Verſtand aufthat, und umherblickte, ſah er ſich im Darmſtädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterſtadt ſpazieren, bin ich rechts ein Oeſtreicher und links ein Preuße. Wen, was ſoll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein ſtolzer Republikaner ſeyn? Soll ich nach Frankreich hinüber ſchauen? Soll ich als braver Darmſtädter eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags ſprechen? Soll ich meine kindliche Liebe zwiſchen Stadt und Feſtung theilen? Soll ich öſtreichiſche Geſinnungen, ſoll ich preußiſche Gefühle hegen? Oder ſoll ich ein deutſches Bundesherz haben? Ja, ein buntes Herz müßte ich haben, ſollte ich alle meine Väter ehren, ſollte ich alle meine Vaterländer lieben! — Wir mußten über Waller's Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte

erwiederte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, ſo wollen wir alle lieben, die unſere Mutter geliebt, und ſie gewiß, denn ſie iſt gewiß nur eine. Sie hat uns geſäugt, gewartet und groß gezogen. Sie lehrte uns Vater, Mutter, Gott lallen und alle die ſchönen ernſten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unſere kleinen Wünſche kund thun, unſere Nahrung fordern, unſere Schmerzen klagen und unſere Freude jubeln. Sie beantwortete die erſten Fragen unſerer jungen Wißbegierde, erzählte uns von Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachſenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die ſüße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmey die frohen Tage unſerer Heimath zurück, und flötend begleitet ſie uns durch das ganze Leben, über Luſt und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat ſie auch ſich vergeſſen, doch nie uns vergaß — die Sprache, ſie iſt unſere Mutter, wir wollen unſere Mutterſprache lieben. Sie vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke, und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache, wenn auch geſchieden, doch nicht entfernt wohnen und wo, ſammelt auch nie ein gemeinſchaftlicher Saal uns zur ernſten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an

der Thüre begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder ſind. Welche Sprache darf ſich mit der deutſchen meſſen, welche andere iſt ſo reich und mächtig, ſo muthig und anmuthig, ſo ſchön und ſo mild, als unſere? Sie hat tauſend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinſte Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenloſe Gefühl, das keine Ewigkeit ausſchöpft. Sie iſt ſtark in der Noth, geſchmeidig in Gefahren, ſchrecklich, wenn ſie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie iſt die treue Dolmetſcherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Waſſer ſprechen. Was der rollende Donner grollt, was die koſende Liebe tändelt, was der lärmende Tag ſchwatzt und die ſchweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und gold und ſilbern malt und was der ernſte Herrſcher auf dem Throne des Gedankens ſinnt; was das Mädchen plaudert, die ſtille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philoſoph ſein ſchweres Ich ſetzt und ſpricht: Ich bin Ich — Alles, Alles überſetzt und erklärt ſie uns verſtändlich, und jedes anvertraute Wort überbringt ſie uns reicher und geſchmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer ſchnarrt, der Franzoſe ſchwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt und nur der Deutſche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unſere Sprache iſt herrlich! Aber — ſetzte er leiſer hinzu — wir dürfen ſie nicht

gebrauchen. — Wir dürfen ſie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Haſſe ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das ſanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hift das ſtarke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen ſchrecken. Die Sprache iſt die Scheide der That; wir erheben das umhüllte Schwert, und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein ſpottendes Lachen aus, und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eiſen ſteckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man ſie Kindern in die Hände gibt. Men beluſtigt ſich an unſerm Spielen, lacht über unſere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernſt treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patſcht unſere Tapferkeit und ſtellt uns hinter den Ofen. Wir ſind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht ſich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuſchen wir. Nein, nie wird mir dieſes Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in dieſem Lande. mit ſeiner launiſchen Luft, ſeinem zänkiſchen Himmel, ſeinem weinerlichen Frühlinge und ſeinem verdrüßlichen Herbſte. Wo ſind unſere Alpen, zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens flach und ſandig ſind? wo iſt der Reigen, der im Gekreiſche der Welt uns zurücklullt in frohe ſtille Tage? Wo iſt der heimathliche See, der in unſere Schmerzen

lächelt? Wo iſt der Puls des Volkes, an dem man die Schläge ſeines Herzens fühlt? Wo ſind die Denkmäler unſerer Geſchichte? Welche Großthaten haben unſere Voreltern hinterlaſſen? Das Wenige, was ſie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erſtgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürſtet nach ſo vielen geſalzenen Tagen, und wir ſuchen einen friſchen Trunk an der Quelle unſerer Zeit; wenn uns heiß iſt in der dürren Gegenwart, und wir ſuchen Schatten unter den Bäumen deutſcher Geſchichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In ſandiger Mark „trockenes Brod und ſaures Bier“ und vor dem „Wirthshaus ohne Gleichen“ ſteht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze raſcheln. Wir ſuchen Wein und finden Bier, ſuchen kühlen Wald, und finden Stammbäume nackt und kahl. Dieſe Herrenhuterſtille des Volks, dieſe Magiſterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenſtolz der Reichen, der düſtere Hochmuth unſerer Großen, das linkiſche Weſen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo ſind die Liebeszeichen vergangener ſchöner Stunden? Säuſelt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, ſeht Ihr eine Harfe ſtimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreiſcht, und die Zukunft gellt. Wir waren Nichts, wir ſind Nichts und wir werden Nichts. Wir ſind ein ſchwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes

Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, ſagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut unſerm ſo geduldigen Vaterlande brachte, iſt mir der letzte als der ungerechteſte erſchienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutſchland; dieſes wurde nur zu feſt, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunſt wurde unterirdiſch vergeudet; an einem Dache fehlt es unſerm Vaterlande .... Und an Schornſteinen — fiel ich ein; darum ſchlägt der Rauch der Klagen ſo beißend zurück ... Zank iſt der Rauch der Liebe ... Ja, doch nur die Wärme ſoll man feſthalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürſt ohne Freiheit der Preſſe ſeyn; doch ſie als Unterthan entbehren, iſt noch erträglich. Wer würfeln muß zwiſchen Noth und Sünde, iſt glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein meine Freunde, Ihr tretet euch ſelbſt zu nahe. Wollt Ihr unſer Vaterland kennen und lieben lernen, reiſt in fremde Länder. So vieles Gute, was euch die Heimath gewährte, werdet Ihr dort vermiſſen, und ſelbſt des Schönen, das euch in der Fremde neu erſcheint, könnt Ihr nur darum genießen, weil Ihr Deutſche ſeyd, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Britte iſt nur Britte, der Spanier nur Spanier, der Franzoſe nur Franzoſe; Menſch, iſt der Deutſche allein. Shakſpeare, Calderon, Voltaire, ſie ſind unſer. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, ſie ſind

unſere Landesgenoſſen, ſind unſere Brüder. — Gerechtigkeit, bemerkte Waller, iſt die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meiſten daran, daß ſie geübt werde, der Starke ſchützt ſich ſelbſt. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein beſcheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde... Unſer Land iſt herrlich, ſeine Luft iſt mild, uns allein ward der ſchöne Wechſel zwiſchen Entbehren und Genuß, der der menſchlichen Natur ſo wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längſten Frühling, und weint er auch — im Frühlinge weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen ſind die Wehen eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutſchen gegeben. Fragt nicht nach unſerer Geſchichte, nach den Denkmälern unſerer Vorzeit; wir ſind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer iſt glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer todten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei, fragt ihn nach der Geſchichte ſeines Lebens — er ſieht euch mit ſeinen großen blauen Augen an, hüpft fort und ſpielt wieder mit Gras und Blumen. Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechſeln, würden wir nicht froh unſere ſichere Vergangenheit für ſeine unſichere Zukunft geben? Wir ſind Kinder, und es iſt wahr, wir werden ſtreng erzogen; aber wer tauſchte nicht gern die

Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menſchen haben keine Feierſtunde — wir ſind ein beneidenswerthes Volk. Unſere Hofmeiſter altern und wir wachſen heran; laßt uns genießen und hoffen. Der Bau des deutſchen Landes wird einſt vollendet werden — und dann, auf Jahrtauſende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einſt haben die Deutſchen das Weltreich Rom zerſtört, einſt werden ſie ein ſchöneres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden ſtiften, den edle Fürſten gehofft, und von dem andere geträumt, er ſey ein Traum geweſen; und dann wird man die guten Ahnen ſolcher guten Enkel ſegnen. — Ja, gut ſind wir, ſagte Waller; aber ich will nicht gut, ich will beſſer ſeyn. Wir vermögen nur die That, die zur Ruhe, nur den Kampf, der zum Frieden führt; unſer Herz iſt warm, aber es glüht ſtill und düſter und ſchlägt nie in ſchöne helle Flammen aus. Wir ſind keiner Begeiſterung fähig, die den Menſchen zum Gotte erhebt, das Geſchöpf zum Schöpfer macht. Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathhauſe angeſchlagen ſtehen, daß wir um vier Uhr Nachmittags uns begeiſtern und jubeln ſollen, und dann ſind wir begeiſtert und jubeln zur beſtimmten Stunde. Wie lieben, wie ehren wir unſere großen Männer, und wie thun es andere Völker! Unſere Dichter, unſere Künſtler, unſere Weiſen, unſere Wohlthäter des Volkes — wir Mundſchmeichler nennen ſie hochgefeiert; aber wir feiern ſie nicht hoch und laſſen ſie hungern. Das Odeon in Paris mußte

vorausgehen, für Webers Wittwe und Waiſen eine Vorſtellung zu geben, und nur wenige deutſche Bühnen ſind dieſem Beiſpiele gefolgt. Jean Paul klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen geſehen. Er hatte hundert Fürſten, dreißig Millionen Landesgenoſſen, und er war arm! In der „Kunſt und Wiſſenſchaft kräftig fördernden Kaiſerſtadt“ wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven ſchon vier Monate krank darnieder und er darbt! Als es die philharmoniſche Geſellſchaft in London erfuhr, beſchloß ſie, ihm Alles zu geben, was er brauche und wünſche, und ſie ſchickte ihm ſogleich tauſend Gulden. Gerechter Gott! Tauſend Gulden ſchickten ſie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier für die ſchnöde Luſt einer einzigen Nacht dreißigtauſend Gulden verſchwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit ſeidner Schnauze, wie Metaſtaſio geweſen, und er mag wohl ein Ketzer ſeyn, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Cavaliere glaubt. Mich ſchaudert und mich ekelt! Wie kann Gott lieben, wer nicht ſeine Werke liebt! — Waller, beſter Waller, rief ich, wie bin ich erſtaunt, Sie das ſprechen zu hören. Der Deutſche iſt frei; unſere Dichter, unſere Künſtler, unſere Schriftſteller, ſie ertragen kein Joch; nur eines müßten Sie nicht abwehren: das der Wohlthaten. Seyen wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt, für jene iſt die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutſche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen; wer ſein Herz feſſelt, hat ſeinen

Geiſt gefeſſelt. Laßt uns darben und frei ſeyn. Göthe ſchrieb ſeinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweiſen, woran ſein Herz geſtorben — denn ſeine Jugend hat ſeine Freiheit nicht überlebt — ſo weiß man es doch. — Und was iſt jene Begeiſterung? ſetzte der Alte hinzu. Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertages, auf den ſpärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutſche liebt das ganze Jahr mäßig, aber immer ſatt. Die Britten, die Franzoſen, ſie ehren und feiern nur die großen Männer ihres Landes; der Deutſche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht Alles lieben, was wir bewundern, nicht Jedem wohlthun, den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben Eins, das uns Alles erſetzt: die Freiheit des Gedankens ... Heinrich lachte ... Ja die Freiheit des Gedankes! Was nützt den Franzoſen ihre freie Preſſe? Sie dürften es ſagen, daß deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt hoch über franzöſiſcher ſtehe, daß Shakſpeare mehr ſey als Corneille; aber ſie ſagen es nicht, ſie vermögen es nicht zu denken. Was hindert uns Zenſur, was jede andere Gewalt? Oft wird die That durch den Willen beſchränkt; aber ſo gewiß der Schatten dem Lichte folgt, ſo gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein iſt. Was wir wollen, wird geſchehen, früher oder ſpäter, wenn wir das Rechte und wenn wir es ſtandhaft wollen. Das engliſche Volk, ſo edel es auch iſt, wagt nicht gerecht zu

ſeyn; wir haben den Katholiken Irlands ſchon längſt Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbſt mächtige Fürſten bedenken ſich, was ſie über Griechenland beſchließen ſollen; wir haben ſie ohne Zaudern unabhängig erklärt. — Heinrich rief verdrießlich aus: Und ſey dieſes Alles wahr, was hilft es uns? Was nützen uns Kunſt und Wiſſenſchaft in verſchloſſenen Schränken, was guter Wille ohne That, Tugend ohne Achtung, Verdienſt ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh ſeyn, ich will es genießen. Ich will ſagen, was ich denke, thun, was mir recht ſcheint, abwehren, was mir mißfällt, und ernten, was ich geſäet. Wie langweilig ſind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo unter uns iſt die ſchöne Geſelligkeit der Franzoſen, wo bei uns vereint ſich Kunſt und Wiſſen, Herz und Geiſt, Gefühl und Witz, uns eine ſchöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verſchaffen? — Beneiden wir ſie nicht darum, erwiederte Jener. Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köſtlich bewirthen, ich durfte mir ihre Verſchwendung wohl gefallen laſſen. Aber gleichthun wollen wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wiſſen vergeudet der Franzoſe in dem Geſpräche einer Stunde; aber weil er Alles ſpricht, was er weiß, ſagt er mehr, als er weiß, und macht Geiſtesſchulden. Der Deutſche denkt mehr, als er ſpricht; aber er reicht aus und man ſieht nie den Boden ſeines Wiſſens.

Die Sperr-Trommel wirbelte jetzt. Wir müſſen heimkehren, ſagte ich. — Schade! rief der Alte, der Abend iſt

ſo ſchön! Doch wir wollen dem Zuge folgen. — Was liegt daran? bemerkte Waller. Denken wir, wir gingen noch länger ſpazieren. — Ja, das wollen wir denken: erwiederte ich; und wir wollen denken und immer denken: dieſe Trommeltyrannei iſt hart und lächerlich — dann endet ſie gewiß einmal.

Der Alte hatte die Güte uns zu ſagen, daß er ſich unſerer Bekanntſchaft freue, und wir ihn auf ſeinem Zimmer Nr. 13 morgen beſuchen möchten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und ſprach: **Soyons amis, Cinna!** Sobald wir nach Hauſe gekommen, erkundigte ſich Waller, wer Nr. 13 wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch und er las: Baron von Ruhdorf, Geheimer Hofrath und Regierungs-Präſident. So! — murmelte er. — Baron! Präſident! Hofrath! Darum alſo ſo zufrieden? **Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!**

Berichtigungen.

Seite 27 Zeile 1 von oben ſtatt „in keinem Staate“ ſoll heißen „in keinem chriſtlichen Staate.“
„ 65 „ 14 „ „ ſoll heißen: „Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt.
„ 105 „ 10 „ „ „ und mit den Köpfen an einander ſtoßen.
„ 121 „ 13 „ „ ſtatt „lehren“ ſoll heißen „belehren.“
„ 205 „ 8 „ „ „ Erſatz — Einſatz.
„ 232 „ 17 „ „ „ ſcheint — pflegt.
„ 279 „ 3 „ „ ſoll heißen: „die erlittene böſe That.“
„ 284 „ 4 „ „ ſtatt „die natürliche“ — „die unnatürliche.“
„ 340 „ 16 „ „ ſoll heißen: „in der Bildung ſo hoch ſtellt.“
„ 377 „ 10 „ „ „ in einem fremden unabhängigen.
„ 465 „ 3 von unten ſtatt „Hofräthen“ — „Höfräthen.“

In der Vorrede des erſten Bandes:

Seite XXI Zeile 10 von oben ſtatt „um ſo weniger trauriger“ ſoll heißen „um ſo trauriger.“

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Digitized by Google